



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

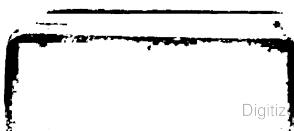
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

THE
FT
DE

5

GRI
.Sg

2



7.⁸ Jahrgang

1934-35

Gudetendentsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1934

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

GRI
159

293962

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
Dr. Viktor Dollmahr , Der süd-mährische Mundartdichter Karl Bacher	1 -12
Walter Jatzwail , Der judetendendeutsche Volkstanz	13 -20
Dr. Edwin Sahlinger , Wirtschaftssprachwissenschaft und Volkskunde	21 -22
Josef Kern , Danaiden- und Sisyphusarbeiten in der deutschen Volksüberlieferung	23 -24
Dr. Rudolf Kubitschek , Die Sämerglocke von Prachatis	24 -26
Adolf Jacoby , Zur „Tut-and-Non“-Sage aus Eberthuben	26 -29
Dr. Ernst Führlsch , Familiennamen tschechischer Herkunft bei den Deutschen in den Sudetenländern	41 -54
Hans H. Kreibich , Dr. Hier. Anton Jarisch und seine Mitarbeiter an den „Heimatsklängen“	55 -62
Dr. Franz Reischel , Das „Fischingsrecht“ und das deutsche Richterpiel	63 -69
Robert Jakobi , Aus der deutschen Sprachinsel Königsfeld in Karpathen-Lukland	69 -77
Otto F. Babler , Verkehrt beschlagene Pferde	77 -79
Dr. Richard Zimprich , Erziehungslehren (Pädagogischer Aberglaube)	80 -81
Dr. Eugen Lemberg , Die Heilige Kimmernis	81 -85
Richard Zeisel , Ein Holzquirl bricht Zauberkraft (Märchen)	85 -87
John Meier , Zum 70. Geburtstag	88
Johann Dolezal , Dr. Matthias Pangerl zum 100. Geburtstage	88 -89
Anton Kahler †	89 -90
Alfred von Klement , Das Lied von bösen Frauen	105 -112
Hans Ponti , Zum Märchenmotiv vom Räuber im Sarge	112 -114
Josef Kern , Die Adlersteine von Mentau bei Leitmeritz	114 -116
Wenzel Stiasny , Volksmedizin in Westböhmen	116 -119
Dr. Egon Lendl , Sudetendeutsche Volksliedliter innerhalb des ungarländischen Deutschtums	119 -122
Leopold Gotschlich , Der nordmährische Mundartdichter Richard Zoll	122 -124
Richard Zeisel , Kaiser Franz Josef und der Bauer (Schwanke Sage)	124 -125
H. Paudler zum Gedenken	125 -126
Atlas der deutschen Volkskunde	126
Dr. E. Schröpl , Sudetendeutsche Blutgruppenforschung	139 -145
Leopold Schmidt , Der Oberösterreich Spielkreis	145 -157
Dr. Will-Erich Peudert , Nachbarliches Gut in Schlesien	157 -164
Rudolf Frenschla , Südwestmährische Sagen	164 -167
Richard Zoll , Spottnamen am Dorfe	167 -168
Dr. Richard Zimprich , Der Gedanke an den Tod im häuerlichen Leben	168 -171
Otto F. Babler , Seit wann die Menschen ihre Todesstunde nicht mehr vorauswissen	171 -173
Dr. h. c. Karl H. Fischer †	174
Adolf König , Das Tischler- und das Maulherrnspiel	174 -175
Richard Zeisel , Von einem Töpfermeister, der keinen Paartopf machen konnte	175 -181
Einlauf für das Archiv	181 -183

Kleine Mitteilungen

	Seite
Ignaz Göth , Der Ackermann im Frühjahr	29
Franz Fischer , Die Dorfsobmannschaft und der „Mäsesonntag“ in Meim	29—30
Albert Brosch , Der „Stadelschlüssel“ im Egerland	30—31
Richard Baumann , Lagenbezeichnung der Orte in Nordwestböhmen	31
Loß und Tadel	31
Die Saage vom Eisenbahntunnel bei Triebitz	31
Der junge Graf und sein ungetreues Weib	31
Heimliche Mundartdichtung	32
Islauer Speisen	32
Ehrung	32
Volkswissenschaftliche Vorlesungen	32, 130
Dr. Karl Harbich , Der jüngste Tag in der schlesischen Sage	90
Anton Wesselerle , Das Sonnwendfeuer (Johannistfeuer) in alter Zeit	90
Staatsamtalt für das Volkslied	91
Waldgedichte	92
Internationales Volkstanz-Treffen	92
Kundfunk	92
Heimatmuseum in Rufus	92
Dr. Rudolf Kubitschek , Wärowitz	126
Hans R. Kreibich , Das Lied der Arbeitslosen	127
Ignaz Göth , Spruch beim Erntefest	127
Die Volkskunde an den preussischen Hochschulen für Lehrerbildung	127
Verband deutscher Vereine für Volkskunde	127
Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung	127
Wilhelm Heinrich Riehl-Preis	128, 186
Zudetendentes Volksliederbuch	128
Lied und Schule	128
Arbeitsgemeinschaft für eine vergleichende deutsch-tschechische Volkskunde	128
Zudetendentes Sagenbuch	128, 187
Samitätsrat Dr. Armin Klein †	128
Der Brünner Spielberg	129
Prager Kundfunk	129
Der Bauer und seine Tracht	129
Neuausgabe und Ausgestaltung der „Heimatsklänge“	129
Verleht beschlagene Pferde	130
Die Entstehung des Karolinnums	183
Franz Fischer , Die Entwicklung der Taufnamen in Oberplan	183—184
H. Rieg , Sonne, Mond und Sterne	184—185
E. Hoffmann-Kraher - 70 Jahre alt	186
Internationales Volkstanzfest	186
Trachtenfest	186
Die deutsche Soldatensprache in der C.E.R.	187
Zum pädaogogischen Aberglauben	187
Das Lied von bösen Frauen	187
Der Räuber im Sarge	188
Gedenktafelenthüllung (für J. Haudek)	188

Antworten	32—34, 92—96, 130—133, 188—191
Umfragen	35, 96, 97, 133, 191
Schrifttum	35—40, 97—103, 133—138, 191—196
Auskünfte	40, 103, 138
Abbildungen	1, 25, 56, 69, 71, 73, 75, 116, 125

Verzeichnis der Mitarbeiter

Otto F. Babler (Lmütz). — Richard Baumann (Chodau). — Gustav Bayer (Sattl). — Karl Benkovitzh (Přesburg). — Dr. Franz J. Beranek (Neuhaus). — Dr. Franz K. Böhm (Neurohau). — Hans Brazda (Oberplan). — Albert Broich (Eger).

Dr. Th. Deimel (Blabings). — Johann Doležal (Wien). — Dr. Viktor Dolimayr (Lemberg).

Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Hans Englisch (Mähr.-Mokendorf-Prag).

Alois Fieb (Deslawen). — Franz Fischer (Oberplan). — Dr. Leonhard Franz (Prag). — Dr. W. Frenzel (Baupen). — Dr. Ernst Führlich (Reichenberg). —

Janaž (Söth (Aglau). — Leopold Gottschlich (Lmütz). — Franz Göb (Poischkau). — Adolf Gückhorn (Militau bei Mies).

Dr. Josef Hanika (Prag). — Dr. Karl Harbich (Weidenau). — Joseph Heß (Luxemburg). — Hans Honti (Budapest). — Adolf Horner (Königswerth). — Rudolf Hrnstka (Alt-Sart).

H. Jacoby (Luxemburg). — Robert Jakobi (Schlaggenwald Prag). — E. Je-ionek (Wagstadt). — Dr. Gustav Jungbauer (Prag). — Dr. Ernst Jungwirt (Kömerstadt).

Ewald Kaller (Einiedel bei Würbenthal). — Max Kašparek (Jvanovce). — Josef Kern (Zeitmeritz). — Alfred von Klement (Reichenberg). — Dr. Johannes Koepp (Berlin). — Adolf König (Reichenberg). — Hans K. Kreibich (Auffig). — Dr. Rudolf Kubitschek (Pilsen). — Dr. Hermann Kügler (Berlin).

Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M. Prag). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Trübau). — Dr. Eugen Lemberg (Münster i. W.). — Dr. Egon Lendl (Wien). — J. Lösch (Koderham).

Josef Mačhek (Holejšchen). — Dr. Heinrich Misko (Berlin). — Dr. Josef Mott (Troppau).

H. Nerad (Prag).

G. Palme (Gablunz a. N.). — Dr. Franz Peichel (Freiwaldau). — Dr. Will-Erich Peudert (Breslau). — Ernest A. Potuczek (Brünn).

Johann Koch (Schildberg).

Dr. Edwin Zahliger (Trenčín). — Anton Schacherl (Budweis). — Leopold Schmidt (Wien). — Johann Schreiber (Groshe). — Dr. G. Schröpl (Eger). — Josef Siegl (Trupitsch). — Richard Zoff (Höwerzdorf). — Karl Spitzenberger (Deutsch-Reichenau bei Friedberg-Prag). — Wenzel Stiašny (Staab). — Ernst Stöck (Veneichau).

Johann Thündel (Pergrstadt). — Georg Tischler (Kornitz).

Anton Weßlerle (Deutsch-Pröben).

Walter Zawadil (Prag). — Richard Zeisel (Zeche bei Deutsch-Pröben). — Otto Zerlik (Mithwa). — Dr. L. Zettl (Braunau). — Dr. Richard Zimprich (Lmütz).

Öudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylowo nám. 28.

7. Jahrgang 1934

1. Heft

Der südmährische Mundartdichter Karl Bacher

(Zu seinem 50. Geburtstag am 10. Februar 1934)

Von Univ.-Prof. Dr. Viktor Dollmayer, Lemberg

Der Mundartdichter Karl Bacher ist am 10. Februar 1884 in Waltrowitz, Bezirk Znaim, als Sohn eines Kleinbauern, eines „Viertel-
lehners“, geboren worden. Waltrowitz ist eine kleine Dorfsiedlung des



Thayatales in Südmähren. 1243 wurde es von König Wenzel dem Pfarrer Wilhelm von St. Michael in Znaim geschenkt (Dudik 5,335). Znaim blieb die ganzen Jahrhunderte hindurch für Waltrowitz und alle Dörfer des Thayatales „die Stadt“, der Kulturmittelpunkt, wird daher in Bachers Gedichten und Erzählungen oft genannt und hatte für ihn auch persönlich große Bedeutung. Denn dorthin schickte ihn auf Drängen des Lehrers und im Vertrauen auf Stipendiumhilfe sein Vater ins Gymnasium. 1905 maturierte er hier, wählte dann Germanistik zu seinem Fachstudium auf

der Hochschule in Wien und erwirbt mit einer Dissertation über bestimmte syntaktische Erscheinungen seines Heimatdialektes den Doktorgrad. Er wird 1911 Mittelschullehrer und ist derzeit Professor am Bundesgymnasium des VIII. Bezirkes in Wien.

Als Dichter trat Bacher spät vor die Öffentlichkeit. Zwar entstand ein Teil seiner Dichtungen (hochdeutsche¹⁾) und Mundartgedichte (sowie das Drama „Der Smoanschnied“) noch in der Hochschul- und Probekandidatenzeit, doch unterblieb die Veröffentlichung der Lyrika und die Versuche, den „Smoanschnied“ auf die Bühne zu bringen, schlugen damals fehl. Erst nach dem Weltkriege wurden seine Dichtungen bekannt, zunächst von 1919 ab durch seine eigenen Vorträge in Österreich und in der Tschechoslowakei, seit 1922 durch Buchausgaben seiner Gedichte und Erzählungen. In diesem Jahre veröffentlichte er zwei Sammlungen²⁾. 1926 und 1931 folgten zwei weitere mit neuen Gedichten und Erzählungen³⁾. 1930 erschienen zwei Profanovellen in südmährischer Mundart unter dem Titel „Mutter“⁴⁾. In den letzten Jahren wandte sich Bacher dem Mundartdrama zu. Es entstand 1930/31 „Der Heiratsnorr“, ein Bauernlustspiel in 3 Aufzügen, vom Theatervertrieb „Volkskunstverlag“ unter dem Titel „Drei auf einer Bank“ in der Schweiz, Deutschland, Österreich und in mehreren Städten der Tschechoslowakei zur Aufführung gebracht, im gleichen Jahre, 1931, das vieraktige Lustspiel „Milchrahmstrudel“ (Fuchsverlag, Wien), auf österreichischen und tschechoslowakischen Bühnen mit Erfolg gespielt. 1932 „Der Goethebauer“, ein für Bauern berechnetes Goethefestspiel in vier Szenen (Fuchsverlag), ebenfalls in Österreich und in der Tschechoslowakei aufgeführt⁵⁾, im gleichen Jahre, 1932, das dreiaktige Drama „Bauer und Knecht“ (Fuchsverlag), endlich 1933 das dreiaktige Lustspiel „De rennade Reuter“ (= Das tanzende Sieb). In Buchform ist keines dieser Dramen bisher erschienen. Ungedruckt, weil noch unvollendet, ist das Epos „Der ewige Ocker“, mit dem Bacher die klassische Tradition bairisch-österreichischer Mundartdichtung (Stelzhamer, Wiffon) neu aufnimmt. Bacher will hier in 12 Gesängen den Jahreskreislauf dörflichen Lebens in Arbeit, Brauch und Sitte darstellen. Zwei Gesänge (etwa 1300 Verse) liegen bisher handschriftlich vor.

Der fast dreißigjährige Aufenthalt Bachers in der Großstadt hat die Bindung mit dem Heimatdorfe, wo noch Geschwister die väterliche Scholle bearbeiten, nicht lockern können. Starkes Sippengefühl, wissenschaftliches Interesse und vor allem der Drang, in den geliebten Lauten und Formen

¹⁾ In dieser Skizze wird nur Bachers Mundartdichtung berücksichtigt, so wertvoll auch seine schriftdeutsche Produktion ist.

²⁾ „Südmährische Gedichte.“ Wien 1922. „Neue südmährische Gedichte.“ Wien 1922.

³⁾ „Zeitige Ah'an“ (= Reise Ahren) 1926, Nilsolzburg, Bartisch. „Schnitthohn“ (= Erntemahl) 1931, Knittelfeld, Gutenberghaus.

⁴⁾ „Mutter.“ Zwei Erzählungen aus Südmähren. 1930, Knittelfeld, Gutenberghaus.

⁵⁾ Auch als Hörspiel im Radiojournal Brunn aufgeführt.

der Heimatmundart seine Gefühlswelt künstlerisch zu gestalten⁹⁾, waren und sind die Seile, die ihn an den Kulturkreis seines Geburtsortes binden. Die Mundart seiner süd-mährischen Heimat ist der mittelbairische Dialekt, genauer ostmittelbairisch, der sich vor allem durch die Entsprechung in für mittelhochdeutsch *uo* (neuhochdeutsch *u*), z. B. in *guit*, Bruder, *Muider* für *gut*, Bruder, Mutter, vom übrigen Bairisch-österreichischen unterscheidet. So spricht man auf tschechoslowakischem Boden außer in Südmähren noch im südöstlichen Böhmen (Neuhaus), sodann außerhalb der Tschechoslowakei im nordöstlichen Niederösterreich, im Burgenland und in Teilen der Oststeiermark⁷⁾. Es sind dies zum größten Teile Gebiete, die im 10. Jahrhundert von Bayern in geschlossenen Dorfsiedlungen kolonisiert wurden. — Bachers Heimat hat gemischte Kultur: Feld- und Weinbau. Der Weinbau Südmährens ist uralt und durch Weinzehnte seit ungefähr 1200 urkundlich bezeugt. Er bestimmt den Charakter der Bauern und den Rhythmus ihres Lebens:

Mir san de Bauern von Südmährerland, aus der Erdn gwachne Bamer.	Wonn d' Sunn af unsre Weinber locht, wonn Troad und Woaz recht reißn,
An Sturmwind holt mer, an Weder stond,	mir san ge'n lusti Lo' und Kocht.
an Unglück leid mer, — mir leidn foan Schond,	Als wonn a Feind noch'n Unstign trocht',
san mer z' stolz af unsre Nama!	der greißt af hort wie r Eijn! ¹⁰⁾

Langjährige Krankheit in den Entwicklungsjahren — Bacher mußte an die 15 Operationen überstehen — macht ihn zum Lyriker. Gesteigert wurde sein lyrisches Schaffen durch das Kriegserlebnis, den vollen tiefen Gefühlston gab seiner Dichtung der Schmerz über den unglücklichen Kriegsausgang und die Trennung von der Heimat, die für ihn nun „Ausland“ wurde. Es überwiegt der Ernst in seiner Dichtung und sein Humor, mit Leid erkaufte, hat weltanschauliches Gewicht:

I schau i d' Welt nit lusti drein.
Woak Gott, i hob foan' Grund dazui.
I hob mi gradert, hob mi ploat,
's groß Glück hot qor net um mi g'ragt. —
Jaß bin i müad, — i gib an Ruib⁸⁾.

Er fragt:

Wia doß nea fimt?
Wonn i wos Lustigs mocha möcht,
zun Schluß hot's do' a traurigs Glück.
Der Locher, den i locha will,
friagt af mein' Mal de weankat (Sicht.¹⁰⁾)

⁹⁾ „Südmährische Gedichte“, S. 12: „Wonn mer am schwa'stn is ums Herz, ait red i wie dahoam.“ — Vgl. auch „Zeitige Ah'an“, S. 37.

⁷⁾ Steinhauser, Die Entwicklung des ahd. *uo* im Bairischen usw. im Anzeiger der phil.-hist. Klasse der Akademie d. Wissensch. in Wien 1926.

⁸⁾ „Zeitige Ah'an“, S. 50.

⁹⁾ „Neue südmährische Gedichte“, S. 32.

¹⁰⁾ „Südmährische Gedichte.“ S. 36. Vgl. ebda. „De Wohl“, S. 29, und „Schwarzer We“, S. 33.

Hoamat, mein Hoamat,
wia hob i di ge'n!
Hob di in Herz
wia r a Plamerl fein' ke'u.

Wüßt nit, wia r i redat,
wüßt nit, wia r i wa',
wonn i nit aus mein' Ertl,
aus mein' ornfelsign wa'¹⁶⁾.

Gerade durch die Trennung vom Heimatboden verklären sich ihm in der Erinnerung die im Dorf verlebten Kinderjahre, vertieft sich ihm die Liebe zum Acker:

De, wos dahoam am Grund hom sinna bleibm,
de wissn 's nit, wos d' Hoamat is.
Mir ober i der Fremd hom 's kenna gle'nt'¹⁷⁾.

Die Heimatliebe verdichtet sich zu qualvollem Aufschrei bei der Trennung:

I geh nit furt,
wonn i ah, wonn i ah
glei eingespirt wurd!

Bi r i jo, bi r i jo
nea do dahoam!
überoll, überoll
schwimm i wia Foam!¹⁸⁾

Heimatliebe und Volksverbundenheit bilden ein Hauptmotiv in Baders Lyrik. Eine Reihe von Gedichten wurzelt in diesem Gefühlsbezirk. Das zweite zentrale Erlebnis ist das Muttermotiv. Beide fließen ihm oft in eins („'s Muiderl“ in den „Südm. Ged.“, S. 12. — „Hoamveh“, ebenda, S. 13. — „Zwoa Verwoaste“ in „Neue südm. Ged.“, S. 13. — „Muider, sogts mer wos!“ in „Zeitige Ah'an“, S. 39 ff.) plastisch wie Visionen tauchen Kindererlebnisse auf und rücken ihm die Muttergestalt vor Augen, kleine und kleinste Szenen: die Mutter bei der Arbeit in Küche und Stube, in Feld und Gemüsegarten, beim Plaudern mit Nachbarinnen, als Mittlerin zwischen Kind und Vater. — Eine Probe für viele:

Mein Muiderl steht in Tratschn . . .
Sie hot si g'orbat gmui bein Lo'.
Und bin i mir gmui gsprunga,
so iteh r i aft ah ruhwi do.

I loahn r afs Muidern Fräta,
reiß ds Mal auf, daß i olls versteh.
Sie holt' d' Händ af mein' Lchsln,
und redt f', boig i mein' Gsicht i d' G'h.

Dis jo: in Ruckn gholtn,
af d' Muider gloahnt, — so siach a mi
und gspür's, daß af der Erdn
i nimerst sichrer gtondn bi'¹⁹⁾.

Rückfinnernd erlebt er hier wie meist solche Szenen in ihren Symbolwerten, ohne dadurch die Plastik des einmaligen, des konkreten Geschehens zu verlieren. Tritt hier und oft die eigene Mutter als Lebensführerin vor ihn, so grübelt er auch häufig über Muttertum, Mutterglück und Mutter-schmerz überhaupt, über die gute, über die schlechte Mutter, die Mutter, die ihr eigenes Kind haßt, die Ziehmutter, die für ein angenommenes Kind schwerste Opfer bringt (z. B. in seinen Prosaerzählungen des Buches „Mutter“, s. o.). Daß ihn das Muttertum immer wieder beschäftigt, hat seinen tiefen Grund in weltanschaulichen Überzeugungen, in einem tiefen

¹⁶⁾ „Südmährische Gedichte“, S. 11.

¹⁷⁾ Ebda., S. 14.

¹⁸⁾ Ebda., S. 19.

¹⁹⁾ „Südmährische Gedichte“, S. 24.

Sippengefühl, das die Kontinuität der Generationen nicht bloß erkennt und fühlt, sondern als kultur- und walterhaltendes Prinzip erlebt. In dem Gedicht „Lebmsziel“ spricht er zur toten Mutter, deren arbeitsreiches bäuerliches Leben er überblickt:

Dein Leb'm, — des oane, — is vergonga, —
iaß lebst i mir a neuch's, a schöner's Leb'm —
und dir und mir hot dos dein Tod erst geb'm! —

Er wünscht sich:

Daß i nog'n Tod i oan' vo meine Kiner
funnt hom a zweites Leb'm — wie du --²⁰⁾

Das Sippengefühl bindet ihn an Familie und Heimat, es vertieft sich zu einem Einsfühlen mit heimischer Flur, heimischer Frucht. In sorgenvoller Stimmung lehnt er die Wange an den Kirschbaum²¹⁾:

Do — hoamli — gspür i's, dur'n Bam wias rinnt
von Stomm zun Kost — und 's nimmt mi a h da zu i.
I los', i siach — i funnt's nit ongebm gschwind,
ob i id mi siach oder ein in Bam —

In plötzlicher Vision sieht er Ahnen und Nachfahren zugleich aus der Baumkrone ihm Kirschen zuwerfen, ihn trösten: Er fühlt sich in seiner Geschlechterfolge geborgen und an sie gebunden:

Hoamat, i kim zu dir, — i woaß's zweg'n we!

— Hell is mein We!

Hoamat, i kim zu dir, — i woaß', zweg'n we!

Ich kenne keinen Mundartdichter, der Metaphysisches in den erdgebundenen Lauten und der bäuerlichen Bilderprache seines Dorfes mit gleicher Kühnheit und gleichem Glück gestaltet hat. Dieses Einsfühlen mit Erde, Baum, Halm und Pflug beseelt ihm die ganze dingliche Umwelt und erfüllt ihn mit andächtiger Liebe zu ihr:

Dos is a Summer! Hoaß und dürr und trucka!
Dos Woazfeld bräunt si, d' Gerstin haglt si schon,
der buglat Holm kroicht zsom'm wie olter Monn,
de Lins und Wida toan' si niederducka,

Mitto'rost is! — Olls schloft, woß schlofa konn...
Iaß — fongt dos Socha r olls is redn on . . .

Can Wort, woß olle grad scho aufidrängen
aus eahn voll Glu'strat, hot si aufizog'n
vo eahn zun Himmel in r an hoch'n Bog'n,
wo eahnte Seeln iaß vor Gott Voder stehngan:
„An Reg'n!“ — Dos große Witt'n tuit si hebm,
oan oanz'ger Echroa: „Loß regna! loß uns leb'm!“
Und schau! aus eahnte taujnd, taujnd Witt'n
bollnt Gott a Wolkn ziom'm am Firmament. —
De Aug'n am Feld wean' toif: — 's Verlonga brennt!

²⁰⁾ „Zeitige Ah'an“, S. 29 f. Vgl. noch „Mitto'rost“ u. „Mitto'zeit“, ebda., S. 5 ff.

²¹⁾ „Schmittbohn“, S. 16: „Mutern Kerichtbam.“

Der Wind bringt Botshoft, kimt zun Bamern gritten,
de's weitergebm, bis 's ds letzte Stammerl mirft:
Dlss richt' si's Mal, daß's recht viel Woffer kriagt.

Und — ah! — iag platscht's und plescht's und waschlt, trascht!²²⁾

In Zustandsschilderungen ist Bacher Pluralist. Er zeichnet das Bild des Bauernhofes, der Dorfstraße am Morgen oder Abend, des Weizenfeldes, des Flussufers usw. mit kleinen Einzelstrichen, differenziert visuell und akustisch bis ins Feinste und faßt den Reichtum der Einzelbeobachtungen schließlich doch immer zu einheitlicher Stimmung und Wirkung zusammen. (Vgl. „I der Frúah“ in „Zeitige Ah'an“, S. 69. — „A Regnto' in Summer“, ebenda, S. 86. — „Der Bauer af d' Nocht“ in „Schnitthohn“, S. 42. — „Obshied“, ebenda, S. 37.)

Tief ist die Liebe Bachers zu heimatlichem Boden, Mensch, Tier²³⁾ und Gerät, ein Schönfärber aber ist er darum nicht. Er sieht und schildert bäuerlichen Troß, bäuerliche Härte, ja auch Verkommenheit mit schonungsloser Realistik, vor allem die Habsucht, das häufigste und stärkste Laster des Kleinbauern:

Dos sündigt Verlonga zwingt er ehnder zur Ruib, —
wonn d' Hobbegier wo ds Mal aufreißt, beißt f' zui.
A Tigerwolf is f', den wo's aus der Goschn dompft,
und wonn's über Leichn geht, er rompft und rompft!

(„Dos Muiderkreuz“. Ungedruckt.)

Habsucht ist stärker als Familiensinn, Besitzgier führt zu Bruderhaß, Brudermord. Herb wie eine altnordische Saga beginnt das Gedicht „Dos Testament“ („Schnitthohn“, S. 50):

Dos is der Bauer Tunder af sein' Haus und Hof,
hot Ader gmui, hot Noß und Küah und Eäu und Schof.

Dos is sein Bruider Moz, wo's ah der G'rieb wa' gwest,
der hot von vielen Prozessen kam iagt a worms Nest.

Sein letzter Besitz, der leere, halb verfallene Weinkeller, wird verlizitiert und vom reichen Bruder, dem Testamentsfälscher, gekauft. Dem um das Holz der morschen Fässer bettelnden Bruder wirft er unwillig ein Brett, das er von der Mauer wegreißt, hin, da kommt das richtige Testament in der Nische dahinter zum Vorschein.

Dos is der Bauer Tunder gwest mi'n eckign Gücht.

Der hot eahm, eh i'n giagt hom, selber gmocht sein Gricht . . .

Und seine orma Riner schleichan untranond,

wonn f' vo eahn' Betteln d' seinign sehga, wean' f' rot vor Echond. —

Bäuerlicher Starrsinn ist das Thema mehrerer Gedichte. In der Ballade „Dos Totnwichtel“ (= Käuzchen²⁴⁾) läßt Bacher zwei Bauern, die von Kind auf gute Freunde waren und im Kriege gemeinsam Schweres erlebten, um eines Espenbaumes willen zu Todfeinden werden:

²²⁾ „Schnitthohn“, S. 39 ff.

²³⁾ Vgl. „Schnitthohn“, S. 54, „De Ruib und de Goaf“.

²⁴⁾ „Schnitthohn“, S. 60.

„No, - noch loan' Gspoaß!
 Der Bam ghört jo mein, so viel i woaß.“ --
 „Mein ghört der Bam! De Granitz geht do!“ --
 „Ober Frönz, du irrst di! de Granitz geht do!“ --
 „I so' der des vane: der Bam ghört mein!“ --
 „Do geht i!“ -- „Na, do! der Bam ghört mein!“ --
 „Mein Boder hot glogt, de Espm ghört uns!“ --
 „Unser Ahnl sogt der's heunt no, de Espm ghört uns!“ --
 „I tui mer s' holt auer, wirt's scho sehän!“ --
 „Dos leid a der nit! Dos derf nit g'schehgn!!“ --

Die Schlägerzeit kommt. In der Nacht treffen sie sich beim Baum. Der eine hat schon Erde ausgehoben um die Espe herum. Sie beginnen auf Leben und Tod zu ringen, stürzen in die Grube. Da weckt der Ruf eines Käuzchens die Erinnerung an jene Nächte im Krieg, wo sie beide, schwer verwundet, in einem Granattrichter lagen und den Tod erwarteten, umschwirrt vom Totenwichterl. Sie versöhnen sich nun. — Nicht immer biegt Wacher den Konflikt zu glücklichem Ausgang wie hier. Seine erzählenden Gedichte sind meist heroisch düster, klassische Balladen mit rasch vorwärtsdrängendem Tempo und tragischem Ausgang, z. B. „Der horte Toni“ („Züdm. Ged.“, S. 53), „Der rote Steffl“ (ebenda, S. 56). Auch hier treten Dorstypen auf, die die Nachtseiten bäuerlichen Wesens darstellen: der trotzig verhärtete Bursch, der über den Tod des von ihm verführten Mädchens spottet, der liederliche Sohn, der dem Vater Frucht vom Kornboden stiehlt. Vgl. noch „De Lumpm“ („Zeitige Ah'an“, S. 105) und „Lumpm“ („Schnitthohn“, S. 22). Wacher hat sie aber alle noch lieb, wie man entartete Kinder noch liebt, denn sie gehören zum Dorf. Seine wärmste Liebe freilich gehört dem schwer arbeitenden Kleinbauern und dem besitzlosen dörflichen Tagelöhner. Ein solcher ist der Held der Erzählung in Prosa „Der zriedne Thomerl“ (im Buche „Mutter“, S. 41 ff.), der nach bitterharter Jugend ein Lebensphilosoph wird wie Anzengrubers Steinklopferhäns. In dem (ungedruckten) Gedichte „Der Drescher“ klopft der durch die Maschinen in seiner Existenz bedrohte Tagelöhner an das Tor des Bauern, seines einstigen Arbeitgebers:

Bauer, moch auf dein Tor!
 Vos' do' auf unsern Schrao!

Bauer, dein Tor moch auf, --
 iunst pumpetu Häust no drauf!

Bauer, moch auf dein Tor!
 Gor is der leste Voa! (Vaib)

Bauer, moch auf, moch auf!
 's Herz und dein Tor moch auf!

Die Wendung Wachers zum Drama in den letzten Jahren ist kein Zufall. Die Balladen und die lebendige Dialogführung in Gedichten und Prosaerzählungen zeigte bereits seit langem seine Begabung für diese Gattung. Wie in Lyrik und Epik gestaltet er auch hier Lebensprobleme des Dorfes. Seine Dramen sind figurenreich. Er liebt es, Parallel- und Kontrastfiguren neben die Haupthelden zu stellen, zwei oder drei Generationen mit- und gegeneinander wirken zu lassen. Das Dorf repräsentiert sich in Totalität, in seinen wertvollen ausbauenden Vertretern und in den verkommenen Existenzen. Diese Vielfalt von Typen zeigt schon sein Jugenddrama „Der Smoanschnied“. Hier erschießt der Held den Bürgermeister.

seinen Feind, weil dieser ihn aus Stellung und Heimat verdrängen will. Das Drama „Bauer und Knecht“ ist das hohe Lied der Arbeit. Der Knecht, der mehr als ein halbes Jahrhundert das Gut des Bauern betreut hat, verteidigt Haus und Hof gegen die Mißwirtschaft des unter böse Einflüsse geratenen Besitzers. Es läge nahe, bei der Szene, in der Ambros der Knecht gegen den Befehl des Herrn Korn statt Weizen sät und darum vom Herrn entlassen wird, an Otto Ludwigs „Erbförster“ zu denken oder im Schlußakt, als der Bauer durch den Hufschlag des eigenen Pferdes niedergestreckt wird, an Schönherr's alten Gruz in „Erde“. Damit ist nichts gesagt und nichts gewonnen. Bacher geht ganz andere Wege. Eher ließe sich Kaimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“, III, 20, oder der Schlußakt von A. Wildgans' „Armut“ vergleichsweise nennen. Wie Kaimund und Wildgans führt nämlich Bacher aus der realen Umwelt in die Sphäre zeitloser Poesie und gleitet leise von der Prosa zu rhythmisch gebundener Sprache über. Tier und Gerät lehnt sich bei ihm gegen den Herrn auf, der am eigenen Hof sündigt, der Acker empört sich gegen ihn wegen der Entlassung des treuen Knechtes, das „Ackermandl“, der Geist der Scholle, erscheint dem alten Knecht Ambros, der müde und bekümmert auf seinem Pfluge am Acker einschläft.

Ambros: — — — I denk afs Sterbm! — — — Muß i scho furt vo do, soll's glei af ewi sein! (Beugt sich zur Erde und füllt einige Erdklumpen in sein Sätuch.) Schwere Erdschrolm möcht a mer is Saatui' fossn, daß s' mi fünf Schuith owizoi'atn i d' Ackererd! (Vergräbt sein Gesicht in die eine Hand, die er aufs Knie stützt, mit der andern hält er noch das Sätuch.) Ge'n lie'at i do untn toif in Acker stad und inll, — so müad wia n i heunt bi — und schlafci — — schlafci — — (Schläft ein; die Szene verdunkelt sich langsam und das Ackermandl erscheint aus der Erde mit eigentümlichem Leuchten.)

Ackermandl: Ambros, — de Erd, — de Erd gib wieder! — Ambros (wie im Traume redend): De Erd? I will jo sterbm! — Akm.: Du mußt no leb'n! — Gib mer mein Erd! — Ambros: De i'n Erd? — Wer bist denn du? — Akm.: I bi dos Ackermandl! — Ambros: Jaso, — ast jo! (Läßt den Zipfel des Sätuches aus seiner schlaffen Hand, die Erde rinnt nieder.) — Wia kinst du her?

Akm.: Grod aus der Erd, wo s' mit der Hond host grobm, — host mer en Kopf engrührt, — host dos nit gspürt? — Ambros: Na, hob's nit gspürt. — Grod unter meiner? — Akm.: Grod unter deiner! — Ambros: Und hob's nit gmirkt! — Akm.: Heunt host den gonzn To' nit g'ocht' af mi! — Ambros: Na, hob i nit, — i heb nea g'orbat . . . bi jo voller Load! — Akm.: Ebn drum! De Erdschrolm homt mer's g'unga! — — Ambros: Wia wissn s' des? — Akm.: De Hof, der Hund, der Pilui', de Schrolmer, — olle g'spiern s' mit dir! . . . Nimm Trost on, Menschensind, vo mir! — Es schauts nea, wos der Menich do zreit und slikt, sechs nit den Schwolt, wos i de Sochan liegt! — Steht no am Acker fest! — Ambros: Wia dos? — Er jault mi furt! — Akm.: Der Bauer der i dos nit! — Ambros: I bi der Knecht! — Akm.: Bauer — und Knecht — — — i drah enk um! — Ambros: Ells ghört host fein! — Akm.: Wos bei enk Menschen g'chriem is, gilt nit olls für uns! . . . I hilf der!! . . . — Ambros: . . . Wer bist denn du? — Akm.: Nit finkter, nit hell, i bi's Acker sein Seel toif drin i der Erdmocht. Legst i d' Erbat dein Seel, ast, Menich, weckst mi schnell und dein ghört mein Treu und mein Mocht! — Ambros: Dein Treu und dein Mocht! — So hilfst mer! — Akm.: Drum bin i do! — Ambros. (immer bestimmter und fester fragend): Wos soll i toan? — Akm.: Dein Erbat tui! — I schoff der Muib! — Ambros: Aud wonn er mi nit lobt, — mi gor am Leib ontost? — Akm.: Wahr di und du wiest g'püren, wia mir uns mit dir wühn! — Ambros: . . . Jaz woas i, wos i soll! I weich vor seiner nit oan' Zoll!

Hier im Drama wie mehrmals in Gedichten spricht Bacher seinen festen Glauben an die „Ewigkeit“ der Bodenpflege, die Geschlechterfolgen verbindet, wie ein tröstliches Wissen aus. Der Acker, über den der Pflug geht, ist heilig, Generationen dienen ihm, lösen sich in seinem Dienste ab und dieser Dienst ist höchste sittliche Pflicht, er adelt den Menschen, durchseelt das Gerät. Pflug und Sense sind keine toten Dinge, so wenig wie es der Eichentisch in der Bauernstube ist, an dem der Knecht Ambros jahrzehntelang mit seinen Sorgen kämpfte. Sehr charakteristisch dafür ist das kurze Gedicht „Der Pflui“ („Zeitige Ah'an“, S. 13):

De Sunn geht oi, der Wind schloist i de Bamer . . .
 I moan, se solln eahn r olln de Mugn scho zu. . . .
 In Ocker zrudchbliehm, steht alloan r a Pflui'. . .
 Der wird de Nocht von Weiterockern trama . . .

Wie r ober? Muß der Bauer wieder femma?
 Wonn eahm woß gschicht? . . . Der Pflui' tramt furt wie r eh —
 und seine Klüatern reckan si i d' Höh:
 „So weant uns moreng onre Händ ast nehma!“

Die Lustspiele Bachers sind Charakterlustspiele. Auch dort, wo Intrigue zu Verwicklung und Situationskomik führt, ist sie auf die Sonderart der Charaktere gebaut und Anknüpfung und Lösung durch sie bestimmt. Der Charakter aber ist blutmäßig gegeben. Diese Gebundenheit des Soseins von Vater und Mutter her, die Bacher in der Lyrik so oft betont, wird auch in seinen Lustspielen deutlich herausgearbeitet. Im „Heiratsnarr“ hat der Bauer Zampl Johann sein Lebensglück veräußert, weil er aus Scheu und Unbeholfenheit sich um die Neuberger Beva nicht zu werben getraute. Jetzt als Sechziger ist er ein Heiratsnarr geworden, der bei den Witfrauen ringsum als Freier austritt, aber vor dem entscheidenden Schritt stets zurückschreckt. Nun steht wieder ein Zampl Johann, sein Neffe, neben ihm und wieder eine Neuberger Beva, die Tochter der einstigen Liebe des alten Zampl, und wieder hat der Neffe „drei Tropfen G'schamigkeit zu viel im Leib“ wie einst der Onkel. Erst als die Heiratsnarretei des Alten vom Dorflumpen Schluderer auf die junge Beva gehehrt wird, finden sich die zwei Jungen.

Den Charaktertyp des in sich verschlossenen, scheuen Menschen, der sein Fühlen nicht in Worte kleiden kann und dadurch eigenes und fremdes Glück gefährdet oder verpaßt²⁵⁾, hat Bacher auch in anderen Dramen mit Glück gestaltet, z. B. im Festspiel „Der Goethebauer“. Hier spinnt er ein Motiv weiter, das in der Kurzgeschichte „Der wunderheilige Goethe“ („Schnittthohn“, S. 97) als heitere „Hintaus“-Planderei von ihm geformt worden war. Ein kranker Bauer gelobt, zum Dank für die Heilung seines Fußes eine Heiligenfigur in die neue Wallfahrtskapelle zu stiften, und findet beim Händler in Znaim eine Gipsfigur, die ihm gefällt. Es ist eine Goethebüste, die ihm der schlaue Bildhauer als Sankt Wolfgang aufschwapt. So kommt die Goethebüste in die Kapelle und wird als Gnadenbild verehrt, denn des Bauern wunderbare Heilung spricht sich herum.

²⁵⁾ Am besten gelang ihm dieser echt süddeutsche Typ in dem Gedichte „Der stille Hons“ („Neue jüdm. Ged.“, S. 47).

Zwei Pfarrer müssen ihm mit Anzeige drohen, bis er den „neuen Heiligen“ aus der Kapelle holt und zu Hause auf den Kasten stellt. Hier aber betet er weiter zu ihm, „sunst kunnt jo sein Fuiz wieder schlechter we'n“.

Bachers Sprache ist echte Mundart. Die Echtheit in Laut, Wortschatz und Syntag hat Bacher von Buch zu Buch mit steigender Genauigkeit gewahrt. In den Buchausgaben der letzten elf Jahre unterläuft keine mundartfremde Wendung. Hierüber gibt er selbst als Fachmann in sprachlichen Bemerkungen und Wörterverzeichnissen Rechenschaft. Die Forderung mundartlicher Echtheit hat er auch als langjähriger Obmann des Reichsbundes deutscher Mundartdichter Österreichs nachdrücklich und mit Erfolg vertreten und in dieser Richtung Zensur geübt, wo er als Herausgeber fremder Mundartdichtungen tätig oder mittätig war²⁶⁾. Für ihn ist diese Forderung keine Beschränkung. Man staunt über den Reichtum der Ausdrucksmittel südmährischer Mundart, lexikographisch wie syntaktisch. Der Mundartenforscher findet hier reiche Ausbeute.

Aber nicht nur für den Dialektologen, auch für den Volkskundler sind seine Dichtungen eine beachtenswerte Quelle und besonders ergiebig sind sie für südmährische Bauerngnomik und südmährischen Bauernbrauch. Mehrmals bildet ein bäuerlicher Wahrspruch oder ein abergläubischer Brauch den Ausgangspunkt, die Keimzelle der Dichtung, z. B. die Bauernregel „Petrus grobt en Troadnan d' Wurzln v' und sezt s' en Breinan ein“²⁷⁾. Im Drama „Bauer und Knecht“ findet sich das schöne Säckelied:

In Gottas heilign Roma	holt' unfer Menschenlos.
mir Bauern saan en Soma.	D Herr, gegn olle Not
Der Ocker i sein' Schoß	gib uns dos tägli Brot!

In seinem jüngsten Lustspiel nimmt schon der Titel auf einen alten, weitverbreiteten Brauch, einen Dieb zu ermitteln, Bezug. „De rennade Reuter“ ist das Sieb, in dessen Holzeinfassung eine Schere gestochen wird und das durch die Drehung beim Befragen den Dieb verraten soll:

Heiliger Antoni, i bitt um dein Gnod, — hilf mer, daß i mein' Diabm derrot!
Siebm derf i sogn. — siebm will i sogn.
Wonn i en Richtign nenn. — Reuter, jo renn!

Im selben Lustspiel bringt er auch das Bibelorakel mit eingebundenem Kreuzschlüssel²⁸⁾: Das Liebespaar befragt das Orakel, ob es ihm bestimmt sei zu heiraten. — Der Dämonismus in Bachers Dichtungen ist aus bäuerlich-heimischer Vorstellung geholt: das Ackermannl im Drama „Bauer und Knecht“, die Regenmutter im „Regnto' in Summer“ („Zeitige Ah'an“, S. 99), das Nachtweib, das über die Acker schleicht („Neue südmähr. Ged.“, S. 35). Freilich sind sie alle dichterisch plastisch gezeichnet und tiefsinniger interpretiert, als das Volk das kann. Vom Nachtweib sagt er:

Mi'n schworzu Saatur' um an Holz hot s' fleißi gsaat,
wo olle Glieder is ihr dick der Tau-Schwiz grunna, —
den hot s' — blindaugat — do' i olle Furign g'itrat.

²⁶⁾ „Oberdeutsche Mundartdichtung.“ Österreichischer Schulbuchverlag 1925. — „Kärntner Gedichte“ von Franz Podesser. Wien 1930. — „Dichtungen in niederösterreichischer Mundart.“ Krypton-Verlag, Wien 1931.

²⁷⁾ „Wia n i s' Wuner verschloia hob.“ (Ungedruckt.)

²⁸⁾ Vgl. Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens I, 1218.

Dichterisch vertieft ist auch die Ver menschlichung der Natur, die grund-
 sätzlich dem Bauer keineswegs fremd ist: das Frühjahr hutscht sich im Kir-
 schenbaum („Südm. Ged.“, S. 9), der Winter greift mit schweren Eishänden
 zu („Neue südm. Ged.“, S. 7), das Weizenfeld lauscht auf den Klang des
 Dengelhammers in der Sommernacht und ergibt sich in sein Schicksal
 („Zeitige Ah’an, S. 8). Hier schafft er aus Elementen dörflicher Anschauung
 als souveräner Dichter neue Bilder und findet neue Beziehungen. Nicht
 immer aber reichert er Vergleich oder Bild mit Einzelzügen an, oft bleibt
 Bild und Vergleich ganz im Traditionellen, z. B.: „Der Hiresgt fimt, -- de
 Wedern gehngan hoam . . .“ („Döz To- und Nochtgsong“ in „Schnittthohn“,
 S. 45). Und da stoßen wir eben auf das alte, nie gelöste Rätsel dichterischer
 Verunsung: bei Bacher blühen auch überkommene Wendungen zum geschau-
 ten Bild auf, das wir nacherleben, wie er es erlebte, als er die Zeile schrieb.

Daß Bacher kein einseitig visueller Typ ist, sondern auch akustisch fein
 differenzieren kann, wofür ihm ein Wortschatz zur Verfügung steht, der über
 die schriftdeutschen Ausdrucksmittel weit hinausgeht, wurde oben angedeu-
 tet. Diese Feinhörigkeit bewährt sich auch in der Rhythmik seiner Verse.
 Schon Fr. Schön hat dies in seiner „Geschichte der deutschen Mundart-
 dichtung“, 1931, III. Bd., S. 98 ff., besonders betont. Bacher baut flüchtige,
 im Tempo beschwingte Zweiheber oder aufstaktlose Dreiheber, vierhebige
 Schnadahüpfelverse, fangbare Strophenlieder mit regelmäßig wechselnden
 Drei- und Viererreihen, alle mit zwingender Musikalität. Für die längeren
 erzählenden Gedichte verwendet er freier gebaute Vierheber (Kittelverse)
 oder schafft sich -- z. B. für das Epos „Der ewige Ocker“ -- einen geschmei-
 digen Fünfheber mit Auftakt und freier Senkungsfüllung, der ihm mit Glück
 den epischen Hexameter ersetzt und, rhythmischer Prosa nahe kommend, ein-
 tönige Alternation von Hebung und Senkung vermeidet. --

So zeigt er sich uns: Seelisch verwurzelt im Kulturraume Südmähren,
 blutmäßig eingebettet in die Geschlechterfolge einer langen bäuerlichen
 Ahnenreihe, herausgehoben durch Schicksal und schmerzhaft geweckt durch
 Heimatssehnsucht.

So gspür i's, wia r an iads kloans	So mah r i i der Fremd mein
Fajerl	Groanmat,
i mir doher zun enf no ghört.	doß den bleibt mir so eh verfo'n --
ÿ fim mer wir draht wia r a Grajerl,	und do', i moan, i hob mein Hoamat,
verwahrt aus meiner Hoamaterd . . .	i hob f' erst do recht inna wo'n.



Der sudetendeutsche Volkstanz

Seine Gegebenheit und seine Stellung vom Standpunkte der Volksgestaltung aus betrachtet

Von **Walter Jawadil**

Der folgende Vortrag wurde am 1. November 1933 im Rahmen eines Staatlichen Lehrganges für Gymnastik und Volkstanz vom 29. Oktober bis 4. November, geleitet von Dipl.-Sportlehrer Müller von der Hochschule für Leibesübungen in Berlin, gehalten.¹⁾ Die damaligen Ausführungen haben in der vorliegenden Form keine weiteren Änderungen erfahren als durch Zusätze unterm Strich oder stellenweise übertragung gesprochenen Stils in geschriebenen.

Im Rahmen dieses Lehrganges ist es nicht meine Aufgabe, den sudetendeutschen Volkstanz einer Wesensbestimmung des Tanzes als gesellschaftliche Erscheinung zu unterziehen oder als Objekt wissenschaftlicher Betrachtung zu behandeln, da wir in dieser Beziehung, abgesehen von einigen wenigen guten Arbeiten, erst am Anfange genauerer Untersuchungen stehen.

Ich kann mich daher und innerhalb der beschränkten Zeit nur mit dem sudetendeutschen Volkstanz als solchem, mit seinen landschaftlichen und stammlichen Gegebenheiten, sowie den Notwendigkeiten und Möglichkeiten seiner Wiederbelebung beschäftigen. Diese Betrachtungen stützen sich auf Erkenntnisse der wissenschaftlichen Volkskunde und der praktischen Volksbildung.

Und da der sudetendeutschen Volkskunde und der Erforschung ihrer einzelnen Teilgebiete volkstümlichen Lebens, also auch des Volkstanzes, gerade in unserem Lebensraum als Grenz- und Auslandsgebiet²⁾ nicht allein betrachtende, sondern zugleich volkstums erhaltende Aufgaben gegeben sind, so seien mir einige kurze Gedanken zu dieser Frage gestattet.

Die Volkskunde muß das aus analysierender Volksbetrachtung und Sammeltätigkeit gewonnene Material weiteren wissenschaftlichen Untersuchungen unterziehen, deren Ergebnisse das Bild vom Volkstum, seines Wesens und seiner wirkenden Kräfte stets von neuem ausbauen und ergänzen helfen; darüber hinaus aber hat sie die Aufgabe der Volkstums-erhaltung und Volkstums-erneuerung nicht allein dadurch mitzuerfüllen, daß ihre Erkenntnisse allen Gebieten aktiven Volkslebens, in kultureller, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht grundlegend und erneuernd bloß

¹⁾ In der daran anschließenden Aussprache herrschte besonders in den Grundfragen vollständige Übereinstimmung der Kursleitung mit dem Vortragenden. Von seiten der Zuhörer (meist Lehrer und Volksbildner) wurden die Ausführungen durch Beispiele aus ihrer Erfahrung bestätigt. Allgemein war die Erkenntnis, daß eine Pflege und Erneuerung des Tanzes im allgemeinen, als auch des Volkstanzes, nur auf Grund einer gesamten Lebenserneuerung gedeihen kann. Dieser Fragenbereich ist den Kursteilnehmern während des Lehrganges in seiner ganzen Reichweite und Wichtigkeit bewußt geworden.

²⁾ In der Einstellung zu gewissen Grundfragen des Volkslebens ergeben sich bei den Grenz- und Auslandsdeutschen gegenüber den Binnendeutschen oft große Unterschiede.

„zur Verfügung“ stehen, sondern daß sie bereits ihre Fragestellungen und ihr Zielstreben von diesem Gesichtspunkte aus unternimmt³⁾).

Ein Beispiel für eine bei strengster Wissenschaftlichkeit nicht mehr als Selbstzweck, sondern als zielgerichtet, in gewissem Sinne politisch sich auswirkende Volkskunde (wobei „politisch“ weder staats- geschweige parteipolitisch verstanden werden will), bildet die heute noch in ihren Anfängen befindliche kulturgeographische Richtung der Volkskunde, die zur umfassen-

³⁾ Der bekannte Volkskundler Adolf Spamer sagt in seinem Vortrag „Die Volkskunde als Wissenschaft“, Stuttgart 1933, an einer Stelle: „Volkskunde ist Gegenwartswissenschaft.“ Aber gerade darin liegt als Aufgabe ihrer Forschung, bewußt oder unbewußt wiederum eine gestaltende Wirkung auf die Gesamtheit, Teile und Einzelnen des Volkes. In Gegenwart und Vergangenheit, als ungeheuer ausgedehntem Stoffgebiet, bricht verschiedentlich echte Volkshaftigkeit hervor, tauchen aus zeitweisen Verschüttungen die wertvollen Objektivitäten adlen Schöpfertums auf und wirken auf die Jetztzeit. (So ist beispielsweise heute die Pflege Bachscher oder Vor-Bachscher Musik durchaus kein Zufall.) Solche erzieherische Wirkungen früheren und jüngeren volklichen Lebens überhaupt möglich zu machen, fielen in das Aufgabenreich der Volkskunde. Martin Heidegger spricht in „Die Selbstbehauptung der Deutschen Universität“, Breslau 1933, von der Wissenschaft als Wissensdienst! Spamer sagt zwar in seiner Schrift, S. 7, daß die Volkskunde zur Aufgabe habe, objektive Gegebenheiten in ihrem Werden und Wesen, in ihren Elementen zu schildern (?). Damit aber sind die Grenzen der Volkskunde unbedingt zu enge gefleckt; und ebenso mit der Forderung, ebenda S. 7: „Mag der Staatsmann oder der Erzieher ‚echtes‘ oder ‚unechtes‘ Volkstum scheiden, der Volkskunde ist Volk‘ Objekt ihres Erkenntniswillens.“ Es können aber beispielsweise Volkslied oder Volkstanz ohne weiteres statt nach historischen oder anderen Gesichtspunkten nach ästhetischen in wertvolles -- wertloses, kunstvolles -- kunstloses Lied- oder Tanzgut geschieden werden. Damit ist eine fruchtbare Scheidung, aber keine Auscheidung getroffen! Es ist eine Synthese zwischen den wissenschaftlichen Bestrebungen des Volkskundlers, die gänzlich gewahrt bleiben, und den gestaltenden des Volksbildners geschaffen; und zwar durch Änderung der volkskundlichen Forschungs-, bzw. Einteilungsmethodik. Weiters kann eine Volkskunde, wenn sie „Volk“ als „geistig-seelisch gebundene Menschen-gemeinschaft im Volkstraum“ erforscht (Spamer, ebenda, S. 7) auf eine bestimmte Art soziologischer Forschung und theoretischer Behandlung des Volkslebens und aller seiner Erscheinungsformen in Vergangenheit und Gegenwart, nicht verzichten; in diesem Augenblick aber ist die Verbindung zur Volkstheorie als Wissenschaft, und zwar als volkspolitische Wissenschaft gegeben. Sich dieser Verbindung entziehen, hieße sich zwar einer Gebiets-erweiterung entziehen, sich aber auch einer äußerst fruchtbaren Sichterweiterung verschließen! Ein großmütiges „zur Verfügung stellen“ der volkskundlichen Forschungsresultate verwandten Wissenschaftszweigen, wie z. B. der Volkstheorie, wäre gleich einem Degradieren der Volkskunde zu einer bloßen Hilfs-wissenschaft anderer Forschungsgebiete.

In dem Ablehnen einer Arbeitsgemeinschaft der Volkskunde mit der in den letzten Jahren zur Selbstständigkeit entwickelten Volkswissenschaft liegt zwar ein Vermeiden geistiger Übergangskrisen, dafür aber eine später immer spürbarer werdende Verarmung und Vereinsamung der Volkskunde; bei einer entsprechenden Annäherung hingegen wäre es eine Bereicherung beider Teile, wobei sich Krisen und Spannungen innerhalb der Volkskunde für ihre Erkenntnisse als fruchtbar erweisen würden.

Es ist wichtig, was Max Hildebert Boehm, kürzlich auf den neuerrichteten Lehrstuhl für Volkstheorie und Volkstumssoziologie an die Universität Jena berufen, in seiner dortigen Antrittsvorlesung „Volkstheorie als politische Wissenschaft“, Jena 1934, über die Auswirkungen der Volkswissenschaft für die naheliegenden Wissenschaftsgebiete sagt. Unter anderem heißt es

den Kulturmorphologie aller sachlichen und geistigen Erscheinungen eines Volkes ausgewertet werden kann⁴⁾.

Eine solche Volkskunde, in ihrem weitesten Rahmen gesehen, bildet besonders in den deutschen Grenz- und Auslandsgebieten die Grundlage und gehört zu den wichtigsten Faktoren der Volksbildung, deren Endziel **Volkwerdung** ist.

*

Zur näheren Untersuchung der sudetendeutschen Volkstänze machte sich bisher das Fehlen einer genauen Übersicht über das gesamte vorhandene Tanzgut bemerkbar. In einer kürzlich erschienenen Bibliographie⁵⁾, welche nicht allein den wissenschaftlich-theoretischen, sondern auch den praktischen Anforderungen gerecht werden will, ist der Versuch einer größtmöglichen Übersicht gemacht worden. Es ist hierbei zu berücksichtigen, daß die Grenzen gegen das Lied und gegen die Volks- und Tanzmusik (Ländler u. ähnl.) unscharf und fließend sind; weiters, daß infolge der Wiederbelebungsversuche jene klare Scheidung zwischen lebendigem und vergeßenem (oder bloß gedruckt überliefertem) Volksgut nicht immer möglich ist; auch, daß durch die Wiederbelebungsversuche Tänze verpflanzt wurden, weswegen manchmal das eigentliche Ursprungsgebiet (z. B. bei manchen mährischen Tänzen) schwer erkennbar ist. Es ergibt sich nun ferner die Möglichkeit, von dieser Zusammenschau aus mit wissenschaftlichen Untersuchungen über Varianten- und Kontaminationsformen, über die Herkunft und über den Grad der Verwandtschaft mit ähnlichen Tänzen angrenzender Landschaften oder des gesamten mitteleuropäischen Kulturgebietes, oder über die Entwicklungs- und Naturgeschichte eines Tanzes, einzusehen.

Das Wesen der sudetendeutschen Tänze gleicht dem Wesen der indetendeutschen Stämme und Landschaften.

Der Böhmerwald⁶⁾ ist seinem Volkstum nach, samt den deutschen Gebieten Südmährens, ein Stück Alpenvorland, das Alpenländische daher auch der Grundcharakter der Tänze. Durch eine stärkere Urwüchsigkeit verschieden von den mährischen, durch ihre heitere und leichte Natürlichkeit wieder verschieden von den egerländer Tänzen. Der Böhmerwald weist unter den sudetendeutschen Landschaften sicherlich den größten Reichtum an lebendigem Volksgut auf.

Den Böhmerwaldtänzen stehen ihrem Charakter nach die egerländer Tänze am nächsten. Im „Roia“ oder im „Driešovs“ stampt erdhafte Egerländertum, bewegt und doch schwerblütig. Die Eger-

an einer Stelle: „Gegenüber dem fortschreitenden Vorgang der Spezialisierung als wissenschaftstechnischen Notstand, der die Wissenschaft immer weiter vom lebendigen Leben und allen tieferen Lebenszusammenhängen abtrennt, wird die Volkstheorie eine Mahnung zur Zusammenfassung, zur fruchtbaren Synthese, zur Lebensnähe.“

⁴⁾ Auf diesem Gebiete die bedeutende Arbeit von Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa. Weidenberg 1932.

⁵⁾ Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze. Griechenland in der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde“, 6 (1933), Heft 23.

⁶⁾ Siehe Gustav Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde. Erste Lieferung, Prag 1930. S. 12 f. Ueber die Stellung des Tanzes im Volksleben der Böhmerwälder wird genauer, ebenda S. 23 f., geschrieben.

länder sind ein scharf ausgeprägter, nur sich selbst gleichender Volkschlag; dessen Volkstum niemandem zugänglich ist, dessen Mundart niemand sprechen, dessen Lieder niemand singen kann, als wem der Schnabel egerländisch gewachsen ist. In ihrer Lebenshaltung, in Haus und Tracht, in ihren Festen und in ihren Tänzen drückt sich ein starkes Selbstbewußtsein aus. Die Egerländer haben ein starkes Gemeinschaftsgefühl: in aller Welt gibt es „Eghalanda Gmoi(n)s“, wo sich die Landsleute „untereinander ‚dierzen‘ (duzen) und in der Volkstracht ihre Bräuche und Tänze pflegen“⁷⁾. Ihren Tänzen, wie auch den Böhmerwäldlern sieht man in vielen Fällen die Herkunft aus dem Volke selbst deutlich an; daraus ergibt sich aber wieder eine gewisse Gleichartigkeit der Tanzform und des musikalischen Aufbaues, welche fast als ein Kennzeichen gegenüber den vielgestaltigeren und formreicheren Tänzen Mähren-Schlesiens anzusehen sind. Mit der Herkunft aus dem Volke und der sich daraus ergebenden Gleichartigkeit steht auch die große Zahl der Tänze im Zusammenhang. Auch in ihrem musikalischen Aufbau ähneln die egerländer Tänze den alpenländischen.

Nicht so einfach ist es mit dem Volkstum Nordböhmens beschaffen. Da gehört wohl das Erzgebirgische zum Oberfachsenstamm, aber das sonstige Nordböhmen erscheint als eigenartiges Übergangsgebilde zwischen dem Egerland und dem Schlesiſchen. Bereits der Erzgebirgler ist vom Egerländer stark verschieden. In rauhem Klima, auf kärglichem Boden, sind diese „Menschen duldsam und genügsam geworden, in ihr Schicksal ergeben und voll des heitersten Vertrauens“⁸⁾. In ihre Heimkunft, bereits ausgebaut zum wesentlichen Erwerbszweig, legen sie alle Liebe und Herzlichkeit. „Zur Entfaltung reicher Volksbräuche und Feste reicht es bei ihnen nicht aus; es geht bei ihnen mehr ins Kleine, Häusliche, Stubentrauliche“⁹⁾. Aus dieser Welt heraus schafft der erzgebirgische Volksdichter Anton Günther in Gottesgab seine Lieder, die wohl zu den meistgesungenen dieser Landschaft gehören; es ist nicht zuletzt ihm zu verdanken, daß in diesen Gegenden noch am stärksten das Lied lebendig ist. Der Charakter der Nordböhmern, je weiter sie der Kammhöhe entfernt wohnen, erscheint vermischt und unklar.

Im Osten wird die oberjächsische Wesensart wieder härter, es treten Merkmale des Schlesiſchen auf. Der hiesige Nordböhme zeigt gegenüber dem Erzgebirgler weit mehr Regsamkeit auf dem Gebiete des Wirtschaftlichen und Geschäftlichen¹⁰⁾. Er ist mehr „Bürger“, wohlhabender, gemüthlich. Das zeigen seine Sitten, Gebräuche, seine Tänze, vor allem seine Tracht.

„Eine Art Steigerung der schlesiſchen Anlagen führt zum Schlag des Riesengebirglers.“¹¹⁾ Volkskundlich gesehen ist Nordböhmen, außer an Liedern, die ärmste Landschaft an vorhandenem und lebendigem Volksgut. Tracht und Tanz sind fast gänzlich ausgestorben.

⁷⁾ Emil Lehmann, Der Sudetendeutsche. Eine Gesamtbetrachtung. Potsdam 1925. S. 40.

⁸⁾ Ebenda S. 41.

⁹⁾ Ebenda, S. 41.

¹⁰⁾ Vgl. ebenda, S. 42.

¹¹⁾ Ebenda, S. 42 f.

Schlesisch sind die Gebirgslandschaften des Iser-, Riesen- und Adlergebirges, das Braunauer Ländchen und die deutschen Gebiete Nordmährens und Schlesiens samt den nord- und ostmährischen deutschen Sprachinseln. Die Sprachinsel des Schönhengstgaaues an der Ostgrenze Mährens hat mundartlich zum Teil ostoberdeutsches, in den nordöstlichen Gebieten schlesisches Gepräge. In Brauchtum und Lied überwiegt das schlesische Element.

Die schlesischen Menschen sind in ihrer Art fleißig, freundlich und lentiam. an den Randgebieten und an der Sprachgrenze (z. B. im Kuhländchen oder im Schönhengstgau) gegenüber andersnationalen Nachbarn abgeschlossener und selbstbewußter. Dadurch, daß die Schlesier viel mehr als die anderen sudetendeutschen Stammesgenossen auf einen Verkehr der einzelnen Landschaften untereinander und innerhalb dieser wieder mit sämtlichen Schichten ihres Volkes eingestellt sind, haben sie in ihrer Art etwas Vermittelndes und Ausgleichendes. Dieser Charakterzug äußert sich deutlich bei den schlesischen Tänzen. Sie sind vielgestaltiger und gesellschaftlicher als die der anderen Stämme, weisen dafür aber auch andersartige, manchmal sogar andersnationale Volkstumselemente auf.

Weitere Besinnlichkeit könnte man als den Grundton der nordmährisch-schlesischen (ebenso der des Kuhländchens und des Schönhengstgaaues) Tänze bezeichnen, wie es sich z. B. in dem Rehrreim des schlesischen Hirtenliedes „Adam sei froh!“ deutlich zeigt: . . Heißa, hoppsa — Halleluja! . . Wie man überhaupt in vielen Liedern das enge Nebeneinander von Beschaulichkeit, Zurückhaltung und ausgelassener Fröhlichkeit vorfindet. (Beispielsweise in: Einzugsstets, Muffline, Nationalstets, Puttatte, u. a.)

Von den Tänzen Deutschmährens-Schlesiens stellt fast jeder in seiner Art etwas Neues dar. Ihre heutige Verbreitung ist nicht an eine Landschaft gebunden: als Variantenform finden sich die meisten Tänze über das gesamte Sprachgebiet verteilt, so daß die Zugehörigkeit zu einer Herkunftslandschaft schwer festzustellen ist. Auch finden sich in ihnen deutlich Tanzformen höherer Gesellschaftsschichten und früherer Kulturperioden mit volkhaftelementen vereinigt. Formen, dem Volke entwachsen, vermischt mit gesunkenen Resten älterer bürgerlicher Tänze. (Nachzuweisen in: Woak, Stets, Schneiderfarline, Menuett, Mischlich, Mejl, Tischletanz, u. a. m.)

Gegenüber den böhmervälder oder egerländer Tänzen zeigen die schlesischen Tänze viel deutlicher den Paarcharakter, der sich aber nicht als Paartanz darzustellen braucht, da auch ein Figurentanz Paarcharakter haben kann. Vielleicht, daß in diese Tänze mit dem Eindringen gesellschaftlicher Motive auch der darin enthaltene Individualcharakter übertragen wurde.

„Die feste, bäuerliche Art des Egerländers . . . und die entschlossene Arbeitsregsamkeit des Schlesiens, die einer tiefen Innerlichkeit entspringt, geben die Grundlänge des sudetendeutschen Wesens ab, dem sich die heitere Natürlichkeit der Böhmervälder und Südmährer gesellt, indessen die oberflächliche Weichheit, Beweglichkeit und Verstandeshelle das ganze

zusammenbindet.¹²⁾ So erklärt sich auch der Grundcharakter des judetendeutschen Tanzes.

Die judetendeutsche Volksbildung hat den großen Wert des Volkstanzes für die Erziehung des Volkes erkannt. Wie die Volksbildung, genötigt durch unsere Lage als Ausland- und Minderheitdeutschtum mit Recht verlangen kann, daß sich verschiedene Zweige der Wissenschaft und alle Betätigungen am Volksleben unter dem Gesichtspunkte der Volkserziehung ausrichten, so hat auch der Volkstanz in diesem Gesamt-Aufgabengebiet seine Funktion zu erfüllen.

Es dreht sich hier um die Frage der Volkstanzwiederbelebung. Wenn heute trotz der zahlreich vorhandenen Tanzsammlungen immer von neuem zur Aufzeichnung und Sammlung von Volkstänzen aufgefordert wird, so spielt hierbei nicht allein das Moment ihrer Wiederbelebung die Hauptrolle, sondern auch die Notwendigkeit der wissenschaftlichen Untersuchung; denn für eine Volkstanzerneuerung bedarf es vorerst einer strengen Sichtung des Materials im Hinblick auf seine Wertigkeit.

Für die judetendeutschen Gebiete ist in dieser Hinsicht das Seminar für deutsche Volkskunde und das Volksliedarchiv in Prag XII., Budetschasse 6, als die geeigneteste Stelle für volkstundliches Sammelgut in weitester Beziehung anzusehen.

Man wäre imstande, bereits eine kleine Geschichte der Volkstanzbewegung zu schreiben, wie sie in den letzten Jahren ihren Ausdruck gefunden hat. Von den verschiedensten Voraussetzungen und Einstellungen zum Volkstanz ging man dabei aus und wollte zu dessen Erneuerung übergehen. So betrachtete man unter anderem den Tanz als geforniten Ausdruck des Ringens und Werbens um das Weib oder als Ausdruck heldischer Art, oder als Gottesdienst in Form der weihetümlichen, kultischen Tänze usw. Wie vieles wollte als Volkstanz gelten? Man erdachte zu beliebigen Liedern irgendwelche Tanzformen, nannte diese Geistesgebilde Volkstänze und beglückte damit die vielen „lichtwärts“ schielenden Tanzgruppen. Doch ist man heute bereits so weit, scheiden zu können zwischen echten Volkstänzen einerseits und den verschiedenen Singpielen, Reigen und den Erzeugnissen einer Mischung von rhythmischer Gymnastik und Wald- und Wiesenf sentimentalität andererseits¹³⁾. Auch wurden Versuche unternommen, dem Volkstanz in allgemeine Gesellschafts- und Tanzabende Eingang zu ver-

¹²⁾ Ebenda, S. 51. -- Gustav Jungbauer findet, „daß der judetendeutsche Bauer in seiner Wesensart derselbe Mensch ist wie der deutsche Bauer überhaupt“ (das geht schon aus der Stammeseinheit der Bevölkerung diesseits und jenseits der Grenzen hervor) „und daß ihm nur hie und da noch eine besondere Eigentümlichkeit zukommt, die sich aus seiner Stellung als Grenzland- und Sprachinselbauer des Ostens erklärt. (S. 218). Aus: Judetendeutsche Bauernart. In der Monatschrift „Der Adermann aus Böhmen“, Karlsbad-Drachowitz 1933, Heft 4, S. 216 bis 227. Vgl. auch G. Jungbauer, Zur Psychologie der Bauernlieder des Ostens. In der Monatschrift „Die Dorfgemeinschaft“, Frankfurt a. M., 1933, Heft 7 und 9, S. 145–154, 198–211.

¹³⁾ Vgl. den Aufsatz „Zur Frage des Volkstanzes“. Im Kalender des Deutschen Kulturverbandes, Prag 1932, S. 135 f.

schaffen. In solchen Versuchen der Volkstanzbelebung aber ist man viel bescheidener geworden. Dagegen aber hat man ihn mit mehr Erfolg dort einzuwurzeln versucht, wo er seinen Ausgang genommen hat: auf dem Lande bei Dorftanzereien oder durch die *Bauernschulen*. Es gibt wohl heute kaum eine dörfliche Jugendgemeinschaft, die keine Volkstänze können und sie bei ihren Tanzerien nicht tanzen würde. In dieser Hinsicht hat zum Beispiel die *Bauernschule in Bad-Allersdorf bei Mähr.-Schönberg* in Nordmähren nicht allein in der Pflege von Volkstänzen, sondern auch in der Wiederbelebung der Volkstracht jener Gegend, durch glückliche Verbindung älterer Trachtenelemente mit neuen, zeitgemäßen Formen, sehr viele Erfolge aufzuweisen.

Eine Aufzählung der in Betracht kommenden sudetendeutschen *Volkstanzsammlungen* erübrigt sich mit dem Hinweis auf die Zusammenstellung der wichtigsten und besten Veröffentlichungen dieser Art in der bereits oben erwähnten „Bibliographie der sudetendeutschen Volkstänze“. Auch würde es zu weit führen, auf die große Zahl jener *Volkstanzlehrgänge* oder auf die in dieser Hinsicht wertvollen Unternehmungen im Rahmen der verschiedenen *Stammes- und Singwochen* einzugehen, sowie die fruchtbare Volkstanzpflege in den einzelnen Bünden der *Jugendbewegung* entsprechend zu würdigen. Zu erwähnen wäre noch der 1931 gedrehte „*Sudetendeutsche Volkstanzfilme*“, im Besitze des Deutschen Kulturverbandes, Prag.

Zusammenfassend zu dieser Frage sei ein Gedanke M. S. Boehm's angeführt¹⁴⁾: „Bräuche kann man nicht lernen, sondern man kennt sie eigentlich immer schon. Und nicht die bloße flüchtige Wiederbelebung, sondern die auf die nachwachsenden Generationen wirkende Einwurzelung entscheidet über den Erfolg der . . . Erneuerungsversuche.“¹⁵⁾ Wobei abzuwarten bleibt, „ob auch jene Ahnung des Ursinnes sich wieder einstellt, oder ob sich nicht an dessen Stelle Ideologie und Hypothese einnisten, die im Grunde unlebendig bleiben . . . Diese einschränkende Kritik, die durch vielfache kulturpolitische und volkserzieherische Mißgriffe des städtischen und insbesondere großstädtischen Intellektualismus nahegelegt wird, soll natürlich in keiner Weise die Tatsache bestreiten . . . daß Brauch und Sitte . . . ein Element kraftvoller Volkhaftigkeit darstellen, auf das der nach vorn gerichtete Wille volklicher Selbstbehauptung und Sendung nicht verzichten kann.“

Wir sind gerade in der Jetztzeit bemüht, entsprechend der geistigen Erneuerung unseres Volkes eine durch Gemeinschaft gekennzeichnete Form der Gesellschaft zu schaffen, in deren Mittelpunkt auch der Tanz als gemeinschaftsbildendes Element eine Erneuerung finden soll. Nur diejenigen *Versuche und Neuschöpfungen* aber werden durch-

¹⁴⁾ Das eigenständige Volk. Volkstheoretische Grundlagen der Ethnopolitik und Geisteswissenschaften. Göttingen 1932. S. 195.

¹⁵⁾ Wichtig für die Tätigkeit der Lehrer, besonders auf dem Dorfe.

dringen, welche der Grundstruktur unseres deutschen Wesens entsprechen und bewußt an die wertvollen und heute als zeitgemäß möglichen Tanzformen echter Volkstänze anknüpfen; also eine Synthese schaffen, ähnlich dem bereits erprobten Vorgang der Wiederbelebung von Volkstrachten, der Zeit (und ihren in diesem Falle hygienischen Anforderungen) entsprechend, vereinigt mit volksmäßigen Grundzügen.

Diese derart neu geschaffenen Tänze werden nicht mehr Volkstänze im Sinne jener passiven Wesenhaftigkeit sein, sondern Nationaltänze. Denn man kann, identisch der Entwicklung von Volk zur Nation durch Bewußtwerden oder Bekennen oder politisches Aktivieren, im übertragenen Sinne von einer Entwicklung vom Volkstanz zum Nationaltanz sprechen, wenn dieser zum reinsten Ausdruck des allgemeinen Volkscharakters geworden und in seiner Rückwirkung auf die Menschen nicht mehr von nur individuell-passiver, sondern aktiv-gemeinschaftsbildender Wirkung nationaler Art ist¹⁶⁾.

Aus einem Akt naiver und selbstverständlicher Wesenserfüllung wird der Tanz zu bewußtem Willensbekenntnis¹⁷⁾.

Die Erforschung von Volkslied, Tanz und Tracht, Sitte und Brauch darf also nicht bloß passiv rückschauenden wissenschaftlichen Interessen dienen, sondern vorschauend aufbauender Volkstumsarbeit. Nicht, daß damit, als Beispiel in unserem Falle, der Tanz in den Mittelpunkt jedweder Volksbildungsarbeit gerückt werden soll: in den Hoffnungen auf umwälzende Auswirkungen der Volkstanzbewegung wird man bescheidener und geduldiger werden müssen, ohne aber damit die Tatsache zu mindern, daß in bestimmten Fällen der Tanz ein wichtiger Bestandteil wahrer Gemeinschaft und als solcher notwendig ist.

¹⁶⁾ Stammlich und landschaftlich gebundene Bräuche und Sitten erweitern und überhöhen sich in einem dem gesamten Volke wesensgemäßen „Lebensstil“. In seinem Ablehnen oder Annehmen durch Einzelne oder Volksteile bereitet sich der Volkzugehörigkeitswechsel entscheidend vor. Sitte und Lebensstil sind Gebiete des „organischen Volkstumswechsels“. Man kann daher aus der Ausprägtheit und Entschiedenheit der Sitten (des Lebensstils) des einen, gegenüber denen des angrenzenden Volkes, auf die volltätige Lebendigkeit und die innere Kraft jenes Volkes schließen. So bilden, weiter entwickelt, Musik, Lied und Tanz für die Menschen eine Art „rationale Kontrollstationen des Volkzugehörigkeitsbewußtseins“. Sie rühren an die letzten Wesenstiefen im Menschen und lassen ihn durch sein spontanes Verhalten sein wahres Volkstum bekennen. — Vgl. zu diesen Fragen u. a. M. S. Boehm, Das eigenständige Volk. S. 191, 198, 199, 252.

¹⁷⁾ Die Tischechen, die in der Erhaltung und Pflege alten und wertvollen Volksquats weiter sind als wir Sudetendeutschen, haben gerade auf dem Gebiete des Volkstanzes weit bessere Sammlungen und Ausgaben aufzuweisen. Und auch bei ihnen — es steht im Zusammenhang mit dem nationalen Erwachen seit einigen Jahrzehnten vor dem Kriege — sind ein Teil der Tänze nationalales Gut. Der Tischeche, ohne Unterschied des Standes, pflegt und tanzt seine „Česká beseda“ (eine Auswahl-Folge der schönsten und wertvollsten Tänze) aus einem nationalen Pflichtbewußtsein heraus und verleiht ihr Raum bei den Tanz- und Ballunterhaltungen aller Volksschichten.

Wirtschafts Sprachwissenschaft und Volkskunde

Von Dr. Edwin Sahliger, Trenčín

Im folgenden sei der Versuch gemacht, die Verührungsflächen zwischen Wirtschafts Sprachwissenschaft und Volkskunde darzustellen. Während die Volkskunde sich eine feste Stellung als eigengesetzliches Forschungsgebiet erkämpft hat, ist die Wirtschafts Sprachwissenschaft¹⁾ noch eine junge Wissenschaft. Erst der Aufschwung der Wirtschaft und das hiemit in Verbindung stehende Entstehen der Handelshochschulen hat sie mehr in den Vordergrund gerückt. Die Forschungsergebnisse sind aber noch verhältnismäßig spärlich, da dem Sprachforscher die wirtschaftlichen Kenntnisse fehlen und dem Wirtschaftler wieder die sprachwissenschaftlichen Forschungsweisen fremd sind.

Die Wirtschafts Sprache, die Sprache, die schriftlich und mündlich in allen Zweigen des Wirtschaftslebens verwendet wurde und wird, können wir einteilen²⁾ in

1. die überkommene gefestigte Sprache des eigentlichen kaufmännischen Briefwechsels,

2. die Namengebung des Geld- und Warenhandels,

3. die Sprache der Wirtschaftswissenschaften,

4. die gesprochene und geschriebene Börsensprache,

5. die Werbesprache (Werbebrief, Katalog, Plakat, Werbegespräche, Schaufenster, Werbebesen, Marke, Rundfunk).

Das Arbeitsziel einer volkskundlich betonten Wirtschafts Sprachforschung ist es, den sprachlichen Niederschlag in der Volkskunde festzustellen. Mit anderen Worten: Wie spiegelt sich die Wirtschafts Sprache in ihren Teilen wider in

1. Wort und Weise (Volksprache, Mundart, Flur-, Haus-, Hof-, Familien-, Ortsnamen, Volksdichtung),

2. Glaube und Handlungen (Volks Glaube, Heilkunde, Sitte, Brauch, Volksrecht) und

3. Werten (fachliche Volkskunde)?³⁾

Die beschreibende und geschichtliche Forschung wird bei den einzelnen Gruppen natürlich auf verschiedene Ergiebigkeit stoßen und mit verschiedenen Zeitanfängen zu rechnen haben (vgl. z. B. Börse und Werbe im Gegensatz zur Namengebung usw.). Der sprachliche Wanderprozeß vom Dorf in

¹⁾ Vgl. u. a. Ewald G. J. Meising, Methoden und Ergebnisse der wirtschafts sprachlichen Forschung, Utrecht 1928. — Terj., Zur Wirtschafts Linguistik. Eine Auswahl von kleineren und größeren Beiträgen über Wert und Bedeutung, Erforschung und Unterweisung der Sprache des wirtschaftlichen Verkehrs. Rotterdam 1932.

²⁾ Vgl. dazu Curt Sigmund Gutfind, Bemerkungen zur Struktur der modernen französischen Wirtschafts Sprache, in der Neuphilologischen Monatschrift 2. Jahrgang (1931) 385 ff.

³⁾ Vgl. dazu G. Jungbauer, Volkskundliche Heimatforschung. In: Heimatbildung 6 (1925), S. 152. Alfr. Schirmer, Der Kaufmannsberuf im Spiegel der deutschen Familiennamen in der angeführten Wirtschafts Linguistik 14 ff.

die Stadt, von der Ober- in die Unterschicht und umgekehrt wird, sicher reiche Ergebnisse zutage fördern. Die Arbeiten werden vom gleichen Werte für Wirtschaftssprachforschung und Volkskunde sein. Die Volkskunde wird wirtschaftlich-sprachlich sehend viele Probleme sachlicher erfassen (man denke u. a. an die Wortbedeutung). Die Wirtschaftssprachwissenschaft wieder wird für viele Sprachererscheinungen in Gegenwart und Vergangenheit den eigentlichen Sprachquell auf Grund der Volkskunde entdecken (vgl. z. B. Brauchtum). Der volkskundlich geschulte Wirtschaftssprachler wird dem verzweigten Wirtschaftsleben ganz anders zu Leibe rücken als der rein „städtisch“ eingestellte. Besonders wird er seiner hohen Aufgabe als Sprachpfleger besser gerecht werden können. Wie könnte doch die wirtschaftliche Namengebung volkstümlich verständlich gestaltet werden, wenn man dem Volke „auf's Maul“ sähe. Man ersparte sich dann eine geheimnisvoll — unverständliche — fremdtümelnde Namengebung. Wie könnten Wirtschaftsgebräuche sprachlich und sachlich veredelt werden, griffe man zum ehrwürdigen Volksgut! Zu all dem ist die wirtschaftlich betonte Volkskunde Lehrmeisterin. Es lohnte sich, die schon bestehenden Sammlungen und Werke nach den angegebenen Gesichtspunkten durchzuarbeiten und dann eigene wirtschaftssprachliche Volkskundearbeiten in Angriff zu nehmen. Wieviel Wirtschaftssprachliches ließe sich u. a. aus dem Atlas der deutschen Volkskunde schöpfen (vgl. z. B. die Fragen 4—8 über die Märkte, 28—29 über die Anrede im Geschäftsleben). Es ist schade, daß man in den Fragebögen die Wirtschaft nicht mehr berücksichtigt hat.

Zur Forschung lassen sich folgende Richtlinien aufstellen:

1. Welcher Sprachschicht, bzw. Mundart, Fremdsprache (Tschechisch) sind die Sprachererscheinungen entnommen? Haben Einzelne (Männer, Frauen), Ereignisse (politischer, örtlicher, kultureller, wirtschaftlicher Natur) fördernd oder hemmend gewirkt?

2. Lassen sich Gebrauchsschwankungen nach Zahl, Schicht, Bedeutung, zeitweiliges oder dauerndes Aussterben feststellen und was sind die mutmaßlichen Gründe?

3. Sind wirtschaftssprachliche Gebräuche und Schwankungen bedingt, bzw. gang und gäbe in Dorf (Ober- und Unterdorf) und Stadt?

Der Hauptzweck des vorliegenden einführenden Beitrages ist, allgemein auf wissenschaftliches Brachland hinzuweisen. Gerade die judendeutsche Wissenschaft könnte hier bahnbrechend wirken, da sie wie keine andere befähigt ist, die Grundlagen einer volkstumsvergleichenden, volkskundlich betonten Wirtschaftssprachforschung zu legen. Der ständige Ausgleich mit dem Tschechentume (sprachlich, kulturell), gibt unüberschbare Forschungsmöglichkeiten,^{*)} die bisher nur zum geringen Teile beachtet und ausgewertet wurden.

^{*)} Auf einige Möglichkeiten habe ich in den „Aufgaben der judendeutschen Sprachwissenschaft“ hingewiesen in der „Heimatbildung“ 14 (1933), Heft 11-12, 243 ff.

Danaiden- und Sisyphusarbeiten in der deutschen Volksüberlieferung

Von Josef Kern

Ewig mühseliger und ewig erfolgloser Arbeit allbekannte Sinnbilder aus der griechischen Sage, als Verdammnisstrafen erfunden von der Phantasie des Volkes, die ja in demselben Denkgeleise schafft, allezeit und überall und daher auch bei uns.

Einige Beispiele sollen aufzeigen, wie sich auch in diesem Belange uralte Vorstellungen zählebendig und eigentlich nur wenig gewandelt bis in die Gegenwart herein wirksam erweisen.

1. Allen Besuchern unseres Elbetales ist wohl das Dubitzer Kirchlein in Erinnerung. Malerisch thront es auf lichter Höhe über steilem Abhang.

„Das Dubitzer Kirchlein rutscht übers Jahr immer ein Stück den Berg herunter“, sagen die Leute, „zu Pfingsten müssen es die Junggesellen immer wieder hinaufschieben.“

2. An die Rodebeule¹⁾ bei Leitmeritz, einen wundervollen, aussichtsreichen Basaltkegel mit gewaltigem, gußeisernem Wetterkreuze, einst die Zierde der Heimatlandschaft, jetzt durch Steinbruchbetrieb jämmerlich geschändet, knüpft unsere heimische Volksüberlieferung vielfach an. Eine der seltsamsten aller Redensarten, die sich auf den Berg beziehen, hat bis jetzt jedem Deutungsversuche²⁾ gespottet: „Aff da (auf die) Rodebeule gehn, Feaße gluppm.“

Ist Steine klopfen schon genug schwere Arbeit...

Und doch fand ich eine Erklärung. In Ignaz v. Zingerles „Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes“ heißt es: Nach Tiroler Glauben kommen die alten Junggesellen auf den außerhalb des Sterzinger Mooßes gelegenen Berg, wo sie — neben anderen unmöglichen Arbeiten — auch Fürze klieben (spalten) müssen. Wir haben oben also eine verstümmelte Redensart vor uns, die sich in ihrer Vollständigkeit hier wie dort wieder gegen die Junggesellen gerichtet hat. Eine derart unvollständig erhaltene Redensart liegt auch im nächsten Leitmeritzer Beispiele vor, nämlich

3. in der Antwort auf die neugierig-zudringliche Frage: „Wos isdn (ist denn)?“, der kurzen Abfertigung: „Di Glöbe brennt! Zullst h'rich geschwinde l'esch'n kumm mit en'n Struhwischl!“³⁾

¹⁾ In der deutschen Schenkungsurkunde Karls IV. vom 7. Mai 1359 „Radebeule“. Vgl. Radebeul bei Dresden! Im Leitmeritzer Bezirke befindet sich noch eine zweite Beule, die Hundorfer Beule.

²⁾ Man wollte diese Redensart (die auch in einem Leitmeritzer Spottliedchen vorkommt) sogar mit dem angeblichen unterirdischen Tröhnen in Zusammenhang bringen, das von Sprengschüssen in den Leitmeritzer Kalkwerken der Flur Aulse herrühren soll. Sie ist aber viel älter.

³⁾ Mit an Stangen gebundenen nassen Strohweiden wurde bei Feuerabräuten nur Flugfeuer von Schöbel- und Schindeldächern abgewehrt.

Der Leser merkt, daß hinter all dem Spott, der rutschenden Kirche und der brennenden Elbe, doch der gesunde Humor des Volkes hervorlugt, derselbe lustige Schalk, der z. B. auch die unmöglichen Dinge erfand, um die man zum ersten April die Kinder mit einem Kreuzer einst in den Kaufladen schicken konnte, Haumichblau, Maurerschweiß, Rücken- und Dachziegelfett, und wie all die schönen Dinge hießen. — Aber die Lebensart 3 war in Leitmeritz auch noch vollständig anzutreffen.

4. Die „alde Kirschn“, ein durch Schlagfertigkeit bekannt gewesenes Leitmeritzer Original, handelte in ihrem schmalen Lädchen auf dem Ring-
 plaze mit Korbwaren und Neuigkeiten. Letztere brachte sie alsbald auf
 Zetteln an dem Türladen, immer drahtisch und in ureigenster Ortho-
 graphie, zu allgemeiner Kenntnis, wobei sie den Humor keineswegs ver-
 missen ließ. Gern proklamierte sie zum ersten April: „Die K o d e b e i l e
 brennt! Alle Junggesellen mit Stroh w i s c h l n l ö s c h n
 k o m m!“ Wieder also eine Strafarbeit für die armen Junggesellen!

Aus der Volkskunde wissen wir, warum gerade der Junggeselle der
 Spottjucht ausgepickt war¹⁾, die ihm solche Arbeiten zudachte. Möglicher-
 weise aber haben auch weiblicher Zorn und vielleicht sogar männlicher
 Reid das ihre zu dieser Unbeliebtheit beigetragen.

Die Säumerglocke von Prachaticz

Von Dr. Rudolf Kubitschek, Pilsen

In der Böhmerwaldstadt Prachaticz, dem mittelalterlichen Salz-
 umschlagplatz an dem Wege von Passau nach Böhmen, der als „Goldener
 Steig“ bekannt ist, läutet tagtäglich auf dem Turme der Stadtkirche um
 zehn Uhr die sogenannte Säumerglocke in die Nacht hinaus; dieser alte
 Brauch ist den Einheimischen lieb und bereitet den Fremden, die heute an-
 statt der Salzsäumer die Stadt gerne aufsuchen, viel Freude.

Gewöhnlich macht der freundliche Gastwirt die Fremden auf das Läuten
 aufmerksam und erzählt ihnen dabei allerhand von der Säumerglocke, be-
 sonders wenn sie sich im Gasthof „Zur Säumerglocke“ aufhalten; nachher
 kann man in den vielen Schriften über den Böhmerwald Schilderungen von
 der Art lesen, wie sie etwa in Franz Höllrigls nun 50 Jahre altem Büchlein
 „Aus dem Böhmerwald“ stehen: „Die Säumerglocke rief in den glücklichen
 Tagen des Goldenen Steiges, als noch in zahlreichen Handelskarawanen
 auf Saumrossen die Waren durch den Böhmerwald gingen, die verspäteten
 Säumer. Eine Stunde lang tönte in früheren Zeiten diese Glocke, bis auch
 der letzte Verirrte den Pfad zur Stadt gefunden hatte.“ Ähnliche Fabeleien
 sind früher und später immer wieder aus einem Buche ins andere ab-
 geschrieben worden.

In Wirklichkeit wurde die Glocke in vergangenen Zeiten aus ganz
 anderen, viel verständlicheren Gründen geläutet: sie ist eine alte *S p e r r -*
s t u n d g l o c k e, wie sie nach unseren Wörterbüchern und einschlägigen
 Werken (besonders F. Sartori, Das Buch von deutschen Glocken. Berlin

¹⁾ Vgl. Handwörterbuch Aberglaube I., 334 ff. (Alte Jungfer, Junggeselle).

und Leipzig, 1932. S. 126 ff.), in vielen Gegenden in Brauch gewesen sind; in alten deutschen Quellen heißen sie „Bierglocken“, bei den Süddeutschen häufig „Fußausglocken“ und in den böhmischen Ländern manchmal „Holomekenglocken“ (das tschechische Wort holomek bedeutet Lump, hier wohl im feuchtfrohlichen Sinne, dann aber auch Gerichtsdienner). Die Einheimischen verwenden im allgemeinen den Ausdruck Säumerglocke nicht; in der Stadt heißt das Geläute „š Zehne-Glöckl“, „š Zehne-Läuten“ oder



Die Säumerglocke
(Aufnahme der Lichtbildwerkstätte Anton Langl in
Prachatitz)

häufig auch noch wohl wie in früheren Zeiten „š Lump'nglöckl“; nur Fremden gegenüber gebraucht man gerne den neueren Namen Säumerglocke in der schriftdeutschen Lautform; der tschechische Teil der Bevölkerung hat für die Glocke keinen Ausdruck, sondern verwendet gewöhnlich Umschreibungen; ab und zu kommt auch der deutsche Name Säumerglocke im Tschechischen vor.

Jeder Prachatitzer weiß gut, daß man die Glocke nicht weit in der Umgebung hört; auch daß sich in den Wäldern im Umkreise der Stadt kein Salzäumer verirren konnte; wer sich endlich einmal die gut erhaltenen

Neste des Steiges, tiefe, gepflasterte Hohlwege am Abhange des Schwarzberges, im Volk „Samerweg“ genannt, angesehen hat, glaubt die Fabel vom Verirren bestimmt nicht. Wohl aber drohten den trinkfreudigen Salzjäumern Gefahren in den vielen Gasthäusern unserer Stadt im Beisammensein mit den recht gemüthlichen Prachatizern; so schrieb denn ganz richtig Karl Bröll in seinem schönen Büchlein von den „Vergessenen deutschen Brüdern“, daß die Glocke „einst die in der Stadt wohnenden Treiber und Salzpediteure mahnte, nicht zu spät in die Herberge zu kommen und guten Durstes zu sein.“ So ähnlich, nur etwas amtlicher, hat es nach Grimm schon in der alten Erfurter Stadtordnung geheißten: „Daß niemand nach der Bierglocken in den schenthäusern bleibe.“

Ein alter Brauch, sonst wohl überall schon abgekommen, hat sich also in Prachatiz in unsere Zeit herübergerettet, in der er keinen rechten Sinn und Grund mehr hat; heute besorgt der Gemeindepolizist in mitternächtlicher Stunde das Geschäft der alten Sperrstundglocke. Wider besseres Wissen deutet man aber den Brauch aus einer Art Heimatsstolz heraus immer wieder gern als „Säumerglocke“: so hat sich die Schlaueit der Prachatizer, die stark auf den Fremdenverkehr angewiesen sind, einen sinnlos gewordenen Brauch zu Nutzen zu machen verstanden. über die Umdeutung erzählt Josef Meßner, seines Zeichens Wirt in „Meßners Gasthof“, der seit Beginn unseres Jahrhunderts „Säumerglocke“ heißt, in seinem Buche „Prachatiz, ein Städtebild“, zum erstenmal erschienen 1885, daß „irgend ein Romantiker zu Anfang der vierziger Jahre der Glocke den Namen beigelegt habe, der vollkommen aus der Luft gegriffen sei.“

Während des letzten Krieges war es schon so weit, daß die Glocke abgenommen und weggeschafft werden sollte; doch gelang es der Fürsprache einiger maßgebender Männer im letzten Augenblicke, die Glocke und mit ihr wohl auch den alten Brauch der Stadt zu erhalten, was damals nicht überall geschehen ist. Seither hat der Brauch sogar noch eine Neubelebung erfahren: unsere strebsamen Lichtbildkünstler bringen um die Wette ganz schöne Karten der Kirchturmluke mit der Glocke heraus — die erste ließ sich meines Wissens der unvergessene Gherbek-Pepi, Wirt beim „Roten Kreuz“, machen — und die Fremden bekommen diese Karten mit der sogenannten Säumerglocke als liebe Erinnerung an Prachatiz, das „böhmische Nürnberg“, angehängt.

Zur „Tut-anch-Amon“-Sage aus Oberstuben

Von Adolf Jacoby, Luxemburg

Die von Karafek-Langer mitgeteilte Sage aus Oberstuben¹⁾ ist für das Verständnis der Sagenbildung ein außerordentlich lehrreiches Beispiel und verdient darum weitere Untersuchung, die zeigt, daß der Aufbau der Erzählung noch toller und seltsamer ist, als ihr Aufzeichnung annahm. Daß Abraham in die Sage Aufnahme fand, geht wohl sicher darauf zurück, daß die von Lord Carnarvon, Howard Carter und A. C. Mace unternommenen

¹⁾ Zudetend. 3t. f. Vde. 6 (1933), 205 f.

Ausgrabungen im „Tal der Könige“ zeitlich etwa parallel gingen denen C. L. Woolley's in Ur in Chaldaea, auch diese in großer Aufmachung von den Zeitungen veröffentlicht. Ur in Chaldaea ist nach Gen. 11, 31 Abrahams Heimat, worauf natürlich die Berichte nachdrücklich hinwiesen. Der Erforscher der alten Abrahamsstadt ließ sein Buch ausgehen unter dem Titel „Vor 5000 Jahren“²⁾ und durch eine Vermengung beider Ausgrabungen kamen nun diese 5000 Jahre mit Abraham in die Sage hinein. Dagegen entsprechen die 4000 Jahre, die der Patriarch in der Erde geruht haben soll, der tatsächlichen Chronologie, wie sie die biblischen, rabbinischen und patristischen Berechnungen ergeben, nach denen Abraham um 2000 v. Chr. lebte. Damit erklärt sich die Einführung des jüdischen Stammvaters in die Sage.

Was Karafet-Langer nicht hat auf seinen Ursprung zurückführen können, den Verrat der Grabstätte und dessen Begleitumstände ist nichts anderes, als eine spätere Form der Legende von der Auffindung des Kreuzholzes durch die Kaiserin Helena. Danach soll ein Jude des Namens Judas, bzw. Quiriacus der Mutter Konstantins den Ort zu Jerusalem, wo die Reliquie verborgen war, angegeben haben. Nach der Form der Legende, die Jacobus a Voragine in seiner „Legenda aurea“ überliefert³⁾, ging die Auffindung des Kreuzes so vor sich, daß, als die Kaiserin nach Jerusalem kam, die Juden in großer Furcht zu einander sprachen: „Warum, meint ihr, läßt uns die Königin zu sich berufen?“ Einer aber unter ihnen des Namens Judas sagte: „Ich weiß, daß sie von uns wissen will, wo das Kreuzholz ist, an dem Christus gekreuzigt wurde. Seht also zu, daß niemand sich unterstehe, dies zu verraten, und so einer anders handelt, sollt ihr gewiß sein, daß unser Gesetz abgetan wird und unserer Väter Überlieferungen vollkommen vernichtet werden. Denn mein Großvater Zachaeus sagte dies meinem Vater Simeon voraus und mein sterbender Vater erklärte mir: ‚Siehe, mein Sohn, wenn man nach dem Kreuze Christi suchen wird, so offenbare es, ehe du irgend welche Martern leiden mußt, denn von da ab wird das jüdische Volk nirgends mehr herrschen, sondern die Anbeter des Gekreuzigten, da eben Christus der Sohn Gottes war.‘ Ich antwortete ihm: Mein Vater, wenn unsere Väter wirklich Jesus Christus als Gottes Sohn erkannt hatten, warum hängten sie ihn dann an das Nichtholz des Kreuzes?‘ Und er erwiderte: ‚Gott weiß, daß ich niemals an ihrem Rat teilnahm, sondern ihnen oftmals widersprach; weil er aber die Laster der Pharisäer schalt, haben sie ihn kreuzigen lassen. Er aber erstand am dritten Tage und stieg vor den Augen seiner Jünger gen Himmel. An ihn glaubte mein Bruder Stephanus, den der Juden Unverständnis steinigte (Act. 7, 58). Sieh darum zu, mein Sohn, daß du nicht ihn oder seine Jünger schmähest.‘“ Es erscheint aber nicht sehr wahrscheinlich, daß der Vater dieses Juden zur Zeit des Leidens Christi gelebt haben kann, denn von der Passion Christi bis zur Zeit der Helena, in der Judas lebte,

²⁾ C. L. Woolley, Vor 5000 Jahren (13. Aufl., v. J.).

³⁾ W. Th. Graeffe (1850), 307 f. Vgl. auch zwei Anonymi bei J. Greßer, De cruce Christi (2598 ff.), 2, 527, 540, ebda. 2, 101, 109.

sind mehr denn 270 Jahre verflossen oder man müßte behaupten, daß die Leute damals länger als heutzutage lebten. Die Juden sagten also zu Judas: „Wir haben von dem allem nie etwas vernommen, doch wenn die Königin danach fragt, dann paß auf, daß du ihr nichts davon verrätst.“ Als jene nun vor der Königin standen und diese sie nach dem Ort fragte, an dem der Herr gekreuzigt worden war, und sie ihr den Ort durchaus nicht verraten wollten, befahl sie, daß man sie mit Feuer verbrennen solle. Sie verrieten aber alle aus Angst den Judas und sagten: „Dieser, Herrin, als ein Gerechter und eines Propheten Sohn, kennt genau das Gesetz und wird dir alles, wonach du fragst, darüber mitteilen.“ Da ließ jene alle laufen und behielt allein den Judas, zu dem sie sprach: „Tod und Leben sind vor dir; nun wähl', was dir gefällt. Zeig mir also den Ort, der Golgatha heißt, wo der Herr gekreuzigt wurde, daß ich sein Kreuz finden könne.“ Judas antwortete: „Wie soll ich den Ort kennen, da seitdem zweihundert und mehr Jahre verflossen sind und ich zu jener Zeit noch nicht geboren war?“ Ihm antwortete die Königin: „Beim Gekreuzigten, ich will dich Hungers sterben lassen, wenn du mir nicht die Wahrheit sagst.“ Sie gab Befehl, ihn in einen trockenen Brunnen zu werfen und dort auszuhungern. Als er daselbst sechs Tage ohne Speise zugebracht hatte, bat er am siebenten Tag, man möge ihn herausziehen und versprach, das Kreuz zu offenbaren (der Rest schildert die Auffindung des Kreuzes).“

Wir finden in der Legende alle charakteristischen Züge der Oberstübener Sage, die Bedrohung der Juden, den Brunnen, in den sie geworfen werden sollen, die Offenbarung des Grabes, bzw. Kreuzes, nur ist auf die Archäologen übertragen, was Helena tat. Daß man mit Abraham seine Frau fand, hat seine Entsprechung in der biblischen Nachricht Gen. 25, 10, 49, 31, die den Patriarchen und sein Weib in der Doppelhöhle bei Mamre nahe Hebron bestattet sein läßt. Der Zug, daß einer der Forscher nach dem andern starb, ist aus den Tatsachen der Geschichte der Ausgrabung des ägyptischen Königs bekannt. Richtig ist auch, daß der Pharao in einem dreifachen Sarg beigelegt war: im Steinsarkophag ruhte ein vergoldeter Holzsarg, darin ein Sarg mit wundervoller Einlegearbeit und in diesem der massive Goldsarg¹⁾. Aber hier haben wieder andere Sagen eingewirkt, die von drei Metallsärgen reden; wie die Oberstübener von einem eisernen, bleiernen und goldenen spricht, so etwa die vom Grab des Riesenkönigs bei Kemnik²⁾ besser berichtend, daß des Königs „Gebeine ruhten in einem goldenen Sarg, den ein silberner und eiserner umschlossen“. Das Motiv ist ägyptisch in der Gestalt bereits nachweisbar³⁾, daß ein Zauberbuch im Meer bei Koptos in einer Kiste von Gold liege, diese in einer Kiste von Silber, diese in einer von Elfenbein und Ebenholz, diese in einer von anderem Holz, diese in einer von Bronze und diese in einer von Eisen. Auch der Mumienweizen hat in dem Sammelurium von Motiven einen Platz gefunden; es handelt sich bei dieser pflanzenbiologischen Unmöglichkeit um

¹⁾ Howard Carter, Tut-anch-Amun 2 (1928), 118 ff.

²⁾ H. Kuhn, Märkische Sagen und Märchen (1843), 229, Nr. 209.

³⁾ H. Keipenstein, Hellenistische Wundererzählungen (1906), 114 f.

eine naturwissenschaftliche zähe Legende, die auf einer groben Täuschung beruht⁷⁾. Die Salbung wird uns in der Bibel zwar nicht von Abraham, aber von Jacob und Joseph erzählt Gen. 50, 2. 26 und umschreibt die ägyptische Mumifizierung, hier in der Sage ganz zutreffend als Erhaltung des Körpers ausgelegt, aber zugleich als magischer Schutz der Leiche, die dadurch ihre Beunruhiger tötet (wohl vergiftet). Endlich ist der dreimal um den Tisch gewachsene Bart aus der deutschen Kaisersage von Friedrich Rotbart im Kyffhäuser übernommen⁸⁾. Das Motiv begegnet aber auch sonst, z. B. in der Sage vom Petermännchen in Schwerin⁹⁾, von dem man sagt, daß es unterm See an einem großen Block sitze, und wenn sein Bart dreimal um diesen gewachsen sei, so werde es erlöst sein, womit das Motiv sich als Erlösungsmotiv erweist, das nicht ungeschickt in die Erzählung von der Aufdeckung (Erlösung) des Tut-anch-Amun oder Abraham eingebaut ist. Das Ganze ist ein wunderliches Gemisch von allerlei disparaten Elementen die zusammen eine Groteske ergeben, aber eben darum beachtenswert ist.

Kleine Mitteilungen

Der Adermann im Frühjahr

Fährt der Bauer zum ersten Male nach langer Winterszeit aufs Feld, macht er vor dem Gespann drei Kreuze mit der Peitsche und spricht:

„In Jesus Namen fang an,
Gott wolle mir helfen,
Der ja helfen kann.
Herr des Lebens,
Segne mein Streben,
Auch hier in diesem Leben!“

Kommt er aufs Feld, dann spricht er:

„Gott segne meiner Mühe Blag',
Die ich hab' von früh bis spät,
Und gib, daß ich am Ende dieses Jahr's
In Liebe sage: Recht schön und glücklich war's!“

Beginnt er zu säen, so lautet sein Spruch:

„Nun will ich meine Scholle bebau'n,
Und den Samen der Erde vertrau'n.
Gott, gib Sonnenschein und Regen,
Damit ich bekomme Brot zum Leben!“

J g l a u - J n a i m.

A n a z G 5 t h.

Die Dorfobmannschaft und der „Käsefonntag“ in Melm

Das ist ein merkwürdiger, uralter Brauch im Dorfe Melm bei Oberplan. Da geht ohne Wahl die Ortsobmannschaft der Reihenfolge nach beim Jahreswechsel um ein Haus weiter. Der Obmann hat die Pflicht, die Ortsgemeinderede zu führen. Versammlungen einzuberufen, das kleine Dorf überall zu ver-

⁷⁾ F. Woenig, Am Nil (Reclam Nr. 2888), 22.

⁸⁾ Die deutschen Sagen der Brüder Grimm (ed. G. Schneider), 1, 43, 45, Nr. 23, 28, G. S. Meyer, Mythologie der Germanen (1903), 387, C. Böckel, Die deutsche Volksage (1914), 48 f. K. Wehrhan, Die Sage (1908), 49.

⁹⁾ A. Kuhn u. W. Schwarz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche (1848), 2, Nr. 1.

treten, er ist für ein Jahr Dorfpräsident. Die feierliche Amtseinführung erfolgt am „Käshunta“¹⁾.

Dieser Brauch wird in hiesiger Gegend sonst nirgends geübt und sein Ursprung hat schon mehrere falsche Deutungen gezeitigt. Der alte „Tini“ von Melm erklärte vor mehr als 30 Jahren, daß nach den Erzählungen seiner Vorfahren vor mehreren Jahrhunderten der Richter des Gerichtes Melm, zu dem vor 1848 alle Dörfer der jetzigen Gemeinde Honetschlag gehörten, den Käsejinz bei der Herrschaft Krummaw doppelt entrichtete und vom Grundherrn das Privileg erhielt, die Geschworenen des Gerichtes mit Käse und Bier bei der Amtsübernahme zu bewirten. So mag in diesem Dorfe als früherem Gerichtssitz der „Käshunta“ entstanden sein und sich bis heute erhalten haben.

Am einem Sonntage Mitte Jänner ladet der neue Dorfpräsident alle Hausbesitzer zu einer Sitzung ein, gibt ihnen seinen Voranschlag bekannt, daß „zu Sebastian“ eine hl. Messe wegen „Krankheit und Sterben“, „auf Florian“ eine hl. Messe wegen „Feuer und Abbrennen“, „auf Leonhardi“ eine hl. Messe wegen „Bieh und Viehsuchen“ zu zahlen ist — ein altes Dorfgelübde — das sind drei Messen, macht 21 Ktsch. Einen neuen Strick für die Dorfglocke 9 Ktsch., für das Läuten ist ohnehin der „Glöcklacker“ da. Für „uns Männer heute“ $\frac{2}{3}$ hl gutes Bier 120 Ktsch., macht 150 Ktsch. Wir sind 10 Hausbesitzer, daher hat jeder 15 Ktsch. zu zahlen.“ Alle sind einverstanden und zahlen, der Obmann tut das Geld in den Gemeindebeutel.

Nach dieser Amtshandlung ist es Pflicht der Hausfrau, die Männer als neue Obmännin zu bewirten. Sie bringt Messer, einen großen Laib Weißbrot, zwei „gegrüpte“ Schüsseln voll „Kas“ und meint, die „Monna“ sollen ihr diese „Kleinigkeit“ nicht verschmähen und wünscht ihnen gesegneten Appetit. Auch jeder Hausfrau im Dorfe muß sie ein großes Stück Weißbrot, einen Teller voll „Kas“ und einen Liter Bier schicken. Die Männer essen, rauchen Pfeife, plaudern, trinken das Bier aus und gehen abends nach Hause, um den ledigen Burtschen und Mädchen den Platz zum Tanze zu räumen.

Diese haben sich $\frac{1}{2}$ hl Bier und Musiker bestellt, die Hausfrau gibt ihnen zwei große Laib Weißbrot und zwei große Schüsseln voll „Kas“. Da wird bis den nächsten Tag früh gegessen, getrunken, gesungen, getanzt und gescherzt. Montag sind diese ledigen Leute vom Tanzen müde, darum läßt ihnen der Bauer einen „kleinen Feiertag“ halten, damit sie sich ausschlafen können. Diesen Tag der Ruhe nennen sie „Kälbern“ oder den „Kälbertag“²⁾.

C b e r p l a n.

F r a n z F i s c h e r.

Der „Stadelschlüssel“ im Egerland

Bei Beantwortung des 4. Fragebogens für den Atlas der deutschen Volkstunde fand ich in Maiersgrün bei Marienbad einen eigenartigen Brauch, der anscheinend auf ein kleines Gebiet beschränkt ist:

Wenn die meisten Bauern mit dem Dreschen beinahe fertig sind, so wird im ganzen Dorfe nachgesehen, wer noch zurück ist. Haben dann alle abgedroschen, so wird dem säumigen Landwirt, der aus irgend einem Grunde hinten dran ist, ein etwa 30 Zentimeter langer, aus Holz schön geschnitzter Schlüssel, der „Stadelschlüssel“ zugesandt. Ein Spottgedicht wird beigegeben. Der letzte „glückliche“ Besitzer des Schlüssels erhielt folgende Verse:

Weil ihr so faule Drescher seid,
Ein Schlüssel groß und breit
schicken wir euch heute noch.
Sperrt damit zu euer Scheuerloch!
Der Hausherr sagt: „Ich dresch nicht gern,
das ist doch kein Geschäft für einen Herrn!“
Die Frau sagt: „Ich kann auch nicht dreschen,
sonst habt ihr mittags nichts zum Essen!“

¹⁾ Über den Käsejunta (sonst meist = 1. Fastensonntag) und Käsejente vgl. Sw. Aberglaube IV. 105ff.

²⁾ Zum Kälbertag, vgl. P. Sartori, Sitte und Brauch II. 39.

Der Anacht haucht bei der Nacht bei der Anna drin
 und bei Tag springt er bald her und bald hin.
 Der alte Mann sagt: „Laßt es nur liegen,
 daß die Hühner und die Späßen was kriegen!“
 Drum dreht nächstes Jahr beizeiten aus,
 und schickt den Schlüssel uns ins Haus!

Der Schlüssel hat so lange im Hause zu bleiben, bis in einem der folgenden Jahre ein anderer zu dieser Ehre kommt, wobei dann das Scherzgedicht den jeweiligen Umständen angepaßt ist.

Eger.

Albert Brosch.

Lagenbezeichnung der Orte in Nordwestböhmen

Der Volksmund bezeichnet oft die gegenseitige Lage zweier Orte oder Landschaftsgebiete genauer als die Schriftsprache. Er fügt gerne dem Ortsnamen ein Wörtchen bei, das die Lage des genannten Ortes andeuten soll, etwa: hinauf, hinunter, hinüber, hinein, hinaus u. a. Daraus erkennt man sofort, ob der betreffende Ort auf einem Berge, in einem Tale gelegen ist, ob er höher oder niedriger liegt als der ursprüngliche Ort, ob er hinter Bergen verborgen ist usw. Fährt man von Elbogen aus in der Richtung gegen Eger, so fährt man „af Gcha asse“, auch: „af Fäll(a)nau asse“, „af Ri(n)sberch (Königsberg) asse“, „inz Sch(a)land asse“. Auch alle anderen Orte der Umgebung Elbogens verwenden diese Redensarten. Nisch und Grassitz gehören nicht in diesen Bereich, sie sind knapp an der Staatsgrenze, darum heißt es von diesen Städten: „af Nisch asse“ (hinaus), „af Grassitz asse“; dasselbe sagt man von fast allen Orten der beiden Bezirke. Neudel ist hinter den Bergen, die man von der Indusstriebebene aus sieht, gelegen, weshalb man sich über eine Fahrt nach Neudel äußert: „Ich ja(a)r af Reidog hinte.“ Städte und Dörfer egerabwärts werden treffend bezeichnet durch das Wörtchen „hinunter“: „af Karlsbad oi“, „af Pürstein oi“, „af Radn oi“ usw. Will man hingegen die Lage eines Ortes im Innern Böhmens festlegen, so sagt man: „af Säuz ein“, „af Bräuch ein“, „af P(ü)ln ein“, „ins Bäumisch (Tschechische) ein“. Die Slowakei liegt nach dem Volksmunde „unten“: „in d' Schlowakei oi“. Länder und Orte außerhalb der Staatsgrenzen bezeichnet man folgendermaßen: „af Bai(a)n (Bayern) üwe“, „af Plauen asse“, „af Leipzig asse“, „ins Reich asse“, „auf Wean (Wien) ei(n)“. Amerika liegt jenseits des großen Meeres, weshalb die Redewendung gilt: „af America üwe“.

Chodau.

Richard Baumann.

* * *

Lob und Tadel. Zu dem Streit um Kirchner erhielt der Herausgeber der Zeitschrift eine weitere Zuschrift von Herrn Dr. J. Wehde, der die folgenden Ausführungen entnommen sind:

„Mir ist Kirchner sonst ganz gleichgültig, bin mit ihm weder verwandt noch ihm verpflichtet; ich habe nur die Absicht, die Geschichte des Musziger Museums in unserem Heimatblatte zu behandeln, und dabei muß Kirchner natürlich gewürdigt werden als Sammler, Schriftsteller, Vortragender und Wissenschaftler. Zu der letzten Eigenschaft kommt er bei mir gewiß nicht allzugut weg, ich habe selbst über ihn manch herbes Urteil gefällt. Aber mein Gerechtigkeitsgefühl verwehrt mir es, ungeprüft böse Urteile über ihn wiederzugeben. Ich schäbe ihn als vollstrennen Mann, der in seinen zahlreichen, bisher nur mir zugänglichen Schriften (handschriftlich) gut deutsche Gesinnung geäußert hat; Schwächen hat er, und ich werde sie nicht verschweigen, aber schonungsvoll behandeln, wie es sich gegen einen fleißig gewesenen Toten gehört.“

Weitere Zuschriften in dieser Angelegenheit kann unsere Zeitschrift nicht mehr veröffentlichen.

Die Sage vom Eisenbahntunnel bei Tricbitz. Zu dieser im 6. Jahrgang auf S. 199 f. berichteten Sage wäre nachzutragen, daß dieser Tunnel seinerzeit fertiggestellt wurde. Da aber auch weiterhin trotz der durchgeführten Ausmauerung

Einsenkungen und Einstürze vorkamen, wurde im Jahre 1865 der Verkehr aus dem Tunnel auf eine neue Strecke verlegt, die den Berg umging. Erst nach dem Weltkrieg hat man den fast ganz verschütteten Tunnel wieder in Arbeit genommen und nach Überwindung großer Schwierigkeiten zu Ende 1933 vollendet. Dieser zwischen Triebitz und Rudelsdorf bei Landskron gelegene zweigleisige Abschnitt der Bahnstrecke Böhmen-Trübau-Umütz wurde im November 1933 dem Verkehr übergeben.

Der junge Graf und sein ungetreues Weib. Zu diesem im letzten Heft veröffentlichten Märchen teilt J. Bolte mit: „Es gehört in den Kreis der drei Zschlangenblätter (Grimm, NWM. 16; Bolte-Polivka 1, 126) und steht der kroatischen Fassung bei Strohal, 2, 152 nahe, von der Polivka in der ZfM. 13, 403 einen Auszug gab.“

Heimatlische Mundartdichtung. Auf Anregung des Herausgebers unserer Zeitschrift wird der Prager Mundfunk auch dieses Stoffgebiet in einer Reihe von Vorträgen berücksichtigen.

Iglauer Speisen. Der Deutsche Stadtbildungsausschuß in Iglau (Weiter Hans Arca) sammelt Rezepte von Speisen, die in Iglau und in der Sprachinsel gebräuchlich sind und ist für alle Mitteilungen über die Volksnahrung der Sprachinsel und insbesondere über besondere Zubereitungsarten und örtliche bodenständige Eigenheiten bei Speise und Trank dankbar.

Ehrung. Unser Mitarbeiter, Dr. Rudolf Kubitschek, Professor am deutschen Staatsrealgymnasium in Pilsen, wurde von seiner Heimatgemeinde Fürstenhut im Pöhmertwald zum Ehrenbürger ernannt. Herzliche Glückwünsche!

Volkskundliche Vorlesungen. Im Wintersemester 1933/34 betrug die Zahl der eingeschriebenen Hörer, bzw. Teilnehmer der Vorlesungen und Seminarübungen Prof. Jungbauers 290.

Antworten

(Einkauf bis 20. Jänner).

164. In Umütz hörte ich von einem Soldaten, der aus der Gegend von Mähr.-Schönberg stammt, folgende *Scherzumdichtung*:

Wem Gott will rechte Günst erweisen,
den schickt er nur zum Militär.
Das Hemd hat er dann voll von Läußen,
den Magen aber immer leer.

(E. F. Babler, Heiliger Berg bei Umütz.)

205. Die im 6. Jahrgang (S. 39) erzählten Bräuche bei der *Primiz* gelten auch in Westschlesien. Es kommt noch dazu der Elternsegnen an den jungen Priester, der seinerseits an diesem Tage selbst den Eltern den ersten priesterlichen Segen gibt. (Dr. Karl Harbich, Weidenau.)

210. Die *Sitze* in den Kirchenbänken werden im Bezirk Jirenowaldau allgemein vermietet, Kamentalein werden häufig der Einheitslichkeit wegen vom *Piarrante* besorgt. (Dr. K. Harbich.)

217. In Jauernig sagt man, wenn es zum Frühlingsanfang recht warm werden will: „Josef muß erst den glühenden Pfahl in die Erde schlagen.“ (Dr. K. Harbich.)

239. Um die *Mühe* am *Milchabsaugen* zu verhindern, steckt man ihnen hierzulande ein hölzernes Gestell um den Hals, das ihnen das Umwenden nach dem *Guter* unmöglich macht. (Dr. K. Harbich.)

255. Beim *Chrenklingen* sagt man: „Durch's linke geht's Hlinke, Durch's rechte geht's Schledche“. Oder: „Links gelingt's, rechts verschlägt's“. (Otto Bertik, Littwa.)

258. Wer eine *Zigeunerin* nicht beschenkt, dem wünscht sie einen bösen Nachbar. Eine alte Redensart besagt, daß die *Zigeunermänner* und *Judenweiber*

die glücklichsten auf Erden sind. Denn für die ersten sorgen die Weiber, für die zweiten die Männer. (D. Zerlik.)

261. In der Gegend um Jauernig und Weidenau darf man am „*krummen Mitwoch*“ nicht weinen, sonst bekommt man eine krumme Nase. Ist werden deshalb Kinder von älteren Leuten so lange geneckt, bis sie weinen. (Dr. R. Harbich.)

264. Redensarten u. a. über den Freitag: Freitagreia hult da Geia (Freitagstreier holt der Geier). Am Freitag gänge d' Gwiff'n (die Roten). Was da Sunnta foa(n), fängt da Freita oa(n). Wer z' Freita schläft, an Sämsta tramt o z' Sunnta d' Meß vasamt (verräumt), dian is da Himmel vara(u)mt (verräumt). (C. Zerlik.)

271. Hier nennt man bloß den Schusterbohrer, mit dem man im Leder bohrt, *Bohrer*. Die anderen Bohrer heißen „*Nägb(ä)r*“. (E. Stod, Beneschhau bei Deutsch-Pröben.)

272. Eine ähnliche Verwendung von Ortsnamen liegt vor, wenn man in Brünn von einem, der erbricht, sagt, daß er nach Breslau fährt, oder zu einem, an dessen Verstand man zweifelt, meint, daß er wohl in Czernowiz (Landeskrivernanitz) wohne. In Neutitschein gibt es die Redensart: „Ich glaube, der kommt von Müran“ (Strafanstalt). In Freiwalddau sagt man, wenn man angeben will, daß das Ziel noch weit liegt: „Da kann man bis Babitz gehn.“ Wo dies Babitz gelegen ist, weiß man nicht. (M. Rasparek, Jvanovec, P. Melčice, Slowakei.)

273. In Eger hörte ich im Sommer 1933: „Die Fenster auf, der Lenz ist da; dia) Hilk(a) sikt am Schaufelspa“ (Schaufelpferd). (E. Stod, Beneschhau.) Nach mehreren Einfendungen zu der Umfrage über die Anteilnahme der Kinder an der Tagespolitik ist ferner eine Umbichtung des Liedes „Nuchš, du hast die Gans gestohlen“ weit verbreitet.

275. Hier ist der folgende Drescherbrauch daheim. Wer ausgedroschen hat, fängt eine fremde Gans (womöglich von einem Nachbar, der noch nicht ausgedroschen hat) und bindet ihr ein kleines Bündel Stroh auf den Rücken. Man sagt dazu: „Da Alt' wiad weitage(b)m“ oder „Obi ho(b)m an Altn vashickt.“ Ähnlich ist das „Fedamantvatrog'n“ beim Federnschleifen. Wer damit fertig ist, packt die Abfälle zusammen und bindet sie an die Haustüre eines Nachbarn, der mit dem Federnschleifen noch nicht fertig ist. (D. Zerlik.)

276. Krankheiten, bei welchen Eiterungen auftreten, z. B. auch der Fingerwurm, gelten als durch einen Wurm verursacht. Von Kindern, die Ditteltrot (den unteren Teil der Blüte von Sanddisteln oder einer Wiesendistelart) essen, sagt man, daß sie Würmer im Magen bekommen und sterben. Bekannt ist die Redensart, daß jemand bei lebendigem Leibe von den Würmern gefressen wird. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.-Prag.)

279. Weitere Nachrichten über *Geit-* und *Kindersteine* bringt J. Kern in der Beilage zur Leitmeritzer Zeitung „Unsere Heimat“ (15. Jahrgang, Nr. 1 vom 1. Jänner 1934).

280. In Niederlindewiese waren *Maultrommeln* noch vor ungefähr 30 Jahren in Gebrauch. In Brünn nannte man sie „*Brummeisen*“ und noch heute hört man bei den Tschechen eine Frau, die viel brummt, „*brumasla*“ nennen. Bei den Slowaken des Bezirkes Trenškin wird die *Maultrommel* seit etwa 20-30 Jahren nicht mehr gespielt. Man nannte sie die „*drungla*“, auch „*grumbla*“ oder „*Armla*“. (M. Rasparek.)

281. Während in Deutsch-Reichenau bei Friedberg der Ausdruck selbst ungebrauchlich ist, wird in allen 14 Dörfern dieser Pfarre der Sarg „*da Fraa*“ (also etwa gleich „*der Thron*“) genannt. (Karl Spitzenberger, Prag, nach Mitteilung von Josef Stadlbauer.) Hier heißt der Sarg „*dia*) *Trogäan*“ (die Trube). (E. Stod, Beneschhau.)

284. Ein alter *Schulbrauch* hat sich noch in Hohenflus erhalten. Hier gibt es am Faschingdienstag nachmittags oder am Sonntag vorher den Kinderball. Die Kinder tanzen unter Aufsicht des Lehrers und der Eltern. Dabei werfen der Gastwirt und reiche Ortsanwässige Zuckerln unter die Kinder, was zu drolligen Aus-

treten führt. Dieser Kinderball dürfte früher auch in anderen Ortschaften üblich gewesen sein, denn die Kinder von Grumberg werden noch heute mit dem Reim geneckt: „Ich ho nie amol Gald of Sajz und of Maaz, verschweiggout om Kender-bao“ (Ich habe nicht einmal Geld auf Salz und Mehl, geschweige Gott auf den Kinderball). (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.-Prag.) Einen solchen Schulball gab es noch vor 50 Jahren in Königswerth. Er wurde gewöhnlich am Faschingmontag abgehalten. Die Schulkinder versammelten sich am Nachmittag in der ausgeräumten Schulfstube. Es wurde nach der Musik des Lehrers und seines Gehilfen getanzt, die Kinder wurden mit Kaffee und Faschingstrapfen, später auch mit Würstchen bewirtet. (Adolf Horner, Königswerth.)

285. Hier betreibt noch heute ein Mann das *Gesundbeteu*, besonders bei Ausschlag und Krätze. Einen meiner Verwandten, der sich von mehreren Ärzten erfolglos behandeln ließ, hat er geheilt. (Otto Zerlik, Mittwa.) Mein Großvater mütterlicherseits konnte „sprechen“ und dessen Vater war sogar weit bekannt. Mein Großvater „sprach“ besonders bei Viehkrankheiten. Wenn z. B. eine Kuh ein Fell auf dem Auge hatte, machte er dreimal mit der flachen Hand das Kreuz darüber, dann sprach er seinen Spruch und betete drei Vaterunser. Diese Handlung wurde aber nur bei abnehmendem Monde, und zwar vor Sonnenaufgang oder nach Sonnenuntergang vorgenommen. Auch im Orte Echeft war ein berühmter Sprecher, der vornehmlich Menschen heilte. Einmal bekam meine Mutter ein wahnwitzgroßes Überbein am linken Unterarm. Sie sprach den Gesundbeter um Hilfe an. Er machte das Kreuzzeichen dreimal über das Gebreite. Dann sagte er: „Sprechen kann ich jetzt nicht darüber. Wenn aber der Mond im Abnehmen ist, will ich daran denken und dann will ich es tun.“ Tatsächlich verging das Überbein, als der Mond abnahm. Meiner Meinung nach beruht die Heilung auf Selbstsuggestion, da das Unterbewußtsein auf den Heilgedanken hingelenkt wird. (M. Horner, der zugleich auf seine einschlägige Veröffentlichung in „*Muser Egerland*“ 1933 verweist.)

286. Zum Glauben an die *Erdstahlen*, die die Gesundheit des Menschen beeinflussen, kann auf die Volksmeinung verwiesen werden, daß man vor dem 1. Mai weder sich auf die Erde legen noch barfuß gehen soll. Denn bis dahin strahlt die Erde, wie man sagt, Gift aus, und wenn man auch in der Jugend davon nicht krank wird, so kommt es in späteren Jahren. (F. J. Langer.)

287. Das *Niesen* bekräftigt gewissermaßen das eben Gesprochene. Deshalb sagt man, wenn jemand während eines Gespräches niest, „Gelt Gott, daß's wua (wahr) is“ oder „Du häußt's bandist (beniest)“. (Richard Baumann, Chodau und M. Horner, Königswerth.) Wenn man früh nüchtern dreimal niest, bekommt man Geld. (D. Zerlik.) Wer kräftig niest, ist ein guter Christ. (F. J. Langer.) Wer laut und oft niest, lebt lang. Ein Kranker, der niest, wird bestimmt wieder gesund. So lang man niest, so lang lebt man. (Johann Thöndel, Bergstadt bei Römersstadt.)

288. Hier war das *Tätowieren* vor einigen Jahren vorübergehend üblich. Ein durch Trunk herabgekommener Maler tätowierte viele Burschen. Als er weg-zog, hatte der Anzug ein Ende. (J. Thöndel.) Nur herumziehendes Volk, wie Schaufelburschen, Athleten und mitunter Kraftmeier lassen sich die Arme tätowieren. Selbst bei unseren Bergarbeitern, die meist mit nacktem Oberkörper arbeiten, findet man sehr selten eine Tätowierung, da eine solche nicht gerade als fein gilt. (M. Horner.)

289. *Miteffer*, die man für wirklich lebende Würmer hält und deren Ent-stehung man auf ungefundes Blut zurückführt, bekommt man nach dem Volksglauben bei Eintritt der Geschlechtsreife. Ein Gegenmittel soll geschlechtlicher Ver-kehr sein. (J. Thöndel.) Man hält sie hier bald für Würmer, bald für Ausscheidungen bei unreinem Blut. (F. J. Langer.) Man sagt, daß sie Würmer sind, die sich von der Schärfe des Blutes ernähren. Deshalb soll ein Mensch mit Miteffern keine scharfen Speisen essen. (D. Zerlik.) Heute ist der frühere Glaube, daß die Miteffer Würmer sind, wohl ziemlich allgemein geschwunden. Man führt meist als Ursache unreines Blut an. Bei Burschen sagt man auch, daß sie des Geschlechts-genußes bedürften. Junge Leute neckt man ferner, indem man sagt, ihre Miteffer kämen davon, weil sie zuviel geschmakt (geküßt) hätten. (M. Horner.)

Umfragen

291. Ist in der Volksüberlieferung (Sagen, Lieder u. a., die tatsächlich noch überliefert werden) — also nicht im Schrifttum — noch irgendeine Erinnerung an Wallenstein festzustellen?

292. Wo sind sonst noch Gebete der Bauern bei der Feldarbeit im Frühjahr (vgl. Kleine Mitteilungen) üblich?

293. Heißt außer in der Brünner und Wischauer Sprachinsel der Weiberroß auch sonstwo Schurz?

294. In Beantwortung der 272. Umfrage teilt Dr. J. J. Beranek auch deutsche und tschechische Ortsnamen mit, die wirklich bestehen oder erfunden sind und die meist zur Abfertigung eines unbequemen Fragers dienen, z. B. Křtíz a. d. Anater, Kiegritzkirchen, Kiegritzpotschen, Burtchude, Tripstrill, Prdelovice, Kací (Chladov u. a. Wem sind weitere Ausdrücke und nähere Bestimmungen hierzu, z. B. „Tripstrill, wo der Pfeffer wächst“, bekannt?

295. Wo wird die Übernahme der Dorfschmannaft ähnlich, wie oben (Kleine Mitteilungen) geschildert, durchgeführt und gefeiert?

296. Welche Namen hat man für Schaben? Unterscheidet man die kleinere deutsche Schabe (*Blatta germanica*) von der mehr als doppelt so langen Rüsselschabe (*Periplaneta orientalis*)? Spielen sie im Volksglauben und in der Volksmedizin eine Rolle?

297. Vor der Wohnungstür des Herausgebers unserer Zeitschrift hatte im Herbst 1933 irgendein Bettler ein Hakenkreuz in die Mauer geritzt. In Prag hat sich seit etwa einem Jahre unter einem Großteil der tschechischen Bevölkerung der Name „Hakenkreuzler“ für jeden Deutschen eingebürgert und auch deutschsprechenden Tschechen kann es geschehen, daß ihnen ein fanatischer Satz wie: „Auch so ein Hakenkreuzler“ zuruft. In unserem Falle handelt es sich um ein Bettlerzeichen, womit wahrscheinlich anderen Bettlern angedeutet werden soll, daß es in dieser Wohnung vorteilhafter sei, deutsch zu sprechen. Sind auch sonst in der heutigen Zeit der zum Teil gar nicht begründeten Massenbettelei, die im Deutschen Reich seit September 1933 aufgehört hat, aber in anderen Ländern und so auch bei uns in den letzten Monaten noch mehr angestiegen ist, alte Geheimzeichen, mit denen sich Bettler und Landstreichler verständigen, wieder in Gebrauch gekommen?

298. Wo ist der Brauch, einen Stadel Schlüssel zu senden (vgl. Kleine Mitteilungen), sonst noch daheim?

299. Welche Abwehrmittel gegen Feuer kennt und gebraucht das Volk heute noch?

300. Wie verhindert man bei einem Mistkasten für Stare, daß er von Spaken besetzt wird?

Schrifttum

Volkskundliche Bibliographie für das Jahr 1928. Herausgegeben von R. Geiger. Verlag Walter de Gruyter & Co. Berlin u. Leipzig 1933.

Auch dieser Band der im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde und mit Unterstützung von E. Hoffmann-Krayer herausgegebenen Bibliographie ist gegeben und verlässlich.

¹⁾ Diese Frage stellt Prof. Dr. Josef Hanika. — ²⁾ Diese Frage stellt der Deutsche Landesverband für Feuerwehr- und Rettungswesen in Böhmen, Prag III.—660, der das Ergebnis der Umfrage im „Feuerehrkalender 1935“ veröffentlichen will. Vielleicht übernimmt einer der Mitarbeiter unserer Zeitschrift diese Aufgabe. Trotzdem in dem großen Werke „Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch“ von H. Freudenthal (Berlin 1931) ohnehin alles Wesentliche zu finden ist, wäre doch eine Zusammenfassung des inderendentlichen Glaubens und Braudes, der sich auf das Feuer bezieht, wünschenswert.

W. Schullß, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. Mit 160 Bildern auf 80 Tafeln und 1 Karte. J. F. Lehmanns Verlag, München 1934. Geh. 6 M, geb. 7 M 50.

Ein lebendig geschriebenes Buch das vor allem die Bodenständigkeit und Eigenwüchsigkeit der germanischen Kultur betont und namentlich jenen zum Leben empfohlen wird, die noch immer der falschen Meinung sind, daß es vor der Römerzeit und der Einführung des Christentums keine germanische Kultur gegeben hat.

P. Jaunert, Die Stämme im neuen Reich. Mit 12 Bildern. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1933. Kart. 3 M 60.

Mit diesem Buch liefert der um die deutsche Volkskunde verdiente Verfasser eine willkommene Vorarbeit zu einer großen deutschen Stammeskunde, die gerade in den heutigen Tagen zu einer dringenden Notwendigkeit geworden ist. Denn müßten allerdings auch die außerhalb des Deutschen Reiches befindlichen Stammesteile, deren Werden und Wesen oft überraschende Aufschlüsse für das Ganze liefert, entsprechend berücksichtigt werden.

Fr. Lüers, Bährische Stammeskunde. Mit 39 Abbildungen. Verlag Eugen Diederichs, Jena 1933. Geh. 3 M 60, geb. 4 M 80.

In diesem neuen Band der Sammlung „Deutsche Stammeskunde“, die jeder gebildete Deutsche in seiner Bücherei haben soll, beleuchtet Lüers, dem wohl jeder und auch der kleinste Winkel Bayerns aus eigener Anschauung gründlich bekannt ist, an der Hand von geschicht angeordneten und mit wissenschaftlicher Genauigkeit erklärten Sagen das Wesen des bährischen Stammes, der noch viel an altem Volksgut besitzt, das anderen deutschen Stämmen längst verloren gegangen ist. Immer wieder zeigt sich eine weitgehende Übereinstimmung mit dem Sagengut diesseits der Staatsgrenzen im Böhmerwald und Egerland.

Lesebuch der deutschen Volksfage. Herausgegeben von Fr. v. d. Leyen in Verbindung mit Valerie Höttges. Verlag Junfer und Dünnhaupt, Berlin 1933. Preis geh. 5 M 50.

Dieses als Band 10 der von G. Fricke herausgegebenen „Literaturhistorischen Bibliothek“ erschienene Lesebuch übersieht, daß es außer den Deutschen des Deutschen Reiches, der Schweiz, Österreichs und Siebenbürgens noch 3½ Millionen Sudetendeutsche gibt, die den Reichsdeutschen ebenso benachbart sind wie die Schweizer und Österreicher und daher wohl auch Berücksichtigung in diesem Werk verdient hätten, das sicherlich auch in Schulen gebraucht werden und hier beitragen wird, daß man in weiten Kreisen des Deutschen Reiches, wo nicht selten sehr sonderbare Vorstellungen über das Deutschtum der Tschechoslowakei bestehen, auch weiterhin wenig oder gar nichts davon wissen wird. Österreich ist in zwei Abschnitten vertreten „Tirol und Kärnten“ und „Österreich“, so daß der unwissende Leser meinen muß, jene zwei Länder hätten mit Österreich nichts zu tun. Nur ganz vereinzelt entdeckt man bei näherer Durchsicht auch eine oder die andere Sage aus sudetendeutschem Gebiet, so im Abschnitt „Ober- und Niedersachsen“, „Schlesien“ und „Österreich“. Im letzten wird z. B. eine ziemlich verdächtige Sage nach den „Müthen und Bräuchen des Volkes in Österreich“ von Th. Vernaalen erzählt, die in Altstadt im nördlichen Mähren spielt.

G. Schürer und J. M. Rib, Sankt Kimmernis und Volto Santo. Mit 124 Abbildungen auf 53 Kunstdrucktafeln. Verlag L. Schwann, Düsseldorf 1933. Ganzleinenband 22 M.

Das nur in einer beschränkten Zahl von nummerierten Stücken gedruckte Prahtwerk, das Heft 13-15 der von Dr. G. Schreiber herausgegebenen „Forschungen zur Volkskunde“ umfaßt, ist erschienen. Eine eingehende Würdigung von Dr. G. Vemberg werden wir im nächsten Heft unserer Zeitschrift veröffentlichen.

F. Hempel, Psychologie des Volksglaubens insbesondere der volkstümlichen Natur- und Heilkunde des Reichslandes. Verlag Gräfe und Unzer, Königsberg i. Pr. 1930. 4 M 50.

Diese als 4. Heft der Einzelschriften der Historischen Kommission für ost- und westpreussische Landesforschung erschienene Arbeit geht weit über den Rahmen einer landschaftlichen Darstellung hinaus. Der Verfasser, der in der Regel keinen Unterschied zwischen dem ziemlich gleichartigen Volksglauben der deutschen und slawischen Bewohner des Weichsellandes macht, ist Seite für Seite bestrebt, aus dem ihm hauptsächlich aus dem Gebiet der Volksmedizin vorliegenden Stoff die allgemeinen psychologischen Voraussetzungen und Grundlagen herauszufinden. Aus diesem Grunde ist das Wert von besonderer Bedeutung für die volkskundliche Wissenschaft.

K. Lüpf, Die deutschen Siedlungen im Cholmer und Lubliner Lande. Mit Gemälden und Zeichnungen von Fr. Kuniger. Verlag Günther Wolff, Mauen i. B. 1933.

Das in der von B. Rauder herausgegebenen Schriftenreihe „Deutsche Gauen im Osten“ (Verband deutscher Volksbüchereien in Polen, Rattowitz) erschienene Buch ist eine prächtige Leistung. Es zeigt insbesondere in seinem geschichtlichen Teile, wie viel das heutige Polen und das polnische Volk den deutschen Siedlern verdankt. Tausende von ihnen sind im Laufe der Jahrhunderte zu Polen geworden, aber ihr Blut wirkt noch im heutigen Polentum nach; sie haben den Polen das gegeben, was ihnen von Anfang an gefehlt hat, die Beharrlichkeit und Gründlichkeit. Sehr lehrreich ist der volkskundliche Teil, der vor allem das Brauchtum und die Volksdichtung darstellt. Der warmherzige Verfasser, dessen Liebe und Sorge für das gefährdete Deutschtum des Ostens bei allen Sprachgrenz- und Sprachinseldutschen vollstes Verständnis finden wird, ist sich bewußt, wie wichtig das Volksgut an Liedern, Sagen, Märchen, Schwänken, Bräuchen u. a. gerade für Minderheiten ist, deren Volkstum von Staats wegen nicht gefördert, sondern bekämpft wird.

J. P o n o m i, Az egyházi év Budaörs német község nyelvi és szokásanyagában tekintettel Budaörs környékére. (Das Kirchenjahr in Spruch und Brauch der deutschen Gemeinde Budaörs, mit Rücksicht auf die Umgegend.) Verlag Ferd. Pfeifer (Gebr. Zeidler), Budapest 1933.

Das Buch bildet den 53. Band der vorzüglichen, von G. Bey, † J. Mlener und H. Schmidt geleiteten Reihe „Német philologiai dolgozatok“ (Arbeiten zur deutschen Philologie), die in magyarischer Sprache verfaßt und mit einem deutschen Auszug versehen sind. Ponomi behandelt das Brauchtum von Budaörs, der größten deutschen Siedlung bei Budapest, deren Bewohner hauptsächlich Wein- und Obstbau betreiben. Unter dieser frommen Bevölkerung hat sich trotz der Nähe der Hauptstadt vor allem das christliche Brauchtum, das sich an das Kirchenjahr anschließt, in ziemlichem Umfange erhalten. Seinen Höhepunkt stellt das Fronleichnamsfest dar, das eine Lebenswürdigkeit für das weiteste Umland mit Einschluß Budapests ist. Vergleichende Anmerkungen berücksichtigen das Brauchtum von 16 Gemeinden der Umgebung, die deutsche Bevölkerung aufweisen.

Hugo W e b i n g e r, Quer durch Libyen in die Sahara. Mit 31 Abbildungen. Verlag K. Kiesel, Salzburg 1933. 11. Band der Sammlung „Die Welt“.

Der väterlicherseits aus Spibenberg bei Oberplan im Böhmerwald abstammende Verfasser, dem Rom zur zweiten Heimat geworden ist, hat bereits 1927 mit dem alanzend geschriebenen Buch „In römischer Sonne“ berechtigtes Aufsehen erregt. Denn er vereinigt in sich zwei Fähigkeiten, die selten in so schöner Verbindung zu treffen sind, die eines gründlichen Gelehrten und die eines sprachgewaltigen Dichters. Auch das vorliegende Buch, äußerlich das Ergebnis einer 1928 in die Sahara unternommenen Studienreise, beweist, daß der Verfasser nicht bloß die gegenwärtigen Verhältnisse genau beobachtet, sondern auch erschöpfend Bescheid weiß über die ganze geschichtliche Entwicklung und es darüber hinaus versteht, seine wissenschaftlichen Kenntnisse und persönlichen Erfahrungen in der lebendigsten und festendsten Form wiederzugeben. Das mit dem Weibinger gewidmeten Bilde Mussolinis und einem Lichtbild des Verfassers geschmückte Buch bringt eine Reihe von Aufnahmen, die teils von diesem, teils vom Ufficio Studi e Propaganda der Reg. Kolonialregierung zu Tripolis stammen.

G. E i s, Die Quellen des Märterbuches. 46. Heft der Prager Deutschen Studien. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1932. 80 Rtsch.

Diese von einem unendlichen Fleiß, Scharfsinn und Gründlichkeit zeugende Arbeit uneres durch seine streng wissenschaftliche Schulung und Einstellung ausgezeichneten Mitarbeiters hat die schwere Aufgabe, die Quellen des Märterbuches festzustellen, glücklich gelöst, indem nachgewiesen wird, daß als die wichtigsten Quellen in Betracht kommen das Magnum Legendarium Austriacum, das Legendarium Windbergense und das Martyrologium Wolfhardi. Die „Einzeluntersuchungen“ des Buches, die sich mit rund 100 Heiligen befassen, bieten reichen Stoff zur Legende, kirchlichen Sage und zum religiösen Volksglauben.

H e i m a t u n d W e l t. Lesebuch für die unteren Klassen der Mittelschulen von Dr. F. Jelinek, Dr. F. Veschel und Dr. F. Streinz. 1. Band: Ausfahrt. 2. Band: Die Reise. Verlag Rudolf W. Rohrer, Brünn 1933.

Diese umgearbeiteten Lesebücher nehmen bereits auf den neuen Lehrplan für Deutsche Sprache als Unterrichtssprache Bezug, der in verstärktem Maße die Berücksichtigung der Volks- und Heimatkunde verlangt. In reicher Fülle werden Sagen, Märchen, Spiele, Rätsel, Sprüche, Bräuche und andere Volksüberlieferungen verwertet. Für eine Neuauflage dieser ausgezeichneten Bücher sei eine stärkere Berücksichtigung Böhmens, das gegenüber Mähren und Schlesien etwas zurückgesetzt erscheint, empfohlen. Namentlich das Egerland kommt wenig zur Geltung. Im 1. Band werden zwei Sagen aus „Westböhmen“ gebracht. Davon gehört die erste (Die weiße Frau auf dem Schloßberg) in die Gegend von Buchau im Egerland, was in einer Anmerkung erwähnt werden sollte, die zweite (Die Sage von der Kollburg) aber hat mit Westböhmen nichts zu tun, weil die Kollburg, wie in der Anmerkung ganz richtig gesagt wird, in Nordböhmen zwischen Wartenberg und Niemes liegt. Einzelne Irrtümer und Druckfehler, verursacht durch allzu eilige Fertigstellung im Hinblick auf das beginnende Schuljahr werden Lehrer und Schüler leicht selbst berichtigen, so: I. S. 54 Mich (statt Nidja) bei Karlsbad; Elbogen (statt Ellbogen); II. S. 19 Biela (statt Böla); S. 143 Oberplan, Markt mit etwa 1600 Einwohnern in Südböhmen (statt „Städtchen mit etwa 4000 Einwohnern im südwestlichen Böhmen“); S. 146 Kamail bei Leitmeritz (statt „heute Kamyk nad Vltavou, Ort am linken Ufer der Moldau, südlich von Prag, östlich von Příbram“); S. 158 muß die Ann. 1 lauten: Tiefenreuth, Hernal, Langertsgrün sind vom Verfasser erfundene Namen (statt „sind Dörfer im Böhmerwalde“). Die Mundartprobe aus dem Böhmerwald auf S. 166 f. von J. Kollibabe (statt Kolibabe) ist richtigzustellen. Ein Schloßier kann vielleicht schreiben „Dr“, „hot 'r si“, „drno“, „wieder“ usw., der Böhmerwälder aber sagt „Da“, „hot a si“, „danó“, „wieda“ usw.

K. W e n h o v s k y. Die Oberuferer Weihnachtsspiele. Mit einer Kostümtafel und einem Anhang der Singweisen, gesammelt und aufgezeichnet von L. Rajter jun. Verlag S. Steiner, Preßburg 1934. 30 Rtsch.

Das Buch bietet nicht allein die Texte des Christgeburtsspiels und des Spieles vom Sündenfall, sondern auch des bisher nicht veröffentlichten Schüters- und Schneiderspiels. Es enthält außerdem ausführliche Angaben über die Art der Ausführung, über die dabei gebrauchten Kostüme u. a. Beigeflossen ist ein Verzeichnis des wichtigsten Schrifttums und ein Namen-, Ort- und Sachverzeichnis.

G. C a r t e l l i e r i, Hilsplatz D 7 vermißt. Erlebnisse eines kriegsgefangenen Arztes. Mit einer Karte. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drachowitz, 1933. Geh. 3 Mark, in Leinen geb. 4.80 Mark.

Das schlicht geschriebene und dabei doch so fesselnde Buch bietet nicht allein den ehemaligen Kriegsgefangenen und da besonders jenen, die in Turkestan waren, einen willkommenen Lesestoff und damit die Erinnerung an gottlob verschwundene böse Zeiten. Es ist auch für den Völkerkundler von Wert, weil es Land und Leute

trefflich zu schildern weiß und namentlich die russische Volksart an hübschen Beispielen beleuchtet.

G. Jungbauer, Sertische und deutsche Volksrätsel. Sonderdruck aus der Festschrift für M. Winternitz. Leipzig 1933.

Ausgehend von einer vor 34 Jahren veröffentlichten Abhandlung über „Völkerfunde, Volksfunde und Philologie“ des Prager Indologen M. Winternitz, zu dessen 70. Geburtstag die Festschrift erdienen ist, zeigt Jungbauer durch einen Vergleich der Rätsel der Sarten, eines iranischen Wätschvolkes in Russisch-Turkestan, mit deutschen Rätseln, wie einerseits aus denselben Voraussetzungen bei ganz verschiedenen Völkern gleiche und ähnliche Rätsel sich bilden können, wie aber andererseits sich die aus Natur und Volkstum erwachsenden Unterschiede trotzdem nicht vermeiden lassen.

Otto F. Babler, Gassan-Agas Gattin. Südslawisches Volkslied. Herausgegeben vom Übersetzer. Heiliger Berg bei Olmütz 1933.

Das in einer Zahl von 125 nummerierten Stücken erschienene Heft, mit Holzschnitten bebildert und auf der Handpresse gedruckt von R. Michalik, ist nicht bloß Bücherliebhabern willkommen, sondern auch Volkskundlern und Literaturhistorikern. In seinem Begleitwort begründet der Übersetzer, warum er die neue Übertragung dieser Dichtung versucht hat, die schon durch Goethes „Klaggesang von der edlen Frau des Alan Aga“ Eingang in die Weltliteratur gefunden hat.

Feuerwehrkalendarer für die Deutschen Wehrmänner und Samariter in der Tschechoslowakischen Republik. 9. Jahrgang 1934. Prag III.-560.

Außer volkstümlichen Erzählungen und belehrenden Aufsätzen enthält dieser nett ausgestattete Kalender auch zwei volkstümliche Beiträge von J. Mau über „Das Bauernhaus im Böhmerwalde“ und „Land und Leute im Böhmerwald“ mit mehreren Abbildungen.

* * *

Geistige Arbeit. Zeitung aus der wissenschaftlichen Welt. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin.

Als neue Folge der Minerva-Zeitschrift wird dieses zweimal monatlich erscheinende Nachrichtenblatt — Einzelpreis 25 Pf., Jahrespreis 6 Mark — von dem bekannten Verlagsunternehmen herausgegeben. Es unterrichtet die große Öffentlichkeit über alle Fortschritte der Wissenschaft.

Germanien. Monatshefte für Vorgeschichte zur Erkenntnis deutschen Wesens. Verlag H. F. Koehler, Leipzig.

Der Jahrgang 1933 dieser nicht immer streng wissenschaftlichen Zeitschrift enthält auch zwei Beiträge, die über Sudetendeutsches handeln: W. Leubt, Der Heidenslein zu Arnau; R. Schefczik, Die Steinmehzweigen des Böhmerwaldes.

Das deutsche Volkslied (Wien). — 35. Jahrgang (1933), 9./10. Heft: Aripplienlied aus Südmähren (um 1855 in Moskowiz und Frischau gesungen). Besprochen werden die Volksstanzbibliographie von W. Zawadil und die Zipfer Volksfunde von J. Gréb.

Der Ackermann aus Böhmen (Karlsbad-Drahowitz). — 10. Heft 1933: G. J. Moser, Deutsche Musik im alten Böhmen; G. Winter, Volzanos Bedeutung für das geistige Leben im 19. Jahrhundert u. a. — 1. Heft 1934: Alter Neujahrsbrauch (aus Reichenberg); R. Vochner, Volkswissenschaft; A. Veent, Gegenwärtiger Stand der Ackermannforschung; G. Sturm, Grundzüge der Besiedlung des Obererzgebirges u. a.

Karpatenland (Reichenberg). — 4. Heft 1933: J. Hanika, Nickelsdorf-Foruba; Vom Fraigen in der Kremnitzer Sprachinsel; Schluß der Beiträge „Der Tod in der Volksdichtung usw.“ von R. Zeisel und „Lieder aus Unterturk“ von H. Pamlo.

Unsere Westböhmisches Heimat (Plan). — 1. Heft 1934: W. Venz. Die Venz, eine alte westböhmisches Lehrerfamilie; F. Blöchl, Von einem alten Pilsener Gasthause; J. Watschek, Der ehemalige Wassenhammer in Joleischen (mit einer Irrlichterirage) u. a.

Auskünfte

J. W. in F. Geschichtliche Lieder über Wallenstein finden Sie in der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen“ (11. Band der Beiträge zur deutschböhmisches Volkskunde) auf S. 212 f. verzeichnet. Ebd. S. 213 f. die zwei Schwedenprüche. Über die Wallenstein-Festspiele in Eger im Jahre 1908 berichtet ein Aufsatz von J. Pohl im Jahresbericht des Egerer Gymnasiums 1909.

Urheberrecht. Von einem solchen kann man beim bloßen Aufzeichnen von Volksüberlieferungen nicht sprechen. Wenn Sie in einem Dorfe Volkslieder, Sagen u. a. gesammelt haben, so kann jeder andere im gleichen Dorfe und bei den gleichen Gewährspersonen dasselbe tun und hat die gleichen Rechte betreffs Verwertung, Herausgabe usw. wie Sie. Anders ist es, wenn der gesammelte Stoff sprachlich, musikalisch oder in einer anderen Art geformt und im Druck herausgegeben wird. Damit erwirbt der Herausgeber seine besonderen Rechte, die gesetzlich geschützt sind. Noch mehr ist dies natürlich bei wissenschaftlichen Untersuchungen der Fall. Hier kann schon die fahrlässige Verwendung eines bloß handschriftlich vorliegenden Stoffes durch eine andere Person als Plagiat behandelt werden. Eine solche Urheberrechtsverletzung nennt man „Abdruck“. Sie ist die ärgste Form eines Plagiat. Denn wenn jemand aus einer ihm in Verwahrung gegebenen Handschrift, die etwa ganz neue Erklärungen bisher ungeklärter Ausdrücke enthält, solche Erklärungen veröffentlicht, ohne die Quelle zu nennen, so ist der Verfasser der Handschrift, wenn diese später gedruckt wird, in einer sehr peinlichen Lage, weil jeder Fachgelehrte die erste Veröffentlichung anführt und annehmen muß, daß sie die Quelle für das später gedruckte Buch gewesen ist. Und wenn dessen Verfasser jene erste Veröffentlichung nicht beachtet, so kann es geschehen, daß man ihn einen Plagiator nennt, während es in Wirklichkeit derjenige ist, in dessen Verwahrung einst seine Handschrift war. Beim „Nachdruck“, womit man den Abdruck von etwas schon Vielfältigem bezeichnet, können derartige Schwierigkeiten nicht entstehen. Eine ausführliche Darstellung des gesamten Schriftverrechtes finden Sie in jedem Bande von Kürchners Deutschem Gelehrtenkalender (Verlag Walter de Gruyter & Co. in Berlin).

Lehrer X. in B. Mit Ihren Bemerkungen haben Sie völlig recht. Auch unsere Zeitschrift kann dies aus Erfahrung bestätigen. Unter ihren Abnehmern sind zahlreiche Volks- und Bürger Schulen, die von Männern geleitet werden, aber nur zwei Schulen, die von Frauen geleitet werden. Doch dürfte Ihre Annahme zu weit gehen, daß Frauen deshalb an leitenden Stellen nicht recht am Platze sind, weil sie gewöhnlich wenig Verständnis für alles außerhalb der engsten Berufsarbeit liegende haben und zum Schaden der Gesamtheit die Verbindung mit dem gesamten geistigen und kulturellen Leben, die sich in der Mitarbeit und Förderung bei wissenschaftlichen, kulturellen, nationalen u. a. Unternehmungen äußert, nicht in gleichem Umfang aufrecht zu erhalten verstehen wie die Männer.

Leser in Berlin. Erster Anreger der Bucherei der Deutschen und der Sudetendeutschen Lebensbilder war der Prager Germanist August Sauer, dessen Aufsätze: „Eine deutsche Nationalbibliothek für Böhmen“ (1909) und „Eine deutsch-böhmische Biographie“ (1905). Beide Aufsätze sind in dem Buch „August Sauer's kulturpolitische Reden und Schriften“ (Weidenberg 1928) zu finden.



Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlobo nám. 28. Druck von Heinz Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806 VII/1928.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

7. Jahrgang 1934

2./3. Heft

Familiennamen tschechischer Herkunft bei den Deutschen in den Sudetenländern

Von Dr. Ernst Führlisch

Lange betrachtete man als Hauptquelle unserer deutschen Familiennamen die altdeutschen Personennamen. Was sich nicht als Berufs-, Herkunfts- oder sonstiger leicht deutbarer Name darstellte, leitete man einfach unter allerhand lautlichen Kunststücken und ethnologischen Purzelbäumen aus einem der altdeutschen Namen her, die Förstemanns „Altdeutsches Namenbuch“ (1856, 2. Aufl. 1900) in reicher Fülle darbot; Stark vermehrte dann 1868 mit seinen „Namen der Germanen“ die Deutungsmöglichkeiten fast ins Unendliche.

Zweierlei erweist jedoch die Unhaltbarkeit dieses auch von den verbreitetsten Namenbüchern (Heinze-Cascorbi, Brechenmacher, Gottschald) geübten Brauches.

Zwischen der Zeit, da die altdeutschen Personennamen im Gebrauch waren, und der Zeit der Familiennamene Entstehung klafft eine deutliche Lücke. Förstemanns „Namenbuch“ führt Belege bis zum Jahre 1100 auf, die Familiennamen sind aber Erzeugnisse des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit; sie sind in Deutschland hauptsächlich im 14. und 15. Jahrhundert, im deutschen Osten vielfach sogar erst im 16., ja im 17. Jahrhundert entstanden (vgl. Blumer, Die Familiennamen von Leitmeritz und Umgebung, Jahresberichte der Leitmeritzer Realschule 1895 bis 1897, 1. Teil, S. 29). In der Zwischenzeit war aber ein rascher Verfall des altdeutschen Namenbestandes eingetreten, sie hatten den Heiligennamen der tief ins kulturelle Leben dringenden Kirche weichen müssen. In Breslau z. B. gibt es im 13. Jahrhundert noch 72 Prozent Personen mit deutschen Tauf- oder Einzelnamen, im 14. Jahrhundert nur noch 13 Prozent Reichert, Die deutschen Familiennamen nach Breslauer Quellen des 13. und 14. Jahrhunderts, 1908).

Das Geltungsgebiet der altdeutschen Personennamen umfaßte nicht das ganze heutige deutsche Sprachgebiet, sondern nur den Westen; der ostdeutsche Raum, wie auch Teile Nord-, Mittel- und Süddeutschlands waren in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends slawisch und wurden erst im Laufe des Mittelalters, ja teilweise noch später rückgermanisiert.

Es wird demnach ein beträchtlicher Teil der teils mit offenkundigem Dilettantismus teils mit viel Aufwand scheinbarer Wissenschaftlichkeit aus altdeutschen Namenstämmen abgeleiteten Familiennamen entstanden sein aus Heiligennamen der internationalen Kirche, im ostdeutschen Kolonisationsraum aber außerdem aus slawischen Stämmen. Zum ostdeutschen Kolonisationsgebiet gehören aber auch die Sudetenländer.

Es widerspräche gleichermaßen den Ergebnissen der geschichtlichen Heimatforschung wie den Erfahrungen jedes einzelnen anzunehmen, daß sich innerhalb der Sudetenländer deutsches und tschechisches Volkstum während des jahrhundertelangen Nebeneinanderlebens in unvermischter Reinheit bewahrt hätten. Wie jeder von uns Zeuge war und ist, daß sich eine in deutsches Gebiet verpflanzte tschechische Familie der deutschen Umwelt anpassen kann, in tschechische Gegenden verschlagene Deutsche aber allmählich Tschechen werden, daß besonders in der Nähe der Sprachgrenze durch Mischeirat bald ein Deutscher im tschechischen, bald ein Tscheche im deutschen Milieu mit seinem dort fremden Namen einwurzelt, so war es auch im Laufe der Geschichte. Hatten die Deutschen besonders im 18. und 19. Jahrhundert in Folge der Wiener Zentralisierungsbestrebungen eine gewisse Vormachtstellung in den Sudetenländern inne und besaß damit ihr Volkstum eine gewisse Zugkraft für die um 1800 nicht besonders national bewußten Tschechen, bestand also damals die Möglichkeit der Germanisierung, so hat es auch Zeiten der Tschechisierung gegeben. Denn in den Jahrhunderten vorher erfreuten sich die Tschechen der unbeschränkten Vormacht im Lande und haben sie naturgemäß dazu verwandt, den über Einladung der böhmischen Könige einwandernden Deutschen gegenüber die Auffaugungspolitik des Herrschenden zu betreiben. Diese Meinung legen nicht nur Emiler (*Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae*) und Borový (*Libri erectionum*) nahe, die für das 14. und beginnende 15. Jahrhundert sowohl in heute deutschen als auch in heute tschechischen Städten (Prag, Kolin, Kuttenberg, Melnik, Pilsen, Budweis, Lundenburg) ganze Reihen von Bürgern mit deutschen Namen aufführen, von denen nach den Hussitenkriegen keine Spur mehr vorhanden ist; diese Meinung wird zur Gewißheit durch Beweise von Tschechisierungen, wie ich sie in einem Artikel der „Bohemia“ (1. November 1933) gebracht habe, der sich mit diesen Fragen befaßt hat.

Aber Namen sind in solchem Zusammenhange Schall und Rauch, allein entscheidend ist das Zugehörigkeitsgefühl jedes einzelnen zu dem oder jenem Kulturkreis und Volkstum. Der Familienname verrät ja doch nur die Herkunft väterlicherseits und ist oft nur die starre Versteinierung einer Tatsache, die bereits um Jahrhunderte zurückliegt, während sich anderseits schon die Herkunft der noch aus dem anderen völkischen Lager stammenden leiblichen Mutter aus dem Familiennamen des Kindes nicht mehr erkennen läßt. Um seine unvermischte Abkunft aus dem oder jenem Volkstum nachzuweisen, dazu genügt hierzulande nicht der Familienname, da muß man schon die Ahnentafel als Beweisstück zur Hand haben. Wer, dessen Ahnen seit Jahrhunderten zwischen Böhmerwald und Baskiden gelebt, geschäftet und Heimatrecht erworben haben, kann sich dann, ob

Tscheche ob Deutscher, wohl rühmen, daß er frei sei von jedem Tropfen Blutes aus dem anderen Volke? Doch Blut gilt bei so naher Verwandtschaft wenig. Erziehung und Umwelt schaffen Geist und Gesinnung. Sonst müßte man es wirklich als eine Ironie des Schicksals, als einen Treppenvielfacher der Geschichte betrachten, wenn man Schmeikal und Gisra für deutsche Belange gegen Kieger und Greger, die Führer der Tschechen, sechsten sieht, wenn man einen Czech an der Spitze der deutschen Sozialdemokraten unseres Staates gewahrt, während ein Némec (Deutsch) als Vorkämpfer der tschechischen Genossen tätig war, wenn man neben den sudetendeutschen Dichtern Waplik und Hadina die tschechischen Schriftsteller Langer oder Siefert bemerkt. Aus eigener Erfahrung mag sich der Leser diese Galerie scheinbarer Ungereimtheiten beliebig ausbauen, die Beispiele lassen sich für unser Heimatland leicht vervielfachen.

Aber sie lassen sich auch in anderen Ländern finden und lassen eine Art Panuropa vor unseren Augen erstehen — wenigstens in den Familiennamen. Auch auf französischer Seite treten vielfach deutsche Namen hervor; es handelt sich dabei wahrscheinlich meist um Elsäßer. Zurlinden war Kriegsminister und schärfster Revanche-Chauvinist, Klotz Finanzminister, Schlumberger Konsul in Konstantinopel, Freydenberg ein gefürchteter General der Fremdenlegion, Hirschauer (lies Hirschauer), Weygand, Mittelhauser waren Führer im Weltkrieg, ein Major Buchenschütz (lies Büchschenschütz) Militärattaché während des Krieges in Petersburg, de Metz und Meyer haben sich im Ruhrkrieg Lorbeeren erworben, der französische Krupp heißt Schneider, ein bekannter Journalist Sauerwein. Andererseits weist Deutschland zahlreiche Refugiés-Familien aus Frankreich auf; für diese bekannte Tatsache mag ein Hinweis auf die Dichter Chamisso und Jouqué, auf Generale wie des Barres, François, Lequis, auf Souchon, den Kommandanten der „Goeben“, auf den Obersten Palézieur, den Adjutanten des Großherzogs Alexander von Weimar, der neben seinem Sereuissimus als Kindermann in den Witzblättern weiterlebt, auf den deutschen Botschafter in Petersburg bei Kriegsausbruch, den Grafen Pourtales, genügen. Auch die kaiserlich russische Intelligenz entstammte zu einem beträchtlichen Teile deutschen Kreisen des Baltenslandes. Rennenkampf, Ewert und Plehwe führten 1914 Armeen gegen die deutschen und österreichischen Grenzen, auch Scheidemann und Sievers waren Armeekommandanten; Dr. Hierfreund war Gouverneur von Insterburg während des kurzen Sommeraufenthaltes der Russen in Ostpreußen, Hartwig russischer Gesandter in Belgrad vor Kriegsausbruch und eifriger Panславist, Graf Benckendorf Botschafter in England, von Krusenstern Nachrichtenoffizier der Westfront, Fredericks Hausminister des Zaren, Graf Rehbinder einstiger Polizeichef in Reval, Graf Stackelberg in piemontesischen Zeiten Gesandter in Turin. Und bekannte polnische Militärs der jüngsten Vergangenheit hießen Haller und Beck. Demgegenüber tragen hervorragende Deutsche slawische Namen; es sei nur erinnert an die Generale Fedbielski, Mudra, Wschura, Woysch, an die Diplomaten Tschirski, Pichnowski, Radolny, an den Schriftsteller Stowronnek. Auch England soll nicht fehlen mit Reuter und Gosenen (lies Göschen und denke an den

bekanntem Leipziger Verlag), dem britischen Gesandten in Berlin von 1914. Daß in Ungarn viel Schwaben- und Sachsenblut madjarisiert worden ist, daran mögen nur der seinerzeitige Ministerpräsident Wekerle und Osztienburg, der Führer der Weißen nach dem kommunistischen Interregnum, oder bekannte Sportgrößen wie Schaffer und Schlosser erinnern; und in Südlawien verehrt man den Kroatenbischof Strobmayr, den „Vater“ der Slowenen Bleiweis als nationale Erwecker. Der Name ist also in solchem Zusammenhang wirklich Schall und Rauch, das Bewußtsein der Verbundenheit mit einem Volks- und Kulturkreis entscheidend und auch vom nationalen Gegner zu respektieren.

Kehren wir aus der weiten Welt wieder ins Sudetenland zurück, so dürften wir nun der Tatsache, daß viele Deutsche hier tschechische Namen tragen und Tschechen deutsche, immerhin etwas weitherziger gegenüberstehen. Die wechselvolle Geschichte des Landes mit ihrem Übergewicht einmal der einen, dann der anderen Seite hat eine Vermischung der zwei Völker geschaffen, deren Prozentsatz auf beiden Gebieten ungefähr der gleiche sein dürfte.

Nicht von der überwiegenden Menge der deutschen Familiennamen, die die Deutschen auch in den Sudetenländern führen, soll im folgenden die Rede sein, auch nicht von deutschen Familiennamen, die ein Teil der tschechischen Bevölkerung unserer Länder trägt, uns soll hier nur beschäftigen, was an Namen tschechischer Herkunft unter den Sudetendeutschen vorhanden ist. Namentlich werden uns solche Namenformen interessieren, die bereits mehr oder weniger stark Einwirkungen der deutschen Zunge oder Feder aufweisen. Denn die tschechischen Namen haben sich, wenn ihre Übernahme nicht erst jüngsten Datums ist, dem deutschen Munde anpassen oder haben mindestens mit dem deutschen Buchstabenvorrat vorliebnehmen müssen, sind in die verschiedenen sudetendeutschen Mundarten gelangt und dort umgeformt worden, sind auch der sogenannten volkstümlichen Wortdeutung ausgesetzt gewesen, die sich bemüht, an einem fremden Worte so lange zu modeln, bis es einen scheinbaren Sinn erhält. So ist es Ortsnamen tschechischer Herkunft in deutschem Munde ergangen, es ist aus einem tschechischen Namen Olsinka (Erlenort) Wolfschlinge geworden, aus ve Stěti Wegstädtl, aus Vlčice Wildschütz, aus Heřmánský Hirschmantel, so ergiebt es auch Familiennamen tschechischer Herkunft in deutscher Umwelt. Aus Doležal wird Dohlschall gedreht, aus Vondra Wunder, aus Průcha Bruche, aus Mika Mücke, aus Rehoř Seeharz, aus Kulhánek Kujlang u. dgl.

Naturgemäß lassen sich die tschechischen Familiennamen gleicherart gruppieren wie die deutschen.

1. Auch hier ist ein bedeutender Teil der Familiennamen aus dem ursprünglich als Einzelname üblichen *T a u f n a m e n* (gewöhnlich des Vaters) entstanden. Wie der Deutsche hat auch der Tscheche die offizielle Form dieser Namen vielfach gekürzt, in Ruf- oder Familiärformen sich mund- und gefühlsgerecht gemacht. Welcher Art diese Familiär- (Kurz-, Kose-, Diminutiv-) Formen sind, mögen einige Beispiele zeigen; gleiches Bildungsprinzip, die Verwendung desselben Ableitungsmittels läßt ge-

schlossene Reihen entstehen, die uns nicht unwesentlich in der Erklärung vieler Familiennamen unterstützen und leiten können. Mit einem Element *ch* finden wir Bildungen wie *Vach* (zu *Václav*), *Jech* und *Hach* (zu *Johannes*; vgl. auch die deutschen Doppelformen zu diesem Namen, die verschiedener Betonung -- 1. oder 2. Silbe -- ihre Entstehung verdanken: *John* und *Hans*), *Proch* (*Prokop*), *Pech* (*Petrus*), *Mach* (*Matthias*, *Matthäus* oder *Martin*), *Stach* (*Stanislav*) u. ä. Untreten des Diminutivsuffixes *-ek* an *ch* ergibt ein Formans *-šek*; so wird aus *Vach* *Vašek*, aus *Jech* *Ješek*, aus *Hach* *Hašek*, aus *Proch* *Prošek*, aus *Pech* *Pešek*, aus *Mach* *Mašek*, aus *Stach* *Stašek*. Neben *-ch* ist auch *-cha* verwandt worden, neben *-šek* auch *-ška*, wobei uns Gründe für unsere Zwecke kein Kopfzerbrechen zu machen brauchen: *Vácha* aus *Vaška*, *Jicha* und *Ješka*, *Hácha*, *Prúcha* und *Proška*, *Pícha* und *Peška*, *Mácha* und *Maška*. Dieses Verkleinerungs- und Zärtlichkeitsuffix *-ek*, bzw. *-ka* ist natürlich nicht nur zu *ch* getreten, sondern hat auch nach anders endigenden Stämmen eine unübersehbare Reihe von Formen geschaffen; ich will nur anführen *Vacek*, *Vacka*, auch *Vaněk*, *Vaňka* (zu *Václav*), *Macek* (*Matěj* = *Matthias*), *Tomášek*, *Tomek*, *Tomka* (*Tomáš* = *Thomas*), *Šebek* (*Šebestían* = *Sebastian*), *Šimonek*, *Šimonka*, *Šimek* (*Šimon* = *Simon*), *Blažek*, *Blažka* (*Blažej* = *Blasius*), *Janek*, *Janka*, *Hanek*, *Hanka*, *Hanika* (*Johannes*), *Franěk* (*Franciscus*), *Vítek*, (*Vitus*), *Staněk*, *Staňka* (*Stanislav*), *Hynek* (*Heinrich*) u. ä. Die häufigen eingedeutschten Familiennamen auf *-ke* (*Jeschke*, *Hachke*, *Peischke*, *Maschke*, *Wasske*, *Matzke*, *Damaschke* = *Tomášek*, *Schöpke* = *Šebek*, *Schimke*, *Blaschke*, *Zanke*, *Hante*, *Franke* in einzelnen Fällen, *Hinke* u. a.) können auf beide Formen des Suffixes (*-ek* oder *-ka*) zurückgehen; die im 14. Jahrhundert in Urkunden übliche Form war *-ko*, wie Emmler's Regesten im Band III. IV, V zeigen, wo man *Wanko* (1336), *Maczko* (1363), *Schebeo* (1339) *Hanco* (1329), *Witko* (1313), *Stanco* (1322), *Jessko* (1324), *Hasco* (1318), *Pesko* (1319) u. a. findet. Ein anderes sehr fruchtbares Element ist *š* (vielfach *-eš*, aber auch *iš*, *yš*, *oš*, *uš*, *ouš*), wie die folgenden Beispiele zeigen sollen: zu *Václav* gehören *Vaneš*, *Veniš* (*Venisch*) u. a., zu *Jan* *Janeš* (*Jantsch*), *Jeniš* (*Jentsch*), *Janouš* und *Jandouš* (*Jandausch*), *Haniš* (*Hanisch*), *Hanuš*, *Honyš* (*Honisch*), zu *Prokop* *Prokeš* (*Profsch*), zu *Kliment* = *Klement* *Klimeš*, zu *Jiří* = *Georg* *Jireš* (*Jirisch*) oder *Jirouš*, zu *Jaroslav* *Jareš* (*Jarsch*) oder *Jaroš*, zu *Martin* *Mareš* (*Marsch*), zu *Matěj* *Matouš* (*Mattausch*), zu *Jakub* = *Jakob* *Jakeš* (*Jasch*), zu *Bartoloměj* *Bartoš* (*Bartsch*), zu *Lukáš* *Lukeš* (*Lufsch*), zu *Benedikt* *Beneš* (*Vennesch*, *Bönisch*), zu *Mikuláš* = *Nikolaus* *Mikeš* (*Mifsch*), zu *Tobiáš* *Dobeš* (*Topsch*, *Tobisch*), zu *Tomáš* *Tomeš*, zu *Bořivoj* *Boreš*, zu *Burian*, einem Beinamen des Gewitterpatrons *St. Johann*, *Bureš* (*Bursch*), zu *Miroslav* *Mireš* (*Mirsch*), zu *Antonín* *Antoš*, zu *Fabian* *Pabeš* (*Pabisch*), zu *Konrad* *Kuneš*, zu *Zigmund* *Zikeš* (*Siefsch*) u. v. a., wie sie auch zahlreich in Ortsnamen zutage treten.

Neben der Fruchtbarkeit einzelner Suffixe, wie sie eben gezeigt wurde, soll nun an dem Namen *Václav* = *Venceslaus* auch ihre Vielfältigkeit und die verschiedenartige Möglichkeit, wie Familiennamen aus den Russformen der Taufnamen entstehen können, vor Augen geführt werden. (Vezüglia)

der deutschen Möglichkeiten vgl. die Namenbücher von Heinze-Gascorbi, wo der Name Gottbrecht, und Brechenmacher, wo Richard, Siegfried, Dietrich, Johannes, Martin, Franz und Nikolaus als Beispieler erwähnt sind.) Zu Václav = Wenzel gehören die Formen Vach (Wach), Věch, Váca (der deutsche Familienname Wachel dürfte der Vollform Václav entsprechen), Váňa (Wanie), Vácha, Váša, Vicha (Wiche), Víša, Venca, Vaška, Věsta (Weschta), Vačka (Wachte), Vaňka (Wanke, Wanka), Vanda, Venda (Wende), Vacula, Vanula, Vacina, Vichera, Vašura, Vacura, Vaňura, Vanžura (Wanschura), Venzera, Vachata, Vašata, Vachuta, Vacata, Vaňata, Václavek, Vašek, Vacek (Wache), Vaněk, Vaněček, Václavík, (Wachlawik), Vaclík (Wachlik), Vašík, Vašíček (Wachschickel), Vacík, Vaník, Veník (Wenig), Vencik (Wenzig), Vaníček, Vacák, Vaňák, Venclík, Vaňáček, Vaneš, Vaníš, Veníš (Wenisch), Vendyš, Vanouš, Venus. Vaňousek, Vachoň u. a. Mit dieser durchaus nicht vollständigen Auswahl haben wir die Buntheit der Bildungsmöglichkeiten an einem alten tschechischen Namen dargetan, der aber als einziger unter den einheimischen Namen eine so üppige Sproßkraft bewiesen hat, und zwar nur deshalb, weil sein vornehmster Träger heilig gesprochen worden war, weil der Name also kirchliche Weihe und Empfehlung besaß. Denn sonst ist die Zahl der aus alttschechischen Namen der Heidenzeit, aus der älteren Vornamenschicht also, entstandenen Familiennamen bedeutend kleiner als die der Familiennamen, die aus der jüngeren, der Zeit der Familiennamengebung entsprechenden Schicht der kirchlichen Namen entstanden sind. Dieselbe Beobachtung bez. der aus altdeutschen Namen entstandenen Familiennamen hat ja auch die deutsche Familiennamenforschung gemacht; freilich ist diese Tatsache erst in neuerer Zeit entsprechend gewürdigt worden (Nied, Heiligenverehrung und Namengebung, 1924; Bahlow, Deutsches Namenbuch, 1933).

a) Von alttschechischen Einzelnamen, die die Grundlage für Familiennamen abgegeben haben, wie sie unter den Deutschen der Sudetenländer vorkommen, seien angeführt: Bořivoj (oder auch Bořislav; vgl. den Ortsnamen Borešlau bei Tepliz; einzelnes wohl auch zu Burian, dem Beinamen St. Johannes): Bureš, Buriš, Borsche; Budislav: Buda, Bude, Baudiš; Jaroslav: Jaroš, Jaroška, Jariš, Jarauš, Jarš; Ladislav: Ladef, Ladisch, Laške, Lache; Libomir (oder auch Liboslav, Libohost): Libora, Liebisch, Liebš (vgl. Ortsnamen wie Liebeschitz, Liboch u. ä.); Miroslav: Mireš, Mirš; Přibyslav: Preibisch, Přebiš, Priebsch; Stanislav: Stanfa, Stander, Stach.

b) Viel länger muß die Reihe der Heiligennamen der internationalen Kirche werden, die auch Familiennamen tschechischer Prägung zugrunde liegen, denn gerade sie waren in der Zeit, da die Familiennamen entstanden sind, modern und ungemein verbreitet.

Adam: Adamek, Adamek, Adamtscha; Ambros = Ambrož: Broš, Bruscha, Broške, Proške (mit demselben stimmhaften z, wie es auch in den Familiennamen Koške, Straške, Stročke, Kriške gesprochen wird, die auch auf slawischen Ursprung weisen), Prošig; Andreas = Ondřej (volkstümlich Vondřej): Wondreš, Wandreš, Wunderšich (Vondřik)

Ondra und Wondra, Wunder, Wondraf, Wundraf, Wondraschke, Wonesch, Wonka (oder auch zu Vaněk = Václav); Anton = Antonin: Antosch, Antusch; Bartholomäus = Bartoloměj: Barta, Barte, Parthe, Wartha (mit dem w des Böhmerwaldes für manche fremden b; Wasfl für Wasfl zu Sebastian, Wawerl für Barbara), Bartosch, Bartsch, Patsch, Parsche, Wartusch, Partisch, Barton, Parthen, Barrausch und ähnl.; Benedikt: Benda, Bina, Benesch, Bönisch, Bönisch; Blasius = Blažej: Blaschek, Blaschke, Blaschke; Fabian: Fabera, Pabisch, Pobitschka; Gallus = Havel: Havel, Habel, Hable, Havelka, Hallik (Havlik), Haulitschek (Havliček); Georg = Jiří (frühere Schreibung Gíří): Gierfig, Gierzig, Gierichid, Jürschit (Jhrfig = Jirik war 1549 in Reichenberg Vorname; Quellennachweise für die Zeitangaben dieses Abschnittes finden sich in meinem Aufsatz „Bemerkungen zur Familiennamenforschung“ in der „Sudetendeutschen Familienforschung“, 1933—34, S. 54 f.), Jrsig, Jirschitschka, Gira, Jira, Jro, Jirka, Girak, Jirak, Jiranek, Jurenka, Jurda, Jordan (?), Jurisch, Jireisch, Jirsch, Jirasek, Jrauschek, Jursa u. a. Der Name Georg war in Böhmen, auch in den deutschen Gebieten, ungemein beliebt; hieß doch so noch 1654 ein volles Viertel aller Hausbesitzer im Auscher Bezirk (vgl. des Verfassers Aufsatz „Welche Taufnamen die Bewohner des heutigen Auscher Bezirkes anno 1654 getragen haben“ im 10. Jahrbuch der Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung in Leitmeritz, 1934). Gregor = Kehoř: Seeharisch, Seeharz, Kziha, Kzehak, Seehackl; Hieronymus = Jeroným: Jarolim; Jakob = Jakob: Jakubež, Jakowek, Jafesch, Jafsch, Jotisch, Jafschke, Kube, Gube, Kauba, Gaube, Kubik, Kubitschek, Kubesch, Kubat, Kubelka, Rubin u. a. Ein zweiter Modename in der Zeit der Familiennamentstehung war Johannes (Jan), der an Zahl der Sproßformen mit dem Namen des einheimischen Heiligen Wenzel in Wettbewerb treten kann. Hier soll nur eine Auslese gegeben werden: Jahn, Janke, Jech, Jeschke, in älterer Schreibung Göschka, Hach, Haschke, Hante, Honke, Jande, Jansa, Janetschek, Jenatschke, Janich, Janisch, Jenisch, Jantsch, Jentsch, Jannausch, Hannig, Hanich, in einzelnen Fällen Henich und Hönig, die natürlich auch mit deutschen lautlichen Mitteln aus Johann gebildet sein können, Hanslick, Honzejt, Honfig, Hanisch, Hänisch, Honisch, Hanusch, Hanausch, Hanauske, Hanejschka. Klemens = Kliment: Kliment, Klimt, Klima; Laurenz = Vavřinec: Wawrschinek, Waberfinke (Wavrzinka in früherer Schreibung), Weberfinke, Wawrschik, Waberfisch, Wavra, Wabra, Waber, Weber, das natürlich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle deutscher Berufsname ist. Aber daß Weber = Wavra möglich ist, beweisen die Matrizen für Raschowitz bei Auscha, wo der Verlauf der Umwandlung von Wavra über Wabra und Waber zu Weber lückenlos zu verfolgen ist; Waber findet sich übrigens auch 1544 in Reichenberg als Vorname, Wewerzinka 1491 in B.-Leipa. Lukas = Lukáš: Lufasch, Lufaschek, Lufesch, Lulsch; Markus = Marek: Mark; Martin: Martinek, Martinka; Matthias oder Matthäus = Matěj: Mattausch, Mattauch, Mattiaske, Matejka, Matuschka, Matjek, Matzig, Matzke; bei einer Reihe von Namen ist es schwer, sie einer oder der anderen der genannten drei Grundformen mit Gewißheit zuzuteilen, für Marešch, Marsch, Marschas, Marschatta, Marischka kommen 1 und 2 in

Betracht, für Wack, Wache, Wajchet, Wajchke, Wajchatsch, Wajschin wohl 2 und 3; Melchior = Melichar; Michael = Michal: Michall, Michalek, Michalitschke; Mikolauš = Mikuláš: Miklasch, Miklas, Mikolaschek, Mikuleš, Mikula, Mikula, Mifa, Müde, Micko, Mick, Mitesch, Miffch, Mira; Paul = Pavel: Pamel, Pafel, Pabel, Babel, Pobel und wohl Pohl, Pawlit, Paulit, Babilich, Pawlitschek, Paulitschek, Pawelka, Paulisch; Peter = Petr: Pettera, Peterka, Petrich, Bitrich, Petraf, Petranke, Peterlit und wohl Bitterlich, Petak, Pech, Picha, Pefchet, Pefchke, Paschke, Piesch, Piesche, Pechanz; Prokop: Profesch, Profsch, Proch, Prucha, Bruche, Proschek, Proschko; Sebastian = Sebestián: Schebesta, Schabestiel (?), Schebet, Schöpte; Simon = Šimon: Šimon, Schiemann, Schimanna, Schima, Schimat, Schimet, Schimke (1549 in Reichenberg als Vorname), Schinke, Schimetschek, Schimetschke; Thomas = Tomáš: Thomasch, Tomaschek, Damaschke, Lomesch, Lomsche, Luma, Thume, Thum, Toman, Tomanke; Tobias = Tobiáš: Dobiasch, Dobisch, Dopsch, Dobsch; Valentin: Walenta, Wallefch, Wallisch, Walfsch, Walda; Veit = Vít: With, Wieth, Witt, Witet, Wittet, Wittig, Wittich, Wittauch, Witoufch, Witaffet.

Patronymika bildet das Tschechische auf -ů(v), -ic und -ovic oder -ovec; sie finden sich aber in Familiennamen weniger häufig als unter den Ortsbezeichnungen, wo die Namen auf -ov (Benešov = Beneschau zu Beneš = Benedikt) oder -in (von weiblichen Personen oder männlichen a-Stämmen, vgl. Terezin = Theresienstadt zu Tereza = Theresia oder Hroznětín = Lichtenstadt zu Hroznata), weiter die Sippenamen auf -ice (Bohuš-ice) oder -ovice (Bohuš-ovice; beide zu Bohuš = Bohuslav) einen breiten Raum einnehmen. Es seien angeführt Janku, Janowiš, Janouškoviš zu Jan, Binoweš zu Benedikt, Jakowiš, Subiš zu Jakob, Martiniš zu Martin, Wunderwiš zu Ondřej = Andreas, Petru, Petroš, Pitroff zu Petr, Witu zu Vit = Veit.

Von deutschen Suffixen tritt besonders -l an Namen, die sonst tschechisches Gepräge zeigen; solche Mischformen dürften an der Sprachgrenze oder in Orten mit national gemischter Bevölkerung entstanden sein. Es handelt sich um Fälle wie Seehacl zu Rehák = Gregor, Jarschel zu Jaroslav, Pefchanel, Pichl, Pieschel, Pöschl zu Petr = Peter, Pröfichl zu Prokop, Tomandl, Domandl oder Thomeišchel zu Tomáš = Thomas.

c) Als Heiligennamen sind unter den Tschechen auch eine Reihe deutscher Vornamen im Gebrauch gewesen, die in verschiedener Form zu Familiennamen geworden sind, wie Adlof (Adolf), Rudlof (Rudolf), Bernakif (Bernhard), Franta, Franěk (daher kann der oder jener Franke stammen) zu Franz, Frida, Fritschka (Friedrich), Windirfch (Vintř = Günther), Jindra, Jnderka, Jina und Hínke, Heinifch (zu Jindřich, jünger Hynek = Heinrich), Hershmann, Hirschmann, Herzig (?) zu Heřman = Hermann (vgl. auch den im Deutschen sinnlosen, nur volksetymologisch zu rechtgedeuteten Ortsnamen Hirschmantel = Heřmánský), Karel, Kariif, Kahlig, Karliř, Karlas (Karl), Kunesch (Konrad), Reinifch, Rentfch (Reinhard), Schjifchka, Zifa, Ziefch, Zucha (Siegmund), Wilimeř, Bilimeř, Wilke (Vilik?) zu Wilhelm, Woldrich (Oldřich = Ulrich).

2. Wie im Deutschen gibt auch im Tschechischen eine stattliche Anzahl von Familiennamen die Herkunft eines neuen Ansiedlers nach Volk, Land, Stadt oder Dorf an oder aber die Lage seines Anwesens innerhalb der Gemeinde, den Namen oder das Zeichen seines Hauses in der Stadt.

a) Der **Czech** (oder häufiger in deutscher Lautung: Böh̄m, Böh̄me, Böh̄mer) ist aus dem tschechischen Gebiete des Landes unter Deutsche geraten, Morawek, Morawek, Morawik, auch Hannak sind aus Mähren, Elejak stammt aus Schlesien, Lohwag (= Slovák) aus der Slowakei, Uherr aus Ungarn, Pollak ist ein Pole, Charvat (Karvath) ein Kroat, Baborak ein Bayer, Remek, Nemetsche und Schwabe (Svábek) sind in tschechische Gegend eingewanderte Deutsche, Wlach oder Flach sind Welsche, Schiebek (Zidek) heißt Jude, Spanihel Spanier, Turek und Turke Türke. Nowak, ein ungemein häufiger Name, bedeutet den Neuantömmling in der Siedlung, den „Neumann“, ebenso Nowotny.

b) **St ä d t e** und **D ö r f e r** als Herkunftsorte nennen sehr zahlreiche Namen, mit verschiedenen Suffixen (meist mit -ský, aber auch mit -ák, -ik, -ec) gebildet, selten ohne Suffix. Als Beispiele seien genannt: Babinský (Babiny), Benátský (Benátky), Dollanský (Dolany), Dubský (Dub, Dubá), Elšník (= Olešník? zu Olešná oder Olešnice), Herzmanický (Hermanice), Holický (Holice), Jablonský, Gablonský (Jablonné), Jedlinský (Jedlina), Jilovský (Jilové), Kačerovský (Kačerov), Rinský, Ginžek (Vchynce), Klepánský (Klecany), Kochánský (Kochanov), Kolinský (Kolin), Kostecký (Kost), Kostomlátský (Kostomlaty), Lešetický (Lešetice), Lubojátský (Lubojaty), Luštinecký, Luštinecký (Lušténice), Medelský (Medlov), Nahlowský (Náhlov), Netolický (Netolice), Opolz (Opolec), Pawlowski (Pavlov, Pavlovice), Pilsak (Plzák = Pilsner), Podolak (Podolí), Polenz (Polenec), Polešenský (Polešovice), Radecký (Hradec), Raudnický (Roudnice), Rostomek (Rostkov), Rychnowský (Rychnov), Slanský (Slaný), Suchdol (Suchdol), Sušický (Sušice), Swarowski (Svárov), Swojetinský (Svojetín), Talowický (Talovec), Tauschinský (Touzim), Welleminský (Velemín), Wesselský (Veselí), Witkowski (Vitkov, Vitkovice), Wiltasský (Vltavice), Wolleschak, Wolleschenský (Olešna, Olešnice), Wotický (Votice), Zdiarský (Zdár) u. v. a.

c) Namen nach der Lage der **W o h n s t ä t t e** innerhalb des Gemeinwehens oder nach ihrer Eigenart sind z. B. Basteký (bašta = Bastei), Chalupa, Chaloupka (Hütte), Dollak, Dolejš, Dolenský (dole = unten), Dworský oder Dworčak (dvůr = Hof), Hajek, Hajek (Hain), Hlubutský (hluboký = tief), Hora, Horak, Horatschek (hora = Berg), Horejš (hořejší = oberer), Kautský, Sakoutský (kout, zákoutí = Winkel), Konečný (konec = Ende), Kopek, Kopecký (kopec = Hübel), Křivonak (křovi = Gestrüpp), Lavecký (lávka = Steg), Mezník (meze = Grenze), Padleak (pod lesem = unterm Walde), Podhajský (pod hájem = unterm Haine), Potocký, Potutšek (potok = Bach), Rathauský, Saratka (Garten), Stala (Felsen; vielleicht auch Spitzname), Stranský (stráž = Leite), Studnitška (Brunnen), Třesňak (třešně = Kirschbaum), Wobornik (obora = Wildgehege), Woditschka (Wasser), Zaleský (za lesem = hinterem Walde), Zamecký (zámek

= Schloß), Jarzeřkř (za řekou = hinterm Fluß), Zahorka (hinterm Berg), Zarybnikř (za rybnikem = hinterm Teich), Zamodny (za vodou = hinterm Wasser).

Die Häuser in den Städten trugen in früheren Zeiten — wie Gasthäuser, Apotheken, die Häuser in Kurorten heute noch — ein Hauszeichen oder führten einen Hausnamen, der auf den Besitzer übergehen konnte. Im einzelnen Falle ist heute die Feststellung begreiflicherweise schwer, ob man es bei Bistup, Čihřarž, Kral, Redwied, Sellinek, Břaran, Wewerka, Drell, Čzapet, Slawid, Jedlitschka, Kuschka, Kusitschka usw. mit einem Hausnamen zu tun hat oder mit einem der weiter unten besprochenen Übernamen, wo auch diese Namen wieder angeführt sind.

3. Den Beruf bezeichnen Namen aus ländlichem Milieu wie Sedlat, Sedlatšek oder Hospodarsch (Bauer), Swoboda (Freibauer), Žeman, Seemann (Landsjunkter; in einzelnen Fällen mag Seemann auch von Simon herzuleiten sein), Pulpan (halber Herr = Großbauer), Rattah, Woratschek, Pluharsch (Ackermann), Setatsch (Mäher), Kotschi (Kutscher), Wollak (Schienknecht), Koffak (Ziegenhirt), Hussak (Gänsehirt), Pastirsch (Hirt), ferner solche aus der Sphäre des Dienstes bei einer Herrschaft wie Schaffasch (Schaffner), Myšliewež (Jäger), Hajn (Heger), Stolba (Stallmeister), Voquah (Lakai), Trapp, Drabke (Büttel) u. ä. Namen von Handwerfern und Gewerbetreibenden sind Kupež (Kaufmann), Soukup (Makler), Bednar (Binder), Barvitiuř (latinisiert; Färber), Čihřlarž (Ziegler), Formanek, Wofka (Fuhrmann), Hornig, Hornich (Bergmann), Kollarž (Wagner), Kowal, Kowarsch (Schmied), Lamatsch (Steinbrecher), Metšhir (Schwertfeger), Petarek (Bäcker), Pilarž, Piller (?) = Sägeschmied oder Brettschneider, Puntšchohar (Strumpfwirker), Režnicek (Fleischer), Kofšeraf (jüdischer Schächter), Slabek (Mälzer), Schwek, Šeřećiř (Schuster), Tkatsch, Kadlek (Weber), Topitsch (Heizer), Winopal (Branntweimbrenner) u. v. a., ebenso bezeichnen Hudek, Gaudet, Haudet, Hautke (Fiedler), Spewak (Sänger), Šchajšek (Luftigmacher) Namen von Ausübenden einer Kunstfertigkeit, Fejsar ist das deutsche „Pfeifer“ in tschechischer Schreibung. Hierher gehören auch die Benennungen nach Ämtern und Beschäftigungen ziviler oder militärischer Art wie Šcholtis, Šcholta (Schulze) Kapral, Wojatschek (Soldat), Dragoun, Hussarek, Pakofsta (Troßknecht).

4. Auffällige körperliche oder geistige Eigenschaften sind namengebend geworden in Fällen wie Bilek, Billich, Belik, Belich (bily = weiß), Bielohlawek (Weißkopf), Černah, Tšcherneh, Čžörnig, Tšchernič, Tšchirnich (černý = schwarz), Malh, Malek, Malik (malý = klein), Kratkej (kurz), Dlouh, Dluhojch (dlouhý = lang), Šomolka (kleiner Käse, kleiner Mensch), Ramboušek, Rambauške (Dicker), Tutschek, Tuzke, Tutschka (tuček = Fettwanst), Krzebeck (krěpký = stark), Suchh, Suchanek (suchý = dürr), Kostliwh, Kostroun (Gerippe), Wohnout (langer Gebäckter), Šchaurak, Šchaurich (Schiefer, Krummer), Herbatšchek (Wudliger), Bžřtrah (bezruk = handlos, ungeschickt), Rehyba (Unbeholfener), Pařak (Pfuscher), Kulhawn, Kulhanek, Kuhlau (Sinkender), Klecanda (Schleppfuß), Metelka (Pumpelnder), Glawa, Lawa, Glawath, Glawatschek, Glawitschka, Lawitschka (hlava = Kopf), Kotrba (Kopf), Pala, Palitschka, Palkofsta (Schä-

del), Holsh, Holley, Hollid, Holeš, Holletschet, Holletschte (holý = kahl), Kudrna, Kudrnatš, Gudernatš, Gaudernat, Sudera (kudrna = Lode), Kutschera (Kraustopf), Wlaffat, Flaffat (vlas = Haar), Fouset (vousy = Bart), Brada, Prade, Bradatš, brada = Bart), Schedinvy (grau), Seršavny (zrzavý = rothaarig), Schaffran, Schaffranek, Schaffranke (rotthaarig), Roffet, Rošte (Nase), Schilhawny, Schilhabel, Schilhany (šilhavý = schielend), Stareh (alt), Howorka (redselig), Klepatš (Plauderer), Schwanig (žvanik = Schwäger), Futschig (Flattergeist), Prochazta, Prohaska (wer gern müßig geht), Pobuda (Herumstreifer), Pilney (fleißig), Gzipera (Flinter), Pomolny (langsam), Zarda, Zarte (Spaßvogel), Wessely, Wesselit (lustig), Kratochvil (Kurzweil), Schwerak (Schalk), Stiašny (glücklich), Nerad (nerad = unfroh; neřád = Scheltwort „Luder“), Draštit (draždik = Necker, Heizer), Mudrak, Mudra, Maudrny, Mauder (moudrý = weise), Tichy, Tichak, Tichatschet (tichý = still), Divot (wild), Spurny (Troßkopf), Potorny (demütig), Kefolla (Harter), Wostry (scharf), Tuppy, Tupeš (stumpf), Herdina (Held, Stolzer), Bezecny (ehrlos), Chudaczet (Armer), Bohatschet, Bohatschte, Bohatscha (Reicher), Stuchlik (Geizhals), Schandroch, Santrutšket (Wucherer).

5. Zum Schluß soll alles zusammengefaßt werden, was sich aus einem Vornamen nicht herleiten läßt, was nicht sachlich und eindeutig Herkunft, Beruf oder Körper- bzw. Charaktereigenschaften des Namenahnen angibt, sondern was schillernd, mehrdeutig und beziehungsreich den ersten Namensträger umgaukelt, was also irgendwie als *U b e r n a m e* aufzufassen ist, meist ein Erzeugnis der Spottsucht, des Wißes und der treffsicheren Beobachtungsgabe der lieben Mitmenschen, die ehedem ihre scharfen Augen und spitzen Zungen ebenso wohl zu brauchen wußten wie heute. Daß die Tschechen für solche spöttische Benennungen Vorliebe hatten, zeigen auch viele Ortsnamen (vgl. bei Schwarz, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, S. 59 ff.: Koňojedy = Pferdeesser, Tlustovousy = Dickbärte, Kosmonosy = Schiefnasen, Kozolupy = Ziegenräuber u. ä.).

Wir Heutigen können die Beziehungen gar vieler Namen zu ihren ersten Trägern nicht mehr feststellen, auch wenn wir ihre Wortbedeutung kennen. So wird sich in diesem Abschnitt vieles darbieten, was eigentlich in eines der vorangehenden Kapitel (2, 3 und 4) gehörte. Da gibt es Tiernamen, die Hausnamen (Kap. 2), aber auch Spitznamen (Kap. 4) sein können, die Eigenschaften versinnbildlichen; auch Pflanzennamen und andere Ausdrücke aus der Naturgeschichte kommen häufig vor. Da sind Gerätenamen, die wohl meist mit dem Beruf (Kap. 3) in einem Zusammenhang stehen. Da gibt es Benennungen nach Würden, die der Stammvater einer schlichten Familie nie innegehabt haben kann, Verwandtschaftsbezeichnungen, Zeitbestimmungen, Münznamen, Kostproben von der Speisefarte, ja auch abstrakte Begriffe, deren Wortsinne zwar klarliegt, deren Namensinn wir jedoch nur deuten, nicht klipp und klar feststellen können.

Besonders häufig sind im Tschechischen *T i e r*-, besonders *V o g e l*-*n a m e n* vertreten; da gibt es an Bezeichnungen von Vierfüßlern Medwied, Medwidel (Bär), Wlk, Wltšket, Wiltšket und Wiltšche (Wolf), Viska,

Lischke (Fuchs; auch Schlaufkopf), Jelen, Gellen, Jelinek, Gellinek, Geling
 (Hirsch), Kolauch, Kolauschet (Spießbock, aber auch großer Mensch), Danief
 (Damhirsch), Sernež (Rehbock), Seiž, Zajtschet (Hase; Seiž wird aber öfter
 zu Siegfried gehören), Kralitschet (Kaninchen; aber auch zu král = König),
 Wewerka, Wawerke (Sichhörnchen), Widra (Fischotter), Konitschet (Pferd),
 Kleperlik (Klepper), Wollek, Wohlek (Hjje), Baeran, Beranek (Widder),
 Kobanek, Kobanek (Kater), Samež (Tiermännchen) u. a. Die Vogelwelt
 ist vielstimmig vertreten mit Ptak, Ptatschet (Vogel; Schlaufkopf), Drell,
 Worel, Orlik, Worlitschet (Aldler), Sofoll (Falke), Luniak (Hühnergeier),
 Pobitschka (Uhu), Kulich, Kaulich (Kauz; auch Schlaufkopf), Czajek, Czajka
 (Storch), Baschant (Fasan), Eluke (Schneypfe), Jerschabek, Gergabek, Rejscha-
 bek (Haselhuhn), Zonka (Häher; Unglücksrabe), Straka, Strade (Elster),
 Kaffa (Dohle; Echeltwort „Gimpel“), Wrana (Krähe), Hawranek (Rabe),
 Mandelik (Mauracke), Holub, Holubek, Holubek (Tauben; ein Stolzer),
 Perliže (Turteltaube), Kohout, Kohoutek (Hahn), Katschinka, Utik, Utig
 (Gente), Hejl, Hejlik, vielleicht auch Heil, Heilig (Gimpel), Kož (Amstel;
 Schlaufkopf), Slawid (Nachtigall), Czeka (Kiebitz), Schluwa (Pirol), Kufula
 (Kuckuck), Dudek (Wiedehopf; auch Dummkopf), Czisek, Zeischke (Zeisig),
 Lelet (Nachtigalweib; auch Echeltwort: chytati lelky = Maulaffen feil-
 halten), Czeczeta (Flachsflink; flinker Mensch), Sifora (Meise), Czernak
 (Kotchwänzchen), Czervenka (Kotkehlehen), Etnad, Eternath (Ammern),
 Spaczek (Star), Wrabek, Wrabek (Sperling) u. dgl. Weitere Tiernamen
 sind Pulek und wohl Pulz (Kaulquappe), Rybka (Fisch), Karas, Karajek
 (Karausche, aber auch ein Backwerk), Wofaun (Barsch; okouny loviti =
 gaffen), Pilous, Pilwoufek (Kornwurm), Brabenek (Ameise), Moucha
 (Fliege), Komarek (Mücke), Blecha (Floh), Stenizka, Stinta (Wanze) u. a.

Weiter ist die Naturgeschichte vertreten mit Namen von B ä u m e n
 und Sträuchern, wie Hruschka, Kuscha (Birnbäum), Zelenka (Grünbirne
 u. a.), Sliva (Pflaume), Boruska und Chwojka, Quoika (Kiefer), Jedlitschka
 (Tanne), Smrtschet (Fichte), Boutschet (Buche), Dub, Daubek (Eiche),
 Lipka (Linde), Strzemcha (Traubenkirsche), Wrba (Weide), Kalina (Schnee-
 ball), Bobek (Lorbeer u. a.), Malina (Himbeere), Schiepek (Heckenrose),
 Trnka (Schlehe), von Blumen und P f l a n z e n, wie Fiala (Veilchen),
 Konwalinka (Maiblume), Karafiat (Nelke), Pivonka (Pfingstrose), Ru-
 schizka (Rose), Lebeda (Melde), Kopschiwa (Nessel), Stowitschet (Sauer-
 ampfer), Pischenitschka (Weizen), Stoklas (Roggentrespe), Repka (Rübe),
 Horschitschka (Senf), Krenek (Kren), Merkwitschka (Möhre), Wokurka
 (Surke), Peterzilka (Peterzilie), Kostial (Kohlstrunk; auch Ged), Czibulka
 (Zwiebel), Smrsch (Morchel) u. a. Naturgeschichtliche Begriffe sind auch
 Wokafek (Schwanz), Pazanek (Klaue), Korschinek (Wurzel), Paris (?),
 Parnjek (paroz = Baumstumpf; auch dummer Mensch), Suť, Soutschet
 (Knorren), Wetwitschka (Ast), Stopka (Stiel), Stieblo (Halm), Skorepa
 (Schale), Bohrisek (Kerngehäuse), Slama (Stroh), Wottawa (Grummet),
 Makowitschka („Mohaup“), Pleška (Epreu) u. v. a.

G e r ä t e n a m e n deuten wohl vielfach auf einen Beruf, können aber
 sicher auch körperliche Eigentümlichkeiten bezeichnen. Es seien angeführt:
 Zehlitšchka (Nadel), Schidlo, Schiedel (Ahle; bedeutet aber auch Vibelle).

Schwanzmeise, unruhiger Mensch), Goblit (Gobel), Kladivo, Klopek, Perlik, Perlich (Hammer; auch schwerfälliger Mensch), Schroubek (Schraube), Stobla (Zieheisen), Dohl (Balken), Erp (Sichel), Raubitschek (Anebel), Lopata (Schaufel), Sochor (Knüttel; auch plumper Mensch), Bidlo (Stange; auch langer Mensch), Motitschka (Gade), Hoswitzschka (Wiede; auch ein Pfennigsucher), Wopilka (Feuerstahl), Odfolet (Splitter), Ratonek (Hackfloß), Spalek (Kloß; auch Scheltwort „Bengel“), Sekera, Sedek (Beil), Smetaczek (Vorstrich, auch Lehrer), Kuthan (Bratpfanne), Kropatsch (Gießkanne), Kletetschka (Käfig), Knotek (Docht, Knoten, auch Knirps), Rebitschek (Nagel), Kostka (Würfel, auch lustiger Mensch), Saudek (Fäßchen), Wodraschka (Mühlklippel u. a.), Kordina (Degen), Spietschka, Spizka, Spieste (Spieß u. a.), Tertsch (Scheibe).

Spiznamen, vielleicht der eine oder andere auch Hausname (2 c), sind auch die Benennungen nach besonderen W ü r d e n: Czhsarz (cisar = Kaiser), Kral, Ktall, Grohl (König), Wehwoda (Herzog), Pabisch, Papsch (papez = Papst; oder zu Pabeš = Fabian), Biskup (Bischof) Proboscht (Propst), Knieschet (Pfaff), Schad (žak = Schüler, Diakon) u. ä.

In den Bereich familiärer Beziehungen fallen Bezeichnungen wie Dedek (Großvater), Streitschek, Streizig (Onkel), Synek, Sinke (Sohn), Schomanek (Pflege Sohn), Kloutschet, Glutschke, Glutsche (Junge).

An Zeitbestimmungen seien als Beispiele angegeben: Hodina (Stunde), Podzimet (Herbst), Listopad (November), Masopust (Fasting), Swatek (Feiertag), Patek (Freitag), Sobota (Samstag), Nespor (Vesper), Netšas (Unzeit).

M ü n z e n - oder M a ß n a m e n sind Trojan (Dreier), Schwertassek (wohl Ctvrtáček = Viergroßchenstück), Fünfarek (mit deutschem Stamm) und aus anderem slawischem Idiom Piatnik (Fünfkreuzermünze), Sešestat, Schiestek (Sechser), Wopmich (osmik = Achtergeldstück); Mirschizka (Maß), Korek (Scheffel), Pulpittel (halber Saß), Stvortetschka (Viertel).

Nach S p e i s e n und G e t r ä n k e n sind benannt: Poliska (Suppe), Jicha (Brühe), Petšhenka (Braten), Zwierzina (Wildbret), Ledwina (Niere), Elanina (Speck), Jtrnitschka (Leberwurst), Kolaczek (Kuchen), Buchta, Puchta, Massanz (Kuchen, Osterlaib; auch piffiger Mensch), Koblisch, Koblischke (Krapfen), Kurka (Brottrinde), Womatschka (Sauce), Kroupa (Grape), Medek (Honig), Zuckertandl (Kandiszucker), Smetana (Schmetten), Siromatka (Wolken), Quasnitška (Hefe), Wotruba (Kleie; auch Lummtopf), Šnilitschka (teige Birne; auch Faulenzger).

Nach ihrer Bildung eine besondere Gruppe sind die im Tschechischen (namentlich in Mähren) so häufigen Namen, die auf M i t t e l w ö r t e r der Vergangenheit zurückgehen, aber Hauptwörtern gleichzustellen sind. Der Bedeutung nach handelt es sich meist um Übernamen, wobei freilich die Begründung einer plausiblen Ursache für die Benennung auch hier oft Schwierigkeiten bereitet. Da sind z. B. Burschil (Polterer), Dertil (Artiti = zermalmen, aber auch plaudern), Dorasil (doraziti = den Sarauß machen), Dostal (dostati = Wort halten; dostati = bekommen), Daniel (hanel = Tadler, Schmäher), Kirpal (krpal = Flicker), Klauzal (Schleifer), Kopal (kopati = hacken, schürfen), Krtschil (krčiti = krümmen, ducken), Lizalek

(Ledet, Schmaroher), Voušhil (loužiti = Leder laugen), Mušil (musiti = müssen), Navratil (Rückkehrer), Nebbal (Nachlässiger), Nevečefel (večeřeti = nachtmahlen), Oberschall = Opršal? (opršeti = abfallen; Kahlkopf), Odechnal (odehnati = verjagen), Piržkal (prškati = spritzen, schnauben), Pospišchil (eifertiger Mensch), Pržibil (wohl Příbyl = Ankömmling), Radil (raditi = raten), Sabathil (zavaditi = hinderlich sein), Sawerthal (zavrtati = bohren; zavrtěti = verwirren), Schamal (Herumtapper), Smekal (smekati = den Hut ziehen), Schmehfal (smýkal = Herumstreifer), Schmidrfal (schlechter Geiger), Schranil (schrániti = sparen), Stradal (Dulder), Stehřkal (zimperlischer Mensch), Trausel? (trousiti = verstreuen), Trehbal (Trinker), Uridil (uríditi = anordnen), Wedral (vedrati se = sich eindrängen), Woborschil (oboriti = einreißen, jemanden ansfahren), Wofřchal (okřáti = sich erholen), Whymetal (vymetati = segnen), Whřřfotřchil (vyskočiti = aufspringen), Witopill (vytopiti = ertränken, ausheizen, einen Verweis geben), Zakouřil (zakouřiti = rauchen), Zaufal (verzweifelt, aber auch mutwillig), Zborzil (zbořiti = niederreißen).

Zu den Übernamen zu zählen sind weiterhin auch Benennungen, die ganz konkrete Eigenschaften metonymisch durch a b s t r a k t e Begriffe zum Ausdruck bringen. Man kann dabei wohl an deutsche Bezeichnungen denken wie Verwandtschaft für Verwandte, Hoheit für eine Person, der man Hoheit zuschreibt. Solche Namen sind Drahotá (Zeruerer, Kostbarkeit), Hahoda (Anmut), Škoda (Schaden), Pšihoda (Zufall), Laska (Liebe), Schwanda (Zug), Šhladeř (Röhle), Mrař (Frost), Rořbroh, Rořkot (Zwist, Unruhe), Rořmaniřh (verschieden, mannigfach) oder die früher schon besprochenen Svoboda (Freiheit; Pft. 3), Prochaska (Spaziergang; Pft. 4).

Damit wollen wir unseren Streifzug in eine bisher recht wenig durchwanderte Landschaft unserer Volkskunde und Heimatgeschichte beenden. Abschließendes zu bieten, war nicht beabsichtigt; es konnte sich nur um Hinweise und Beispiele handeln, die die vielfältigen Möglichkeiten der sprachlichen Uebnahme tschechischer Namen ins Deutsche zeigen, um eine Anregung zu nüchterner, ruhiger Betrachtung der Sachlage auf deutscher Seite. Die analogen Verhältnisse auf tschechischer Seite ebenso sachlich und unvoreingenommen zu prüfen und darzulegen, mag Aufgabe eines tschechischen Interessenten sein. Auch unter den tschechischen Familiennamen steckt ja viel deutsches Namengut. Haben doch die von berufener Stelle ins Land gezogenen deutschen Kolonisten nicht nur empfangen, verzehrt, verdaut und sich Rechte angemacht, sie haben auch gegeben, Pflichten erfüllt, Lasten tragen helfen und Kräfte und Blut gespendet. Es mag manche tschechische Insel der vorprallenden Flut der deutschen Einwanderung zum Opfer gefallen und auch späterhin noch manches tschechische Wächlein dem deutschen Randsee zugeflossen sein; aber gar manche allzu vorwiegend sich vorwagende deutsche Welle ist doch auch im tschechischen Binnenland verfrachtet, fruchtbares Grundwasser geworden, segenspendendes Brunnlein und Quelle der Kraft.

*

Dr. Hier. Anton Jarisch und seine Mitarbeiter an den „Heimatsklängen“

Von Hans H. Kreibitz

Im Jahre 1853 erschien in Wien im Kommissionsverlage Ferd. Klemm ein unscheinbares Büchlein unter dem Titel „Heimatsklänge, eine Sammlung von Gedichten in der Mundart der Deutschen in Nordböhmen und Schlesien, herausgegeben von Dr. Anton Jarisch“. Die zweite — vermehrte — und die dritte Auflage erschienen ebendort, und zwar 1864 und 1870. Mit der vierten Auflage, die der Verfasser als „stark vermehrte“ bezeichnete, übernahm die Firma Ambr. Opiz in Warnsdorf Druck und Verlag; das Büchlein führte von nun an den erweiterten Titel „Heimatsklänge, Gedichte in der Mundart der Deutschen in verschiedenen Gegenden Nordböhmens und des Egerlandes, dann in Mähren, Schlesien und Sachsen, vermehrt durch einen Anhang origineller Redensarten und Wortbildungen des Volksdialektes im sogenannten nordböhmischen Niederlande. Verfaßt und gesammelt von Dr. Hier. Anton Jarisch, k. k. Landeslehrer und Stadtdechant in Komotau i. B.“ Die vierte Auflage erschien 1878; 1893 kam die fünfte Auflage heraus, 1910 die sechste. Diese ist seit beiläufig 15 Jahren vergriffen. — Bezüglich der dritten Auflage bemerkt ein damaliger Berichtersteller¹⁾, daß sie die Bezeichnung einer „verbesserten“ durchaus nicht verdiene, und begründet dieses Urteil durch Anführung einer Menge von Druckfehlern. Auch in die folgenden Auflagen wurden meistens die alten Druckfehler übernommen und neue kamen noch dazu.

Da die „Heimatsklänge“ die erste Mundarten-Anthologie Deutschböhmens sind, ist es wohl angebracht, nicht nur über den Verfasser und seine Hauptmitarbeiter einige Auskünfte zu geben, sondern auch das Werk dieser Männer etwas zu beleuchten.

Dr. Hieronymus Anton Jarisch

wurde als Sohn eines armen Webers in Böhm.-Leipa am 23. September 1818 geboren. Nach Absolvierung des Gymnasiums seiner Vaterstadt und der zwei philosophischen Jahrgänge in Prag trat er 1838 in das bischöfliche Seminar in Leitmeritz ein. 1842 zum Priester geweiht, wurde er von seinem Bischofe nach Prag geschickt, damit er sich zum Taubstummenlehrer ausbilde. 1843 bis 1848 war er Kaplan in Hainzspach, 1848 bis 1853 Hofmeister beim Grafen Terlagio in Wien. Dasselbst erwarb er sich das Doktorat der Philosophie und wurde dann Professor am k. k. Taubstummeninstitute in Wien. 1853²⁾ wurde er zum Landeslehrer und Inspektor für Real- und Volksschulen in Steiermark ernannt. Bis 1861 wirkte er als solcher verdienstvoll und trat durch Wort und Tat und in seinen Schriften besonders für die Besserung des Loses der Kretins ein. Wurzbach zählt ihn zu den hervorragendsten Pädagogen seiner Zeit und rühmt ihn als einen der besten Kanzelredner Wiens. Von 1862 an war er bis zu seinem Tode am 2. Jänner 1890 als Stadtdechant in Komotau tätig.

Jarisch war einer der fruchtbarsten und einflussreichsten katholischen Schriftsteller Österreichs. Außer theologischen, pädagogischen und methodischen Schriften, besonders auch über den Taubstummen-Unterricht, außer Erbauungsschriften und Predigten gab er auch von 1855 bis 1861 den „Illustrierten katholischen Volkskalender“ heraus und schrieb „Schöngeistiges, u. a. das Weihnachtsspiel „Die heilige Nacht“ und ein Bändchen schriftdeutscher Gedichte, „Harmonium“ 1860, und gab 1853 die „Heimatslänge“ und 1870 „Harfensaiten zu den Heimatslängen“ heraus.



Jarisch hat für seine „Heimatslänge“ aus eigener Feder 22 Beiträge in Leipaer Mundart beige-steuert. Die Hälfte davon sind Gedichte ernsten Inhaltes; doch sind ihm gerade diese am allerwenigsten gelungen: die ersten drei („s Weissenkind“, „s Dunnerwater“ und „s Mütterle uf'n Kerchhause“) sind zu sentimental, wortreich und mangelhaft in der Form; „Der Fulterbauer“, eine Sage aus Georgswalde, ist sehr breit, ungeschickt und unpoetisch erzählt; je ein Gedicht von J. N. Vogl und Uhlant sind bloß mechanisch aus dem Schriftdeutschen in die Mundart übertragen; drei patriotische Gedichte tragen den Stempel des Gemachten und sind ganz wertlos; „Mei Wunsch“ ist ein noch annehmbares, wenn auch recht hausbackenes Lehrgedicht.

Von den heiteren Sachen könnten etwa folgende in eine Anthologie noch zugelassen werden: „Der Heiratsantrag“ (ein bei Mundartdichtern sehr beliebter Stoff), „De Menascherie“, „Der Geist“ (ein gut erzählter Rockstübenschert, wohl das beste seiner Gedichte), vier Anekdoten: „Ei, das ist wunderbar“, „Der Voter“, „Der Schuljunge“ und „Ist alles gut gemacht?“ Ebenso „Honnst-Christel“, obwohl dieses Gedicht zu stark an die mit offenen Augen träumende Milchfrau erinnert, und die „Äußerung einer Bauersfrau über die Art und Weise des Tanzes der Jetztzeit“ (ein Gespräch in Prosa).

Den meisten seiner Gedichte haften folgende Formmängel an: fehlerhafte Vers- und Reimbehandlung, Gebrauch schriftdeutscher Redensarten, Wörter und Wortformen, Ungleichmäßigkeit der Schreibung.

Dechant Joachim Liebisch

wurde am 10. Oktober 1780 zu Warnsdorf geboren und starb daselbst am 1. Juni 1844. Als armer Leute Kind wurde er nach der Elementarschule Weber. Infolge einer „schlechten Werfte“ gab er aber die Weberei auf und studierte. Nach Ablegung der theologischen Studien in Wien feierte er am Pfingstsonntage 1807 seine Primiz in Warnsdorf, wo er dann bis 1811 Kaplan, später Pfarrer und endlich Dechant war. Der Warnsdorfer Chronist Palme sagt in seinen „Historischen Denkwürdigkeiten“⁶⁾ von ihm: „Liebisch war ein äußerst gelehrter Mann und einer der geistreichsten Kanzelredner.“ Infolge von „Streitigkeiten“ legte Liebisch im Jahre 1827 sein Amt nieder und verließ Warnsdorf, kam jedoch 1831 zurück und übernahm wieder die Seelsorge. Sein Biograph Heinrich Reichelt⁷⁾ sagt: „Den heimischen Dialekt hatte Liebisch gern und sprach ihn geläufig. Aus seiner Feder sollen mehrere Gedichte in Warnsdorfer Mundart geflossen sein.“

Liebisch ist in den „Heimatsklängen“ durch drei Gedichte — Gauffen bezeichnet sie als „liebenswürdige Lieder“⁸⁾ — in seiner heimischen Mundart vertreten:

„Der verliebte Hons“ drückt in anschaulicher und echt volkstümlicher Weise die Gefühle und Gedanken eines verliebten Bauernburschen aus. Dieses Gedicht ist eines der besten der ganzen Sammlung.

Das zweite, „'s Billardspiel“, in den „Heimatsklängen“ ohne Verfassernamen, bloß mit der Bemerkung: „Ein sehr altes Gedicht“ — hat, wie Reichelt wohl nur vermutet⁹⁾, der Berichterstatter der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen i. B.“⁷⁾ aber nachweist, bestimmt unseren Liebisch zum Verfasser. Es behandelt den uralten Stoff „Der Bauer in der Stadt“ und gibt trefflicher den Eindruck wieder, den das Treiben der Billardspieler auf zwei ein Prager Kaffeehaus besuchende biedere Landleute macht.

Das dritte, „Frau Rubberin!“, bietet in der launigen Form eines gereimten Briefes die Herzensergüsse einer Warnsdorferin an eine auswärtige Freundin, besonders über das Kaffeetrinken. Also wieder ein echt niederländischer Stoff! Dieses Gedicht weist, was sonst bei Liebisch selten vorkommt, mehrfach schriftdeutsche Formen und Ausdrücke auf, z. B.: sieben Tuzend d e r schinften Reime; des Tages; die Engel Gottes sich bequamen; wie ich merke.

Liebisch hat auch schriftdeutsche Gedichte verfaßt, die sogar in zwei Sammlungen erschienen sind: „Blütenkranz“ und „Nachlaß“ 1852. Leider konnte ich sie nirgends aufreiben¹⁰⁾.

P. Wenzel Frost

wurde am 4. Feber 1814 in Mofadl, Bezirk Weißwasser, geboren. Sein Vater war Schmied. Der Lehrer Wenzel Tieß riet den Eltern, den schwächlichen Knaben studieren zu lassen. Nach dem Gymnasialstudium in Jung-

bunzlau und den philosophischen Jahrgängen in Prag trat Frost in das Leitmeritzer Priesterseminar ein. 1837 wurde er zum Priester geweiht. Wegen seiner guten Kenntnis der tschechischen Sprache schickte ihn Bischof Sille 1837 als Kaplan nach Mtscheno bei Melnik, wo er auch seine Primiz feierte. Dort betätigte er sich zum ersten Male als Taubstummen-Lehrer, indem er vier taubstumme Kinder unterrichtete. 1840 wurde er Lehrer und 1841 Direktor der Taubstummen-Anstalt in Prag, wo er Ausgezeichnetes leistete und diese Anstalt zu einem Musterinstitute ausbaute. Eine Berufung als Direktor des Wiener Taubstummen-Institutes schlug er aus. Am 21. Juli 1865 starb er an Lungenschwindsucht in Konojed bei Schwarz-Kostelez, wo er zur Erholung weilte. Auf dem Wolschaner Friedhofe bei Prag wurde er zur letzten Ruhe bestattet.

Von Wenzel Frost enthalten die „Heimatsklänge“ nur zwei Gedichte — „Disput eines Kossadler Bauers mit einem Doktor der Philosophie“ und „Der Bauernjunge am Herrentische“ —, die aber in ihrem urwüchsigem Humor und ihrer meist echten Bauernsprache zu den Glanzstücken der Sammlung gehören. Sie behandeln beide in der Form „längerer Streitgedichte“⁹⁾ das bei der Landbevölkerung so beliebte Thema des Gegensatzes von Stadtkultur und dörflichem Leben und Denken. Jarisch bemerkt zu dem ersteren, daß es schon vor der Drucklegung in Abschriften weit verbreitet war. Beide Gedichte erfreuen sich noch heute größter Beliebtheit. Es ist zu bedauern, daß der ganz seinem philanthropischen Berufe hingeebene und überdies kränkliche Dichter seiner Heimat nicht mehr so hervorragende Dichtungen geschenkt hat.

J. K. Krjel

Johann Krjel (in den „Heimatsklängen“ findet sich nur die Abkürzung der Taufnamen: J. K.) wurde am 26. September 1807 als Sohn des Kaufmannes Jgnaz Krjel zu Hirschberg i. B. geboren. Die nach der Konfiskationsrevision vom Jahre 1850 verfaßten Mannschaftsbücher verzeichnen als Bewohner des Hauses 188 drei Söhne des † Jgnaz Krjel: Wenzel, geboren 1797, Handlungskommissionär, Franz, geb. 1802, katholisch, Amtsschreiber, und unseren Johann, geb. 1807, katholisch, Privatlehrer. Nach einer andern Mitteilung hatte Johann Krjel keinerlei Beschäftigung, sondern war nur „Dichter“; er lebte in ärmlichen Verhältnissen. Herr Konsistorialrat P. Johann Klein in Aussig, der als Leipziger Gymnasiast einmal von einem Mitschüler zu dem Hirschberger Dichter geführt wurde, traf ihn in einer ungeheizten Dachstube im Bette liegend und eifrig auf einem vor ihm liegenden Brette als Unterlage schreibend. Er schildert ihn als hageren, ärmlich aussehenden, freundlichen alten Mann von etwa 70 Jahren und weiß zu erzählen, daß Krjel seiner Armut wegen oft an eine polnische Gräfin Gedichte verkaufte, die sie bei ihren Schlossfesten als die ihrigen vortrug. Krjel ist in den dürrigsten Verhältnissen am 8. November 1880 in Hirschberg an Altersschwäche gestorben; in der Sterbematrix wird er bloß „lediger Kaufmannssohn“, ohne Angabe eines Berufes, genannt. Nach einem Hirschberger Gewährsmann war Krjel von kleiner Gestalt und zwinkerte meist mit den Augen; er war ein Sonderling und beinahe menschenschau.

Krsek ist unter den deutschböhmisches Mundartdichtern der Böhemien. Als einen solchen stempeln ihn: seine Sorglosigkeit, die ihn abhielt, einen bürgerlichen, seinen Lebensunterhalt sichernden Beruf zu ergreifen, und ihm die Ehelosigkeit auferlegte, seine Armut, die ihn veranlaßte, um des lieben Brotes willen die Autorschaft vieler seiner Dichtungen zu verkaufen, und eine oft ersichtliche Flüchtigkeit in seinen Arbeiten, besonders in ihrer Formgebung. An einer gewissen, wohl meist durch Selbststudium erworbenen Bildung scheint es ihm nicht gefehlt zu haben; gleichwohl wird er in den „Mitteilungen des Nordböhmisches Exkursionsklubs“ mit dem etwas geringschätzigen Namen „Naturdichter“¹⁰⁾ abgetan. — Es ist sicher unserem Jarisch als ein Verdienst anzurechnen, daß er nicht weniger als 23 meist lrische Mundartgedichte Krseks in seine „Heimatsklänge“ aufgenommen hat.

Allerdings sind diese an Wert sehr ungleich. Die verhältnismäßig besten sind wohl: „Der beruhigte Alte“ (ein in wenigen, etwas flüchtigen Strichen hingeworfenes Stimmungsbild aus dem Dorfleben, den um sein liebes Töchterchen besorgten Alten darstellend), „Ein Fürbitter“ (nämlich um das Leben des geliebten schon zum Schlachten bestimmten Ziegenbockes), „Zukunftspläne“ (der zufriedene und hoffnungsvoll in die Zukunft blickende Ochsenknecht), „Jörgel — aus der Stadt kommend“ (Verwunderung des Bauernjungen, der in der Stadt gesehen hat, wie der Wind den Leuten die Haare fortträgt), „Der zufriedene Bettelmann“, „Sinniger Kindergruß im Frühling“ (fromm und kindlich), „Verwalter und Kühjunge“ und „Christels Mejnche“ (zwei Anekdoten aus dem Dorfleben), „Mei Hündel“ („Ich ho ej Hündel, bi ihm gutt . .“).

Schon aus dieser Aufzählung ist ersichtlich, daß Krsek neben dem Humor auch den Ernst zu Worte kommen ließ; dies ist noch mehr der Fall in den übrigen Gedichten. Im ganzen finden sich unter den Beiträgen Krseks 15 ernste. Krsek weicht unflätigen Stoffen aus, hat ein frommes Gemüt, liebt Heimat und Muttersprache:

„De Muttersprouch’

Is mir halt zahnmoul lieber (als die Schriftsprache);

Sing ich ei ihr mei bestes Lied,

Siehn mir de Dugen über“¹¹⁾.

Mit seinem sozialen Empfinden steht er auf Seite der Armen und Unterdrückten¹²⁾. Den Bauernhumor pflegt er mit innigem Einfühlen. — Seine Sprache ist meist echte Hirschberger Mundart, wenn er nicht hie und da durch Vers und Reim zu schriftdeutschen Wörtern und Fügungen verführt wird. In manchen Gedichten ist dies leider recht häufig der Fall. Seine schriftliche Darstellung der Mundart ist einfach und ziemlich zutreffend.

Mois Jatsch

Dies ist der einzige von den vier Hauptmitarbeitern Jarisch’ an den „Heimatsklängen“, der heute noch am Leben ist. Mojs Jatsch wurde am 18. Dezember 1854 zu Drum als Sohn eines kinderreichen Kaufmannes ge-

boren. Nach Besuch des Leipziger Gymnasiums wurde er Apotheker-Tiro zu Tannwald und war dann zwei Jahre Assistent der Kreibitzer Apotheke, worauf er durch vier Semester seinen pharmazeutischen Studien an der Universität in Wien oblag und 1877 das Diplom eines Magisters der Pharmazie erlangte. Um seine Angehörigen unterstützen zu können, gab er jedoch den Apothekerberuf auf und wurde Chemiker an der Zündwarenfabrik in Triesch (Mähren). 1893 erhielt er eine leitende Stelle an der chemischen Fabrik für Zündwaren und pyrotechnische Erzeugnisse in Lauenburg (Pommern), wo besonders während des großen Krieges hohe Anforderungen an seine Arbeitsleistung gestellt wurden. 1927 trat Direktor Jaksch in den Ruhestand, den er bei seinem Schwiegersohne, Gymnasialdirektor in Dramburg (Pommern), verlebte¹³).

Mois Jaksch hat nicht nur zahlreiche Aufsätze chemisch-technischen Inhaltes in Fachblättern veröffentlicht, sondern er betätigte sich auch, besonders in jüngeren Jahren, als schöngeistiger Schriftsteller und Dichter. Außer schriftdeutschen Gedichten und Erzählungen, die er meist unter einem Decknamen in verschiedenen Zeitungen, Wißblättern und Kalendern veröffentlichte, verfaßte er zwei Bühnenstücke. Mundartliche Sachen begann er schon als achtzehnjähriger Jüngling zu schreiben: in den „Heimatsklängen“ erschienen 7 Gedichte, 5 davon in ausgesprochen Drumer Mundart. Auch in das „Spitzberg-Album“ von Hantschel-Paudler (1883) wurde ein Drumer Gedicht, „Wos ich ne vergassen ho!“ aufgenommen.

Seine Beiträge für die „Heimatsklänge“ sind durchwegs heiter: „Der Tannwalder schiene Maier“, entstanden anfangs der siebziger Jahre, ist in einer gemilderten Mundart geschrieben, die Jaksch als die des Polzentales bezeichnet. Dieses Gedicht erzählt in flotten Versen die fröhlichen und betrieblichen Erlebnisse des ebenso flotten Tannwalder Maier.

„Der gescheite Seffl“, eine gut wiedergegebene Schulanekdote, ist schon in echt Drumer Mundart verfaßt (Kennzeichen: „seen“ für „sagen“).

„Fischer und Philosoph“ — ein durch Humor, bodenentwachsene Satire und lebendige Darstellung ausgezeichnetes Gedicht.

„Richter-Seffens Liebe“ — Freude über den Tod einer „Bösen Sieben“. Versgebung hie und da mangelhaft.

„Mei Gustel.“ — Kräftige Herzensergüsse eines verliebten Burschen. Darstellung gut, leider statt echt Drumer Sprache wieder eine abgeschwächte Mundart!

„Sunst und Fiß.“ — Ein alter Drumer staunt über die Errungenschaften der neuen Zeit. Heute natürlich überholt. Versbau etwas sorglos.

„Eine sonderbare Kur.“ — In der Form eines Zwiegespräches wird eine wenig stubenreine, aber erfolgreiche Kur in gut Drumer Mundart erzählt.

Von den übrigen Beiträgen

sind zwei der besten den Schriften des Egerer Arztes Dr. Johann Jakob Lorenz (28. Oktober 1807 bis 1. Dezember 1860) entnommen: „D' Goans und de Riatenhund“ und „'s Pauawei van Woart“; je einer stammt von dem Niederländer W. Ernst (26. März 1830 bis 6. August 1910):

„s Schweineschlachten im Böhmischem Niederlande“, eine Parodie auf Schillers *Glocke*, dem Nordmährer J. X. Parsch: „Wie dar Milchbauer sein Honns uff Neustot ei die Studie führt“, und von Gustav Rügler (geb. 23. Juni 1846 zu Waltersdorf, Bez. Leipa, gest. als Dechant i. R. am 23. Juli 1927 in Schmilla bei Herrnskretsch): „Eine nächtliche Friedhofsjene.“ „Der Reischdorfer Pfardehimmel“ ist nach Jarisch von Pfarrer Cettl gedichtet; in Wirklichkeit ist er bloß eine Übertragung des alten Volksliedes vom Bauernhimmel auf erzgebirgische Verhältnisse¹⁴), aber kaum durch Pfarrer Cettl.¹⁵) Der Bienenvater P. Johann Nep. Cettl (geb. 27. Juni 1801 in Dehlau Bez. Raaden, gest. 7. September 1866 in Pröllas bei Puschwitz) konnte wohl nicht dieser Umdichter sein, da er nach den bei den Pfarrämtern Reischdorf und Puschwitz eingeholten Auskünften nie in Reischdorf Lokalist war. Jarisch scheint *R e i t s c h o w e s* bei Saaß, wo Cettl tatsächlich eine Zeitlang als Lokalist wirkte, mit *R e i s c h d o r f* verwechselt zu haben und auf Jarisch fußend, haben A. A. Raaff, Gruschka und Toischer u. a. an der mindestens sehr zweifelhaften Autorschaft Cettls festgehalten.

Von zwei anderen heiteren Gedichten konnte der in den „Heimatsklängen“ nicht genannte Verfasser des einen („Der Turner vor der „Himmelstürze“) aus dem „Spitzberg-Album“¹⁶) festgestellt werden: Eduard Strache in Warnsdorf, geb. 13. April 1847 in Rumburg, gest. 1. Juli 1912 in Warnsdorf, das andere, „Mei Pepsch“, in Schwadner Mundart stammt aller Wahrscheinlichkeit nach von Augustin Stolle in Schwaden.

Von den anderen namenlosen Beiträgen sind wohl die besten: „Der Letzner Schiffsmön“, „Die Lotterie“, „Zwei Frauen auf dem Heimwege aus der Frühmesse“ und ganz besonders die Prosastücke: „Wie Schleifer nazens Seff vun Schluckschen Amte kom und wos ar derzählt hout“ und „Der Bauer und sein Gänsejunge“.

Wertvoll sind selbstverständlich auch alle aufgenommenen Volkslieder: „Der Zippelpelz“, „Der Hirte von Bethlehem“, das wohl aus dem Erzgebirge stammende „Vogelsteller-Lied“, „De Landwehr“, „Wie 'ch moncher Bauer 'n Himmel fürstellt“ und die Egerländer „Schnadahüpfeln“.

Zusammenfassendes über Jarisch' Mundartwerk.

Jarisch hat seine Gedanken über das Wesen der Mundart in seinem Büchlein „Harfenaiten zu den „Heimatsklängen“ oder „Der Dialekt der Deutschen in Böhmen“ und in seiner Einleitung zu den „Heimatsklängen“ dargelegt. Der Berichterstatter der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“¹⁷) tadelt besonders Jarisch' Unkenntnis von der Tätigkeit der bisherigen Erforscher österreichischer Dialekte, vor allen auch Weinholds, und riigt Jarisch' Anschauung, daß „die Dialekte zunächst die Kinder der Bequemlichkeit, der Trägheit der Menschen“ seien. „Von einem natürlichen Prozesse der Sprachgeschichte hat der Verfasser, wie man sieht, nur sehr mangelhafte Anschauungen“¹⁸). Ähnlich, nur in milderer Form, spricht sich Prof. Dr. Haußen aus: „Jarisch hatte eine besondere Vorliebe für die Mundarten, über deren Ausgestaltung und Wesen er sich allerdings eine ganz seltsame, der Sprachgeschichte widerstreitende

Anschauung ausgebildet hatte“¹⁹⁾. Schon der Untertitel der Anthologie besteht zu Unrecht, „da es einen einzigen, einheitlichen Dialekt Deutschböhmens gar nicht gibt“²⁰⁾.

Bezüglich des poetischen Wertes der „Heimatklänge“ wird in derselben Zeitschrift²¹⁾ schon über die zweite Auflage folgendermaßen geurteilt: „Neben manchen Gedichten von sadem Geschmacke stehen einzelne Stücke, die durch ihren frischen und natürlichen, zuweilen humoristischen Ton ansprechen.“

Die Mängel der Anthologie sind, kurz zusammengefaßt, folgende:

1. allzu große Strenge des Verfassers bei der Aufnahme eigener und fremder Beiträge,
2. Minderwertigkeit der meisten ernstern, aber auch vieler von den heiteren Gedichten, welche letzteren oft gar zu naiv sind.
3. geringes Streben, nur echte Mundart zuzulassen — häufig wird ein Gemisch von Mundart und Schriftsprache geboten, besonders dem Vers und Reim zu Liebe —,
4. allzu große Sorglosigkeit in der Schreibung.

Trotz alledem muß das Verdienst, das sich Jarisch durch die Herausgabe der „Heimatklänge“ erworben hat, dankbar und freudig anerkannt werden; denn er hat

1. damit die die erste deutschböhmiſche Mundarten-Anthologie geschaffen; hat
2. dadurch das Verlangen des Volkes nach mundartlichen Dichtungen zum Lesen und Vortragen befriedigt und neu belebt; und
3. wirkte er anregend auf die späteren Mundartdichter. In Nordböhmen und auch darüber hinaus haben die meisten die „Heimatklänge“ gekannt und viele verdankten diesem Büchlein die Anregung zu eigenen mundartlichen Schöpfungen²²⁾.

Anmerkungen

¹⁾ S. 28 der Literar. Beilage zu Jahrg. 1871 der „Mitteilungen des Vereins f. Gesch. d. D. i. B.“; ²⁾ Wurzbachs Angabe (1855) ist wohl ein Druckfehler; ³⁾ S. 67; ⁴⁾ Mitt. des Nordb. Erf.-Klubs, II, S. 178 bis 183; ⁵⁾ Hauffen: Die deutsche mundartl. Dichtung i. B., S. 36; ⁶⁾ Mitt. d. Nordb. Erf.-Kl., II, S. 182; ⁷⁾ Lit. Beil. 1871, S. 30; ⁸⁾ Nach den in Hantschel-Raudlers „Spitzberg-Album“ enthaltenen Proben zu schließen, scheinen es zum Großteil Lehrgedichte zu sein; das zeigen schon die Abteilungsüberschriften: „Pfeffernüßchen aus der Reisetasche eines alten Lebenspilgers“ und „Der Menschenader zu Wahrheitskirchen“; ⁹⁾ Hauffen, S. 56; über Frost ist vor kurzem ein Buch von Dr. Franz Kraufe erschienen: Wenzel Frost, ein vergessener Geistkünstler, Taubstummen- und Volkserzieher. (Zu beziehen durch den Verfasser, Brünn, Tschannowikerstraße 98.) ¹⁰⁾ So auch in dem „Personenregister“; ¹¹⁾ Aus dem Gedichte „Muttersprache“; ¹²⁾ „Armenkron“; ¹³⁾ über Jaksch' Leben und Wirken veröffentlicht Hans A. Kreibich einen Aufsatz im „Wensner Bezirkskalender“ für 1935; ¹⁴⁾ Gruschka und Toischer: Deutsche Volkslieder i. B., S. 514, und Jungbauer: Bibliogr., S. 223; ¹⁵⁾ A. A. Naaff schreibt in der Erzgebirgszeitung 1885 unrichtig Lertl, den er auch als den Verfasser des „Vogelsteller-Liedes“ bezeichnet; ¹⁶⁾ S. 421; ¹⁷⁾ Liter. Beil. 1871, S. 28 bis 30; ¹⁸⁾ Ebendort, S. 29; ¹⁹⁾ Hauffen, S. 55; ²⁰⁾ Mitt. d. B. f. Gesch. d. B. i. B. 1871, S. 28; ²¹⁾ Ebendort, IV. Jahrg. f. 1865, S. 134; ²²⁾ Z. B. der vor kurzem verstorbene Anton Kahlert. S. diese Zeitschr., V. Jahrg., S. 188, Mitte.

*

Das „Faschingsrecht“ und das deutsche Richterspiel

Von Dr. Franz Veschel

Mummenschanz und der rauschende Lärm in der Zeit, da Prinz Karneval die Schellenkappe schüttelt, ist heute von den Wänden der Tanzsäle eingeschlossen. Einst aber war der Fasching, das störrische Heidenkind, das sich in die ruhige Bahn des kirchlichen Jahres nicht einfügen wollte, ein allgemeines Volksfest, dem die Mauern der weitesten Räume zu eng waren und das in Dorf und Stadt Gassen, Straßen und Plätze mit totem Treiben füllte. In manchen Gegenden wird das Fest auch heute noch durch Massenumzüge gefeiert, die oft den Charakter prunkvoller Festzüge annehmen. Dabei stellt man auf geschmückten Wagen die Ereignisse des letzten Jahres in lebenden Bildern dar; denn es ist der rauschende Abschluß des weltlichen Sonnenjahres, wenn auch das siegende Tagesgestirn längst einen neuen Kreislauf begonnen hat.

Die jubelnde Freude spiegelt sich in vielen Belustigungen wider, die bis in die Gegenwart auch in unserer Heimat besonders an den drei letzten Faschingstagen üblich waren: eine mimische Darstellung des Kampfes zwischen Sommer und Winter, das Köffelreiten, der Eulen- oder Hahnen-schlag, das Baßbegraben um Mitternacht vor Aschermittwoch. Zu diesen Fastnachtsunterhaltungen gehörte auch das „Faschingsrecht“. Das Wesen dieses Brauches bestand darin, daß die Gemeindebehörde für einige Tage ihre Gerechtsame an junge Leute abtrat, die davon in komischer Weise Gebrauch machten. In Rimlau bei Olmütz ernannten die Burschen einen Strafmeister, einen Kellermeister und einen Chirurgen. Nach einem lärmenden Umzuge durchs Dorf setzten sie sich im Wirtshause an einen vorgetauschten Gerichtstisch, über welchem das „Recht“, ein mit bunten Tüchern umwundener Säbel, hing. Jedermann konnte eine Klage vorbringen, über die sogleich in scherzhafter Form Recht gesprochen wurde. Die Sühne für das Vergehen bestand in Geldstrafen oder Schlägen mit einer Peitsche. Dienstag nachts zwölf Uhr schloß die Unterhaltung. Ähnliche Bräuche bestanden auch sonst in Nordmähren und in den deutsch-mährischen Sprachinseln.

Doch auch in slawischen Gebieten, wie im Zdounter Bezirke, waren sie bekannt. Drei Burschen aus dem Dorfe baten den Ortsvorsteher um Erteilung des „právo“, um die Erlaubnis, anstatt des Vorstehers Recht zu sprechen. Als sichtbares Symbol der Würde erhielt einer von ihnen ein aus Holz verfertigtes, mit Bändern und Blumen gezieres Zeichen „ferula“ (= Rute, Stock mit Knoten; dazu stellt sich wohl das schlesische „Hand-färla“ = Schlag mit einem Rohrstöckchen auf die Handfläche, ein im Schulbetrieb früher häufig angewendetes Züchtigungsmittel) oder ein Schwert, das auf ähnliche Weise geschmückt war. Er war damit zum „rychtár“ (Richter) gewählt, ein zweiter wurde žalobník (Kläger) genannt, der dritte pokladník (Zahlmeister). Im Wirtshaus wurde die ferula auf einen bereit stehenden Tisch gelegt oder das Schwert darüber befestigt. Am Faschings-

montag wurde Recht gesprochen: Ein beliebiger Mann wird vom Kläger eines erfonnenen Vergehens angeklagt und das Urteil sofort über ihn gefällt, eine Geld- oder Prügelstrafe (k deseti na gatě, nebo k deseti na zlatě). Die Vollstreckung war Sache des Zahlmeisters. So zogen sie von Haus zu Haus und fragten, ob etwas zu schlichten wäre. Vom Eigentümer erhielten sie dafür verschiedene Geschenke, gewöhnlich Nahrungsmittel. Der Erlös daraus und die Straf gelder wurden bei Musik und Tanz vertrunken. Dienstag abends stellte man die Symbole des „právo“ zurück.

W. Müller, der in den „Beiträgen zur Volkskunde der Deutschen in Mähren“ darüber berichtet, vermutet in seiner strengen Sachlichkeit, daß dieser Brauch slawischen Ursprungs sei, „weil er nur aus einigen, an der Sprachgrenze liegenden Ortschaften gemeldet wird.“ Diese Ansicht ist durchaus verständlich, wenn man das geringe Material in Rücksicht zieht, das dem Forscher zu Gebote stand. Er kennt nur noch einen ähnlichen Brauch aus der Sprachinsel Wachtel-Brodek. Dort führt man den Fastnachtsbären, eine symbolische Darstellung des Winters, herum und verbindet damit das „Schöffengericht“. Dem Zuge wird ein blankes Richtschwert voran getragen; wiederum kehrt man in verschiedenen Häusern ein, das Schwert wird oberhalb des Tisches in die Decke gestochen und in der bekannten Weise Recht gesprochen. So auch der im Schönhengstgau einst übliche Brauch „Störköpfen“ oder „Hegen des Gerichtes“ genannt. Und doch war das „Faschingsrecht“ auch in geschlossenen deutschen Sprachgebiete unserer Heimat vorhanden. Reste kann man noch in dem „Fastnachtsvergnügen“ (A. Peter II.) erkennen: Ein Bursch setzt sich während der Tanzunterhaltung an den „Rechtstisch“, einem beliebigen Tänzer wird die Müze entwendet und sein Mädchen kann sie nach einem lustigen Dialog mit dem „Fürspruch“ gegen Zahlung eines Geldbetrages auslösen.

Wenn man einen alten Brauch untersucht, muß man jedoch auch in einem anderen Zweige menschlicher Geistesbetätigung, im Kinderpiel Nachforschung halten. Eine große Zahl, ja die meisten der alten Bräuche verdanken ihre Erhaltung dem Umstande, daß sie von jugendlichen gepflegt werden; denn im Gedankenkreise des Kindes spiegelt sich gewissermaßen eine primitivere Kulturstufe des Menschen wider. Sogar alte, kultische Handlungen, wie Tod austreiben, sind dadurch, daß die Zweckvorstellung geschwunden ist, über den Brauch zur freien Betätigung geistiger Kräfte, zum Spiel geworden. So sehen manche Forscher (W. Pastor) in dem kindlichen Himmel- und Hölle spiel noch einen Ausläufer des kultischen Sonnenlaufes, wie andere in manchen Kinderliedern (z. B. Marielien saß auf einem Stein) noch Reste aus der heroischen Zeit des Heldenjanges erkennen wollen. A. Peter berichtet nun über ein Kinderpiel aus Schlessien „Richter und Kläger“, das in allem dem Brauche des Faschingsrechtes entspricht: Wieder spielt der „Rechtstisch“ eine Rolle, an dem die Hauptpersonen, Richter, Kläger, Schläger, Dieb sitzen. Die Nebenpersonen sind: Unschuld, V Uhr, X Uhr.

Der Kläger beginnt: „Herr Richter, eine Klage!“.

Richter: „Was für eine?“

Kläger: „Man hat mir heute Nacht einen Rock gestohlen.“

Richter: „Soll der Dieb unter meinen Leuten sein?“

Kläger: „Ja.“

Richter: „Sucht ihn euch!“

Erzählt der Kläger aufs erstemal den Dieb, so wird dieser in einer der Größe des Diebstahls angemessenen Weise bestraft. Die Strafe spricht der Richter aus. Sie besteht in einer Anzahl Hiebe, welche der Dieb durch den „Schläger“ mit einem Plumpjacket erhält. Die Hiebe sind bald schwach, bald stark: „aus der Butter, der Baumwolle, dem Baumöl, dem Steinsalz, dem Pfeffer“. Nennt aber der Kläger einen anderen, z. B. den „Schläger“ oder die „Unschuld“ oder „V Uhr“ oder „X Uhr“, so bekommt er die Schläge. (Nach A. Peter.) Es fehlt die Mitteilung, aus welchem Teile Schlesiens diese Art des Spieles stammt. In einer etwas geänderten Form ist es nämlich noch in der Gegenwart als Unterhaltung der Kinder an Winterabenden im Tale der Biele üblich, auch in der Gegend von Weidenau läßt es sich noch feststellen. Die Jungen nennen diese Belustigung: „Kläger, Richter, Schläger, Unschuld, Dieb spielen“. Die einzelnen Ämter werden auf Papierstreifen aufgeschrieben, die einer zusammenfaltete und nach sorgfältigem Mischen auf den Boden streut. Jeder hebt einen Zettel auf und nimmt nun entsprechend der ihm zugefallenen Rolle seinen Platz ein. Der Richter setzt sich zum Tische, auf welchen ein recht großer hölzerner Kochlöffel gelegt wird. Der Schläger stellt sich neben ihm auf. Nun tritt der Kläger heran und bringt eine erdichtete Klage vor. Der Richter fragt ernst und würdig, der andere antwortet bescheiden und stellt schließlich, wenn der Sachverhalt klar gelegt ist, die Strafe, d. i. die Anzahl der Hiebe fest. Doch auch die Art der Schläge bestimmt er, indem er auf die entsprechende Frage des Richters antwortet: butterweich, gesalzen, gepfeffert. Nun wird er angewiesen, den Schuldigen herbeizubringen. Dieb und Unschuld haben sich während der Zeit in einer Zimmerecke aufgehalten und lassen sich jetzt vor den Richterstuhl führen. Auf die Frage: „Welcher von beiden ist der Dieb?“ muß der Kläger einen wählen. Bezeichnet er den Richtigen, erhält dieser die Hiebe in der ausgemachten Weise mit dem Kochlöffel vom Schläger aufgezählt. Erwischt er aber die Unschuld, die sich als solche leicht mit dem Zettel ausweisen kann, so muß er selbst die Strafe leiden, die er bestimmt hat. Nach der Exekution werden die Ämter von neuem ausgelost.

Die Übereinstimmung zwischen Brauch und Spiel ist augenfällig. Der Übergang kann dadurch erfolgt sein, daß das Umherziehen von Haus zu Haus aufhörte und daher nicht immer neue Personen zur Amtshandlung zur Verfügung standen. Die Beteiligten mußten die fehlenden Rollen aus ihren Reihen ergänzen. Die Übernahme der gefährlichen Diebsrolle ergab sich am leichtesten durch Ämterverlosung. Damit aber konnte der Brauch als Unterhaltung für eine bestimmte Anzahl von Personen festgelegt und die Gerichtsverhandlung beliebig oft ohne zu große Gleichförmigkeit wiederholt werden, da die Ämter wechseln. Die Rechtssymbole werden unnötig, es genügt ihre heitere Andeutung, Plumpjacket, Kochlöffel. Der Brauch ist zum Spiel geworden.

Durch den Beweis der Fortdauer des Faschingsrechtes, wenn auch in veränderter Form, im deutschen Sprachgebiet verliert auch die Annahme

feiner slawischen Herkunft jede Begründung. Ja, gerade diese Umgestaltung spricht dafür, daß es sich um einen deutschen Brauch handeln muß, da die Weiterbildung zum Spiel die natürliche Fortentwicklung darstellt, während seine Erhaltung an der Sprachgrenze als ein Stehenbleiben auf einer älteren Stufe anzusehen ist, denn etwas von Angehörigen eines Volkes als fremd Uebernommenes bleibt frischer und ursprünglicher, da es aus der gewissermaßen organischen Entwicklung herausgerissen ist. Dieses Gesetz wirkt so allgemein, daß es nicht nur für Sitte und Brauch, sondern auch für Erzählungstoffe gilt. Ein Beispiel dafür liefert die Volkskunde im Elsaß. Bei der Wiedereinverleibung dieser Gebiete in das Deutsche Reich 1871 zeigte es sich, daß das Land, was Sitten und Volksgewohnheiten anbelangt, auf dem Stande zur Zeit der Völkentrennung durch Frankreich stehen geblieben war; ja es hatten sich dort noch alte Formen deutschen Brauchtums erhalten, die im Mutterlande längst schon verschollen waren.

Auch alle Einzelheiten des Faschingsrechtes weisen auf einen deutschen Brauch hin. Er erklärt sich aus einer heiteren Nachahmung tatsächlicher Rechtsgebräuche, die damit keineswegs lächerlich gemacht werden. Darin, daß die Obrigkeit, in deren Händen die Gerechtfame lagen, ihre Einwilligung dazu gab, in der zeremoniellen Art der Übergabe des Rechtssymbols ist zu erkennen, daß es sich um eine durchaus ernste Übertragung der Machtbefugnis handelte. Die Komik liegt nicht in der Verzerrung des Rechtsbrauches, sondern darin, daß ein Unschuldiger in das herkömmlich gehandhabte Rechtsverfahren hineingezogen wird. Freilich ist schon die Abgabe der Rechtsbefugnis zu einem Unterhaltungszwecke als Niedergangserrscheinung in der Geschichte des „deutschen Rechtes“ zu deuten; denn daß das deutsche Recht mit seinen Formen der Gerichtsbarkeit die Grundlage in Brauch und Spiel bietet, ist leicht ersichtlich. Damit aber wird eine neue Stufe in dem Beweise für die deutsche Herkunft gewonnen. Wenn es ein eigenes, slawisches Recht gegeben hat, so wurde es sicherlich durch die Einführung des deutschen Rechtes seit dem 12. Jahrhundert in seiner Entwicklung jäh unterbrochen. Das Schwert mit seinen Entsprechungen in Brauch und Spiel: „kerula“, Schwert, Säbel (in der durch den Zweck der Verlesung bedingten Form: Holzjäbel, Plumpsack, Kochlöffel) ist durchaus deutsches Rechtssymbol. Das Schwert, die Waffe des Kriegers, ist auch das Sinnbild der Rechtspflege und des Gerichtes. Das Gemeinsame dabei ist seine Aufgabe der Verwahrung des Friedens, der durch den Feind, doch auch durch den „Verbrecher“ gebrochen wird. So hat Gott nach dem Sächsenpiegel dem Erdreiche zwei Schwerter gegeben. Auch das Schwert, das die Rolandstandbilder in den deutschen Städten in der Hand tragen, ist nicht ein Zeichen des Marktrechtes, sondern Sinnbild der Gerichtsbarkeit. Schon J. Grimm hatte darin richtig eine Erinnerung an den Schwertgott Ziu vermutet, der auch Gott des Rechtes war. Darauf weist auch die lange Zeit geübte Gepflogenheit hin, am Tage des Ziu, dem Thingstage (Dienstage) Gerichte abzuhalten. Der Vorgang der Verhandlung im Brauche entspricht dem Verfahren beim gebotenen Thing des deutschen Rechtes in vielen Einzelheiten: Das Verufen geschah durch das Botcharzeichen, das von Haus zu Haus geschickt wurde. Der Richter nahm auf dem

Richterstuhle Platz; ein Schwert, aufgerichtet oder aufgehängt, verkündete den Thingfrieden. Die prozessuale Verfolgung des Missetäters war in älterer Zeit ausschließlich Sache des Verletzten; der Kläger mahnt den Frevler vor Gericht. Erst spät geht die Prozeßleitung aus den Händen des Klägers in die des Richters über. Doch allgemein steht diesem das Fragerecht zu. Die Strafe bestand in der Zahlung des Sühnegeldes, dessen Höhe der Kläger bestimmt, im Nichteinbringungsfalle kam es zur Leibstrafe. Seit dem Mittelalter ist auch die Anwesenheit eines Gerichtsdieners, des Schergen, bezeugt, und damit ist die Dreizahl wie im Brauche gegeben: Richter, Kläger, Schläger oder Zahlmeister. So herrscht völlige Übereinstimmung in allen wichtigen Punkten: Der Darsteller des Richters im Faschingsrecht sitzt auf dem Stuhle vor dem Gerichtstisch, das dem Schwert entsprechende Instrument liegt vor ihm oder wird an der Decke befestigt, der Kläger erhebt die Klage und setzt, während der Richter nur Fragen stellt, das Sühnegeld fest. Er holt den Beschuldigten herbei und der Zahlmeister nimmt, im Falle sich der Beklagte zu zahlen weigert, an ihm die Leibstrafe vor. Selbst der Zug, daß die eingelaufene Summe zu Unterhaltungszwecken verwendet wird, ist in den alten deutschen Rechtsgesprochenheiten enthalten; schon im frühen Mittelalter wird ein Teil des Sühnegeldes von den Thingleuten vertrunken.

Damit ist der Brauch als auf die Übung des deutschen Rechtes zurückgehend erkannt. Trotzdem könnte er slawischer Herkunft sein, wenn man seine Entstehung in eine Zeit versetzt, da das deutsche Recht schon allgemein eingeführt war. Dagegen sprechen gewisse altertümliche Züge wie das Aufhängen des Schwertes, die noch auf die germanische Zeit hinweisen; denn im späten Mittelalter war das Gericht schon aus dem Freien in die Gerichtssäle und -Stuben übergesiedelt. Diese Züge hat das Faschingsrecht mit den andern aus dem germanischen Rechtswesen entstandenen Bräuchen gemeinsam, deren es im deutschen Sprachgebiete viele gibt wie das „Feldgericht“, das „Haberfeldtreiben“, der Brauch der „Siebener“. Dazu stellt sich auch die „heilige Feme“, die mit Vorliebe im Freien Gericht sitzt, deren Vorsitzender als Abzeichen seiner Würde einen kurzen Regen trägt, der während der Verhandlung vor ihm liegt, und ähnliche heimliche Gerichte wie „das Geräune“. Alle diese Bräuche lassen immer wieder ihre Beziehung zur germanischen Form der Rechtshandhabung erkennen.

Ein Beweis für die deutsche Herkunft des Faschingsrechtes ist auch die Form des Spieles, das doch offensichtlich mit dem Brauch in Beziehung steht, jedoch nicht aus dessen gegenwärtig geübter Form abgeleitet werden kann. Die in der Fassung, wie sie A. Peter mitteilt, vorkommenden Ainter V Uhr, X Uhr, die sonst nicht auftreten, sind ganz unverständlich, wenn man sie nicht auf die bei der Einberufung des gebotenen Thingens notwendigen Zeitangaben für die Gerichtssitzung beziehen will. Die Siebenzahl der Ainter, die durch die Aufnahme dieser Zeitbestimmungen anscheinend künstlich gebildet ist, deutet auf die heilige Zahl 7 hin, die auch im Rechtswesen und daraus entstandenen Bräuchen eine Rolle spielt (vgl. die „Siebener“ in Bayern, eine Art heimliches Gericht). In der noch heute üblichen Form des Richterpieles im Bielefeld entspricht die Legitimierung

der fälschlich angeklagten Unschuld doch durchaus dem schon in germanischer Zeit in diesem Falle angewendeten Unschuldseide.

Auch die philologische Untersuchung der Amtsbezeichnung bringt dasselbe Ergebnis: rychtár ist ein Bohnwort aus Richter, žalobník die Übersetzung von Kläger; pokladník (Zahlmeister) zeigt nun deutlich die Unvollkommenheit der Übertragung, da das Wort den Doppelsinn, auf dem gerade die komische Wirkung beruht, nicht wiedergeben kann. (Wortspiel: „Zahl“ vom Zahlen der Strafe, doch auch vom Zählen der Schläge.)

So erscheinen alle derartigen Bräuche und daraus hervorgegangenen Spiele als lustige Anwendungen und Umbildungen des deutschen Rechtes, das mit den Anschauungen der Landbevölkerung so unzertrennlich verwachsen war, daß es in seinen Ausläufern bis ins 19. Jahrhundert bestehen blieb. So lange Zeit brauchte das volksfremde römische Recht, um sich allgemeine Geltung zu verschaffen, indem es von den Städten aus über das Land vordrang. Die Grundherren übergaben die Gerichtsbarkeit den Lokatoren, aus deren Besitzstände die Scholtiseien, Erbrichtereien hervorgingen. Ihre Inhaber, oft juridisch ungebildet, verwalteten die Gerechtfame in den Gemeinden nach der herkömmlichen alten Form. Erst Kaiser Josef verlangte, daß „gelahrte Syndici“ die Rechtsentscheidungen allgemein in die Hand nehmen sollten. Trotzdem aber erhielten sich alte Rechtsformen in Dorf-, Flur-, Bauern-, Winzengerichten und in den gewählten Schöffengerichten. Die Patrimonialgerichtsbarkeit reicht sogar bis 1848.

Nur als Auswirkung des deutschen Rechtes in dieser Jahrhunderte alten Tradition ist Faschingsrecht und Richterspiel zu verstehen.

Zimmerhin bleibt es ein treffliches Beispiel für die innige Verührung und Durchdringung slawischen und deutschen Geisteslebens auf dem Boden Mähren-Schlesiens.

Beide Äußerungen deutschen Humors, Brauch und Spiel, sind wert, der Vergessenheit entrissen zu werden, in der sie zu versinken drohen. Es kann nicht leicht eine anregendere Unterhaltung für Kinder eronnen werden, die trotz großer Einfachheit so reich an Abwechslung ist wie das Richterspiel. Nur der Rahmen ist fest gegeben, die Füllung bleibt den Spielern überlassen und gestaltet sich immer neu. Das Los verteilt die Ämter, seiner Entscheidung fügt sich das Kind ohne Streit. Würdig thront der Richter auf seinem Stuhl und stellt gemessen sachliche Fragen. Der Kläger strengt seine Phantasie an, eine recht wirksame Klage zu ersinnen. Weiter wirkt es zu sehen, wie bei der Verhandlung über die Strafe der Charakter des Klägers zum Ausdruck kommt. Der Vorsichtige wählt für alle Fälle eine milde Strafe, denn leicht kann er selbst der Betroffene sein. Der Energetische fordert entschieden strenge Sühne, indem er auf die Gerechtigkeit des Geschicks hofft, das ihm den Frevler entdecken helfen soll. Der Dieb schaut verwegen lächelnd drein oder heuchelt Unbefangenheit, um irre zu führen, die Unschuld macht ein trauriges Gesicht. Doch der gewiegte Psychologe im Kläger läßt sich nicht täuschen, er ergreift den Richtigen und schmunzelnd waltet der Schläger seines Amtes. So hat das Richterspiel in unserer Heimat mit seiner lachenden Munterkeit Kindern manch langen Winterabend verkürzt; heute kennt man es kaum. Die vorwärts hastende,

immer Neues suchende Zeit vernichtet viel aus dem ehrwürdigen Schätze ererbten Volksgutes, ohne daß sie die Kraft hat, Gleichwertiges an die Stelle des Zerstorten zu setzen.

Aus der deutschen Sprachinsel Königsfeld in Karpathenrußland

Von Robert Jakobi, Schlaggenwald

Königsfeld*) liegt an der Tereßva, dort, wo sich die Brusturanka mit der Mokranka vereinigt. Es ist kein sehr breites Tal, das der Tereßva, und gerade bei Königsfeld ist es am schmälisten. Diefem Umstande ist es auch zu



An der Tereßva

verdanken, daß die Ortschaft ein ausgesprochenes Zeilendorf ist. Links und rechts von der Straße liegen die Häuser, die nur durch einen schmalen Hof von einander getrennt sind. Hinter ihnen befinden sich etwaige Stallungen für die Hühner, Gänse und Kühe. Daran schließt sich nach rückwärts ein kleines Gärtchen, wo etwas Grünzeug, Fisoln und Kartoffeln angebaut werden. Aber der Platz ist so klein und es gedeiht so wenig, daß es manchmal nicht einmal ausreicht, den Eigenbedarf zu decken. Auf der rechten

*) In Königsfeld (Užčorna, maghar. Kiralymező) und im benachbarten Deutsch- und Russisch-Mokra hielten sich über Ostern 1934 rund 200 Leipziger Hochschüler zu Studienzwecken auf.

Seite hinter dem Garten steigt dann gleich der Berg an; auf der linken Seite fließt die Terešva, dann kommt noch der Damm, auf dem die schmalspurige Waldbahn fährt, und dann beginnt ebenfalls schon der Berg. So ist das ganze Tal ausgefüllt. Es herrscht jetzt schon Platzmangel, denn die Familien sind sehr stark. Und die Alten klagen: „Wo werden unsere Kinder wohnen?“ Im Dorf selbst ist kein Platz mehr für sie! Dabei ist die Kinderzahl doch so groß. Unter drei sinkt sie in keiner Familie herab. Durchschnittlich kann man in jedem Haus fünf Kinder antreffen. Es gibt aber auch solche Familien, die 10 und 14 Kinder haben. Vielleicht muß dann ein Teil dieser jungen Generation, wenn sie einmal selbständig wird, auswandern.

Die Bevölkerung von Königsfeld ist deutsch, und zwar sind es Deutsche aus Sßhl in Oberösterreich, die im Jahre 1750 hier eingewandert sind. Im Auftrage der „holdseligen“ Kaiserin Maria Theresia sollten sie sich hier ansiedeln und den Wald fällen. Und gerade durch diese Riesenwaldungen, die die Walddarpathen auch noch heute bedecken, und die bis zur Einwanderung dieser Deutschen noch keinen Nutzen abgegeben hatten, sollten jetzt die Einnahmen der österreichischen Monarchie vergrößert werden. Aber man hatte den Einwanderern viel zu schöne Versprechungen gemacht. Mühsam und lang war schon der Weg, denn man mußte ja alles zu Fuß zurücklegen. In großen Tüchern, wie die Zigeuner, trugen die Frauen ihre Kinder auf dem Rücken und das allernötigste zog man, auf Karren gepackt, hinter sich her. Als man nun hier ankam, war man vollends enttäuscht. Alles ringsherum war noch wüßter Urwald und kein friedliches Tal, wie man es ihnen zu Hause versprochen hatte. So kam es auch, daß die Leute, die noch irgend etwas Geld besaßen, wieder umkehrten und nach Hause zogen. Nur die Armsten mußten notgedrungen hierbleiben. Sie rodeten das Tal und bauten sich aus Holz ihre Häuser. Die ersten Niederlassungen waren in Deutsch-Mokra (zwei Wegstunden von Königsfeld entfernt), und dort in der Kirche kann man auch noch die Fahne sehen, mit der die Deutschen eingewandert sind. Als man mit dem Holzfällen begonnen hatte, mußte man die Baumstämme auch weiterbefördern und das geschah mittels des Flusses. Er wurde zum Flößen hergerichtet und nun entstanden die ersten Ansiedlungen von Königsfeld, hier, wo die breite Terešva beginnt. Zwischen den beiden Dörfern siedelten sich nach und nach immer mehr Ruthenen an und es entstand Russisch-Mokra. Im Laufe der Jahre wanderten aber auch dort Deutsche von Deutsch-Mokra und Königsfeld ein, und heute ist Russisch-Mokra zur Hälfte deutsch, zur Hälfte ruthenisch. Die Einwanderung geschah aber nicht nur allein von Östreich her, auch aus der Zips sind deutsche Familien hier eingewandert.

Für ihre Arbeit bekamen die Leute von Maria Theresia die „Konvenz“, das heißt, sie erhielten einen Lehrer, einen Pfarrer, einen Doktor und eine Hebamme. Und zwar hatten sie das alles frei, sie brauchten diese „Beamten“ nicht bezahlen. Außerdem bekamen die Leute noch einen geringen Tagelohn und, wenn sie älter waren, die Pension. Diese bestand und besteht heute noch aus Geld, einer bestimmten Menge Mehl, Salz und Holz, das sie sich aber selbst fällen und heimfahren mußten. In der Mitte des Dorfes steht heute noch das „Magazin“, ein festes, gemauertes Haus mit

eisernen Türen, wo die „Konventionierten“ jede Woche ihre Lebensmittel erhielten. 1866 wurden die Bedingungen wesentlich verbessert. Jeder Junge, wenn er aus der Schule entlassen worden war, mußte mit dem Vater in den Holzschlag gehen, und zwar wurde er in die dritte Rangklasse aufgenommen. Nach drei Jahren kam er in die zweite Rangklasse und nach weiteren fünf Jahren in die erste.

In wirtschaftlicher Beziehung sind die Leute heute ziemlich schlecht gestellt. Das Dorf hat 195 Häuser mit 1227 Einwohnern. Meistens sind es Deutsche, aber auch viele Juden wohnen jetzt da. Daneben selbstverständlich auch Tschechen und einige Magyaren. Die Deutschen sind nur Waldarbeiter.



Rönigsfeld

Sie haben alle ihr eigenes Holzhaus, das sie sich selbst aufgebaut haben. Grund besitzen sie überhaupt keinen, denn alles gehört der Státní lesní správa, dem Arar. Nicht einmal der Grund gehört den Leuten, auf dem ihr Wohnhaus steht. Diese Sache soll nun anders werden. Man will den Grund aufteilen und jeder Waldarbeiter soll den Grund bekommen, auf dem sein Haus steht, ferner ein Stück Hutweide, ein Stück Wald und ein Stück von der Alm. Wenn das durchgeführt sein wird, wird sich natürlich die Konvenz auflösen. Dagegen sind nun die Pensionisten, denn dann würden sie ihre Pension nicht mehr bekommen. Für sie wäre diese Reform sehr schlecht, denn was fangen sie mit dem Stück Wald an, das sie da bekommen? Das Mehl und Salz werden sie von jetzt ab kaufen müssen, aber da haben sie dann wieder kein Geld, um es zu zahlen. Die Hutweide gibt das Futter für ihre Kühe. Die Milch und Butter brauchen die Leute für sich selbst. Mit vollem Recht stellen sich also die Pensionisten gegen die

Grundaufteilung. Die Leute aber, die noch arbeiten, sind natürlich dafür. An der Durchführung dieser Reform wird schon drei Jahre gearbeitet, aber man sieht noch keinen wesentlichen Fortschritt.

Die Häuser sind aus Balken zusammengefügt und mit Schindeln gedeckt. Sie sind alle ganz gleich gebaut. Nur die neuen Häuser sind schon manchmal mit Schiefer gedeckt. Durch das Hofstor gelangt man in den Hof und von hier unmittelbar in die Küche, die sich in der Mitte des Hauses befindet. In der Küche gibt es nicht viel zu sehen. Nur ein mächtiger Ofen, beim Fenster ein Tisch mit Stühlen und dann noch das bißchen Geschirr, das die Hausfrau zum Kochen braucht. Die Wände sind weiß getüncht und unten mit einer blauen Kante versehen. Jeden Samstag, bevor die Stube gewaschen wird, werden die Wände neu gestrichen. Dieses Weißen besorgen die Frauen selbst. Die Steinsockel, auf denen das ganze Haus ruht, werden dann ebenfalls mit getüncht. Rechts von der Küche ist das Zimmer für die Burschen und eine kleine Vorratskammer, links das Zimmer für die Mädchen und die Schlafstube der Eltern. Der Boden wird zum Teil als Aufbewahrungsort alter, unbrauchbarer Sachen verwendet, zum Teil läßt man auch hier das noch unreif gepflückte Obst liegen. Nicht so einfach wie die Küche sind die Zimmer ausgestattet. Hier finden wir zwei Betten, einen Tisch mit Stühlen, einen Kleiderschrank, einen kleinen Zimmerofen und einen Glasschrank. Die Wände sind ebenfalls weiß getüncht, aber ganz mit Bildern, und zwar mit Heiligenbildern, behängt. Daneben finden wir noch Photographien. Alle Karten, die die Leute bekommen, stellen sie auf den Glasschrank. Neben den Heiligenbildern schmücken auch noch Geweihe, und zwar sehr große Geweihe, die Wände. Der Fußboden ist mit selbstgemachten Teppichen belegt. Vor den Fenstern hat man Vorhänge und in den Fenstern selbst Blumen. Da die Zimmer klein und niedrig sind und kleine Fenster haben, sind sie dunkel und schauen überfüllt aus. Das ganze Haus und auch der Hof sind sehr sauber gehalten.

Wie schon erwähnt, sind alle Männer und Burschen im Holzschlag beschäftigt. Sie sind die ganze Woche draußen und nur am Samstag kommen sie heim. Aber auch bei ihnen macht sich die große Arbeitslosigkeit bemerkbar. Sie ist durch die Anlegung der Waldbahn hervorgerufen worden. Früher wurde das ganze Holz geflößt. Das bot sountsovielen Flößern und Leuten, die das Flußbett in Stand halten mußten, eine Verdienstmöglichkeit. Seit nun die schmalspurige Waldbahn gebaut ist, hört das Flößen überhaupt auf, denn die Bahn fährt bis in die Holzschläge und befördert das ganze Holz von dort bis zur nächsten Bahnstation nach Neresniza. Viele solche Holzarbeiter suchen in der Slowakei und hauptsächlich in Mähren als Saisonarbeiter sich Geld zu verdienen. Aus dem ganzen Dorfe lernen nur fünf Burschen ein Handwerk. Es gibt überhaupt sehr wenig deutsche Handwerker im Orte. Nur drei Tischler, zwei Schmiede und zwei Schuster. Die Schuster müssen aber zugrunde gehen, da seit dem Sommer 1932 eine Waka-Niederlage besteht. Neben den Deutschen wohnen in Königsfeld noch sehr viele Juden. Diese sind sehr strenggläubig und haben auch ein Bethaus im Orte. Sie treiben nur Handel. Gehandelt wird mit allem, vom Schaffkäse angefangen bis zum Getreide. Sie haben

auch sechs Kaufladen inne. Drei größere Läden gehören den Deutschen. Weitere zwei Schuster, zwei Schneider und ein Bäcker sind ebenfalls Juden. Das meiste Brot backen sich aber die Leute selbst. Im Orte sind dann noch drei Gasthäuser. Eines davon gehört einem Tschechen, die anderen zwei den Juden. Die Tanzunterhaltungen (Kirchweih) werden bei dem Juden abgehalten. Ein Deutscher baut jetzt ein großes Gasthaus mit einem Saal. Im allgemeinen wird wenig getrunken, denn die Leute haben kein Geld.



Häuserreihe in Rönigsfeld

Das Essen ist sehr kräftig. Die Hauptnahrungsmittel sind Mais, Milch, Fiolen und Kartoffeln. Nur an Sonn- oder Feiertagen hat man Fleisch, das die zwei Fleischer im Orte, ein Deutscher und ein Jude, liefern. Draußen im Holzschlag ist man meistens Loggern. Diese kochen sich die Holzarbeiter selbst, und zwar wird Mais gemahlen, in Wasser eingekocht und mit Milch gegessen. Bei Festen ist das Essen sehr ausgiebig. So kamen zum Beispiel zur Kirchweih nicht weniger als fünf Gerichte auf den Tisch. Zuerst Suppe, dann Fleisch mit Kraut, dann Fiolen, dann Fisch, Gebäckes, Wein und Obst. Die Leute essen aber nur das, was sie selbst anbauen. In dem kleinen Gärtchen hinter dem Haus, das ihr ganzes Ackerland ist, bauen sie Fiolen und Kartoffeln an. Ein ziemlich großes Stück ist ferner Wiese, die das Futter für die Kühe im Winter abgibt. Auf den noch freien Plätzen werden Gemüse und Blumen gepflanzt. Der Boden ist sehr schlecht, aber der ganze Raum ist bis zum letzten Stückchen ausgefüllt. Die einzigen Obstarten, die noch halbwegs gedeihen, sind die Apfel, Birnen,

Kirschen und Zwetschen. Die Kirschbäume stehen meistens vor den Häusern, die anderen Obstbäume jedoch im Garten.

Die Viehzucht ist nur für die Leute selbst von Bedeutung. Man hält sich Kühe, Ziegen, Schweine und auch Pferde. Die meisten Kühe werden auf die Alm getrieben. Königsfeld hat zwei Almen: die Krásná-Alm, die 6 Kilometer, und die Menčul-Alm, die 5 Kilometer vom Orte entfernt ist. Dort bleibt das Vieh vom 1. Juni bis 15. September. Tagsüber ist es draußen und weidet, abends kommen die Kühe dann heim und werden gemolken. Die Nacht über bleiben sie im Stalle. Die Pferde und Schafe bleiben aber auch während der Nacht draußen im Freien. Auf der Alm selbst sind die „Sindlerinnen“, das sind etwa sechs Mädchen aus dem Dorfe, die oben das Melken der Kühe und die anderen Arbeiten besorgen. Aus der Milch wird dann Butter und Quark gemacht. Jeder Besitzer einer Kuh bekommt einen bestimmten Teil von der Milch, der Butter, dem Quark, dem Rahm und der sauren Milch. Die Produkte dieser Almwirtschaft werden also nur an die Besitzer im Dorfe geliefert, die sie auch selbst aufbrauchen. Bei den Pferden und Schafen sind Hirten. Die Kühe, die nicht auf der Alm sind, werden jeden Tag von einem Hirten gesammelt und im Tale auf eine Hutweide getrieben. Am Abend bringt sie der Hirt alle wieder zurück. Die Hirten sind nur Ruthenen. Im Orte selbst sind aber keine Ruthenen ansässig. Sie kommen alle aus Russisch-Mokra oder Brustura und gelten als Melk- und schmutzig. Ihr Lösungswort ist pálenka = Branntwein. Da sie alles verkaufen, was sie verdienen, konnten sie sich auch nicht im Tale ansiedeln, sondern weit in den Bergen, im Walde drinnen, mußten sie ihre Hütten aufbauen. Die Ruthenen gehören dem griechisch-katholischen Glaubensbekenntnis an und sind äußerst strenggläubig. Sie sind aber nicht bloß Hirten, sondern arbeiten auch in den Holzschlägen oder gehen als Dienstboten. Die deutschen Mädchen, insofern sie nicht zu Hause gebraucht werden, gehen ebenfalls als Dienstboten, und zwar nur zu den magharischen oder tschechischen „Herrschaften“ im Ort. Verkehr wird mit ihnen in deutscher Sprache. Zu den Juden gehen nur Ruthenerinnen als Dienstmädchen. Die Deutschen selbst halten sich keine Dienstboten.

Jetzt wohnen auch Tschechen, ungefähr zehn Familien im Ort. Sie sind Angestellte bei den Ämtern und bei der Bahn. Auch einige Magharen sind ansässig. Gerade in der letzten Zeit hat sich der Fremdenverkehr etwas gehoben, ja es kommen sogar ziemlich viel Leute, meist aus Ungarn, nach Königsfeld zur Erholung. Sie haben sich bei einzelnen Familien ein Zimmer gemietet und sind dort auch in der Kost. Alle Nichtdeutschen kann man schon äußerlich erkennen. Sie sind alle fein, nach der Mode gekleidet und spielen überall den „Herrn“. Die Kleidung der deutschen Einwohner ist schlicht und einfach. Bei Festen haben die Mädchen weiße Kleider an. Die Frauen tragen Kopftücher. Sonst ist von einer gemeinsamen Tracht nichts mehr zu spüren.

Dagegen haben sich noch einige Bräuche zu den kirchlichen Hauptfesten erhalten. Zu Weihnachten wird wie überall der Christbaum aufgestellt und die Kinder werden beschenkt. Vor der Mette bleiben alle zu Haus. Aber

dann nach der Kirche kommen die Männer und Burschen in den Wohnungen zusammen, wo sie sich die Zeit mit Kartenspielen vertreiben. In das Wirtshaus geht in dieser Zeit niemand. Am Weihnachtsmorgen gehen dann Burschen von Haus zu Haus und singen. Es wird dabei die ganze Krippe dargestellt. Ebenso hat sich das Neujahrs- und Dreikönigsingen der Burschen erhalten. Zu Ostern pflegen sich die Burschen und Mädchen, bzw. Männer und Frauen, mit Wasser zu begießen. Am Karfreitag werden die Osterbrote, Eier und Butter, die man hübsch geformt hat, in



Am Sonntagnachmittag bei dem Magazin

die Kirche getragen. Dort wird alles geweiht. Am Ostersonntag werden diese geweihten Sachen gegessen. Auch das Volkslied findet noch Pflege, und zwar meistens im Wirtshaus und beim Tanz. Zumeist sind es Liebeslieder, daneben gibt es aber auch Lieder von der „Jagerei“, vom Waldbuam und von der Alm. Getanzt werden Walzer, almerische und ungarische Tänze. Nach jedem Tanze wird „eins aufgesungen“. Die Musikanten sind entweder Zigeuner oder Leute aus dem Dorf. Zwei Geigen, ein Bass und eine Ziehharmonika bilden die ganze Kapelle. Gespielt wird alles ohne Noten. Die Leute sprechen noch ihre österreichische Mundart. Die meisten können auch noch magharisch, denn die Alten haben ja fast alle ungarische Schulbildung genossen. Viele Namen, hauptsächlich die Rufnamen der Kinder, sind magharisch. Sie haben sich eingebürgert und die Leute denken sich gar nichts mehr dabei.

Was die religiöse Einstellung der Leute betrifft, so muß man sagen, daß sie alle eine noch wirklich starke Religiosität besitzen. Leider sind aber die kirchlichen Verhältnisse nicht dementsprechend. Es ist für die deutschen Ortschaften nur ein Pfarrer, der seinen Sitz in Deutsch-Mokra hat. Er selbst ist ein Magyar und spricht nur gebrochen deutsch. Er hat fünf Dörfer zu betreuen und kann daher nur immer in drei bis vier Wochen einmal eine hl. Messe lesen. Die Leute gehen aber jeden Sonntag in die Kirche. Sie beten einfach allein, und zwar laut, und singen. Der dortige Lehrer begleitet sie dazu auf der Orgel. Nachmittag wird dann immer die Vitanei gesungen. Zum Gottesdienst geht jedes, groß und klein, wenn es nicht durch Krankheit daran gehindert wird. Früh und am Abend wird in der Stube gemeinsam gebetet. Vor jeder Mahlzeit ebenfalls. Das römisch-katholische Religionsbekenntnis ist das einzige, das bei den Deutschen im Ort vertreten ist.

Die Schulverhältnisse sind nicht sehr glänzend. In der deutschen Schule sind zwei Klassen, aber nur ein Unterrichtsraum. Dabei sind im Vorjahre an die 170 Schulkinder gewesen. Diese sind geteilt, und zwar werden am Vormittag die größeren und am Nachmittag die kleineren unterrichtet. Die tschechische Schule hat drei Klassen, mit zwei Lehrern und einer Lehrerin. Dann besteht noch ein tschechischer Kindergarten, mit zwei Lehrerinnen. Im ganzen also fünf Lehrkräfte! Viele deutsche Eltern schicken ihre Kinder in die tschechische Schule.

Die Gemeinde wird von einem Gemeindeausschuß von zwölf Mitgliedern verwaltet. An der Spitze steht der Richter und ihm zur Seite der Unterrichter. In Wirklichkeit steht aber der Notar, ein Tscheche, an der Spitze und er verwaltet mit seinem Unternotar das Dorf. Bettler gibt es keine, denn jeder würde sich schämen, betteln zu gehen. Man hilft sich eben gegenseitig aus. Ein Armenhaus besteht nicht. — Bis jetzt ist immer eine Bevölkerungszunahme zu verzeichnen gewesen. Seit der letzten Volkszählung, wo man über 800 Bewohner zählte, ist die Zahl nun auf 1227 gestiegen. Auswanderungen kommen jetzt selten vor, denn die Menschen hängen sehr an ihrer Heimat. Vor dem Kriege sind jedoch viele nach Amerika ausgewandert. Auch nach Rumänien und Galizien kamen Auswanderungen vor. Einwanderungen sind keine zu verzeichnen. Meist übernahmen die Kinder das Haus der Eltern oder es wurde neuer Grund von den Ruthenen in Brustura zugekauft.

Die Leute leben ganz abgeschnitten von der Welt, inmitten von Völkern anderer Nationalität. Gelesen wird sehr wenig, denn eine Gemeindebücherei besteht nicht, nur die Ortsgruppe des Kulturverbandes besitzt einige Bücher. Rundfunkhörer sind vielleicht zehn im Ort, aber dies sind durchwegs Tschechen und Magyaren. Die Verbindung mit der Außenwelt ist zwar hergestellt, aber sie ist immerhin umständlich. Bis zur nächsten Bahnstation (Nerešnica) sind 35 Kilometer. Von Brustura fahren dorthin täglich drei Autos (Juden), von Deutsch-Mokra fährt ein Autobus (Deutscher) bis nach Lačovo (56 Kilometer von Königsfeld entfernt), Außer in Deutsch- und Rußisch-Mokra sind auch noch in Tombo (Dubové), welches 21 Kilometer von Königsfeld entfernt ist, Deutsche. Der größte

Teil der dortigen Bevölkerung ist aber ruthenisch und jüdisch. In Brustura (6 Kilometer entfernt) sind nur Ruthenen.

Verkehrt beschlagene Pferde

Von Otto F. Babler

Rudolf Gruschka schreibt in seinem Aufsätze „Der Räuber Johann Georg Grafel in der Überlieferung und Sage“ in der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkstunde“, Jg. IV, Prag 1931, S. 15:

„Beim Einbruch in das Pfarrhaus zu Modos soll Grafel Pferd und Wagen mitgebracht haben; damit man aber seine richtige Spur nicht verfolgen könne, wurden dem Pferde nach dem Raub die Hufeisen verkehrt aufgenagelt.“

Die Kriegslist, daß Pferde verkehrt beschlagen werden, kommt in den Sagen verschiedener Völker immer wieder vor, und wir wollen daher einige von den uns bekannt gewordenen Versionen zusammenstellen. Schon Reinhold Köhler gab manche Hinweise auf dieses Motiv, die wir aus seinen „Kleineren Schriften zur Märchenforschung“ (Weimar 1898, S. 381—82) und seinen „Kleineren Schriften zur erzählenden Dichtung des Mittelalters“ (Weimar 1900, S. 561), unter Benützung der Zusätze von Johannes Bolte hier kurz wiedergeben wollen: A. Kuhn, „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Westfalen“ (Leipzig 1859), I, 77, Anmerkung zu Nr. 67. — A. Schiefner, „Eftetische Sagen und Märchen“ (in den „Mélanges asiatiques“, 1867, V, 683). — R. Bartsch, „Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg“ (Wien 1879), I, 305, 314, 318, 329, 442. — Zambrini „Libro di Novelle antiche“ (Bologna 1868), Nr. 24 „Di Catellina e Bellisea“. — J. W. Wolfs „Zeitschrift für deutsche Mythologie“ (Göttingen 1855), II, 415. — A. Engelen und W. Sahn, „Der Volksmund in der Mark Brandenburg“ (Berlin 1868) I, 65. — W. v. Schulenburg „Wendisches Volkstum“ (Berlin 1882) S. 84.

In neuerer Zeit behandelte der jugoslawische Folklorist Ante Simčič in der Zeitschrift „Hrvatska revija“ (Zagreb 1932), S. 205—207, unter dem Titel „Konji naopako potkovani“ „ausführlich etwa zehn slavische, meist südslavische Versionen des gleichen Motivs, von denen wir wieder nur einige kurz anführen wollen: Bogišić „Narodne pjesme iz starijih, ponajviše primorskih zapisa“ (Biograd 1878), I, Nr. 119. — Mitićun Pavićević, „Crnogorske priče“ im „Zbornik za narodni život i običaje Južnih Slavena“ (Zagreb 1932), XXVIII, S. 131. — „Sbornik za narodni umotvorenija, nauka i knižnina“ (Sofija 1891), V, S. 178. — B. Grinčenko „Etnografič. materialy . . .“ (Černigov 1897), II, Nr. 248. — „Zbornik materijalov dlja opisanija mjestnostej i plemen Kavkaza“ (Tiflis 1896), XXI, Abt. 2, Nr. 14.

Ich will hier zu den aus Köhler, Bolte und Simčič angeführten Beispielen noch einige andere hinzufügen:

Der Prinz von North Wales Mewelch II., genannt Ab Gruffydd, einer der Haupthelden des sogenannten Baronenkrieges (1256—1265) und ein Gegner Edwards I. (1272—1307), soll auf der Flucht über Schneefelder

kurz vor seinem Tode im Dezember 1282 sein Pferd verkehrt beschlagen gehabt haben. (S. „Notes and Queries“ 1931, Vol. 161, S. 323.)

Jock o' the Side, ein Neffe des Lord Mangerton, war ein englischer Straßenräuber des 16. Jahrhunderts. Er soll einmal von seinen Komplizen Hobbie und Wat aus dem Kerker von Newcastle befreit worden sein; auf der Flucht, auf der sie als Kornhändler verkleidet waren, sollen sie ihre Pferde verkehrt beschlagen haben, um eine Verfolgung zu erschweren. (S. „The Monthly Chronicle of North-Country Lore and Legend“, Dezember 1890, S. 531.) Diese Flucht wird in einer Volksballade folgendermaßen geschildert:

Lord Mangerton them orders gave —
„Your horses the wrang way maun be shod;
Like gentlemen ye maunna seim,
But look like corn-cadgers ga'en the road.“

Sae now their horses are the wrang way shod
And Hobbie has mounted his gray sae fine;
Jock his lively bay, Wat's on his white horse behind,
And on they rode for the water o'Tyne.

(„The Monthly Chronicle . . .“, February 1888, S. 69.)

Der spätere englische Räuber, Pferdedieb und Schmuggler Dick Turpin (geb. 1706), der die Grafschaften Essex, wo er in Hampstead als Sohn eines Gastwirtes zur Welt gekommen war, Lincolnshire und Yorkshire unsicher machte und schließlich erwischt, überwiesen und am 7. April 1739 gehängt wurde, soll sich gelegentlich ebenfalls der List mit verkehrten Hufeisen bedient haben, um seine Verfolger zu täuschen. („Notes and Queries“, 1932, Vol. 162, S. 34.) William Harrison Ainsworth (1805—1882) gibt in seinem Romane „Rookwood“ (1835) eine gute Schilderung eines Alibi-Ritters Dick Turpins von London nach York auf seiner „schwarzen Bek“, die allerdings auf freier Erfindung beruht. („Encyclopedia Britannica“, XIV Edn., Vol. 22, S. 630.)

Doch auch in der böhmischen Sage kommt das Motiv der verkehrten Hufeisen vor. B. Schmidt berichtet nämlich im „Český lid“, Jg. XVII, 1908, S. 58: In Knovíz stoßen die Arbeiter in einer Ziegelei beim Abtragen von Erdschichten oft auf Mengen verschiedener Knochen und auch auf alte, verrostete Hufeisen von merkwürdiger Form, die ungewöhnlich breit und fast kreisförmig sind. Das sind angeblich die „rückwärtigen Hufeisen“ („zpáteční podkovy“) der Reiter des Hussitenführers Zizka, die den Pferden verkehrt an die Hufe genagelt wurden, nämlich mit den beiden Spitzen nach vorne, damit die verfolgenden Feinde in der Richtung getäuscht werden. Die Sage von den Hufeisen von Zizkas Pferden ist in unserer Heimat recht verbreitet. So erzählt man in der Gegend von Jungbunzlau, Zizka sei einst von einer feindlichen Übermacht verfolgt worden und wäre einem Zusammenstoß nur dadurch entgangen, daß er seine Pferde auf eine ähn-

liche Art beschlagen ließ und so durch die hinterlassenen Spuren seine Feinde irre führte.)*

Schließlich will ich noch zwei südslavische Versionen der Sage anführen, die selbst dem vielbelesenen und kenntnisreichen Forscher Ante Simčič entgangen sind.

Dr. Karol Štrefelj bringt in dem ersten Bande seiner großen Sammlung slowenischer Volkslieder „Slovenske narodne pesmi“ (Ljubljana 1895—1898) als Nr. 95 eine Romanze „Zajeta brat in sestra ubežita domu“, in welcher die Zwillingskinder eines slowenischen Edelmannes nach siebenjähriger Gefangenschaft aus der Türkei entfliehen, und nachdem sie sich von einem Hufschmied die Pferde verkehrt beschlagen ließen, glücklich zu ihrem Vater gelangen. (Vgl. auch mein Buch „Slovinské romance a balady“, Samotišty 1933, S. 28 u. 57.)

In seiner Vorrede zum Aufsätze „Zur mittelalterlichen Erzählliteratur aus dem Bulgarischen“ (im „Archiv für slawische Philologie“, VII, Berlin 1884, S. 81) schreibt P. Šyrku: „... in Bulgarien hörte ich eine Sage von der Flucht des letzten bulgarischen Kaisers von Trnovo, dessen Pferd ebenfalls mit verkehrt gelegten Hufeisen beschlagen war.“ Šyrku druckt dann eine mittelalterliche Erzählung vom alten Alexander ab, in der es auf der S. 86 heißt, Palmida hätte die gleiche List benützt. (In Jagičs lateinischer Übersetzung lautet es dort: „Palmida inversis soleis pedes eius induerat...“)

Dem Motiv der verkehrt beschlagenen Pferde eng verwandt ist das Motiv der mit gleicher Absicht verkehrt angelegten Schuhe, zu dem Reinhold Köhler und Ante Simčič an den angeführten Stellen ebenfalls Beispiele bringen. Hier kann ich noch die Fassung einer ukrainischen Volkslegende nachtragen. Wolodimir Gnatjuk hat in seinen „Haličko-ruski narodni legendy“ (im „Etnografičnyj zbirnik“, XII, XIII), II, S. 231, Nr. 406, eine Erzählung von König Salomo und dem Tode ausgezeichnet: Salomo war so klug, daß niemand klüger sein konnte. Der Tod suchte ihn hundert Jahre lang, um ihn hinzurichten, doch konnte er ihn nirgends finden, denn Salomo hatte die Schuhe verkehrt angezogen, mit dem, was sonst nach vorne gerichtet ist, nach hinten. Wenn er also ins Tal ging, verfolgte der Tod seine Spuren in die Berge, und wenn er in die Berge ging, verfolgte der Tod seine Spuren ins Tal. Doch einmal wandte er seine Schuhe so um, wie sie sein sollen, und der Tod holte ihn ein. (Vgl. auch mein Buch „Legendy ukrajinské“, Svatý Kopeček 1932, S. 25 u. 58.)

Es ist interessant, festzustellen, daß man den Gebrauch von Hufeisen, die verkehrte Spuren angeben sollen, auch materiell nachweisen kann: W. Jaggard schreibt nämlich in den „Notes and Queries“ (1932, Vol. 162, S. 265), er besitze in seiner Sammlung ein Beispiel besonderer Pferdeshuhe, die den Tieren leicht angelegt und wieder abgenommen werden können und deren Spuren eine verkehrte Fahrtrichtung vortäuschen.

*) Vgl. dazu die Aglauer Sage bei Ultrichter, Aus dem Schatzberg (1931), S. 129. Das Motiv von den verkehrt beschlagenen Pferden ist auch sonst auf judenteutschem Boden zu finden; vgl. z. B. Kern, Die Sagen des Reitmeringer Gaues (1922), S. 11 f.; Jungbauer, Böhmerwaldsagen (1924), S. 78 u. a.

Erziehungslehren (Pädagogischer Aberglaube)

Vollstümliche Anstandslehren

Von Dr. Richard Zimprich, Olmütz

Im Juliheft der „Leseftunde“ 1933 findet sich ein Hinweis auf die im Volke üblichen sonderbaren Drohungen, die nichts anderes darstellen als Lebensregeln, die in sinniger und humorvoller Weise Unzukömmlichkeiten im täglichen Leben ausmerzen wollen. Es dürften sich in den verschiedenen Landschaften ganz eigentümliche, dem betreffenden Stammescharakter entsprechende Zusammenstellungen solcher Drohungen machen lassen, die geeignet wären, einen wichtigen Beitrag zur psychologischen Erfassung zu liefern. Insbesondere sind es Wiß und Phantasie des Volkes, die bei der Ausbildung solcher Redensarten zur Geltung kamen.

Manche dieser ständigen Redewendungen knüpfen an die im bäuerlichen Leben wichtigen Dinge an, um sie zu schützen und vor Mißachtung zu bewahren. So wenn man Kindern, die Erbsen achtlos auf die Erde werfen, sagt, daß sie eine Sünde begehen, weil in der Erbsje der heilige Keldj abgebildet sei; verpönt ist es, in den Bach zu spucken, denn da spuckt man der Himmelmutter (Maria) in die Augen. Der Bach ist in der dörfischen Lebensform äußerst wichtig. Wenn Brot mutwillig verschwendet und verunehrt wird, da weint die Himmelmutter. Das sinnlose und mutwillige Abreißen gewisser Blumen beschwört Gewitter herauf und verursacht, daß es einschlägt. Solche Blumen heißen Donnerblumen (Ehrenpreis) oder Blißblumen und man warnt die Kinder davor, sie zu pflücken. Das ist wirksamster vollstümlicher Naturschutz Die Maiensäferchen heißen im Volksmund Himmellänmlein und dürfen nicht getötet werden; wenn man eines fängt, so muß man es auf der Hand halten und dazu den Versprechen:

Himmelmutterla flieg auf,
's Bettla bricht.

Wer eines dieser Käferchen tötet, begeht eine Sünde.

Die scherzhafte Warnung, beim Weinzugießen vorsichtig zu Werke zu gehen, denn Verschütten bedeutet Kindstauje, wurde früher lachend hingenommen. Dagegen darf ein Mädchen beim Waschen der Wäsche nicht vergessen, daß sie Gefahr läuft, einen Truntenbold zum Manne zu bekommen, wenn sie sich die Schürze allzu sehr naß macht. Dasselbe bedeutet es, wenn man das Brot verkehrt, d. h. mit der flachen Seite nach oben auf den Tisch legt. Neugierde ist eine Unart, die dem Kinde so bald wie möglich abgewöhnt werden muß. Deshalb droht man: Wer viel fragt, lebt nicht lang. Jene kleineren und Größeren, die man schon treffender unter dem Namen Rangen zusammenfaßt, da sie nicht davor zurückschrecken, auf Erwachsene die Zunge herauszustrecken zum Zeichen ihrer Abneigung, müssen zur Reifon gebracht werden durch einen Hinweis auf die Folgen ihres Tun: Es wird dir ein Frosch darauf wachsen, oder: Der liebe Gott wird dir glühende Kohlen darauf fallen lassen. Das ordentliche Sitzen auf dem Stuhl in Gesellschaft von Erwachsenen will ebenfalls gelernt sein; nur

zu leicht verleiten die noch allzu kurzen Beine dazu, von der gefühlten Freiheit Gebrauch zu machen und die Beine in schwingende Bewegung zu versetzen. Gleich hat das eine vorwurfsvolle Zurechtweisung vom Vater oder Onkel oder sonst jemandem zur Folge: Du läuteest dem Hund aus. Ausgeläutet wird dem, der zu Grabe getragen wird, und diese Warnung hat meist den gewünschten Erfolg. Sparsamkeit gehört unter die Tugenden, die wir heute wieder mehr denn je zu schätzen wissen. Auch mit der Beleuchtung soll gespart werden. Wer zu bald Licht anzündet, der brennt dem Tag die Augen aus. Es gehört sich, daß man beim Essen sitzt, nicht vielleicht umhergeht, dieses läßt das Essen in die Füße gehen und macht dieselben dick. Auch gute Freunde oder Bekannte sollen nicht aus demselben Glase trinken oder von einem Teller essen, denn da werden sie einander gram. Reichlich bekant und verbreitet ist die Warnung, sich beim Mahl nicht an eine Tischdecke zu setzen, das verheißt dem, der es doch tut, eine böse Schwiegermutter.

Die vorliegenden Beispiele gehen auf eine Mundfrage im engsten Bekanntenkreis zurück. Sie entstammen landschaftlich der Gegend von **Landkron** und wären bei genauerer Nachforschung noch beträchtlich zu vermehren. Es möge diese Anregung als solche genommen werden; sie hat ihren Zweck erfüllt, wenn sie auf diese heitere und phantasievolle Seite der Sprache des Volkes hingewiesen hat.*)

Die Heilige Kümmeris

Von **Dr. Eugen Lemberg**, Münster i. W.

Zu dem Buch von **Gustav Schnürer** und **Josef M. Riß**, *St. Kümmeris und Volto Santo* (Forschungen zur Volkskunde, herausgegeben von **Georg Schreiber** Heft 13/15) Düsseldorf, Verlag v. Schwann, 1934.

Das Interesse für die eigenartige Gestalt der *Hl. Kümmeris* ist in der sudetendeutschen Volkskunde mehrfach aufgetaucht. In Heft 6 des Jahrgangs 1928 dieser Zeitschrift hat Professor **Hadwich** die im sudetendeutschen Gebiet befindlichen Kümmerisdarstellungen behandelt¹⁾. Dabei hat er, auf die Forschungen von **Schnürer** gestützt, den richtigen Weg für die Lösung dieser eigenartigen und verwickelten Frage gezeigt.

Die Ergebnisse von **Schnürer** sind nunmehr, in jahrzehntelanger Forschungsarbeit gereift, um eine Fülle von Beobachtungen und Quellen

*) In der Gegend von Mähr.-Ebernberg kann man folgende Drohungen hören: Wenn man zum Neuen Jahr Wäsche auf den Boden hängt, stirbt jemand in der Familie. Wer heiße Speisen vom Tische weg ist, bekommt eine zänkische Frau. Wenn man von zuhause weggeht und muß umkehren, geht man nicht gut aus. Wenn man ein Messer mit der Schneide nach oben auf den Tisch legt, das tut den armen Seelen weh. Wenn ein Mädchen einen Männerhut aufsetzt, bekommt es keinen Mann. Wenn man beim Knöpfen des Kleides die Knopflöcher verwechselt, knöpft man einen Witwer mit ein. Wenn man abends auskehrt, kehrt man das Glück hinaus. Wenn man Brotbrösel achtlos liegen läßt, muß man sie nach dem Tode mit blutigen Augen suchen. Wenn man über jemand hinübersteigt, so wächst er nicht mehr.

¹⁾ Die *Hl. Kümmeris*. In: *Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde*. 1928. S. 230 ff.

bereichert, im Rahmen der Forschungen zur Volkskunde erschienen. Zu diesem einzigartigen Beispiel einer kultgeschichtlichen Darstellung hat der Münchener Landeskonservator Dr. Riß eine Reihe von Beiträgen und eine Fülle ikonographischen Materials gefügt. So kam ein Prachtband zustande, der sich dem in der gleichen Sammlung erschienenen Nikolauswerk von Karl Meise²⁾ würdig an die Seite stellt. Höchste Rationalisierung der Anordnung und Wiedergabe und die äußerste Anstrengung des Verlags hat den Preis dieses Werkes ungewöhnlich niedrig gehalten. Es ist doppelt erfreulich, daß mit einer Reihe solcher sorgsam vorbereiteten Werke die Volkskunde nunmehr eine ähnliche Pflege und künstlerische Kultur findet, wie sie bisher das Vorrecht der Kunstgeschichte war.

Das Werk von Schnürer und Riß bedeutet einen gewissen Abschluß. Einer jahrhundertelangen Legendengeschichte, aber auch einer endlosen Reihe mythologischer Deutungsversuche macht es ein Ende. Mit einem überreichen Schatz von Quellen und mit der historisch-kritischen Meisterschaft eines Seniors der deutschen Geschichtsschreibung sind die Linien des Kummerniskults und seiner Grundlage, des Volto-Santo-Kultes gezeichnet. Es kann der Volkskunde, auch methodisch, nur nützen, wenn ihr die hoch ausgebildete und traditionschwere Geschichtsforschung solche Dienste leistet. Freilich wird der Volkskundler mit der scharfen und nüchternen Kritik des Historikers allein nicht sein Auskommen finden. Aber die Aufdeckung der geschichtlichen Zusammenhänge und Wurzeln des Kummerniskults hinaus wird ihn die Rolle fesseln, die eine solche Heiligengestalt im Gemüt und im Brauchtum des Volks gespielt hat. Die Heilige Kummernis besitzt für den Volkskundler einen höheren Grad von Realität als für den Historiker, der sie kritisch als ein bloßes Gebilde der Volksphtasie entlarvt und die Mißverständnisse aufzeigt, denen ihre Verehrung zum großen Teil zu verdanken ist.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts taucht die Kummernislegende zum erstenmal in handschriftlichen Überlieferungen in den Niederlanden auf. Spätere deutsche Wiedergaben dieser Legende weisen mit Bestimmtheit ebenfalls auf die Niederlande als Begräbnisstätte und Kultzentrum der Heiligen hin. Alle Spuren führen in dem holländischen Städtchen Steenberg zusammen, wo sich nachweislich eine Abbildung des berühmten langbelleideten Kreuzbildes von Lucca, des Volto Santo, befand. Dieses Kreuzbild, wohl das berühmteste mittelalterliche Kreuzifix, hat in den durch zahlreiche Handelsbeziehungen mit Lucca verbundenen niederländischen Industriestädten, vor allem in Brügge, eine besondere Stätte der Verehrung besessen. Die Tatsache, daß in der Folgezeit mehrere andere in ganz Deutschland verbreitete Kopien des Lucca-Kreuzes ebenfalls Anhaltspunkte für die Kummernislegende abgaben, stützt das Ergebnis Schnürers, daß die Kummernislegende dem Versuch zu verdanken sei, das ungewohnte langbelleidete Bild des Gekreuzigten zu erklären. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß die Legende von einer gekreuzigten Königstochter zu-

²⁾ Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande. (Forschungen zur Volkskunde. Heft 9.12.) Düsseldorf 1932. Besprochen in Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1932, S. 114.

nächst ohne Zusammenhang mit dem Volto Santo bestanden habe und zur Erklärung des unverständlichen Bildes herangezogen worden sei. Die Bartlegende kann dann durch die bärtige Gestalt am Kreuze veranlaßt sein. Eines aber deutet mit Bestimmtheit darauf hin, daß die Kümmerislegende Wesentliches dem Volto Santo in Lucca zu verdanken hat: Es ist die von der Hl. Kümmeris fast unzertrennliche Spielmannslegende, die bestimmt zum Zubehör des Lucceser Bildes gehört.

Das Bild von Lucca stammt aus der Karolingerzeit. Es ist mit einer Reihe von ähnlichen Darstellungen im Gebiet des katalonischen Volkstums verwandt. Schnürer vermutet eine Abstammung des Volto Santo aus diesem spanischen Kreis der sogenannten „Majestats“. Wie dem auch sei, das Bild von Lucca entspricht wie die spanischen Majestats der orientalischen Art der Christusdarstellung, die in der romanischen Zeit in ganz Europa herrschend war. Eine große Zahl langbekleideter Kreuzifixe in Deutschland geht auf diese Zeit zurück. Sie alle übertraf auch hier in Deutschland der Volto Santo an Ansehen. Kreuzfahrer, Rompilger und Kaufleute waren vor allem die Verbreiter der Volto-Santo-Verehrung im Norden. So finden sich Volto-Santo-Kopien mit Spielmann, Kelch und mit dem für das Lucceser Bild charakteristischen, in Lilienornamenten ausgehenden Bogen in den Handelszentren und auf Burgen. Brügge haben wir genannt, Soest, Bremen, Rostock, Marienwerder bezeichnen die hanseatische Linie des Volto-Santo-Kults. Eine Reihe anderer Volto-Santo-Darstellungen in Mittel- und Süddeutschland hat die spätere Deutung als Kümmeris erfahren, während die erwähnten norddeutschen Bilder zum Teil noch von der Legende erreicht werden, wie Rostock, zum anderen Teil durch die Reformation vor der Kümmerisdeutung bewahrt blieben. Indes, auch ohne Kümmeris, war das vielverehrte Bild von Lucca Umdeutungen ausgesetzt. In Bremen und in Mecklenburg taucht die Vorstellung eines Märtyrers St. Hesper auf. Das zeigt, wie ausschließlich der Gekreuzigte mit dem Lendenschurz als Christus im Volksbewußtsein verankert war, so daß ein bekleideter Gekreuzigter nicht mehr als Christus, sondern als Märtyrer aufgefaßt wurde.

Den Weg der Kümmerisverehrung kann Schnürer ziemlich genau von den Niederlanden aus rheinaufwärts nach Süddeutschland verfolgen. Hier im Süden des deutschen Volkstums hat die Hl. Kümmeris im Barock ihre größte Ausbreitung als weibliche Heilige, ohne bestimmte Erinnerung an den Volto Santo gefunden. Ein anderer Zweig dieses weiblichen Typus hat von den Niederlanden aus die nordfranzösische Küste erobert. Die süddeutsche Kümmerisdarstellung nahm vom Volto Santo noch unbewußt Spielmann, Altar und Kelch herüber. Gelegentlich fiel der Altar weg, manchmal auch bemühte man sich um die Darstellung einer schönen Jungfrau, so daß auch der Bart in Wegfall geriet. Ohne jede Verbindung mit dem Volto Santo (die Periode der Reformation lag dazwischen) kam die Kümmerisvorstellung im 17. und 18. Jahrhundert nach Böhmen und Mähren und von hier aus nach Schlesien³⁾.

³⁾ Daß die Volto-Santo-Verehrung vor der Reformation auch in Böhmen bekannt war, zeigt das Wandgemälde im Fetschauer Schloß. Vgl. Anton G n i r s,

Ein besonderes Kapitel widmet Schnürer den verschiedenen *N a m e n* der Heiligen. Als Ontkommer taucht sie in den Niederlanden auf, ein Name, der als Entkömmere(in) wohl auf ein Christusbild Bezug haben könnte. Der Königstochterlegende scheint hier der Name Wilgefortis (Virgo fortis) zu entsprechen, der sich in fast allen Kultgebieten als der offizielle Name neben dem nationalen Namen erhält. Andere Namen sind Umbildungen aus Ontkommer oder Kümmernis (wie Kumerana), wieder andere sind einfach von anderen weiblichen Heiligen übernommen, deren Legende mit der der Hl. Kümmernis verwechselt wurde, wie wenig Anlaß dazu oft auch vorhanden war. (So die Namen Liberata, Regenslevis usw.) Gerade diese Vielheit der Namen ist ein Zeichen, wie unsicher die Legendenüberlieferung ist. Ihre große Verbreitung ist jenen phantasieanregenden Elementen zuzuschreiben, die auf den Volto Santo zurückgehen, auf den Bart der Jungfrau und auf die Spielmannserzählung.

Eine wichtige Triebfeder für die große Ausbreitung des Kults liegt aber auch darin, daß die Kümmernisgestalt durch Übernahme in das *M a r t y r o l o g i u m R o m a n u m* offiziell wurde. Das gesteigerte Heroenbedürfnis des Barocks und der Gegenreformation macht diese Übernahme begreiflich. Sie hat auf dem absteigenden Ast des Barock den Vollandisten viel Kopfzerbrechen gemacht.

Aber auch das Zeitalter der mythologisierenden *V o l k s k u n d e* hat sich der Kümmernisgestalt bemächtigt. Von Wolfgang Menzel ausgehend, hat eine Reihe von Forschern die eigenartige Erscheinung der bärtigen weiblichen gekreuzigten Gestalt aus den Mythologien verschiedener Völker zu erklären gesucht. Die zahlreichen Namen ergaben leicht Anknüpfungspunkte an feltische, germanische und andere Götternamen. Auch heute ist diese Art der Deutung lebendig. Man muß diese Deutungsversuche nicht kalt abtun. Es zeugt immerhin von einem besonderen Verhältnis zu den Heiligtümern des Volkes und seiner Vorzeit, wenn das eigenartige Bild und seine Legende den Anlaß gibt, einen Weg in das lang zurückgedrängte mythologische Reich zu finden⁴⁾.

Das Werk von Schnürer und Ritz bedeutet nicht nur einen gewissen Abschluß. Es steht auch am Eingang einer lebhafteren Beschäftigung mit den Fragen der religiösen Volkskunde überhaupt. Vieles ist noch gerade in Hinsicht auf den Kümmernis Kult zu leisten. Das zeigt schon die einfache Erwägung, daß sich von hier aus ein tiefer Blick in die verschiedenen Formen des Kreuzigtults überhaupt eröffnet. Auf der anderen Seite aber

Topographie der historischen und kunstgeschichtlichen Denkmale in den Bezirken Tepl und Marienbad (Topographie der historischen und kunstgeschichtlichen Denkmale der Tschechoslowakischen Republik, A 1), Augsburg 1932, S. 255. Die dort angeführte Bezeichnung des Bildes als einer *K ü m m e r n i s d a r s t e l l u n g* (vgl. auch S. 256) ist *u n r i c h t i g*. Alle ähnlichen Darstellungen dieser Zeit ließen sich als Volto-Santo-Kopien nachweisen. Die früheste nachweisliche Wilgefortisdarstellung ist eine Miniatur in einem Mchaffensburger Gebetbuch um 1400. Sie kennt aber noch nicht den für den Volto Santo typischen Spielmann, der in Petschau vorhanden ist.

⁴⁾ Ein sudetendeutsches Beispiel dafür sind die Auffsätze von Waitkat „Die Hl. Kümmernis“. In: Deutscher Glaube. Herausgegeben von Waitkat und Piesch. Reichenberg 1930.

stellt die Untersuchung des Kummerniskults ein Beispiel für eine Reihe anderer Untersuchungen auf, die noch über die deutschen Volksheiligen zu unternehmen sind. Über jene Gestalten, die, zum Teil auf historische Persönlichkeiten sich stützend, das Volk selbst heiliggesprochen hat, ohne die offizielle Kanonisation der Kirche abzuwarten. Auch heute noch gehen solche Volkskanonisationen vor sich. Der vor wenigen Jahren verstorbene Kapuzinerbruder Konrad von Parzham genöß von Altötting aus über den ganzen bayerischen Kulturkreis und bis nach Nordwestdeutschland hinein eine lebhaftere Verehrung, schon bevor er seliggesprochen war. Der Brunnen, aus dem er Wasser schöpfte, wird als heilkräftig angesehen. Der Regensburger Bischof Wittmann, ein Freund J. M. Sailer's, hat sich ebenfalls tief in das Volksgemüt Niederbayerns eingegraben. So stellt sich das Volk auch heute noch selbst seine Heiligen auf den Altar⁹). Es ist keine Frage, daß die Beobachtung solcher Volkskanonisationen einen wertvollen Einblick in Heldenbedürfnis und Heldenverehrung des Volkes gewährt.

So bedeutet das Kummernisbuch von Schnürer und Riß eine wichtige Anregung für einen Zweig der Volkskunde, eine Anregung, die um so wertvoller ist, als sie zugleich die sichere Grundlage historischer Kritik schafft und ein reiches ikonographisches Material beibringt. Die Forschungen zur Volkskunde und ihr Herausgeber, ebenso auch der Verlag, haben sich mit dieser Tat ein wichtiges Verdienst um die deutsche Volkskunde überhaupt erworben.

Ein Holzquirl bricht Zauberkraft

Märchen aus Schmiedshau in der Deutsch-Probener Sprachinsel (Slowakei),
aufgezeichnet von **Richard Zetzel**, Zeche

Es war einmal ein sehr alter und gebrechlicher König und dieser hat keinen Königssohn gehabt, nur eine einzige Tochter. Da sein Land in einem schlechten Rufe war, deshalb sind auch keine Junker¹) gekommen, diese einzige Tochter zu heiraten. Diese war aber sehr schön und liebevoll, und sein Königreich so groß, auch noch für zwei Könige genug schwer zu regieren. Das hat ihm jetzt eine große Sorge gemacht, er hat es gut gewußt, wenn er die Augen zumachen wird, so werden sich seine Nachbarn über sein Land hermachen.

Und wie er nun so mit diesen traurigen Gedanken im großen Königs-saale auf- und abspaziert ist, da ist durch das offene Fenster eine Krähe²) hereingeflogen und hat sich auf den kleinen Thron seiner Tochter niedergelassen. Er hat ihr eine Zeitlang zugeschaut, wie sie sich mit dem Schnabel zwischen den Federn lausen tut und ist dann zu ihr getreten. Diese ist gar nicht erschrocken, hat ihren Hals in die Höhe gereckt und hat so angefangen zu reden:

⁹) Vgl. **Georg Schreiber**, Volksheilige. In: Deutsche Volksheilige und ihre Erforschung. (Heft 1 der Mitteilungen des Deutschen Instituts für Volkskunde in Münster i. W.) Düsseldorf 1933, S. 9 ff.

„Großer König, ich komm dir eine große Sorge abnehmen. Ich bin der Bote eines Königssohnes, der bald hundert Jahre in der Höhle eines hohen Eichenbaumes als eine weiße Krähe von einem mächtigen Adler, der in Wirklichkeit ein gewaltiger Zauberer ist, bewacht wird. Gelingt es deiner Tochter, den Königssohn am letzten Tage des hundertsten Jahres zu erlösen, so bekommst du deinen Schwiegersohn, deine Tochter ihren Gemahl und dein Reich nach deinem Ableben einst seinen neuen Herrscher.“

Wie die Krähe so das letzte Wort gesprochen hat, ist sie gleich hinausgeflogen, und der sehr alte, gebrechliche König hat keine Frage an sie richten können.

Der König hat also gleich seine Tochter rufen lassen und hat ihr die Botschaft der Krähe erzählt. Diese Botschaft hat ihr sehr gefallen, sie war doch ganz „männernärrisch“³⁾ und hat schon so gerne heiraten gewollt. Bevor sie sich aber auf den Weg gemacht hat, da ist sie sich noch von ihrer steinalten Muhme „abschlaumen“⁴⁾ gegangen. Diese hat ihr auf die Reise viel Glück gewünscht, hat ihr zuletzt einen Holzquirl, den ihr Wetter einst von einem Bepoë(j)⁵⁾ geschnitten hat, geschenkt und so gesprochen: „Kind, zieh' nun auf dein Glück hinaus und nimm diesen Holzquirl! Bist in Not, so wirf ihn dreimal hinter deinen Rücken!“

Mit diesem Holzquirl ausgerüstet, macht sich die Königstochter auf den Weg und wandert viele Tage und viele Nächte, sie hat sie nicht einmal gezählt. Da ist sie endlich zu einem großen Wasser gekommen. Sie hat hinüber gewollt, dort hat ein Häuschen gestanden, aber nirgends war ein Steg zu sehen. Da hat sie den Holzquirl aus ihrem Tüchlein genommen und hat ihn dreimal hinter ihren Rücken geworfen. Da ist ein Schwan dahergeschwommen gekommen und hat die Königstochter auf seinem Rücken hinübergebracht. Da war das Häuslein von innen zugeriegelt. Sie hat sehr lange „punen“⁶⁾ müssen, und da ist eine alte Frau herausgekommen und hat sie so angeredet: „Wer bist du? Was suchst du hier? Fliehe! Denn wenn mein Sohn, die Krähe, heimkommt, so ist es um dich geschehen, sie frißt nur Menschenfleisch!“

Da hat sie nun alles der alten Frau erzählt, wohin sie der Weg führt und daß sie die weiße Krähe erlösen will, sie soll ihr nur sagen, wo diese zu finden ist. Da hat die alte Frau so geantwortet: „Von einer weißen Krähe habe ich mein Lebtag nichts gehört, aber mein Sohn wird es vielleicht wissen, wo diese zu finden ist. Doch hüte dich vor ihm!“

Da hat die Königstochter große Angst bekommen, und die Krähe ist auch schon gekommen geflogen und hat sich gewollt über ihr hermachen. Schnell wirft sie jetzt den Holzquirl dreimal hinter ihren Rücken — und vor ihr steht jetzt ein schöner Jüngling, der so zu ihr redet: „O Königstochter, du hast viel Glück! Du hast jetzt die Krähe, den Boten der weißen Krähe erlöst. Als gewöhnliche Krähe habe ich deinem Vater die Botschaft gebracht. Neunundneunzig Jahre sind um, seit ich verzaubert leben mußte. Doch jetzt mache dich rasch auf den Weg, denn nur am letzten Tage des hundertsten Jahres kannst du dein Werk vollbringen!“

Nun hat sie gerade so viel gewußt wie vorher, niemand hat ihr gesagt, wo der mächtige Eichenbaum mit der weißen Krähe und der große

Adler zu finden ist. Sie hat aber nicht so leicht den Mut verloren und hat sich wieder auf den Weg gemacht.

Sie ist wieder viele Tage und viele Nächte gewandert, es waren ihrer schon so viele, daß sie gar nicht mehr zählen hat können. Endlich ist sie dann zu einem sehr großen Felsen gekommen und hinter seiner Spitze hat sie die Krone eines mächtigen Eichenbaumes herausragen gesehen. Sie hat jetzt versucht hinaufzuklettern, aber sie ist immer nach einigen Schritten herabgerutscht, er war zu steil. Da ist ihr schier der Mut ausgegangen, aber ein plötzlicher Gedanke, daß sie doch einen Holzquiri hat, hat ihr jetzt aus der Not geholfen. Sie hat ihren Rücken gegen den Felsen gestemmt und hat den Holzquiri dreimal angeworfen.

Wie sie dieses getan hat, da hat der Felsen angefangen hin- und herzuwanken, hat auf einmal sein Gleichgewicht verloren, er ist umgestürzt und es war ein großer „Geromar“⁷⁾. Da ist sie furchtbar erschrocken und hat nicht gewußt, was um sie geschieht. Als sie dann zu sich gekommen ist, da steht vor ihr ein liebevoller Jüngling in prächtigen Kleidern und redet so zu ihr:

„Nun hast du „männernärrisches“ Mädel deinen Gemahl und ich meine Königin gefunden, auf die ich gerade hundert Jahre gewartet habe. Schau dich um, dort stehst du unter dem Felsen meinen ärgsten Feind, den Adler, der ein mächtiger Zauberer war, zerschmettert liegen. Da ich seine Tochter nicht zu meiner Königin haben machen wollen, so hat er mich auf hundert Jahre in eine weiße Krähe verwandelt und hat mich Tag und Nacht auf jenem mächtigen Eichenbaum in einer Höhle bewacht. Nun ist es um ihn geschehen, denn du hast mich am letzten Tage des hundertsten Jahres erlöst.“

Dann sind sie gleich Hand in Hand miteinander aufgebrochen, haben unterwegs auch seinen Diener und dessen Mutter mitgenommen und sind so in die Königsstadt eingezogen, wo der sehr alte, gebrechliche König seine letzte Freude erleben hat können.

Das junge Königspaar hat bis zu ihrem Lebensende diesen Holzquiri hoch in Ehren gehalten und die alten Leute meinen auch heute noch, daß ein Holzquiri, von einem Weihnachtsbaum geschnitten und in der Not dreimal hinter den Rücken geworfen, jede Zauberkraft bricht und so aus menschlicher Not helfen tut.⁸⁾

+

1) Schab, Freier. 2) in der Mundart: die Kroh, Mehrzahl „d' Krona“. 3) in die Männer „vernarrt“ == hat die Männer sehr gern. 4) Abschied nehmen, zum letztenmal die Hand geben. 5) Christbaum. Вѣповѣ(і) = Wipfel. Wahrscheinlich wurde früher bloß der Wipfel der Tanne als Christbaum gebraucht. 6) klopfen. 7) Gepolter, Getöse. 8) Erzählt im Sommer 1933 von Genoveva Rußmann, Landwirtin in Schmiedshau Nr. 192, 64 Jahre alt.

John Meier

Zum 70. Geburtstage

Am 14. Juni feiert der Altmeister der deutschen Volkskunde, Univ.-Prof. Dr. John Meier in Freiburg i. Br., seinen 70. Geburtstag.

John Meier, aus dessen zahlreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen vor allem die über das Volkslied bahnbrechend geworden sind, leitet seit 1911 den Verband deutscher Vereine für Volkskunde, er leitet ferner das 1914 von ihm begründete „Deutsche Volksliedarchiv“ in Freiburg i. Br. und derzeit das große Unternehmen des „Atlas der deutschen Volkskunde“. Als Vorsitzender der Volkskundekommission der Rotgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Berlin fördert er alle wissenschaftlichen Bestrebungen auf dem Gebiete der Deutschen Volkskunde in umsichtiger und weitblickender Weise. Zu seinem Geburtstage erscheint eine Festschrift, in der seine wissenschaftliche und organisatorische Bedeutung eingehend gewürdigt wird und in der alle namhaften volkskundlichen Forscher des deutschen Siedlungsgebietes mit Beiträgen vertreten sind.

Unsere Zeitschrift übermittelt dem hochverdienten Forscher die herzlichsten Glückwünsche.

Dr. Matthias Bangerl zum 100. Geburtstage

Von Prof. Johann Dolezal, Wien

Bangerl wurde in dem Dorfe Honetschlag bei Oberplan am 10. März 1834 geboren. Die Volksschule besuchte er in seinem Heimatdorfe, in dessen Mitte sich die unter Josef II. erbaute Kirche erhebt, deren Äußeres und Inneres vielfach aus dem damals aufgehobenen Kloster in Goldenfron stammt und den begabten Knaben schon früh auf geschichtliche Zusammenhänge hinwies. Im Gymnasium zu Budweis wurden solche Gedanken durch hiefür begeisterte Lehrer gefördert, und so bezog er mit 21 Jahren die deutsche Universität in Prag, um Geschichte zu studieren (1855—1858).

Daß er schon damals sich auch zur Volkskunde hingezogen fühlte, zeigt sich darin, daß der Student im Jahre 1857 das heitere Volkslied „L'kilg-fölcht“ (Wallfahrt) und sechs Schnaderhüpfel an die von Frommann herausgegebene Vierteljahrsschrift „Die deutschen Mundarten“ einschickte, in der sie als südböhmische Sprachproben für die Mundart von Oberplan samt sprachlichen Erläuterungen des Herausgebers veröffentlicht wurden (V., 1858, S. 408/9). Aus ihr entnahmen Gruschka und Loischer beide Einfendungen für ihr Buch „Deutsche Volkslieder aus Böhmen“, Prag 1891, wo sie S. 217/8 (Nr. 212 a) und unter IV. (Vierzeilige, Nr. 76, 394, 873, 920, 935) abgedruckt sind. In dem neuen Sammelwerke von Dr. G. Jungbauer „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“, I. Band, findet sich unser Volkslied S. 380/1 als Nr. 237 b (Pettlerehe). Für den 6. Jahrgang (1859) der gleichen Zeitschrift lieferte Bangerl weitere zwei Volkslieder (Hansl und Gredl; Dianal, geh her zan Zaun), 8 Schnaderhüpfel und das Märchen vom Türken.

In Prag legte Pangerl unter der Leitung des Historikers Konstantin v. Höfler, der als Archivar von Bamberg nach Prag gekommen war, sein dreijähriges Universitätsstudium zurück und ging 1858 nach Wien, um sich dort auch mit den Hilfswissenschaften der Geschichte vertraut zu machen, für die es damals in Prag noch keine Lehrkanzeln gab. Dieses Jahr im Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien war für Pangerls weiteres Wirken entscheidend. Er wandte sich nun der archivalischen Laufbahn zu, arbeitete in Hohenfurth, dann in den steiermärkischen Archiven von St. Lambrecht und Rein, kam hierauf an das Archiv des Joanneums in Graz und 1866 an das fürstlich Schwarzenbergische Zentralarchiv nach Wien, wo er ein reiches Feld für wissenschaftliche Betätigung fand. Hier schloß er sich aber auch an Bekannte aus der Heimat an, darunter an J. A. Markus und Johann Pranghofer. Ersterer, drei Jahre älter als Pangerl, in Friedberg geboren, erwarb sich durch zahlreiche Veröffentlichungen über Böhmerwäldler große Verdienste um die Heimat und war der treibende Geist für den Zusammenschluß der Böhmerwäldler in Wien. Er begründete während Pangerls Aufenthalt den „Verein der Deutschen aus dem südlichen Böhmerwalde in Wien“. Der zweite Landsmann war der fast gleichalterige Johann Pranghofer aus Oberplan, der 1863 Assistent am Wiener Polytechnikum wurde, aber bereits 1869 starb.

In diesen Jahren veröffentlichte Pangerl zwei mustergiltige Urkundensammlungen, das Urkundenbuch des Stiftes Hohenfurth (1865) und das Urkundenbuch des ehemaligen Stiftes Goldenkron (1872), in den Fontes rerum austriacarum (Band 23 und 37). Im Jahre 1875 erhielt der verdiente Forscher die Berufung als a. o. Univ.-Prof. der historischen Hilfswissenschaften an die Deutsche Universität in Prag. Hier nahm er sogleich regsten Anteil an allen Bestrebungen des „Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“.

Doch nur mehr vier Jahre sollte dieses der Lehre und Forschung gewidmete Leben dauern. Inmitten von Plänen für neue Arbeiten entriß ihn am 14. Jänner 1879 in Arco, wo er Heilung gesucht hatte, ein allzu früher Tod der Wissenschaft und seinen Lieben. Seine Verdienste würdigt der Nachruf im 17. Jahrgang (1879) der „Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen“*).

Anton Kahler †

Am 4. Feber d. J. ist Anton Kahler, der verdiente Mundartdichter des Braunauer Ländchens, an einer Lungenentzündung verschieden. Seine Stellung und Bedeutung innerhalb der sudetendeutschen Mundartdichtung hat Hans R. Kretschich im 5./6. Heft unserer Zeitschrift eingehend behandelt. Bei dieser Gelegenheit wurden auch die Verdienste Kahlers auf volkskundlichem Gebiete hervorgehoben. Kahler hat schon als junger Hochschüler

*) In den gleichen Mitteilungen sind vom 8. bis 16. Jahrgang eine Reihe wissenschaftlicher Abhandlungen Pangerls erschienen, im 18., 20. und 27. Jahrgang wurden weitere Arbeiten aus seinem Nachlasse veröffentlicht.

Mitte der 90er Jahre sich eifrig an der von Hauffen geleiteten Auffammlung der volkstümlichen Überlieferungen beteiligt und hat insbesondere zum Volkslied und zur Volkstracht des Braunauer Ländchens musterhafte Beiträge geliefert.

Hand in Hand mit seinem dichterischen Schaffen ging seine Beschäftigung mit der Mundart seiner Heimat, deren Wortschatz er in jahrelanger fleißiger Arbeit gesammelt hat. Mit Recht schrieb sein Landsmann Prof. Dr. G. Herrmann (Reichstadt) an den Herausgeber unserer Zeitschrift: „Die Mundartforschung hat durch Kahlers Abgang einen unerfetzlichen Verlust erlitten; einen Mann, wie ihn, gewissenhaft, genau, voll Liebe zur Mundart, voll Verständnis für die feinsten Regungen, haben wir Braunauer nicht mehr.“

Mit A. Kahler hat auch der „Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied“ (Staatsanstalt für das Volkslied) und die Prager Arbeitsstelle des „Atlas der deutschen Volkskunde“ ein pflichtbewusstes Mitglied und einen fleißigen Mitarbeiter verloren. Die sudetendeutsche Volkskunde wird diesem Mann, der sich durch liebenswürdiges und bescheidenes Wesen, durch stille Opferwilligkeit und durch eine mehr in Taten als in Worten sich ausprechende deutsche Gesinnung ausgezeichnet hat, ein dauerndes, dankbares Gedenken bewahren.

Kleine Mitteilungen

Der Jüngste Tag in der schlesischen Sage

Am Wege zwischen Ober-Weißbach (bei Jauernig in Schlesien) und Krautenwalde im Mückengrunde steht das sogenannte Sühnkreuz. Die Leute erzählen sich darüber: Nach der Schlacht am Roten Wasser, das im Mückengrund entspringt, entschlossen sich sieben schwedische Adlige, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, weil sie die Schmach der Niederlage nicht überleben wollten. Wen das Los traf, der sollte zuerst die anderen erschießen und schließlich sich selber. Das Los traf den Jüngsten. Er kam seinem Auftrage nach. Die Leichen wurden gefunden, man beerdigte sie und setzte auf jedes Grab ein Steinkreuz mit vier gleichlangen Armen. Später mauerte man die Steinkreuze bei verschiedenen Kirchen der Umgebung ein. Das Kreuz vom Grabe des Jüngsten kehrte immer wieder an den früheren Standort im Walde zurück.

Weiter erzählt man von dem letzten heute noch vorhandenen Kreuze: Alle hundert Jahre kommt ein Vöglein aus der schwedischen Heimat und pickt ein Sandkörnchen von dem Kreuze los und trägt es fort nach Norden, wo die Braut des Gefallenen auf die Heimkehr ihres Bräutigams wartet. Bis der ganze Stein fortgetragen sein wird, ist der Jüngste Tag da.

Auf dem Wege zwischen Ober-Weißbach und dem Hohen Stein liegt der „rittschnische Steen“ (rutschende Stein). Er rutscht jedes Jahr um ein Hirsekorn weit dem Dorfe Weißbach zu. Wenn er im Dorf sein wird, ist der Jüngste Tag da.

W e i d e n a u.

Dr. Karl Harbich.

Das Sonntagsfeuer (Johannisfeuer) in alter Zeit

Im Spittelhaus zu Deutsch-Proben leben derzeit (Juni 1933) drei Frauen, die über 90 Jahre alt sind. Marie Baldauf ist 96, Witwe Maria Wesseler, geb. Zeisel 92, und die Witwe Hanuska, geb. Krebs 97jährig. Diese Greisinnen, einst wohlhabende Bürgerfrauen, erzählen mir übereinstimmend folgendes über das Johannisfeuer: Am Johannisabend wurden überall die „Shonnesfeuer“ angezündet.

Jede Gasse hatte ihr Feuer. Das Anrichten des Baumes war die Arbeit der Knechte (Burschen). Die Mädchen pflückten sich vor Sonnenaufgang desselben Tages neuerlei duftende Gräser: Liebstöckel, Quendel, Lavendel, Raute, Meertau, Wermut, Salbenblätter, Ehrenpreis und Münze, neun Johannisblumen und neun Keuerleiverrückskraut (Wundklee) und banden hievon ein Kränzlein. Die Weiber nahmen einen irdenen Topf, gaben die Glut der „heißen Stelle“ (= jene Vertiefung des Herdes, in welcher ständig die Glut aufbewahrt wurde) hinein und gingen damit zum Johannisfeuer. Dort angelangt, schütteten sie die Glut auf einen Haufen zusammen und „temten“ (= vernichten, auslöschten) diese mit neuerlei Gräser und Kräuter. Zuhause durfte unterdessen kein Feuer bleiben. Sogar die Schmiede ließen ihre Werkstätte ohne Feuer. Ein Wagenrad, welches aus neuerlei Holz gemacht war, wurde gebracht, in dessen Nabe man eine Weidenstange mit Zunder steckte. Zwei starke Junggesellen (feuchse Burschen) mußten nun solange dies Rad auf der Stange reiben, bis es Feuer fing. Dann sangen die Umstehenden ein Lied vom hl. Feuer, welches erhält und vernichtet. Den Text dieses Liedes konnte ich nicht mehr aufzeichnen, die Leute haben ihn längst vergessen.

Mit dem neuen Feuer wurde nun von dem ältesten Mann der Baum angezündet. Die Jugend sang dabei das Lied von der Jugend, oft auch ein Blumenlied. Die Mädchen warfen ihre Kränzlein in die Höhe und sprangen mit ihren Junkern (Geliebten) darüber. Traf sie ein Kranz auf das Haupt, so rechneten sie näher, binnen einem Jahr verheiratet zu sein. Schande jedoch harrte der Mädchen, falls über sie ein glühendes Strohseil flog. Der Lärm und Gesang dauerte solang, bis der Baum abgebrannt war. Da trat jener, der ihn angezündet hatte, hiezu und sprach einen Zauberspruch über das Feuer und die Anwesenden. Nach diesem füllte er die Köpfe der Frauen mit dem neuen Feuer, die diese Glut nun sorgfältig heimtrugen und in die „heiße Stelle“ schütteten und das Jahr über hüteten.

Während das Sommwendfeuer noch brannte, war es Brauch, Kräuter zu sammeln. Die Burschen suchten auf folgende Weise die Zukunft zu erkorschen. Sie nahmen alte Räder, umbanden die Speichen mit Stroh, zündeten dies mit einer vom Sommwendfeuer genommenen Flamme an und ließen die Räder den Hügel hinunterlaufen, wobei sie den Namen ihrer Geliebten riefen. Lief das Rad gerade, so war das Mädchen treu und baldige Hochzeit in Aussicht. Vom Sommwendfeuer nahmen die Leute kalte Kohlen mit und steckten sie unter die Krautpflanzen, um große Häuptel zu bekommen. Reifer vom Johannisbaum steckte man zur Abwehr der genäschtigen Hasen ins Kraut oder man schlug damit zu Johannes Enthauptung (29. August) die Pflanzen und sagte: „Johannes Enthaupt, werf' Häuptel ins Kraut!“ Bei den Bauern in der Umgebung von Deutsch-Proben soll es üblich gewesen sein, die Schafe über die Glut des Sommwendfeuers zu treiben, um sie gesund zu erhalten.

Deutsch-Proben (Slowakei).

Anton Wesselerle.

Staatsanstalt für das Volkslied

Der Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied hielt seine Jahresversammlung am 5. Jänner ab. Anwesend waren außer dem Vorsitzenden Prof. Jungbauer die Mitglieder Prof. Beding, Prof. Hanika, Direktor i. R. Kahler, Prof. Longin, entschuldigt die Mitglieder Prof. Jungwirth (Römerstadt), Prof. Repp (Rezmarkt) und Priv.-Doz. Schier. Der Vorsitzende berichtete über die Tätigkeit im Jahre 1933, insbesondere über den Einlauf an Volksliedern und den Weiterdruck der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“, wovon die 5. Lieferung im Herbst 1933 erschien und die 6. Lieferung im Satze beinahe abgeschlossen ist.

An der Jahres Sitzung der Staatsanstalt für das Volkslied, die am 3. März im Musikwissenschaftlichen Institut der tschechischen Universität stattfand, nahmen Prof. Beding, Hanika und Jungbauer teil. Der Geschäftsleiter der Staatsanstalt Univ.-Prof. Horál feierte in einem gehaltvollen Nachruf die Verdienste des verstorbenen Vorsitzenden der Staatsanstalt Prof. Dr. Poliška. Als sein Nachfolger wurde Univ.-Prof. Dr. Jd. Nejedlý dem Ministerium für Schulwesen und Volkskultur einstimmig vorgeschlagen. Die Berichte der einzelnen Arbeitsausschüsse gaben Zeugnis von der regen Arbeit, die innerhalb der Staatsanstalt auch im vergangenen Jahre geleistet wurde.

Atlas der deutschen Volkskunde

Der 5. Fragenbogen, dessen Herstellung sich verzögert hat, wird erst Ende September von unserer Arbeitsstelle ausgegeben werden.

Mischdichtungen. Hierzu schreibt unser eifriger Mitarbeiter A. H o r n e r aus Königswertb: Ein ähnliches Mischlied, wie es das letzte Heft bringt, hörte ich bei uns von tschechischen Bergarbeitern, die in den 80er Jahren aus der Kolonie: Gegend hierher einwanderten. Es lautet:

Mein liebez Mariantu, wos hofst gemocht?
Já si furt pomyslim, du kummst auf Nocht.
Já si furt pomyslim, du bist bei mir
Bis um holb vier, bis um holb vier.

Auch beim Militär hatten wir einen Mischspruch, den wir häufig gebrauchten, wenn wir früh zu den Gelenksübungen antraten:

Hoši, pojďte sem!
Teďka moch me Stemm
a potom ten Bauchaufschwung,
to je heský trnibunk (Turnübung).

Internationales Volkstanz-Treffen. Ein solches findet zugleich mit dem Internationalen Tanz-Wettbewerb in der Zeit vom 9. bis 16. Juni in Wien statt.

Rundfunk. Die Vorträge über heimatische Mundartdichtung in der Prager deutschen Sendung haben vielen Beifall gefunden. Die „Leitmeritzer Zeitung“ vom 2. Feber schrieb u. a.: „Die Mundarten der Sudetendeutschen im Rundfunk zu bringen, ist ein gutes Stück praktischer Volkskunde, der Vertiefung des Heimatbewußtseins gewidmet.“

Es wird sich vielleicht einmal Gelegenheit geben, auch in unserer Zeitschrift über den Rundfunk und die Prager Sendung im besonderen zu berichten und das Verhältnis zur heimischen Volkskunde zu besprechen. Heute sei nur betont, daß diese Sendung für die 3 Millionen Sudetendeutsche bestimmt ist und nicht für die rund 50.000 Prager Deutschen, weshalb es unverständlich ist, daß mit Erweiterung der deutschen Sendungen ein Teil davon dem schwachen Straßschnitzer Sender zugewiesen wurde, der nur im engeren Umkreis von Prag gehört wird, von dem also die sudetendeutsche Bevölkerung gar nichts hat.

Heimatmuseum in Rulus. Eine reichhaltige Ausstellung wurde am Pfingstsonntag von Landeskonservator Prof. Dr. R. Kühn eröffnet und dauert bis 10. Juni.

Richtigstellung. In dem Beitrag über den südmährischen Mundartdichter R. Bacher hat sich auf Seite 6 des letzten Heftes ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen, indem der Vers „Kosamat, i fim zu dir . . .“ irrtümlich zweimal gesetzt wurde. Es soll richtig lauten:

Dugwochsn derfat i gwest sein am Bam
----- Hell is mein We'! -----
Homat, i fim zu dir, — i woak', zwegn we! -----

Antworten

(Einkauf bis 1. Mai 1934)

164. Die im Jahrgang 1931, S. 43, abgedruckte südmährische S c h e r z u m - d i c h t u n g des Liedes „Wem Gott will rechte Günst erweisen“ ist auch in Braunau bekannt. (Dr. V. Zettl.)

261. Auch um Mähr.-Trübau heißt der Mittwoch nach Palmsonntag der f r u m m e M i t t w o c h. (R. Vedel, Grünau.)

264. Am Freitag darf der Stall nicht ausgemistet werden. (A. Fedel.) In Runarz meint man: „Bar om Frättich locht, bert om Sunntich gränna“. (G. Tilscher, Kornitz.) Ebenso heißt es in Deutsch-Proben, wo am Freitag nur die „posachten“ (bespizten) Burschen in die Frei gehen: „Wer am Freitag lacht, weint am Sonntag.“ (A. Wesseler.) Eine Reihe weiterer Sprüche sandte E. Stod aus Beneschau bei Deutsch-Proben, dazu die Volksmeinung: Am Freitag sperren die Würmer im Magen den Mund auf. Da muß man, um die Würmer zu vernichten, „Krautlebat“ (Krautwasser) trinken.

267. Um Mähr.-Trübau heißt es, daß ein Jahr, in dem es viele Maikäfer gibt, ein gutes Jahr ist, in dem vor allem die Erdäpfel recht geraten. (A. Fedel.)

271. Mein Vater kannte nur das Wort „Nawal“ (Reigerl) für Bohrer, das man heute vielfach gar nicht mehr kennt. Als im Jahre 1933 ein alter Mann im nahen Markt Stantau ein „Nawal“ kaufen wollte, verstand man ihn nicht und ich mußte den Verkäufer erst aufklären. (J. Maschel, Holeischen.) Auch hier tritt für die frühere Bezeichnung „Näbe“ immer mehr das Wort Bohrer auf. (A. Wesseler.)

272. Zahlreiche Redensarten, in denen Ortsnamen eine Rolle spielen, übermittelte O. Zerlik, Littwa. Man sagt z. B. von einem tüchtigen Esser: „Der geht ins Fressen wie die Landeder (Ort bei Tepl) ins Kraut“. Hier heißt es, wenn ein Messer nicht schneidet: „Da kann man auf Prag reiten.“ Sonst lautet die Redensart: „Da kann man bis nach Rom reiten.“ (R. Baumann, Chodau; G. Tilscher, Runarz.)

273. Weitere Reime, die den Anteil der Kinder an der Tagespolitik beweisen, sandten ein: A. Brosch, Eger; O. Zerlik, Littwa; A. v. Klement, Reichenberg (mit vollständigem Wortlaut der Umdichtung von „Die Fenster auf“); J. Schreiber, Grosse; A. Wesseler, Deutsch-Proben.

275. Nachrichten über den Drescherbrauch lieferten: O. Zerlik, Littwa; A. Fedel, Grünau; E. Stod, Beneschau; J. Heß, Luxemburg, der auf bemerkenswerte gleiche Bräuche im Belgischen und Französischen aufmerksam macht.

280. Die Maultrommel hieß auch hier „Brummeisen“, weshalb man einen brummigen Menschen noch heute als „Altes Brummeisen“ bezeichnet. (A. Hörner, Rönigswerth.) Dasselbe berichten G. Tilscher für Runarz und A. Wesseler für Deutsch-Proben. In Hohenelbe gab es noch vor 40–50 Jahren Personen, die das Brummeisen — ein Stück kostete einen Schufertaler (Bierkreuzerstück) — gut zu spielen verstanden. (G. Palme, Rentmeister i. R., Gablonz a. N.)

284. Einen solchen Schulbrauch habe ich vor 54 Jahren in meinem ersten Schuljahr in Runarz mitgemacht. Das Fest fand an einem Wochentag vormittags gegen Ende des Schuljahres im Gasthaus statt. Die Musik spielte auf und Knaben und Mädchen tanzten miteinander wie die Erwachsenen. Die Eltern sahen zu. Zum Schlusse bekam jedes Kind ein Äpfel und einen Viertelliter Bier. In der Folgezeit waren alle Schulfeste stets an Sonntagen, es wurde nicht mehr ausschließlich getanzt, sondern vor allem deklamiert und gespielt. (G. Tilscher.) Nach Mitteilung meines 83 Jahre alten Vaters war in seiner Schulzeit stets ein Kinderball, der im Fasching an einem Sonntagnachmittag unter Aufsicht des Schulmeisters im Gasthaus stattfand. Essen und Getränke mußte sich die Kinder selbst bezahlen. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.) In Mähr.-Kokendorf wurde der früher am Faschingdienstag abgehaltene Kinderball „Mäbertanz“ genannt. (H. Englisch, Prag.) Früher tanzten die Schulkinder am Faschingmontag unter Aufsicht des Lehrers. Heute tanzen nur die Mädchen miteinander in einem Klassenzimmer der Klosterschule und werden mit Gebäck und Zuckerln bewirtet. (A. Wesseler.)

287. Vor Jahren wurde mir erzählt, daß das Gesundheitswünschen beim Niesen aus einer Zeit stammt, in der die Pest im Lande herrschte. Hatte die Krankheit den Höhepunkt erreicht und mußte der Kranke niesen, so war er gerettet. Vielleicht ist diese Meinung nicht bloßer Aberglaube, sondern aus einer primitiven Beobachtung des Krankheitsverlaufes hervorgegangen. Daß das Niesen die Wahrheit einer Erzählung bekräftigt, ist allgemeiner Glaube. (A. v. Klement, Reichenberg.) In Runarz erzählt man, daß jene Pestkrankheit mit Niesen begann. Durch das „Helf Gott!“ wollte man die Krankheit abwenden. (G. Tilscher.) Auch in Brünn erzählt man, daß man früher die Cholera bekam, wenn man niese, und

daher der Segenswunsch beim Niesen üblich wurde. (M. Rasparek, Ivanovce, der zugleich aufmerksam macht, daß man bei Höhergestellten „Zum Wohlsein!“ und bei Gleichgestellten und im gewöhnlichen Leben „Helf Gott!“ zu sagen pflegt.) Mein im Jahre 1928 verstorbener Lehrer Stefan Zeisel pflegte uns in der Schule die folgende Geschichte zu erzählen: »Vor vielen Jahrhunderten herrschte eine böse Krankheit, an der viele Leute starben. Wenn aber ein Kranker niesen konnte und man ihm „Helf Gott!“ wünschte, worauf er „Gott bezahl's!“ zur Antwort gab, so wurde er gesund. Als die Krankheit vergangen war, blieb die Gewohnheit, beim Niesen ein „Helf Gott!“ zu wünschen und mit einem „Gott bezahl's!“ zu danken.« (M. Wesseler, der darauf hinweist, daß man nicht bloß im Niesen eine Bestätigung des eben Gesprochenen sieht, sondern auch, wenn dabei die Uhr schlägt. Auch in diesem Falle sagt man: „Gott helf, es ist wahr!“)

288. Das **T ä t o w i e r e n** war vor dem Weltkrieg besonders bei den in Bosnien dienenden Soldaten üblich. (M. Wesseler.)

289. **M i t e s s e r** werden auch in der Aglauer Sprachinsel (G. Krcad, Prag), in der Sprachinsel Deutsch-Pröben (M. Wesseler) und weiterhin, z. B. in Luxemburg (J. Heß, Eich) für lebende Wörter gehalten.

291. Nur ganz vereinzelt gibt es noch Erinnerungen an **W a l l e n s t e i n** in der Volksüberlieferung. In Elmütz wird noch im neuesten Zeit erzählt, daß Wallenstein am dortigen Jesuitengymnasium studierte und eines Tages vom Dache der heutigen Studienbibliothek herabsprang, ohne sich zu verletzen. (F. Langer, Klein-Mohrau i. M.—Prag.) Vgl. auch J. Kern, Die Sagen des Leitmeritzer Gauces, S. 118. Anm. 42.

292. Im allgemeinen beginnt man jede Arbeit mit den Worten „In Gottes Namen“, vor dem Säen spricht man „Gott gib's, daß 's grat (gerät).“ Meine selige Großmutter pflegte vor jedem Werke das folgende Gebet zu sprechen:

In Namen Gottes sang ich an,
mir helfe Gott, der helfen kann!
Wenn Gott dir hilft, ist alles leicht;
wenn Gott nicht hilft, wird nichts erreicht.

Um eine gute Ernte zu erzielen wurde noch in der Jugendzeit meines Vaters beim ersten Ausfahren unter das Pflugerät zwischen die Räder ein Stück Brot, ein Hühnerei und eine Kupfermünze (Kreuzer) gelegt. (D. Zerlik, Mittwa.) Hier sind drei Gebete bei der Feldarbeit nicht mehr üblich. Nur wenn beim Säen die ersten drei Hände voll Getreide geworfen werden, tut man dies „im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit“ (M. Horner, Königswert.)

293. In Ruwarz macht man einen Unterschied zwischen einer Schürze und einem **Schurz**. Der „Schurz“ ist ein Frauenrock, der mit Haften oder Bändern festgemacht wird und daher einen sogenannten Schlis hat; die „Scherz“ wird über dem „Schurz“ getragen, um diesen zu schonen. (G. Tilscher.)

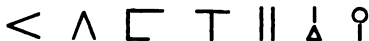
294. **O r t s n a m e n**, die zur Abfertigung müdiger Trager dienen, sind: In der Gegend von Lberplan in Südböhmen (M. Brosch, Eger) „Budageln“ (Dorf bei Reichenau a. d. Maltitz); um Mittwa bei Theusing (D. Zerlik) „Burtehude“, „Borbumman“ und „Tobau“ (Ort im Bezirk Kaaden); um Königswert (M. Horner) und Chodau (M. Baumann) ebenfalls „Burtehude“ und „Tobau“ und außerdem „Duminsdorf“ und „Damschgrün“, um Chodau ferner „Jofes“ (Ort im Bezirk Joachimsthal); um Wagnitz in Schlesien (G. Jelonck) „Brawin“, ein deutsches Dorf, von dem zahlreiche Schildbürgergeschichten im Umlauf sind. Häufig sind abweisende Redensarten, z. B. „Ni Brawe (Brawin) hon se geschosse, sollst Wüchje puke kommen“; „Such mich zu Krug, da brauchst du keinen Henkel“ (J. Schreiber, Große); „Such mich im Krautgarten“ oder „Plas mir den Hobel aus“ u. a. (J. Thöndel, Bergstadt, der neben Burtehude, Pfefferland, Raffernland u. a. noch „Fragmichnicht“ anführt.) Aus Hohenelbe (G. Palme, Gablonz a. N.) wird das Frage- und Antwortspiel mitgeteilt: „Wu kemmt denn har?“ „Wu da Kummhar.“ — „Wu giehit denn hie?“ „Ei die Giehhie.“

295. Nach den bisherigen Einläufen gibt es derzeit sonst nirgends mehr eine **D o r f o m a n n s c h a f t** in dem geschichtlichen Sinne. In Hohenlitz i. M. war es, wie auch in anderen Dörfern, früher Brauch, daß die Ortsanässigen einmal

im Jahre beim Dorftrichter zusammenkamen und die Gemeinderrechnung überprüften und genehmigten, wobei es auf Gemeindefosten Freibier gab. (F. J. Ronger, Klein-Mohrau i. M.—Brag.)

296. Bei den Schaben unterscheidet man die Küchenschabe (der Schwab) und die kleinere deutsche Schabe (der Russe). Will man sich von dem Ungeziefer befreien, so fängt man drei Stück und gibt sie einem Verstorbenen mit in den Sarg. (M. Horner.) In dem Gebiet zwischen Plan und Mieß und um Pödersam unterscheidet man ebenfalls die zwei Arten mit den gleichen Volksnamen. (J. Wösch, Pödersam.) Dasselbe gilt für die Gegend um Römerstadt, wo man von einem Mann, der viel Schulden hat, sagt „Der hat Schulden wie der Bäcker Schwaben“ (J. Thöndel); ferner für die Gegend von Olmütz, wo gleichfalls beide Namen üblich sind (G. Tilscher), wie auch für das Gebiet um Wagstadt (E. Zelonek.) Hier kennt man folgende Arten der Beseitigung: Man muß am Gründonnerstag alle Schwaben, die man sieht, zum Haus hinauskehren; sie kommen dann nicht wieder. Man muß ein Pärchen der Schwaben in Papier einpacken und über die Ortsgrenze hinausstragen; dann kommen alle anderen nachgezogen. Wenn man eine weiße Küchenschabe, die „Schwabenkönigin“ heißt, fängt, so soll man sie töten; dann ziehen die anderen Schaben aus. In Altstadt bei Wagstadt wirkt man den in einer Schachtel eingesperrten „Schwabenkönig“ auf einen Wagen, der ihn aus dem Ort hinausführt, worauf alle anderen Schwaben nachfolgen. Im Grasse (J. Schreiber) heißen die kleinen Schaben „Schwoafa“ oder auch „Kieferschwoafa“ oder „Kieferschafse“ (Kieferschüfse), weil sie in Kieferwäldern häufig vorkommen.

297. Bettlerzeichen, eine Art Zinken, gibt es bei uns ganz bestimmt. Man findet fast bei jedem Eingang Zeichen (Kreise, Striche in verschiedenen Lagen, Figuren) eingericht, die man gewöhnlich für Kindergeißel hält. Deuten kann sie allerdings nur der Berufs Bettler. (M. Horner.) Geheimzeichen der Zigeuner habe ich während meiner Dienstzeit als Gendarm wiederholt beobachtet. Auch die Rauchfangkehrer machen sich auf ihren Beruf bezügliche Zeichen an den Haustüren. (J. Thöndel.) Hier gibt es geheime Zeichen der Bettler, Landtreicher, Scherenschleifer und Zigeuner. An den Hausmauern findet man oft folgende sieben Zeichen:



An unserer Hausnummer steht das 2. Zeichen. Da bei uns jeder beten muß, wenn er etwas bekommen will, so deutet das Zeichen wohl das Beten an. Trotzdem ich schon viele Bettler beschenkt und nach dem Sinn der Zeichen gefragt habe, verrät es keiner. (M. Wesseler.)

299. Man muß unterscheiden zwischen Vorbeugungsmitteln und Schutzmitteln gegen Feuer überhaupt und Abwehrmitteln gegen ein im Ort ausgebrochenes Feuer. Zu den ersten gehört das Ausweihen des Hauses am Dreikönigstage. Dabei wird gesprochen:

Heilige Dreikönig aus dem Morgenland,
beschützt' uns vor Feuer und vor Brand,
beschützt' uns vor Pest und Hungernöth!
Dazu helfe uns Gott Vater, Sohn und der heilige Geist!

Zur Ausweihung nimmt man drei Kornähren, bei jeder Tür klopf man zuvor an. Schutzmittel sind ferner die geweihten Palmen und Laubzweige, die man zu Otern und zu Fronleichnam hinter die Heiligenbilder in der Stube oder unter das Dach steckt. (O. Zerlik.) Bei einzelnen Häfen befindet sich im Torbogen oder im Hausgiebel eine kleine Nische, in der ein Bild des hl. Florian steht. Gegen Feuer schützen ferner unter das Dach gelegte Holzstücke vom „Judassverbrennen“ am Karlamstag oder Kränzlein vom Johannisfeuer, dann Birkenreisig von den Fronleichnamssalkären und geweihte Palmzweige vom Palmsonntag, die man am Hausaltarbrett kreuzweise hinter das Kreuzifix steckt. Von den angeführten Dingen verbrennt man bei Gewittern etwas im Ofen, damit der Blitz nicht zündet.

Zuweilen finden sich noch Feuerregen. Sehr schlecht ist, wenn bei einem Brande der Hausfund mit verbrennt, weil dieses Haus wieder abbrennt, wenn man es neu aufbaut. (M. Horner.) Neben Palmzweigen und Birkenreisern vom

Palmsonntag und Fronleichnamstag wurden in vielen Häusern auch besondere Gebetszettel aufbewahrt, die gegen das Feuer schützen sollten. Bei starken Gewittern zündet man eine geweihte Kerze an und betet. Heute verläßt man sich schon mehr auf die Blitzableiter, obwohl es noch vor dem Kriege hieß, daß sie die Gewitter anziehen. (F. J. Langer.) Gegen Blitzschlag schützen hinter den Spiegel gesteckte Palmzweige und in eine Ecke des Dachstuhles gegebene Birkenreisig vom Fronleichnamstage. (J. Thöndel.) In ein Haus, wo Schwalben nisten, schlägt der Blitz nicht ein. Bei alten Häusern findet man hohe Bäume, meist Linden, die das Dach überragen und als höchster Punkt den Blitz ablenken. Bilder des hl. Floriana trifft man in vielen Häusern. (H. Englisch, Prag, für Mähr.-Rosenborg.) Wenn man abends ausgeht, soll man den Kehricht nicht mehr verbrennen, sonst gibt es Feuer. Im Jahre 1921 war ich Zeuge folgender Begebenheit. Infolge Blitzschlages brannte in unserer Stadt ein altes Holzhäuschen nieder. Während alles mit dem Löschen des Feuers beschäftigt war, kam die Besitzerin des schon stark gefährdeten Nachbarhauses mit einem Marienbilde — es war, wie ich nachträglich erfuhr, geweiht — gelaufen, das sie sich von bekannten Leuten in einer anderen Gasse geholt hatte. Das hielt sie nun unter Beten und Weinen gegen die Flammen. (E. Jelonet, Wagstadt.) Von einem alten Mann in Neutitschein hörte ich, daß es kalte und warme Blicke gebe, nur die letzten zünden. Man schützt sich gegen Blicke durch Pflanzen von Schuppen-, auch Donnerwurz und durch Aufstecken von geweihten Palmzweigen und Birkenreisig von den Fronleichnamstakären. Blitzfeuer kann man nur mit Milch löschen, was auch die Eschchen im Schwarzwald glauben. Wenn es brennt, soll man zuerst nach dem Brot greifen, dann wird man nicht kopflos. (M. Kasparek, Ivanovce.) Das Bild des hl. Florian oder ein Gebet zu ihm soll in keinem Haus fehlen. Neben den hinter die Balken gesteckten Kräutern u. a. schützen auch Himmelsbriefe, Hauslegen und Bilder. Unser Haus brannte noch nie ab, trotzdem die beiden Nachbarhäuser schon dreimal abgebrannt sind und im Jahre 1877 die ganze Gasse ein Raub der Flammen wurde. Meine Ureltern und Großeltern meinten, daß die zwei noch heute im Hause befindlichen Bilder „Geistlicher Hauschutz“ und die „Länge Christi“ das Unglück abgewendet hätten. Auch jene Häuser sollen nie abbrennen, in denen man „brennende Liebe“ (*Lychnis chalcodonica* L., sonst auch Feuernelke, Jerusalemblume, Malteserkreuz genannt) züchtet. (M. Wesseler, Deutsch-Proben.)

Umfragen

301. Wo gibt es Dörfer ohne Spaken? Fehlen Spaken auch dann, wenn der Ort weit entfernt von einem Walde ist? Werden zur Begründung des Fehlens der Spaken auch in Mähren und Schlesien, so wie in Nordböhmen (vgl. etwa Mitt. des Nordböh. Exc.-Clubs 1884, S. 131 f.), Sagen erzählt?

302. In Benešchau bei Deutsch-Proben muß man nach Mitteilung von E. Stad im Frühjahr, wenn man den ersten Donner hört, etwas mit dem Rücken heben, d. h. sich an ein Haus, an einen Baum oder sonstwo fest anlehnen. Dann hat man das ganze Jahr keine Kreuzschmerzen. Wo besteht derselbe oder ein ähnlicher Glaube?

303. In Birten (Bz. Petchau) treffen sich, wie D. Zerlik mitteilt, am Oster-sonntag die Buben und Mädchen außerhalb des Ortes. Die Mädchen lassen gefärbte Eier einen ziemlich hohen Abhang herunterrollen und die unten stehenden Buben trachten, die Eier aufzufangen. Wo ist der gleiche Osterbrauch dahcim?

304. Wem bleibt der Mund offen beim Sterben? Dies geschieht in Groffe nach Mitteilung von J. Schreiber dem, der in eine Stube, wo man Federn schleift, tritt und nicht wenigstens drei Federn zerreißt.

305. Noch vor etwa 30 Jahren wurde, wie G. Tischer (Munatz) mitteilt, bei einem Sterbefall im Sterbezimmer nach Eintritt des Todes mit einem oder mehreren zusammengebundenen, in der Kirche geweihten Glocklein, die man *Loretto-glocklein* nannte, geläutet. Das Läuten geschah, um die bösen Geister zu vertreiben. Bei Nichtgebrauch wurden die Klöpplein in einen Lappen eingebunden, damit niemand läuten konnte. Bestand dieser Brauch auch sonstwo?

306. Nach Mitteilung von Dr. A. Klein (Prag) gab es in Ludiß einen Mann, der ein *Gerstenkorn* (Entzündung einer Talgdrüse im Augenlid, hordeolum) in der Weise vertrieb, daß er es berührte und einen unverständlichen Spruch brumnte. Dabei durfte aber der Hilfesuchende niemandem sagen, wohin er gehe, und durfte weder auf dem Wege, noch bei dem Wunderarzt ein Wort sprechen. Wie vertreibt man sonst Gerstenkörner?

307. Wird beim Ausbuttern lange keine Butter, so legt man, wie D. Zerlif mitteilt, hie und da einen großen Kamm unter das Butterfaß. Wo erscheint sonst noch ein *Kamm* im abergläubischen Volksbrauch und wie wird seine Verwendung erklärt?

308. Gibt es besondere Mittel, z. B. Venesection des Wehsteines mit dem Kopf einer Kreuzotter, zum *Sensenschärfen*?

309. War es feinerzeit (im 17. und 18. Jahrhundert) üblich, die menschliche Nachgeburt in Töpfen unter der Dachtraufe und an anderen Stellen zu vergraben? Hat man solche *Nachgeburtstöpfe* bei Grabungen gefunden?

310. Gibt es auf sudetendeutschem Boden *Schießlöcher* in Kirchen-türen (z. B. bei alten Wehrtürchen)? *

Schrifttum

Dr. Heinrich *Réz*, Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpathenländern. XVIII. Band, 2. Heft der Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1934.

Die fleißige und gründliche Arbeit umfaßt 156 Seiten. Sie bringt den Stoff in der gleichen Anordnung wie die Bibliographien der deutschen Volkskunde in Böhmen von Hauffen-Jungbauer und in Mähren-Schlesien von Hobinka. Ange-schlossen sind ein Orts-, Personen- und Sachverzeichnis. Sicherlich wird diese Bibliographie, die auch das deutsche Schrifttum in Galizien berücksichtigt, nicht bloß weitere volkskundliche Forschungen erleichtern, sondern auch zu neuen anregen.

Walter *Dienert*, Deutsche Volkskunde. Ein Grundriß. Reclams Uni-versal-Bibliothek Nr. 7227. Leipzig 1933. Geh. 35 Pf., geb. 75 Pf.

Das kleine Büchlein kann keineswegs als eine „ausreichende“ Einführung in das Wesen der deutschen Volkskunde bezeichnet werden. Es behandelt bloß „Siedlung, Haus und Hof“, „Volks-tracht“, „Glaube und Aberglaube“ und „Sitte und Brauch“. Die Volkssprache und die nur hie und da gestreifte Volksdichtung gehen leer aus.

H. *Schlenger*, Methodische und technische Grundlagen des Atlas der deutschen Volkskunde. Heft 27 von Deutsche Forschung. Verlag der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, für den Buchhandel Verlag R. Siegismund, Berlin, 1934.

Die ausgezeichneten Darlegungen des Verfassers beweisen, wie es nach an-fänglichen Schwierigkeiten gelungen ist, die Arbeit an Atlas der deutschen Volks-kunde methodisch und technisch so zu gestalten, daß sie den höchsten wissenschaft-lichen Anforderungen genügt und entspricht. Das Buch, zu dem Minister Dr. F. Schmidt-Ott und Prof. Dr. John Meier gehaltvolle Vorreden geliefert haben, gliedert sich in fünf Hauptabschnitte: Ziel und Aufbau; Der Atlasplan und seine Bewirklichung; Das Fragenwerk; Das Kartenwerk; Die Bedeutung der Atlasarbeit für die Volkstumspflege der Gegenwart. Zahlreiche Karten, deren saubere Aus-führung besonders zu betonen ist, sind beigegeben.

Adolf *Bach*, Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben. Mit 25 Karten im Text. Germanische Bibliothek, 1. Abt., 1. Reihe, Nr. 18. Carl Winters Univ.-Buchhandlung, Heidelberg 1934. Ge-heftet 4.50 Mark, geb. 6.50 Mark.

*) Die Anregung zu den Fragen 308—310 gaben die letzten Lieferungen der Zeitschrift „Deutsche Kunde“.

Das Buch behandelt in vier großen Abschnitten das historische, phonetische, geographische und volkskundliche Problem. Es bleibt auf keine Frage eine Antwort schuldig und verzeichnet das einschlägige Schrifttum so erschöpfend, daß es als ein musterbhaftes Handbuch nicht bloß dem Mundartforscher und Volkskundler, sondern auch jedem, der sich in dieses Wissensgebiet einarbeiten oder Auskunft holen will, wärmstens zu empfehlen ist.

Hans Bahlow, Deutsches Namenbuch. Ein Führer durch Deutschlands Familiennamen. Verlag Karl Wachholz, Neumünster in Holstein 1933.

Zu diesem 194 Seiten umfassenden Buch schreibt unser Mitarbeiter Doktor E. Führlich (Reichenberg): „Die bisherige Familiennamenkunde war in vielen Fällen ein Lummelplatz des Dilettantismus; die gangbaren Namenbücher (Heinze-Casorbi, Brechenmacher, Gottschald) stützten sich viel zu sehr auf Förstemanns Altschweizerisches Namenbuch, das die bis 1100 vorkommenden altdeutschen Namen verzeichnet, während die meisten unserer Familiennamen erst in viel späterer Zeit entstanden sind, in der von dem altdeutschen Namenschatz nur mehr Reste im Gebrauch waren. Auch die landschaftlich verschiedene Prägung der Familiennamen, verursacht durch mundartliche Eigentümlichkeiten oder auch nichtdeutsche Einflüsse in Grenzgebieten, berücksichtigen die alten Namenbücher kaum. Mit diesen Fragen setzt sich Bahlow im 1. Teil seiner Arbeit grundsätzlich auseinander und bringt im 2. Teil Namenserkklärungen. Sein Buch beruht zweifellos auf richtigen Voraussetzungen, wenn es auch in manchen einzelnen Erklärungen noch Problematisches birgt.“

Deutsche Bauernregeln, mit Echerenschnitten bebildert von Ernest A. Potuczek. Sonderdruck aus der Deutsch-mähr.-schles. Heimat, Brünn. Parnas-Verlag, Brünn 1934. Geh. 9 Kr.

Eigenartige Auffassung und feiner Kunstinn spricht aus diesen 60 Echerenschnitten. Der Künstler, dem auch Humor nicht fehlt, kann auf diese Leistung stolz sein.

A. Wesselski, Der Sinn der Sinne. Ein Kapitel der ältesten Menschheitsgeschichte. Heft 4 von „Monografie archivu orientálního“. Prag 1934.

Dieses Heft der vom tschechoslowakischen orientalischen Institut (Československý ústav orientální) in Prag herausgegebenen Monographien ist wieder eine glänzende Leistung des auf allen Gebieten beschlagenen Forschers. Die Arbeit wird nicht allein Volks- und Völkerkundern, sondern insbesondere auch den Vertretern der Religionswissenschaft und der Naturwissenschaft willkommen sein. Aus ihr erfieht man, daß der Geruchssinn, über den M. Höfler im 3. Jahrgang (1893) der Zeitschrift für Volkskunde die wichtige Abhandlung „Der Geruch vom Standpunkte der Volkskunde“ veröffentlicht hat, tatsächlich der Sinn der Sinne ist. Denn durch den Geruch ergibt sich „nicht nur das Geschlecht und das Alter des Einzelnen, sondern auch seine Zugehörigkeit zu einer Familie, einem Stamme und schließlich einem Volke“.

K. Benyovszky, Die alten Preßburger Volkschauspiele. Verlagsbuchhandlung E. Steiner, Preßburg 1934. Geh. 18 Kr.

Der um die volkskundliche Erforschung des Preßburger Gebietes eifrig tätige Verfasser ergänzt mit dieser Veröffentlichung die von ihm herausgegebenen Obernifer Weihnachtsspiele (Christgeburtspiel, Spiel vom Sündenfall, Schuster- und Schneiderpiel) durch die Preßburger Fassungen der ersten zwei Spiele und bespricht in einleitenden Abschnitten die Beziehungen zwischen beiden. Während beim Spiel vom Sündenfall die Fassungen von Obernifer und Preßburg wörtlich übereinstimmen, ergeben sich beim Christgeburtspiel, daß in Preßburg reicher an Liedern ist, Unterschiede und Abweichungen.

J. Ernhey und G. Kurzwel, Deutsche Volksschauspiele aus den oberungarischen Bergstädten. Hg. vom Ungarischen Nationalmuseum. I. Band. Budapest 1932.

Der vorliegende Band enthält 36 Volksschauspiele, die von den zwei Herausgebern in den Jahren 1903 bis 1914 in den damals ungarischen, heute tschechoslowakischen deutschen Sprachinseln gesammelt wurden. Heute wäre diese Arbeit wohl kaum mehr mit gleichem Erfolge zu leisten. Denn während noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die ganze männliche Jugend — auch die weiblichen Rollen wurden von Männern gespielt — der deutschen Siedlungen an den Spielen teilnahm, weil es der Brauch war, entweder Spieler oder wenigstens Sänger zu sein, kam es bald zu einem Verfall, der aus verschiedenen Ursachen erfolgt ist, wozu aber auch die Polizei und Obrigkeit nicht wenig beitrug. Aber um 1903 lebten wenigstens noch im Andenken der älteren Generation — fast jedes Mitglied der Schauspielergesellschaften kannte alle Rollen auswendig — die Spiele und konnten daher leicht aufgezeichnet werden. Wichtiger als dieser Textband wird der II. Band des Werkes sein, der die textkritische, geschichtliche, literaturgeschichtliche und volkskundliche Bearbeitung der Spiele enthalten wird, die zum Teil bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen, zum Teil Stoffe behandeln, die im gleichen Gebiet und weiterhin auch als Märchen erzählt werden, z. B. König Dagobertus aus Frankreich mit des Forstners Kind (= Glückskind mit dem Todesbrief; vgl. Sw. Märchen I., S. 326 f.). Außer Volksschauspielen wurden von den Herausgebern auch zahlreiche Lieder gesammelt, die entweder mit dem Text der Spiele von Anfang an verbunden waren oder nach Belieben eingeschaltet und während der Aufführung gesungen wurden. Von 16 Hirtenliedern aus Weihnachtsspielen wurden Phonogramm-Aufnahmen gemacht, die im Ungarischen Nationalmuseum aufbewahrt werden.

G. Jungbauer, Deutsche Volksmedizin. Ein Grundriß. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934.

Das vor kurzem erschienene, VI und 250 Seiten umfassende Buch kostet gebunden 4 Mark, gebunden 4.80 Mark.

H. Kügler, Volkskunde im Unterricht der neueren Sprachen. Sonderdruck aus der Neuphilologischen Monatschrift, Heft 4/5 des 5. Jahrgangs. Leipzig 1934.

Auf diese gediegene Veröffentlichung, die sowohl den erfahrenen volkskundlichen Fachmann wie auch den gewiegten Schulmann erkennen läßt, ist mit besonderem Nachdruck aufmerksam zu machen. Die praktische Anleitung, die der Verfasser für die Verwertung der Volkskunde im französischen und englischen Unterricht gibt, läßt sich für die sudetendeutschen Schulen leicht auch auf den Unterricht im Tschechischen übertragen.

A. Hürfeld, Trachtenkunde und Schule. Mischendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W., 1933. Geh. 60 Pf.

Die kleine, mit zahlreichen Bildern auf Kunstdruckpapier ausgestattete Schrift deutet Sinn und Wert der Volkstracht und verlangt ihre Erneuerung, wobei mit der Jugend in der Schule der Anfang zu machen wäre.

A. Spamer, Die Tätowierung in den deutschen Hafenstädten. Ein Versuch zur Erfassung ihrer Formen und ihres Bildgutes. Verlag von G. Winters Buchhandlung, Fr. Quelle Nachf. in Bremen, 1934. Gehestet 3.60 Mark.

Die schon im vorigen Jahrgang unserer Zeitschrift (S. 163) kurz angezeigte Arbeit Spamers, die zuerst in der „Niederdeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ erschienen ist, liegt nun als Sonderdruck vor. Wie unsere 288. Umfrage ergeben hat, ist auf sudetendeutschem Boden für dieses Stoffgebiet wenig vorhanden. Um so mehr staunt man, wie viel Spamer aus dem ihm reichlich vorliegenden Stoff herauszuholen verstanden hat, dem hierbei ein rein volkskundliches Ziel vorgesteckt war, nämlich durch die wissenschaftliche Erforschung des gestochenen Hautbildes in

den deutschen Hafenstädten einen Beitrag zur Erkenntnis der geistig-seelischen Haltung der Seemannsbevölkerung dieser Städte zu liefern. Dies ist dem methodisch ausgezeichnet geschulten und das ziemlich abgelegene und verstreute Schrifttum über Tätowierung voll beherrschenden Verfasser vortrefflich gelungen.

K. M. K i e r, Männertänze aus der deutschen Volksüberlieferung. Zwölf Beschreibungen nebst Melodien. Verlag von Friedrich Hofmeister, Leipzig 1934.

Einen besonderen, bisher wenig beachteten, reizvollen Ausschnitt aus der Gesamtheit der Volkstänze bilden diese von Männern allein aufgeführten Tänze, die meist erst in vorgerückter Stunde, wenn keine Mädchen mehr am Tanzboden sind, an die Reihe kommen und gewöhnlich viel Kraft und Gewandtheit erfordern, dabei aber auch witzig und drollig zu sein pflegen. Von judetendlichen Männertänzen enthält das empfehlenswerte Buch eine Beschreibung des Kasiereranzes aus Kohlheim bei Neuern und das „Mühlrad“ aus dem Kuhländchen.

H a n d w ö r t e r b u c h d e s G r e n z - u n d A u s l a n d - D e u t s c h - t u m s, hg. von C. Petersen und C. Scheel. Verlag Ferd. Hirt, Breslau.

Vom ersten Band des unter Mitwirkung von rund 800 Mitarbeitern herausgegebenen Handwörterbuches liegen derzeit drei Lieferungen vor, die erkennen lassen, daß hier gründliche Arbeit geleistet wird. Es braucht wohl nicht erst betont zu werden, daß dieses Werk, das fünf Bände umfassen wird, für alle Grenz- und Auslandsdeutschen ein unentbehrliches Handbuch sein wird.

Hans R. K r e i b i c h, Der letzte Tanz. Gedichte und Geschichten in nordböhmischer Mundart. Verlag N. Lpiß, Warnsdorf, 1934. Geh. 9 Ks.

Es erübrigt sich wohl, daß unsere Zeitschrift, zu deren geschätzten Mitarbeitern H. R. Kreibich gehört und in der eine ausführliche Würdigung seines Schaffens als Mundartdichter von G. Eis erschienen ist, zu diesem neuen Werke kritisch Stellung nimmt. Es genügt zu sagen, daß Kreibich auch hier, seinen Grundsätzen getreu, an sich selbst die höchsten Anforderungen stellt und praktisch das verwirklicht, was er theoretisch wiederholt vertreten hat. Nur einen Wunsch, der wohl zugleich der Wunsch aller nordböhmischen Leser der ersten und heiteren Dichtungen Kreibichs ist, spricht unsere Zeitschrift aus, nämlich den, daß diese Sammlung keineswegs der letzte Tanz sein soll, sondern daß noch viele andere, ebenso willkommene Tänze nachfolgen mögen.

Karl B a c h e r, Die rennende Reiter. Bauernlustspiel in drei Aufzügen. Selbstverlag: Wien 20, Petraschgasse 3/10. Wien 1934.

Im letzten Heft unserer Zeitschrift hat Dr. B. Tollmahr bereits hervorgehoben, daß die Wendung Bachers zum Drama in den letzten Jahren kein Zufall ist, sondern daß auch seine früheren Gedichte und Erzählungen die dramatische Begabung unseres Landmannes deutlich erkennen lassen. Sie offenbart sich gut in dem vorliegenden Stück, das lebenswahr und natürlich ist und daher seines Erfolges auf jeder Bühne sicher sein kann. Das im Titel ausgesprochene Motiv, die Verwendung eines Siebes zum Ausfindigmachen eines Diebes, zeigt schon äußerlich die enge Beziehung zwischen dem dichterischen Schaffen Bachers und der Volkskunde an.

Alfred S ö r g l, Erdandacht. Gedichte. Selbstverlag Falkenau a. d. Eger. Preis geh. 3 Ks.

Aus den 33 Gedichten dieser Sammlung, die uns vom Frühling durch den ganzen Jahreslauf bis in den Winter führen, spricht ein ganz eigenartiger, neuer und kräftiger Ton. Da ist wirklich ehrliche und tiefe Empfindung mit dem schönsten Formgefühl gepaart. Da lebt die Heimat und das Heimatdorf in tiefster Seele:

Wie rastlos ich auch schreite
mit Traum und Melodie
in sagenhafte Weite,
mein Dorf verläßt mich nie.

Hugo Scholz, Erde, Bauer und Volk. Heft 5 der Bauern-Volkspredigten. Scholle-Verlag, Braunau i. B., 1934. Geh. 1.50 Ks.

Vom Herzen kommend und ins Herz dringend, ist die kleine, aus zwei Vorträgen zusammengeschweißte Schrift eine lebendige Mahnung an die Mitwelt, die sich noch immer nicht bewußt ist, daß tatsächlich der erdverbundene Bauer allein den Bestand und die gesunde Entwicklung des einzelnen Volkes, aber auch der ganzen Menschheit gewährleistet.

H. W a p l i k, Die Returner Hütte. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig. — Der Teufel wildert. L. Staackmann, Leipzig.

Über die zwei 1933 erschienenen Romane urteilt H. Esfarz in der „Heimatbildung“ (2./3. Heft 1934): „Da ist ein Hauch der Urwaldstille und Weltallverbundenheit Adalbert Stifters, etwas vom Saft und der Süße Jean Pauls, dazu ein Schuß E. Th. A. Hoffmannscher Magie. Es ist nicht Romantik nach Eichendorffs oder Schumanns Sinn. Eher noch Erbgut bairischen Barocks, in dem gewisse Funken der Hussiten-Brände fortzuglimmen scheinen, von Ostwind immer wieder angefacht. Legendenhaft fließt es dahin und balladenhaft krampft es sich auf, der Schwärmererei so hold wie dem Grauen.“

E. L e h m a n n, Welt hinterm goldenen Neg. Alt-Prager Hochschulbilder. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. Geh. 10 Ks, geb. 15 Ks.

In Fortsetzung der früher erschienenen Dichtungen „Hyperions Jugend“ (Anabazzeit) und „Der Schüler Emilius“ (Mittelschulzeit) wird hier ein lebenswahres Bild der Hochschulzeit gegeben, die Lehmann in Prag und in reichsdeutschen Städten verbracht hat. Für uns ist vor allem die Dichtung „Beim Kinstgartener“ herauszuheben, die von dem Freund und Landsmann Hauffens berichtet, von dem aus Gottschke stammenden Prof. J. Tichinkel, durch den Lehmann auf die Volkskunde hingewiesen wurde:

Wie wenig haben wir in uns'ren Schulen
Davon gehört! Wie dringt Professor Hauffens
Volksforschung hierzuland nur langsam durch,
Der selber von des Freundes Gottschke ausging!

Und wie reich
Muß nicht anschauliche Erkenntnis
Der tausend Daseinsformen uns'res Volkes
Die Wissenschaft befruchten und das Leben!
Teil allen, die dazu ihr Körblein bringen!

G. J u n g b a u e r, Kriegsgefangen. 2. Auflage. Mit dem Bilde des Verfassers. Verlag Moldavia, H.-Rudweis, 1934.

Der Preis des 212 Seiten umfassenden, gut ausgestatteten Buches beträgt geh. 12 Ks, geb. 15 Ks.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in 20 Bänden. 15. Auflage. Band 17 (Schrä-Spu). 760 S. Preis 23.40 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 21.15 Mark.

In diesem Bande sind besonders die folgenden Schlagwörter mit ihren Zusammenfassungen wichtig: Schrift, Schule, See, Sonne, sozial, Sprache; ferner die Artikel: Schweden, Schweiz, Slawen, Slowakei, Sowjetunion, Spanien; endlich volkskundlich bemerkenswert: Schuhplattler, Schutzgeist, Schwerttanz, Singbewegung, Sene Wittchen, Sommertag, Spielkarten, Spielzeug, Sprichwörter u. a. Bei Spamer wurde sein Hauptwerk „Das kleine Andachtsbild“ übersehen.

An Sudetendeutschen verzeichnet der Band: A. Schramm, Schauspielerin, geb. 1835 Reichenberg; R. J. Schröder, Vitearchivar, 1825 Preßburg; L. G. Schröder (= Chr. Defer), Schriftsteller, 1791 Preßburg; M. Schrötter, Ritter v. Kriftelli, Chemiker, 1802 Olmütz; Ossip Schubin (= Aloisia Kirchner), Schriftstellerin, 1854 Prag; G. Schulhoff, Pianist, 1894 Prag; J. Schulhoff, Pianist, 1825 Prag; J. A. Schumpeter, Volkswirtschaftler, 1883 Triest i. W.; Felix Fürst zu Schwarzen-

berg, Staatsmann, 1800 Krummau; F. Schweighofer, Schauspieler, 1842 Brünn; A. Scultetus (Scholtz), Dichter, gest. 1647 Troppau; Ch. Sealsfield (= Karl Postl), Schriftsteller, 1793 Poppitz bei Znaim; S. Sechter, Musiker, 1788 Friedberg; J. Sedlnitzky, Graf von Choltitz, Staatsbeamter, 1778 Troplowitz; L. Sedlnitzky, Graf von Choltitz, Fürstbischof, 1787 Schloß Geppersdorf; J. M. v. Sequer, Physiker und Mediziner, 1704 Preßburg; A. Senefelder, Erfinder des Steindrucks, 1771 Prag; J. Senjenschnied, Buchdrucker, um 1420 Eger; R. Sieghart (richtig Singer), Finanzmann, 1866 Troppau; Fr. Simony, Alpenforscher, 1813 Hochowitznitz i. B.; R. Singule, Marineoffizier, 1883 Brünn; G. Sitt, Musiker, 1850 Prag; J. Skoda, Kliniker, 1805 Pilsen; G. Ritter v. Skoda, Ingenieur, 1839 Pilsen; V. Slézak, Opernsänger, 1873 Mähr.-Schönberg; J. Freiherr v. Sonnenfels, Jurist, 1733 Rifolsburg; Fr. v. Sorhlet, Chemiker, 1848 Brünn; Chr. Fr. Spieß, Romanschriftsteller, gest. 1799 auf Schloß Bezdiekau i. B.; Fr. Spina, Politiker, 1868 Markt Tünnau; R. Spitaler, Astronom, Geophysiker und Meteorologe, 1859 Bleiberg (Kärnten), von 1901 an Univ.-Prof. in Prag; Fr. Anton Reichsgraf v. Spord, 1662 Kärnanmöstec; B. Spranger, Maler und Radierer, gest. nach 1625 Prag; A. Springer, Historiker, 1825 Prag; Fr. Spunda, Schriftsteller, 1890 Lmütz.

W i r t r a g e n e i n E i c h t. Unter diesem Titel erscheint demnächst im Verlage Albert Langen-Georg Müller, München, eine Anthologie junger sudetendeutscher Lyrik mit Gedichten von Franz Höller, Alfred Görgl, Fritz Berned, Josef Moder, Johannes Tschek, Ruth Steffan, Annemarie Rudolf, Hans Korger, Herbert Spiekmeyer, Rudolf Deise und Josef Schneider. Diese von H. Chyraz ausgewählte und eingeleitete Gedichtsammlung bildet deshalb eine innere Einheit, weil sie aus einem Kreise innerlich verbundener junger Menschen hervorging. Sie alle meinen es ernst mit ihrem Sudetendeutschtum, ihrem Volkstum und Menschentum.

Der A l d e r m a n n a u s B ö h m e n (Karlsbad Trahowitz). — 2. Heft 1934: H. Preibsch, Die berufsständische Organisation als Voraussetzung künftiger Wirtschaftspolitik u. a. — 3. Heft: G. Jungbauer, Der Wiener Kulturräum und die Sudetendeutschen; W. Hensel, Das deutsche Weihnachtslied u. a. — 4. Heft: G. Winter, Religion und Politik u. a. — 5. Heft: A. Schmidtmayer, Für wen hat Karl IV. die Prager Universität gegründet? — C. Waldbrunn, Sudetendeutsche Erkenntnisse. Hier fällt die falsche Auffassung der Volkskunde auf, die keineswegs einer regional betriebenen Heimatkunde gleichkommt. Die richtig verstandene und gepflegte Volkskunde führt vielmehr naturnotwendig zur Teilnahme am gesamtdeutschen geistigen Leben.

H e i m a t b i l d u n g (Reichenberg). — 2./3. Heft 1934: Dieses zum Tag des Buches 1934 erschienene Sonderheft bringt nach einem gedankenreichen Beitrag „Werdendes sudetendeutsches Schrifttum“ von H. Chyraz Gedichte und Bekenntnisse von 38 sudetendeutschen Dichtern unter der Überschrift „Stimme von Land und Stamm“, wovon auch eine Sonderausgabe erhältlich ist. — 4. Heft: G. Lehmann, Geistige Isolierung; F. Roberg, Der Bauer im deutschen Volkslied u. a.

U n s e r e W e s t b ö h m i s c h e H e i m a t (Plan). — 2. Heft 1934: F. Blöchl, Vom Stufenpunkt auf alten Steinkreuzen; R. Storch, Die Spiekreder; A. Gückhorn, Tschechisches Sprachgut in unserer Mundart u. a.

D e u t s c h e A r b e i t (Berlin). — 1. Heft 1934: H. Rauschnig, Vom Charakter des Litdeutschen; C. Klebl, Böhmisches Glas u. a. Das Heft bringt auch vier prächtige Großaufnahmen aus Preßburg; 2. Heft: A. Jäger, Eßegg u. a.; 3. Heft: G. Heymann, Deutlichkeit im Winkel (Die Schwaben von Sathmar und Großwardein), mit mehreren Lichtbildern; Das Ausland-Tschechentum u. a.; 4. Heft: H. Koch, Staat und Kirche im Deutlichkeit Südostruropas u. a. Die Kunstbeilage bietet mehrere hübsche Aufnahmen aus dem Erzgebirge und mittleren Nordböhmen. — Seit Beginn 1934 ist die „Deutsche Arbeit“ mit der damit aus einer Halbmonatschrift in eine Monatschrift umgewandelten Stuttgarter Zeitschrift für die Kunde vom Auslandsdeutlichkeit „Der Auslandsdeutsche“ verbunden. Hier wird in jedem Heft eine genaue Übersicht über die gegenwärtige Lage aller auslandsdeutschen Volksteile gegeben und das gesamte Schrifttum besprochen und verzeichnet. Für den wissenschaftlichen Arbeiter auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde sind diese zwei Zeitschriften unentbehrlich.

Das deutsche Volkslied (Wien). — 1./2. Heft 1934: R. Zoder, Beiträge zur Geschichte des deutschen Volkstanzes u. a. — 3. Heft: Fortsetzung dieses Beitrages; R. M. Klier, Zu den Kärntner Passionspielen u. a. — 4. Heft: J. Rudenschnabl, Sängeln aus dem Böhmerwald (drei Lieder mit Singweisen aus Leichenlied bei Neuern.)

Bayerischer Heimatschutz (München). — Der 29. Jahrgang (1933) enthält eine Reihe wertvoller Beiträge, vor allem zur Sachvolkskunde und zur Volkskunst, und prächtigen Bildschmuck. Fesselnd geschrieben ist insbesondere der Aufsatz „Landschaft, Sachkultur und Volkstum im Bayer. Wald“ von C. Mauser, der das bisher Geleistete überblickt und auf das noch zu Leistende hinweist. Sehr ergebnisreich ist ferner die gründliche Abhandlung von H. Moser „Zur Geschichte des Winter- und Sommer-Kampffspiels“. Kleinere Beiträge berichten über Milchgruben, Hahntänze, Totenbretter u. a.

Der Bayerwald (Straubing). — Aus den letzten Heften verdient besonders das 1./2. Heft 1934 Erwähnung, das 28 Volkslieder und volkstümliche Kunstlieder aus der Gegend von Zwiesel bringt, die fast alle auch bei uns im Böhmerwald geungen werden. Bemerkenswert ist, daß von dem häßlingsartigen Lied „Einst lebte ich im deutschen Vaterlande“, das schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Flugblättern verbreitet war, das Horst-Wessel-Lied den Anfang der Singweise übernommen hat.

Austünfte

Namenforscher in B. Die gewünschte Aufklärung ist leicht zu geben. Die Aufsätze, die G. Gierach im Jahre 1922 und zu Beginn 1923 in der „Heimatbildung“ veröffentlichte, sind nicht durchwegs mit vollem Wortlaut in den Sonderdruck „Altdeutsche Namen in den Sudetenländern“ übernommen worden. Da die wissenschaftliche Forschung nur diesen Sonderdruck zu benutzen pflegt, muß ihr die eine oder andere Kleinigkeit entgehen, über die bloß die Erstausfäße in der „Heimatbildung“ unterrichten können. In dem Aufsatz „Die Mies und ihre Nebenflüsse“ (Heimatbildung, Heft 4 des 4. Jahrgangs, Jänner 1923) heißt es:

„Wenn wir nun die Mhlawa als eine ursprüngliche Angelache erkannt haben, können wir — es ist ein Verdienst des Herrn Dr. Schwarz, es zuerst erkannt zu haben — auch tschechisch Uslava, Laut für Laut ins Germanische übertragen und bekommen eine marcomanniische Grundform *Amsl-ahwa, d. i. Amsel-Ache.“

In dem Sonderdruck „Altdeutsche Namen in den Sudetenländern“ (S. 19) lautet derselbe Satz:

„Wenn wir nun die Mhlawa als eine ursprüngliche Angelache erkannt haben, können wir auch tschechisch Uslava Laut für Laut ins Germanische übertragen und bekommen . . .“

Es ist daher Anton Mayer, der nur den Sonderdruck kennt, im Irrtum, wenn er in seiner Abhandlung „Die Deutsche Besiedlung der Sudetenländer im Lichte der Sprachforschung“ (Zeitschrift d. d. Vereins f. d. Geschichte Mährens u. Schlesiens 30, 1928, S. 99) betrefis der Flußnamen Angel und Amsel schreibt:

„Der Nachweis der ununterbrochenen Fortdauer der deutschen Namen stammt von Gierach, S. 18 f., dem Schwarz, S. 29, folgte.“

Mayer konnte ferner auch nicht wissen, daß das erst 1923 im Druck erschienene Buch von Schwarz „Zur Namenforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern“ eine Habilitationssarbeit war und dem Begutachter Gierach handschriftlich schon im Jahre 1922 vorlag.

Fördert die Heimatbücher und Heimatzeitschriften!

In seinem 9. Rundschreiben (April 1934) richtet der Deutsche Verband für Heimatforschung und Heimatbildung diese Mahnung an die sudeten-deutsche Bevölkerung, und empfiehlt die folgenden Zeitschriften:

Heimatbildung, Reichenberg (für Erwachsenenbildung),
Firgenwald, Reichenberg (für Geographie und Geologie),

Natur und Heimat, Auffig (für Pflanzen- und Tierkunde),
 Sudeta, Reichenberg (für Vor- und Frühgeschichte),
 Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Prag,
 Sudetendeutsche Familienforschung, Auffig,
 Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen,
 Prag,
 Zeitschrift des Deutschen Vereins für die Geschichte Mährens und
 Schlesiens, Brünn.

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Wie alle anderen Zeitschriften hat auch unsere Zeitschrift unter der Wirtschaftsnöte und dem dadurch veranlaßten Ausfall von Zuwendungen und Abfall von Beziehern stark zu leiden. Umso erfreulicher ist es, daß einzelne ihrer Mitarbeiter und Abnehmer aus eigenem Antriebe für die Gewinnung neuer Bezieher sorgen und so den Bestand der Zeitschrift sichern helfen. Mit herzlichem Dank für diese Förderung in schwerer Zeit verbindet die Leitung der Zeitschrift das Ersuchen, auch weiterhin durch Bekanntgabe von Anschriften, an die mit Erfolg Probehefte gesandt werden können, die gute Sache zu unterstützen.

Schriften zu Gunsten des Böhmerwaldmuseums

Zu beziehen durch den Verein „Böhmerwaldmuseum“ in Oberplan.

1. Dr. Gustav **Jungbauer**, Die fünfblättrige Rose. Ein Sagenbüchlein. 3 Ks 50.
2. Dr. Valentin **Schmidt**, Versuch einer Siedlungsgegeschichte des Böhmerwaldes. 3 Ks 50.
3. Dr. Rudolf **Rubitschek**, Von den Rauen der Heimat. 3 Ks 50.
4. Karl **Wagner**, Kernworte der Böhmerwalddichter Stifter, Rank und Wefner. 3 Ks 50.
5. Dr. Gustav **Jungbauer**, Böhmerwaldmärchen. 7 Ks.
6. Hans **Waglit**, Mein Wuldaland. 3 Ks 50.
7. Dr. Rudolf **Slawitschek**, Der blaue Herrgott (Roman). 15 Ks.
8. Josef **Blau**, Von Häubern, Wildschützen und anderen Waldbrüdern. 5 Ks.
9. Dr. Karl **Egl**, Adalbert Stifters Bauerntum. 2 Ks 50.
10. Dr. Josef **Hanitsa**, Die Erforschung der westböhmischn Volkstrachten. 3 Ks 50.
11. Andreas **Korn**, Das Bethlehemspiel. Ein Weihnachtspiel der Böhmerwäldler in Karpathenrußland. 3 Ks 50.

Nr. 1 und 3 in einem Band, dauerhaft gebunden 9 Ks.

Nr. 2, 4 und 6 in einem Band, dauerhaft gebunden 13 Ks.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., **Thlobo nám. 28.**
 Druck von Heinr. Merx Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
 Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
 Aufgabepostamt: Prag 25.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

7. Jahrgang 1934

4. Heft

Das Lied von bösen Frauen

Von Alfred v. Klement, Reichenberg

Schon von anderer Seite¹⁾ ist darauf hingewiesen worden, daß die Lieder der Baganten nicht ohne Einfluß auf die frühe Kunstdichtung in deutscher Sprache geblieben sind; ein ganzes Stück aber wurde von der Volksdichtung übernommen: das Lied von den bösen Frauen entpuppt sich bei genauerem Zusehen als Übersetzung eines lateinischen Sanges, überliefert in einer Handschrift, welche um 1459 zu Prag im Collegio regis Wenceslai hergestellt wurde, der Schreiber war der Frater Crux de Telcz²⁾;

Cancio de mulieribus

Recedite, recedite,
ne mulieri credite!

1. Die tu, Adam, primus homo,
qui deceptus es in pomo. —
Sum privatus dei dono,
ne mulieri credite!
2. Eram fulgens quasi stella,
paradisus mihi cella.
sum deceptus a puella,
ne mulieri credite!
3. Uxor mea me fraudavit,
dum me pomo saciavit,
paradisus me privavit,
ne mulieri credite!
4. Die tu, Loth, dulce verum,
quanta fraus sit mulierum. —
Heu, deceptus sum per merum,
ne mulieri credite!
5. Me decepit nata mea.
cum misceram me cum ea,
fraudulenter quaerens rea,
ne mulieri credite!
6. Die tu, Sampson, et fatere,
quid sentis de muliere? —
Sum per eam lapsus vere,
ne mulieri credite!
7. Pilis meis sum privatus,
veniamque spoliatus,
sic cum ipse defraudatus;
ne mulieri credite!
8. Die tu, David manu fortis,
qui deceptus es in scortis. —
Fuit causa meae mortis,
ne mulieri credite!
9. Patet teste Salomone,
mulieres raro bone.
plena sunt deceptione,
ne mulieri credite!
10. Id quod scio tamen verum,
capio testem totum clerum,
mille fraudes mulierum;
ne mulieri credite!

11. Mulieres sunt fallaces,
 et in ore sunt loquaces,
 et in corde sunt mendaces,
 ne mulieri credite!

Eine andere ähnliche Fassung hat W. Wattenbach nach Wiener Handschriften zusammengestellt²⁹); die Veränderungen und Umbildungen, denen der lateinische Wortlaut durch die mündliche Überlieferung unterworfen war, lassen erkennen, daß das Original sowie die späteren deutschen Nachbildungen gesungen und wie ein Volkslied durch die fahrenden Scholaren von Land zu Land verbreitet wurde.

Die erste deutsche Bearbeitung wurde 1737 in Augsburg gedruckt:

Von den Weisbildern, wird aus der Schrift probirt

Es ist wahr und kein Gedicht,
 Was das Buch der Weisheit spricht:

1. Man soll keinem Weisbild trauen
 Gh im Sand ein Haus aufbauen.
 Das ist gewiß und kein Gedicht:
 Trau nur keinem Weisbild nicht.
2. Lang am Haar, kurz am Verstand,
 Ist das Weisvold wie bekandt,
 Drum laßt mans nit disputiren,
 Weder in den Rath einführen.
3. Adam erster Vatter mein,
 Anfangs frag ich dich allein,
 Woher kombt all elends Leben,
 Du sagst von der Eva eben.
4. D Weiber sehr der Vorwiß sticht
 Was man nur von weitem sicht,
 Gelt! des Loths fein Weib hat müssen
 Ihren Fürwiß sauber hüffen.
5. D Weiber spotten jederman,
 Wie die Sara hat gethan,
 Da sie ghört den Engel sagen,
 Daß sie einen Sohn soll tragen.
6. Jahel ein schwach Weisbild ist,
 Bracht doch durch ihr falsche List
 Sisara zum Schlaffen-gehen,
 Kunte nimmermehr aufstehen.
7. Frag den weisen Salomon,
 Wer verwirrt hat seinen Thron?
 D Weiber wird er zr Antwort geben,
 Thäten seinem Herß nachstreben.

8. Samson o du starker Held,
Wer hat dich zu Boden gefällt?
Dalila: Es ist kein Wunder,
Diß kunt gschehen auch jehunder.
9. Wer hat Holofernis Macht
In den Untergang gebracht,
Als die listig Judith eben,
So ihn brachte um das Leben.
10. Wider dn Keuschen Joseph war
Geiles Weib des Potiphar,
Tausend Lügen sie erdachte,
Biß sie ihn in Herder brachte.
11. Esau heulet, weint und klagt,
Da er came von der Jagt,
Weil Rebecca ihn betrogen,
s Vatters Seegen falsch entzogen.
12. Job ein Spiegel der Gedult,
Der kein Straff nie hat verschuld,
Ward, da ihn Gott hat probiret,
Auch noch von seim Weib veriret.
13. David, du gerechter Mann,
Bitte dich, zeig mir auch an,
Wer war Ursach deiner Thränen?
Bethsabea, thust bekennen.
14. Glaubts nur jetzt bey dieser Welt
Ist das Weibs-Vold also bstellt
Mich soll keine nit verführen,
Will mich gwislich obseviren.

Folgende zeitlich geordnete Druckorte des Liedes kann ich nachweisen, in denen der Wortlaut, mehr oder weniger verändert, aber meist gefürzt, wiedergegeben ist:

1. [B. Rathgeber:] Tafel-Confect, Dritte Tracht. Canto I. Augsburg 1737. S. 33/35, mit Weise; nach diesem Druck hier wiederholt.
2. [Fr. Nicolai:] Ehn seyner klehner Almanach II. Berthynn vundt Stettynn 1778. S. 110/12. Nr. 24: 5 Gesäße.
3. A. Harder: Altdenksche Volkslieder. Leipzig 1809. S. 1, mit Weise.
4. L. Erk u. W. Irmer: Die deutschen Volkslieder I. Berlin 1838. S. 4. Nr. 12.
5. G. W. Fint: Musikalischer Hausschatz der Deutschen. Leipzig 1843. S. 87.
6. A. Härtel: Lieder-Verikon. Leipzig 1854. Nr. 702.
7. A. Lütolf: Aus der früheren Schaubühne der Stadt und Landschaft Lucern. Der Geschichtsfreund XXIII. Einsiedeln 1868. S. 185. Ein weltliches Lied. 3 Gesäße von 15 aus: Comedi von der Gottseligen

teutschen Matron Susanna 1747. Nachgedruckt bei L. Tobler: Schweizerische Volkslieder I. Frauenfeld 1882. S. 156, Nr. 60.

8. Fr. W. v. Dittfurth: Deutsche Volks- und Gesellschaftslieder. Nördlingen 1872. S. 55/56, Nr. 57. Frau nur keinem Weibsbild nicht. 14 Gesänge.
9. L. Erk u. Fr. M. Böhme: Deutscher Liederhort II. Leipzig 1893. S. 692/93, Nr. 904. Ein Lied von bösen Frauen. 5 Gesänge.
10. Fr. M. Böhme: Volkstümliche Lieder. Leipzig 1895. S. 521/22, Nr. 695. Gegen böse Frauen. 15 Gesänge aus einem 1769 geschriebenen Liederbuch.

In L. Erks Nachlaß wird das Lied in der Abschrift eines Fliegenden Blattes, um 1750, aufbewahrt*); ebenso enthält ein Sammelband von Dichtungen des ersten oberösterreichischen Dialektdichters P. Maurus Lindemayr (1723—1783) drei Gesänge des Liedes als selbständiges Gedicht*).

Die Beliebtheit und Verbreitung des Liedes zeigt sich auch daraus, daß das Landvolk einzelne Teile in seine Quodlibete und Gasselsprüche übernommen hat. H. v. Preen hat einen solchen Text aus dem Innviertel in Oberösterreich überliefert*). In einer bisher ungedruckten Bauernpredigt aus Tirol, um 1860, heißt es:

Es ist wahr und kein Gedicht, was die ewige Weisheit spricht: Glauben miar lei kan Weiberleutn nicht! Wer den Weibsbildern zuviel glaubt, hot sei Haus af Schnee und Eis gibaut. Es werd ött longö stian und bald wieder vogian. Dorausß kann man leicht obnem, doß die Sündö durch a Weibsbild in die Welt ist kemm. Drauß konn man leicht schlaßn, doß die Weiberleit viel schlimmer sein müaßn.

Steht nicht in der Heiligen Schrift: Wie Eva im Paradies mit dem Apfelbiß den groß Schodn hot verursacht und den Adam hat zur Sünd gebracht. Der geduldige Hiob gibt selbst die Prob, er sitzt auf dem Mist und voll Kräh'n ist, sein eigenes Weib wollt ihn zur Ungeduld heken. Fragt den weisen Salomon, der zerstört hat den ganzen Thron, der wird euch gleich sagen: die Weibsbilder sind Ursach seiner Plagen. David, dem Frommen, hat auch ein Weibsbild die Ehr genommen, die Betsaba, wie euch bekannt, die stürzte ihn in die größte Schand! Judith ist zum Holofernes gegangen, er hat sie ganz liebeich empfangen, sie hat ihn in derselben Nacht mit seinem eigenen Schwert ums Leben gebracht! Wer hat den Samson, den starken Held, so in das Verderben gestellt? Ein Weibsbild, der er es gut gemeint, war ihm der größte Feind. Sie hat ihn seiner Stärke beraubt und zuvor geschoren sein Haupt. Dalila ist das größte Luder, ist allen Weibsbildern eine Mutter?).

In einem bisher ungedruckten Gasselfreim aus dem Pinzgau im Salzburgischen, um 1880, wird ähnlich gepredigt:

— Hiez will i enk enfern Sittn nach Vermögn
In's Taglicht lögn
Und will enk erzähl'n von ein großen Unheil
Und mach meiner Nured zwei Theil.
Den ersten Theil für die Altn,

Mögn mia den zweiten Theil für uns selba bhalt'n.
 — Ja! erster Theil ist wahr und kein Gedicht,
 Wie das Buch der Weisheit spricht:
 Trauts den Weibaleutn nicht!
 Van Weibaleutn ifts allweil
 Vorbei heil! hintbei freil!
 Unters Gsicht grad guat,
 Hinterrugs vol Dick und bösen Muth.
 Hat uns ja schon der heilige Paulus gschriebn,
 Wie das Weibagschlecht is verdraht und abkriem,
 Daß so vadraht und abkriem gar nig sein mecht.
 Und wie uns schon die Schrift beweist,
 Hat die Eva schon im Paradeis
 Den ersten Schaden verursacht
 Und den Adam zu der Sünd bracht.
 Daraus kann man schließn,
 Daß d Weiberleut schlechter sein müßn;
 Daraus klar und deutig abnehma,
 Weil die erst Sünd durch a Weibsbild ist auf d Welt köma.
 Und fragen wir den weisen Salomon
 Auf seinem Thron,
 Er wird sich zu mir schließn
 Und wird sogn müßn:
 Nur eben
 Dem Weibergschlecht war i ergebn.
 Und wer hat den Samson, den starken Held,
 Ins Verderben gstellt? —
 Als Dalila, denn sie war ein Fußl und eine Kluster
 Und allen Weibaleutn a Muster;
 Und ist nit Judith zu Holofernes ganga? —
 Wie liebeich hats n nit empfanga? —
 Sie hat sich ganz ehrbar geneigt,
 Ganz höflich gezeigt
 Und schon die erste Nacht,
 Ist daßt moan megst, als mögla war, hatn schon ums Leben bracht.
 Und seine Leut, sö wurden das gsagt habn, wenns nit wahr wa.
 Sö hamt die Weiberlist
 Halt a nit gwüßt,
 Hamts a erst erfahn,
 Leider, nach den Schadn*).

Die Verunglimpfung, Schmähung und Verwünschung der Weiber
 war schon frühzeitig überhaupt ein beliebter Stoff in mittelalterlichen
 Schriften und so auch der Baganen, die, ihre Kenntniss der Bibel verwer-
 tend und Gestalten aus derselben zum Vergleich heranziehend, mit Hohn,
 Spott und Verachtung solche Männer schilderten, die weiblichen Reizen
 erlegen sind. Diese vor vielen Jahrhunderten begonnenen Schmähungen

ziehen sich bis in unsere Tage hin. Einige Parallelstellen aus alter und neuer Zeit mögen dies erweisen:

De mulieribus

Adam, Sampsonem, Loth, David, regem Salomonem
Femina decepit: quis modo tutus erit?)

Mulier est initium peccati, caput draconis, cauda scorpionis, lingua serpentis, venenum aspidis. Hec est illa que eiecit Adam de paradiso, David de sua sanctitate, Salomonem de sua sapientia, Sampsonem de sua fortitudine, et quam plures philosophos de eorum philosophia⁹).

Styd adam vnd ouch samson
Kunig dauid vnd her salomon
Mit listen hant betrogen wip
Frow daz mich och den din lip
Betrügt daz ist nit wunder
Doch wil ich wesen munder
Daz ich als adam iht die wip
Berlier von diner mine biß...¹⁰)

Mercket auff jr jungen gesellen,
hüt euch für jungfrawen list...
Hierumb so thut mich mercken,
und meiner stimme gehorcht,
Wer hat Samson seiner stercke,
und David seiner gottesforcht,
Auch Salomon seiner weisheit,
fogar berauben thun,
ist das nicht geschehen durch listigkeit,
der frawen und jungfrawen schon¹¹).

Abraham a Santa Clara benützte diesen Vorwurf ebenfalls verschiedene Male für seine Zwecke; eine Stelle lautet: Mit dem Stein hat David den Goliath, mit dem Nagel hat Jabel den Sifera, mit dem Schwerdt hat Judith den Holofernes, mit der Lanzen hat Joab den Abalom überwunden, aber mit dem Namen Jesu überwinden wir den höllischen Feind¹²).

In den Liedern des tiroler Volksdichters Matzl heißt ein Stück bezeichnenderweise: Hütet euch vor den Weibern! (Das alte Testament.) Drei Gesäße daraus rechtfertigen diesen Titel:

Da Samson, a starke Drawalle,
Dazua no a hausgroße Naar,
Wia ers hat dazählt seina Dale,
Daz er hat die Stärk in die Haar,
Und kam daz er angjangt had z schlafen,
Da stuzts eahms glei wegg mit a Schar,
D Augn hans eahm a außa gstochen,
Zein Weib had dazua gholfen a.

Als Chöorus' Kriegsfürst Holofernes
 Wie hads nöd alls zittert weng fein!
 Er jagt irba Bichel und Berge,
 Nimmt Fürsten und Königreich ein.
 Wie gings ihm bei die Israeliten,
 Wie er hat da Judith zviel traut?
 Zerfcht hads ihm recht gschmeichelt mit Listn,
 Zlöft hads eahm an Kopf ahö ghaut.
 Wie gings denn dem Gscheidesten aus allen,
 Dem weisen König Salomon?
 Warum ist er so schändlich gefallen?
 Wer ist denn recht schuld gwesen dran?
 Die schmeichelnden Weiberleut machans,
 Dia hambt eahm sein Weisheit vakearscht,
 Daß er seinen Gott hat verlassen,
 Und hat falschö Götta varehrsch¹²⁾.

Fr. K. Ginzley läßt Boncompagno, den Helden des Romans „Der Gaukler von Bologna“, zu Betisia, die sich verkleidet für den Famulus Lionetto ausgibt, also sprechen: „Vor allem werdet ihr erkennen, daß des Weibes Hinterlist bereits den ersten Mann auf Erden umgarnte, daß sie die Weisheit eines Salomo entehrte, die Kräfte eines Simson zu schanden log...“¹⁴⁾

Solche Verwünschungen und Warnungen, durch Beispiele aus der Bibel veranschaulicht, blieben nicht auf deutsches Schrifttum beschränkt. Eine Zusammenstellung zahlreicher Parallelstellen aus allen möglichen Sprachen bringt H. Jve, durch die er einen literarischen Rahmen für den folgenden Stornello zu schaffen versucht:

El'ò girato er mare 'ntorno, 'ntorno,
 El'ò trovato scritto sopra 'n leño:
 „La donna è la rovina di lo monno.“¹⁵⁾

Dieser Hinweis möge meine kleine Arbeit beschließen, wobei ich noch bemerke, daß der von mir hier zusammengestellte Stoff bei Jve fehlt.

Anmerkungen

¹⁾ G. Martin: Die Carmina burana und die Anfänge des deutschen Minne-
 sangs. 38. f. d. Altertum XX. Leipzig. S. 46/69.

²⁾ J. Feisalitz: Studien zur Geschichte der altböhmischen Literatur V.
 Sitzungsberichte der K. Akademie d. Wiss. Phil.-Hist. Classe XXXVI. Wien 1861.
 S. 163/64, Nr. 5.

³⁾ Lateinische Reime des Mittelalters I. Anzeiger für Kunde der deutschen
 Vorzeit XVII. Nürnberg 1870. Sp. 11. Bedeutendere Verbesserungen oder Abwei-
 chungen vom Prager Wortlaut: G. 1: sum eiectus dei domo. — G. 3: Quando
 pomum presentavit. — G. 4: dilecte statt dulce. — G. 5: Me delusit nata
 mea / Nam induxit fraude rea / Commiscere me cum ea. — G. 7: Tonsis pilis
 defraudatus / Sum per hostes excecatus / Ede fractus et necatus. — G. 8:
 Numquid David rex propheta / Castitate rupit spreta / Leges dei et decreta?
 — G. 10. Heu pro certo scio verum / Mille fraudes mulierum / Sumo testem
 totum clerum. — G. 11: Mulieres sunt loquaces / De natura sunt nugaces / Set

de more sunt fallaces. — Außerdem folgendes, im Prager Text fehlendes Gefäß:
Mulierum contra tela / Sume fugam pro medela / Tucior non est medela.

⁴⁾ L. Erbs Nachlaß Bd. 16, 314. Berlin, Staatsbibliothek.

⁵⁾ Lambach, D. D. Stiftsbibliothek.

⁶⁾ H. v. Preen: Drißchlegspiele aus dem oberen Innviertel. ZsVW XI. Berlin 1904. S. 364/65.

⁷⁾ Der tiroler Dichter Hans Obrist, gest. 1907, ließ sich diese „Prüdig“, die auch als Gasselreim verwendet wurde, in Haifing, Gem. Strassen von dem 80jährigen Franz Mair, vulgo Bahgaiger aufschreiben.

⁸⁾ Aus einem handschriftlichen Liederbuch: Pinzgauer Volkslieder des Lehrers Franz Laurentius Rackner, zu Piesendorf im Pinzgau am 4. August 1814 geboren und am 12. Februar 1890 gestorben. Es sind zwei Niederschriften erhalten, die sich nur durch Kleinigkeiten unterscheiden; das Lied führt die Nummern 55, in der späteren Heimschrift 65.

⁹⁾ Anzeiger XVIII. 1871. Sp. 306 u. 339; dasselbe Distichon, jedoch verstellt und mit einer dritten Zeile: Davit Salomonem, Loth simul et Sampsonem / Decepit mulier, quis modo tutus erit? / Sit tibi consultum, mulierum spernere vultum, im Anzeiger f. Kunde d. d. Mittelalters III. Nürnberg 1834. Sp. 293.

¹⁰⁾ J. v. Lohberg: Liederjaal I. St. Gallen und Konstanz 1846. S. 49, Nr. 10. Der getäufchte Minner. 3. 1/8.

¹¹⁾ Das Frankfurter Liederbüchlein 1582 [J. Bergmann. Stuttg. L. B. Nr. 12. Das Ambraser Liederbuch. 1845]. S. 108, Nr. 102, G. 7 u. 8.

¹²⁾ Abraham a Santa Clara: Judas der Erß-Schelm II. Edln 1690. S. 141.

¹³⁾ Chr. Blattl: Blattl-Lieder. Saalfelden-Wien 1910. S. 21/24. Str. 10, 12.

¹⁴⁾ Fr. R. Ginzler: Der Gaufler von Bologna. Leipzig 1916. Kap. 9.

¹⁵⁾ A. Jve: Canti popolari Velletrani. Roma 1907. S. 253, Nr. 658.

Zum Märchenmotiv vom Räuber im Sarge

Von Hans Honti, Paris

Ja, ich bin den guten alten Romantikern recht von Herzen dankbar, daß sie den Märchenwald, diese wunderbar unerforschlichen Jagdgründe entdeckten. Da kann man auf den Streifereien was erleben, so unerwartete Überraschungen, daß der gewiegteste Kriminalromanfabrikant gelb und grün vor Neid werden müßte. Nur daß des Rätsels Lösung nicht so leicht ist, wie in der Detektivgeschichte: manchmal muß der Märchenforscher den Stolz des Wissenschaftlers zusammen mit den Bruchstücken des gescheiterten Manuskriptes in der Schublade verstauen und mit einem grimmigen Seufzer bekennen, daß es mehr Dinge gibt auf Erden . . .

Im esthnischen Nationalmuseum zu Dorpat liegen eine Menge Manuskripte in livischer Sprache: es sind Märchen, die man bei den lett-ländischen Liven, einem kleinen finnisch-ugrischen Stamme aufgezeichnet hatte. Ich blättere im gedruckten Katalog dieser Sammlung und finde unter Nummer 966 folgende Inhaltsangabe: „Der Stationschef nimmt einen fremden Mann mit einem Sarge zu sich zum Übernachten; im Sarge ist ein anderer Räuber versteckt; die durch Telephon erbetene Hilfe kommt im letzten Augenblick an.“ Nun, ein echtes, uraltes Märchen ist das wohl nicht. Aber ein rätselhaftes Abenteuer ist wohl in Vorbereitung. Merkwürdig kommt es mir vor, daß ich vor Jahren, im Wartesaal des Zahnarztes oder sonst wo in einem deutschen Magazin*) eine Novelle gelesen habe, die dasselbe erzählt.

*) Das Leben, August 1924.

Professor Oskar Voorits in Dorpat hatte die Liebenswürdigkeit, mir eine deutsche Übersetzung der livischen Erzählung zu senden. Nun kann das Vergleichen losgehen, das Vergleichen einer deutschen Magazin-Novelle und eines livischen Volksmärchens. Schon diese Situation ist spannend genug. Und noch verblüffender das Ergebnis.

Auf Seite 285 des Magazins beginnt die Novelle „Der Freund in den Drähten“. Und da ist von einem Eisenbahnbeamten die Rede, der jahraus jahrein allein auf seiner einsamen kleinen Station irgendwo in Amerika lebt. Er hat einen geheimnisvollen Freund in den Telegraphendrähten, der ihm schon zweimal mit dem Ticken des Morseapparates das Leben gerettet hatte. Eines Abends — er hat eben den Wochenlohn für vierhundert chinesische Bahnarbeiter bei sich — bringt ihm ein Unbekannter einen Sarg zur Weiterbeförderung mit dem Morgenzug. In der einzigen Stube der Station, Dienstraum, Lager und Schlafkammer zugleich, stellt er den Sarg in die Ecke. Dann legt sich unser Beamter zur wohlverdienten Nachtruhe, doch das Ticken seines Morseapparates schreckt ihn bald auf. „Hüte dich vor dem Sarg!“ tickt der Telegraph immer wieder. Er blickt in die Ecke: der Deckel des Sarges beginnt sich zu heben, eine gelbe knochige Chinesenhand kommt zum Vorschein. Unser Amerikaner stürzt sich auf den Sarg — der Deckel zerquetscht die heraushängenden Finger des Räubers —, umbindet den unheimlichen Kasten mit einem Seil und schiebt dann, auf das schlimmste gefaßt, das Zeichen der Lebensgefahr in die Telegraphendrähte. Unterdessen beginnt es auch draußen zu rumoren. Die Räuber, die es selbstverständlich auf das amtliche Geld abgesehen hatten und den Chinesen im Sarg als Vorposten vorausschickten, beginnen das Türschloß auszulösen. Sie sind schon fast fertig mit ihrer Arbeit, als der Beamte, den Überfall auf einige Augenblicke zu verzögern, mit seinem Nietenhammer die Säge zerschmettert. Eben brechen die Räuber in die Stube, da langt die Rettungslokomotive an.

Nun, und das livische Märchen? Abgesehen vom mythischen Freund in den Drähten dasselbe, rein dasselbe! Nur daß es etwas märchenhafter ist. Der Stationschef ist nicht mit dem Hammer bewaffnet, sondern mit dem Schwert, und die Hilfe langt nicht mit einer Lokomotive an, sondern — unlogisch genug — zu Pferde. Aber sonst stimmen die kleinsten Einzelheiten. „Der Stationsvorstand hatte viel Geld genommen“, heißt es auch im livischen Märchen. Die Finger des Räubers im Sarge werden ebenso zerquetscht. Die Türe wird ebenso ausgefägt. Die Inhaltsangabe im gedruckten Katalog ist ungenau: der Unbekannte, der den Sarg bringt — so heißt es im Märchen —, übernachtet nicht auf der Station, sondern entfernt sich. Er ist dann der nächtliche Einbrecher. Ebenso in der Novelle: der Führer der Räuber ist der, der den Sarg gebracht. Kein Zweifel, rein gar kein Zweifel, die beiden Geschichten können nicht unabhängig voneinander erfunden sein. Eine hat mit dem anderen sicher etwas zu tun.

Die Aufzeichnungen im Märchenarchiv zu Dorpat geben die ersten Aufschlüsse. Am 10. Juli 1920 hat eine alte Frau namens Griet Skadin das Märchen dem Professor Voorits erzählt. Die Alte lernte es von ihrem Sohne, der wiederum die Geschichte in einem lettischen Buch oder Blatt

gelesen hat. Das hat man auch erwarten können: Eisenbahn und Telephon stimmen recht wenig zur altherkömmlichen Märchenart. Das Schwert des Stationsvorstehers und die Pferde der Ketter sind die alleinigen Zeichen, daß die Geschichte im Begriffe war, aus Marktliteratur zum Märchen zu werden. Aber in der gedruckten lettischen Quelle, da kam die Hilfe bestimmt mit der Lokomotive, und der Eisenbahner war statt mit dem Schwerte sicherlich mit dem Nietenhämmer bewaffnet.

Die deutsche Novelle würde also nur den geheimnisvollen Warner für sich haben, und eben wegen des geheimnisvollen Warners mußte statt des Telephons der Telegraph eintreten. Und sie ist jünger: Sommer 1924 ist sie veröffentlicht worden. So ist es ganz unmöglich, daß das lettische Buch aus dem deutschen Magazin geschöpft haben könnte. Wohl aber könnte der deutsche Schriftsteller — ein Blick in Kürschners Kalender lehrt, er sei baltischer Abstammung — seine Novelle aus der lettischen Quelle, durch Hinzudichtung des Freundes in den Drähten geschaffen haben.

Wenn dem so ist, dann ist das Abenteuer beendet, das Rätsel gelöst. Der Litterarhistoriker wie der Schriftsteller können eine Lehre daraus ziehen: sie können sehen, wie man zu Themen kommen kann. Doch so einfach steht die Sache nicht. Der Märchenforscher läßt keine Spur ununtersucht, er wendet sich auch an den Verfasser der Novelle um Erklärung. Dieser erklärt in einem lebenswürdigen Schreiben, ihm sei der Rohstoff seiner Arbeit in den letzten Vorkriegsjahren in Nordamerika erzählt worden. — Und jetzt — wie weiter? Hat es der Märchenforscher etwa mit einem weiteren „Märchen“ zu tun?

Die Adlersteine von Mentau bei Leitmeritz

Ein Beitrag zum Steinaberglauben

Von Josef Kern

Adlersteine sind nuß- bis faustgroße und größere Limonitkonkretionen, Zusammenballungen tonigen Brauneisensteins kugelig, ei- und nierenartiger oder unregelmäßig rundlichkantiger Form. Sie finden sich in basaltischen Verwitterungsböden. Da die Abscheidung der Mineralsubstanz von einem Mittelpunkte ausgehend erfolgte, zeigen sie mindestens konzentrische Schichtung, wenn sie nicht deutlich schalig auftreten. Die schalige Struktur ist dann mehr minder fest. Sie kann so locker sein, daß ein im Innern sitzender Kern — manchmal ist innen auch nur ein Hohlraum vorhanden — beim Schütteln des Adlersteines vernehmlich klappert. Er heißt dann Klapperstein. Diese letztere Art mag vordem zum Vergleiche dieser Bildung mit Schwangeren und ihrer Leibesfrucht angeregt und den Adlerstein dadurch frühzeitig als „Schwangeren-“) Entbindungs- oder

¹⁾ Nach P l i n i u s. — Nach antiker Fabel trägt ihn der Adler (daher Adlerstein) in seinen Krallen (darum auch Krallenstein) zu Nest, um dieses zu festigen und von den Jungen alle Gefahren abzuwenden. — In diesem Zusammenhange erscheint es beachtenswert, daß im Leitmeritzer Granatlande das Volk den Poropon enthaltenden Basalt (Basaltbreccie) als „Granatenmutter“ und die in ihm enthaltenen Pyropen als „unreife Granaten“ bezeichnet. Die „böhmischen Granaten“ liegen bereits lose im Schotter und werden gewaschen.

Erlösungsstein dem Aberglauben in der Rolle eines Amuletts für Schwangere dienstbar gemacht haben.

Es wurde ihm starke magische Wirkung zugeschrieben, er war sogar einmal offizinell. Seine Anwendungsweise und die ihm angedichtete Wirksamkeit erinnern außerordentlich an jene des Donnerkeiles.²⁾ Vor allem sollte er das keimende Leben im Mutterleibe schützen, sollte vor Fehlgeburt bewahren und den Kreißenden die Wehen erleichtern. Schwangere trugen ihn daher als Amulett bei sich oder Gebärende den Adlerstein am Körper. Auf einen Bruch oder ein gebrochenes Glied gebunden, sollte er heilkräftig wirken. Gepulvert nahm man ihn bei Entbindungen und Vergiftungen, gegen Epilepsie und andere Krankheiten ein. Dieses Mittel sollte Stillenden Milch geben, es sollte aber auch Empfängnis verhindern können. Gegen Behezung besetzte man ihn am Betthimmel oder an dem Haustore, im Stalle hing er krankheitsabwehrend zu Häupten des Viehes von der Decke herab. Er sollte sogar auch Sieg verleihen (Siegstein).

So gewaltige Wirksamkeit und ausgedehnte Verwendbarkeit im Volksglauben hatte jedenfalls entsprechende Nachfrage im Gefolge und machte den Handel mit Adlersteinen lohnend. Daß man damit noch um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts rechnen zu können glaubte, dafür haben wir einen ausgezeichneten und zugleich für die Heimat recht wertvollen Beleg in dem Buche F. v. Schönfelds, Die alte Hilfe der Böhmen und Mährer, Prag, 1808. Unter den „Beispielen von der achtungsvollen Nahrungsart der Böhmen, sorgfältig aus den ältesten Handschriften, Chroniken und gleichzeitigen Schriftstellern zusammengetragen, um durch diese Beispiele den nach Brot und Erwerb Suchenden aufzumuntern“, findet man auch das Adlersteinsuchen. Adlersteinsucher waren darnach einst Wenden aus der heutigen Lausitz, welche sich daraus ein Geschäft machten, ihn in allen slawischen Gegenden als etwas Besonderes anzupreisen und für Früchte zu vertauschen. Sie fanden ihn in Böhmen bei Leitmeritz am Mentauer Berge. Jene, welche inwendig hohl waren und wieder einen Stein enthielten, der wie ein Kern klapperte, liebten sie am meisten.

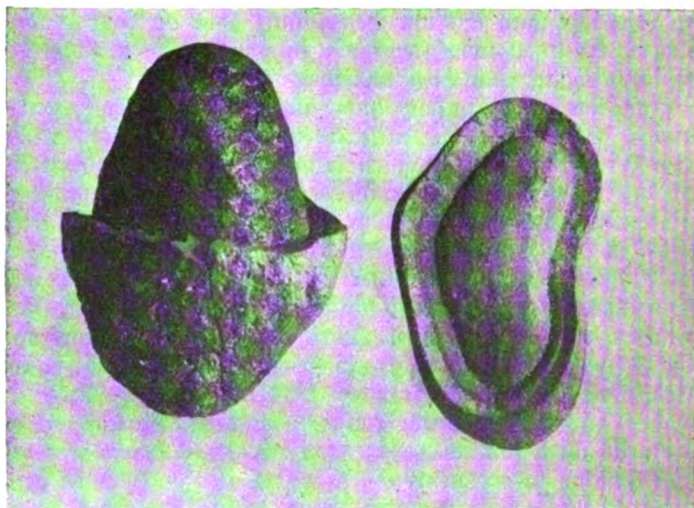
Wir haben hier ein interessantes Beispiel von Erzlese in unserer Heimat. Sie setzt Bekanntheit und Reichtum des Fundortes und Absatz voraus. Schade, daß man nicht die älteren Quellen kennt, aus denen Schönfeld dieses Beispiel herleitete. Sie wären für das Alter dieses Aberglaubens bei uns vielleicht aufschlußreich.

Daß der Adlerstein sicher auch da einmal bekannt war und Anwendung fand, läßt sich daraus erschließen, daß er in den alten Arzneibüchern, wie sie hier einst verbreitet waren, empfohlen ist. So findet sich in einer alten, leider stark unvollständigen Druckschrift des 17. Jahrhunderts aus Krscheschitz bei Leitmeritz, der „Haus-Arzt“ (der in Engeländischer Sprache geschriebene Haus-Arzt / ins teutsche übersezt), im Absatze Medicinische Lehr-Sätze S. 134 z. B. das Rezept 143: Hülffe vor eine Frau in Kindes-Nöthen. Drachenwurß der Kindbetterin an ihre

²⁾ Vgl. A. J. Kern, Art-Aberglaube, Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, V., S. 200 bis 212, m. 5 Abb.

Heimlichkeit gebunden hilft ihr zur Entlösung; aber alsdann muß man sie bald wegthun / sonst ziehet sie die Mutter und alles aus dem Leibe heraus; Solches soll auch der Adlerstein thun. Pet. Gisp.

Der Mineralogie zeitig zugewandt, bin ich dem Vorkommen nachgegangen. Mangels frischer Aufschlüsse vermochte ich bei Mentau selbst zwar nicht, wohl aber in nächster Nähe davon, jenseits des Baches auf der Berglehne gegen S k a l i k bei Leitmeritz Adlersteine zu finden. Die beigegebene Abbildung zeigt links einen solchen Adlerstein mit losem Kerne, dessen Umhüllung ich zur Hälfte abgelöst habe. Die Simonitknotterion rechts, aus der Elbe bei Leitmeritz stammend, zeigt den schaligen Aufbau im Längsschnitt.



Adlersteine.

(Photokunstwerkstätte Häußler, Leitmeritz.)

Da die weichen Adlersteine als weibliche, die harten als männliche ausgegeben wurden, müßten wir das links abgebildete Stück zu den ersteren, das rechts zu den letzteren zählen.

Volksmedizin in Westböhmen

Von **Wenzel Stiasny**, Staab

Über dieses schwierigste Stoffgebiet der deutschen Volkskunde ist es schwer, auch nur für ein kleines Gebiet eine abgeschlossene Arbeit zu liefern. Erstens einmal, weil man auf diesem Gebiete nicht nur ständig mit den Leuten in Berührung sein muß, um ihre Handlungen an Ort und Stelle zu verfolgen, und zweitens, weil man von den „Heilkünstlern“ im Volke ebensowenig erfährt wie von irgend einem anderen Wundermann. Wenn es mir dennoch gelungen ist, mit einer ziemlich reichen Sammlung vor die

Öffentlichkeit zu treten, so verdanke ich dies in erster Reihe meinem Vater, der öfters mit solchen Männern zu tun hatte, und in zweiter Reihe einem Verbeter aus der Gemeinde Sittna bei Riesa, namens Josef Raschta, einem etwa 40 Jahre alten Landwirt. Nur auf die Versicherung hin, daß ich jünger bin als er, hat er mir einige Verbetsformeln mitgeteilt; denn, so sagte er zu mir: „Solche Verbeten soll man keinem Älteren lernen als man selbst ist, sonst helfen sie ihm und dem anderen nichts.“

In der folgenden ist an erster Stelle immer das Heilmittel und an zweiter die Krankheit genannt, die durch dieses Mittel beseitigt werden kann.

A. Heilmittel aus dem Pflanzenreiche:

1. Das Mark der Pinzen*) und dürre Zwetschken gegen wildes Fleisch.
2. Der gelbe Saft des Schöllkrautes gegen Warzen und Rotlauf.
3. Gefochter, warmer Leinjamem gegen Zahnschmerzen.
4. Fichtenspißen(-zweige) im Frühjahr auskochen und die Füße darin baden, gegen Sicht.
5. Lindenblütentee gegen Husten.
6. Sehr geschätzt ist Tausendguldenkraut- und Kamillentee, und „vor dem Holunder soll man den Hut abziehen“.
7. Klettenwurzeln kochen und mit der ausgefühlten Flüssigkeit den Kopf öfters waschen, gegen Haarausfall.
8. Mit Kamillenwasser öfters die Augen auswaschen, verhindert die Bildung des Gerstenkorns.
9. Fichtenspißeln kochen, die Flüssigkeit durch ein leinenes Tuch in eine Wanne seihen und sich in diese täglich zweimal hineinsetzen, so warm man es nur immer erleidet, gegen Hämorrhoiden.
10. Die Blätter vom Meerzwiebel nimmt man zum Aufziehen von Abszessen.
11. Nicht unerwähnt sei eine hier viel gebrauchte Salbe, die meine Tante aus Ringelblumen, Schmalz usw. kochte und die sich bei fast allen Gelegenheiten als wunderbares Heilmittel erwies.

B. Heildinge aus dem Tierreiche:

1. Igelfett gegen Kreuzweh und Herenschuß.
2. Hundsfett gegen Asthma.
3. Hasenfett zum Aufziehen einer Geschwulst.
4. Mit frisch geschlachtetem Fleische kann man Warzen vertreiben, indem man die Warze mit dem Fleische einreibt und es dann unter dem Ausflusse der Dachrinne vergräbt. Wenn das Fleisch unter dem Einflusse des Regenwassers fault, dann fällt die Warze ab.

C. Andere Heilmittel:

1. Urin auf eine Schnitt- oder geriebene Wunde.
2. Misteingraben (bis zum Kopfe) für Betrunkene („Der Mist zieht alles aus“).
3. Warmer Kuhmist zum Auflegen, Ausziehen, Lindern.

*) Mundartlicher Ausdruck für Flatterbinse (*Juncus effusus*).

4. Mit einem Spülhader das Auge auswischen und den Fäden dann wegwerfen; oder ins Auge spucken, hilft gegen Gerstenkorn.
5. Täglich während der Sommershitze die Füße dreimal eine halbe Stunde in kaltem Wasser baden, hilft gegen Schweißfüße, die man aber ja nicht ganz vertreiben soll, denn dann geht's zuviel in den Kopf.
6. Gekochte, süße Milch gegen Bandwurm. (Abgekochte Milch in ein Schaff schütten, darauf setzen, mit einem Tuche zudecken. Durch das Einwirken der Dämpfe löst sich der Bandwurm.)
7. Mit Ruchschmalz einreiben, schwarzes Papier vom Zuckerhute überlegen, Berg darauf, dann einen Flecken mit warmem Kornmehl darüber binden und ins Bett legen, hilft gegen Rotlauf.
8. Ruchmift gegen Blutvergiftung.
9. Seife gegen Stuhlverstopfung.
10. Schnecken gegen Warzen. (Die Warzen mit der „schwarzen“ Schnecke einschmieren, die Schnecke dann an ein Steckerl anspießen und irgendwo aufhängen. Ist die Schnecke ganz eingetrocknet, dann soll auch die Warze weg sein.)

D. S i c h t v e r s c h r e i b e n. (Kostete früher einen Gulden.)

Im Nieser Bezirke gab es drei Sichtverschreiber, und zwar waren dies:

1. Wenzel Schindler aus Milikau („Wirt“),
2. Josef Schindler aus Mrbitz (da „Veit“) und
3. ein Jude aus Schweibing, dessen Name meinem Vater unbekannt ist.

Das Wesen des Verschreibens:

In einer Kapsel aus Leinwand, zirka 4 Zentimeter im Quadrat, war auf einem Zettel der Spruch gegen Sicht aufgeschrieben und eingenäht. An der einen Seite war ein Kreuz zum Kennzeichen, daß man es immer mit dieser Seite nach vorn tragen müsse. Getragen wurde die Kapsel an einem längeren Halsband. Die Dauer des Tragens war durchschnittlich 8 bis 10 Wochen. Aufhängen durfte man es nur am F r e i t a g unter freiem Himmel und mußt' dazu 5 Vaterunser, 5 Ave Maria und 1 Glaubensbekenntnis beten.

E. V e r b e t e n. (Geschieht stets im stillen.)

a) Gegen Blattern im Auge:

Der Verbeter betritt das Zimmer, indem er das Kreuz macht, betet ein Vaterunser, dann legt er die Hand auf das Auge und betet folgendes:

„Geiht unna halige Frau übers Band,

hot se nei (9) Bloattern in da Hond,

sie hot niat 9, sie hot nea(r) 8,

sie hot niat 8, sie hot nea(r) 7,

sie hot niat 7, sie hot nea(r) 6,

sie hot niat 6, sie hot nea(r) 5,

sie hot niat 5, sie hot nea(r) 4,

sie hot niat 4, sie hot nea(r) 3,

sie hot niat 3, sie hot nea(r) 2,

sie hot niat 2, sie hot nea(r) 1,

sie hot niat 1, sie hot gouna forna.

Es hilft dir Gott Votta, Gott Sohn, Gott halige Geist!“

Dann gibt der Verbeter wieder die Hand weg, betet ein Vaterunser und ein Begrüßet seist du Maria, macht das Kreuz und verläßt hierauf das Zimmer.

b) **Gegen Rotlauf:**

(Wie beim vorigen, es wird auch die Hand aufgelegt.)

„Diša hör i a Glöckl läut'n,
af' ra haliga Meß solls bedeut'n,
olla Evangelium und Epistl werd'n g'lesen,
Rotlauf, du sollst auf ewi(g) vawesen,
af ewi(g) verwesen' im Nomen der hl. Dreifaltigkeit,
es hilft ihm Gott Vota, Gott Sohn, Gott hl. Geist!“

Darnach betet der Verbeter wieder drei Vaterunser und Begrüßet seist du Maria, gibt die Hand weg und macht das Kreuz.

c) **Es gibt auch Verbeten beim Vieh, z. B.**

gegen Würmerbeissen (beim Rindvieh):

Der Mann betet zuerst ein Vaterunser. Dann stellt er sich zu dem Stück Vieh hin, streicht mit beiden Händen langsam vom Kopfe über den Rücken zum Schwanz und wieder zurück, indem er dabei folgendes spricht:

„Foahrt a Paua oda(r)n hinaus,
und odert drei Würma aus,
der erschta is schworz,
da zweita is grü(n),
da dritta is weiß,

es hilft ihm Gott Vota, Gott Sohn, Gott hl. Geist!“

(Sprechen und Streichen muß ein gleiches Ende haben.)

Statt des Spruches werden auch bloße Zahlen genannt, es wird z. B. bis 10 gezählt und dann bis Null zurückgezählt.

Sudetendeutsche Volksplitter innerhalb des ungarländischen Deutschtums

Von **Dr. Egon Lendl**, Wien

In der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ ist schon in einer Reihe von Aufsätzen auf die aus den Sudetenländern stammenden deutschen Kolonisten in Ost- und Südosteuropa hingewiesen worden. Bei einer genaueren Durchforschung auslanddeutscher Volksgruppen kann man nicht selten die Wahrnehmung machen, daß der Anteil, den unser deutsches Grenzland in den Sudetenländern an der Entstehung neuer deutscher Volksgebiete hat, nicht unbedeutend ist. Im folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, aus den wenigen, an verschiedenen Stellen

verstreuten Angaben und Belegen den Anteil des Sudetendeutschtums an der ungarländischen, deutschen Bevölkerung festzustellen.

Der ungarländische Deutsche ist bei den übrigen Deutschen und auch bei seinem Wirtsvolk als „Schwabe“ bekannt. Wobei man zur besseren Unterscheidung vom Schwaben des Mutterlandes für ihn im deutschen Sprachgebiet versucht hat, den Ausdruck „Ostschwabe“ zu prägen. Der Name Schwabe besteht nun in Ungarn in seiner vollen Bedeutung für den dortigen Deutschen zu Unrecht, denn der ungarländische Deutsche ist seiner stammlichen Herkunft nach nur zu einem verschwindenden Teil wirklich aus dem schwäbischen Stammesgebiet der alten Heimat eingewandert. Ein großer Teil des ungarländischen Deutschtums, besonders die Deutschen nördlich des Plattensees und in der Umgebung von Budapest, gehören dem bayrischen Volksstamm an, während die deutschen Siedlungen in der Schwäbischen Türkei und in dem bei Ungarn verbliebenen Teil der Batscha meist von Rheinfranken bewohnt werden. Die nun folgenden, unvollständigen Angaben über die Sudetendeutschen sollen mehr als Anregung zu einer weiteren Bearbeitung dieser Frage dienen, als schon eine abgeschlossene Arbeit über den Anteil der Sudetendeutschen an der ungarländischen deutschen Bevölkerung liefern.

Die sudetendeutschen Einwanderer nach Ungarn lassen sich am besten in drei Gruppen gliedern. Erstens in die deutschen Siedler, die im Zuge der großen, allgemeinen Kolonisationsbewegung des 18. Jahrhunderts nach den Türkenkriegen ins Land gekommen sind und zweitens in die Einwanderer, die im Laufe des 19. und 20. Jahrhunderts, vornehmlich aber in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, sich in Ungarn niederließen. Als eine dritte Gruppe können wir endlich die vereinzelt nach Ungarn gekommenen Industriearbeiter, Ingenieure und Kaufleute bezeichnen, die vornehmlich in der ungarischen Industrie und in Großhandelsfirmen beschäftigt sind. Ihre Zahl hat auch noch nach dem Jahre 1918 an manchen Stellen und in einzelnen Branchen eine Vergrößerung erfahren. Unter dieser letzten Gruppe überwiegen begreiflicherweise die Familien, welche nur wenige Jahre in Ungarn verbleiben und wieder in ihre alte Heimat zurückkehren. Sie sind daher auch innerlich mit dem übrigen ungarländischen Deutschtum in recht geringem Zusammenhang und besitzen viel mehr Kontakt mit der ebenfalls nicht bodenständigen Kolonie der Reichsdeutschen und Oesterreicher. Die Angaben über Sudetendeutsche in Ungarn sind recht verstreut, die angeführten Tatsachen stammen aus der Arbeit D. A. Isberts „Das südwestliche ungarische Mittelgebirge, Bauernsiedlung und Deutschtum“, dem Buche „Das Deutschtum in Rumplungarn“ von Jakob Bleyer und der mir in Handschrift zur Verfügung gestellten Arbeit von Ernst Kirbach „Über die Kolonisation des Fünfkirchner Steinkohlenbergbaugebietes mit besonderer Rücksichtnahme auf das Deutschtum“ und eigenen Aufzeichnungen.

Das Deutschtumsgebiet Ungarns, in dem bis jetzt die bedeutendste Einwanderung aus den Sudetenländern festgestellt werden konnte, ist der *B a k o n e r w a l d*. Schon wenige Jahre nach der Vertreibung der Türken nach Ungarn wird in diesen Gegenden die deutsche Kolonisation wieder

aufgenommen und im Gebiet des zentralen Bakonherwaldes vor allem durch die Abtei Zirc durchgeführt. Diese Abtei war nach den Türkenkriegen der Abtei Heinrichsau in Schlesien übergeben worden, von dort wurde dann die Wiederbesiedlung des Klosters und die Ansiedlung auf Klostergründen eingeleitet. Es ist daher verständlich, daß wir in Zirc und seiner nächsten Umgebung von zahlreichen Ansiedlern aus Schlesien hören, wie etwa in Groß-Terel oder in Bakonh-Oslop, wo im Jahre 1714 Kolonisten aus Schlesien, Oesterreich und Schwaben, aber auch Tschechen gewohnt haben sollen. Nach Koppang sollen im Jahre 1715 Deutsche aus Schlesien und aus der Gegend von Mainz eingewandert sein; in Polany setzt die Neubesiedlung erst nach dem Jahre 1730 ein und brachte Siedler, die aus Mähren stammten; nach Dornhay kamen zur selben Zeit Deutsche aus Schlesien und Oberösterreich. Auch Olaszfalu hat vor dem Jahre 1745 Siedler aus Schlesien, Westfalen und aus der Umgebung von Passau erhalten. Von der Gemeinde Barallha wird berichtet, daß sie ihre neuen Ansiedler nach den Türkenkriegen aus Franken, Osterreich, Mähren und Schlesien erhalten habe; dasselbe wird von der Puszta-Tevelh erzählt, auf der neben Schlesiern und Mähnern auch Kroaten aus dem Burgenlande erwähnt werden. Der größte Teil jener ersten Ansiedler gehörte wie in ihrem Herkunftsgebiet auch in der neuen Heimat dem bäuerlichen Stande an.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts treffen wir im Bakonherwald, der in jener Zeit mit einem viel größeren Waldkleid bedeckt war, auf eine neue Einwanderungswelle. Es kamen damals zahlreiche deutsche Holzarbeiter und Glasbläser ins Land, die zum Teil aus den Sudetenländern stammten. 1781 wird die Siedlung Deutsch-Hütten, im selben Jahre Böhmisches-Hütten gegründet. 1764 kommen nach Farkasghepü Glasbläser aus Böhmen. Noch später, schon am Beginn des 19. Jahrhunderts, werden in Jharkut Waldarbeiter aus Böhmen und Osterreich genannt. Ebenso werden auf den von Josef Hollan aus Böhmen in Passanha im Tornatal gegründeten Eisenhammer 1752 Leute aus seiner Heimat angesiedelt. Aber auch nach der großen deutschen Gemeinde im südlichen Vorland des Schildgebirges, nach Vertesacsfa, sollen Deutsche aus Schlesien und Mähren eingewandert sein. Einzelne Familien aus den Sudetenländern sind wohl auch in anderen deutschen Gemeinden des südwestlichen ungarischen Mittelgebirges untergekommen. Dies gilt wohl auch für das große Deutschumsgebiet der Schwäbischen Türkei im Süden Ungarns. So wird z. B. für einige Familien aus der Gemeinde Neue Glashütte (Kisujbanha) im Mecsekgebirge Böhmen als Herkunftsland angegeben, ebenso befanden sich auch auf der früheren Glashütte in Deutsch-Lufara im Szegedvarer Bergland deutsche Glasarbeiter aus den Sudetenländern, wie durch Abkömmlinge dieser Familien, die sich gegenwärtig in den deutschen Siedlungen in Slawonien aufhalten, festgestellt werden konnte.

Als eine zweite Gruppe deutscher Siedler aus den Sudetenländern können wir die Ansiedlung von Bergarbeitern in der Umgebung von Fünfkirchen am Fuße des Mecsekgebirges in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bezeichnen. 1853 wurde in dieser Gegend von der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft mit dem Abbau der Kohlenlager begonnen und

für diese Betriebe wurden geschulte Arbeitskräfte vielfach aus den Sudetenländern geholt. Schon bei der Einrichtung der Gruben wurden Bauleute aus Schlessien, Mähren und Böhmen angesiedelt, unter denen Deutsch als Verkehrssprache gesprochen wurde. Die später eintreffenden Bergleute stammten vorwiegend aus der Umgebung von Brünn, aus „Volduch“ (Volduchy im Bezirke Kofycan) in Böhmen und aus dem Erzgebirge (Joachimsthal). Die Hälfte dieser Neuankömmlinge waren Deutsche, die andere Hälfte Tschechen, doch auch bei den Einwanderern aus dieser Gruppe galt noch das Deutsche als Verkehrssprache. Eine spätere Zuwanderung von Bergleuten bringt dann Deutsche und Slowenen aus Untersteiermark und Krain ins Land. Heute wird noch im Bergbaugebiet von Fünfkirchen in vielen Teilen deutsch gesprochen, und zwar zum Unterschied von den in der Umgebung befindlichen deutschen Bauernsiedlungen in einer bairisch-österreichischen Mundart, die große Ähnlichkeit mit dem Dialekt der Brünnener Umgebung besitzen soll. Eine genaue Durcharbeitung der bäuerlichen Siedlungen der Schwäbischen Türkei auf die Herkunft ihrer Ansiedler dürfte auch eine nicht unbedeutende Anzahl Sudetendeutscher zu Tage fördern, wie z. B. aus der Herkunftsliste einer in den letzten 60 Jahren eingesiedelten Gemeinde in der östlichen Baranja hervorgeht, die unter 25 eingewanderten Familien gleich 3 aus Schlessien stammende zählt.

Die letzte Gruppe endlich ist wohl nur sehr schwer zu erfassen und, wie schon angedeutet, für das ungarländische Deutschtum auch nicht von so unmittelbarer Bedeutung. Ist doch diese Deutschtumsgruppe sehr fluktuierend und fast ausnahmslos auf die städtischen Siedlungen beschränkt, die ja im allgemeinen für das ungarländische Deutschtum, welches zu über 80% der bäuerlichen Schichte angehört, in der Gegenwart nicht ausschlaggebend sind.

Der nordmährische Mundartdichter Richard Soffl

Von Leopold Gottschlich, Olmütz

Verworren und trügerisch ist vieles um uns, wesenlos und trüb der Alltag. Aber wenn auch Mißgeschick zuweilen den Pulsschlag des Volkes zu unterbinden droht, die unverstiegbare Kraft, die in unserem Volke schlummert, tritt doch immer wieder in Erscheinung und zwingt mit den einfachsten Mitteln schöpferischer Kraft zum Aufhorchen. Das Zeitlose, Ewige in unserem schlesischen Stamme, der göttliche Humor, bricht sich immer wieder einen Weg aus dem Gestrüpp ins Freie, bringt Sonne und Lust in traurige Herzen.

Aus der langen Reihe der heimatlischen Mundartschriftsteller der letzten zehn Jahre verdient der Nordmährer Richard Soffl wegen seines köstlichen Humors die größte Beachtung. Er nimmt in der schlesischen Mundartdichtung einen hervorragenden Platz ein, verkörpert die schlesische Schalkhaftigkeit und Fröhlichkeit und ist der Dolmetsch des schlesischen Gefühls- und Gemütslebens.

Seine Geschichtlan vom Schmiedeseff sind das Humorvollste und Beste, das im letzten Jahrzehnt in dieser Art bekannt wurde. Goldener, wahrer Humor und echte Poesie, vereint mit tiefem Verständnis für die Volksseele seiner Heimat stellen diese 36 Geschichten, die zum größten Teil in der Jägerndorfer Zeitung erschienen sind, in die erste Reihe.

In unserer Zeit, wo alles verflacht und Originalität immer seltener wird, soll ein Dichter wie Richard Soffl um so mehr geschätzt werden. Unbeirrt geht er seinen Weg, kümmert sich wenig um Kritik, freut sich aber, wenn seine Humoresken Gefallen finden.

Es ist gar vieles eigenartig an diesem Mann mit der vornehmen wienerischen Aussprache vermischelt mit schlesischen Dialektworten. Er wurde 1884 in Trübenz in Mähren geboren, feiert also heuer seinen 50. Geburtstag. Schon im Alter von 4 Jahren kam er mit seinen Eltern nach Wien, wo er seine Jugend verlebte, den Studien oblag. Im 27. Lebensjahre zog er wieder nach der Heimat, wo er sich in Röwersdorf niederließ.

All sein Schaffen ist lebenswürdig, urwüchsig und wurzelecht, dabei feindlich jeder Mode und Spektakellust. Mit bewunderungswürdiger Feinfühligkeit zeichnet er seine schlesischen Typen in unnachahmlicher Natürlichkeit. Aus jedem seiner Werke spricht seine innige Liebe zur Heimat, zur angestammten Scholle und zu seinem Volke. In vielen seiner Arbeiten wird in taktvoller Feinheit die tiefere Frömmigkeit des schlesischen Menschen angedeutet. Besonders in seinem großen dreiactigen Bauernspiel „Hängesonda“. Von seinen Bühnenstücken dürfte der Schwank „Das Kostümfest“ am bekanntesten sein, da er bisher mehr als 150 Aufführungen erlebte. Weitere oft aufgeführte Stücke sind: „Die Osklarung“, „Das Ausgedinge“, „Der Exekutor kempt“, „Die Versicherungspolizze“, das Schauspiel „Laß uns nicht schuldig werden“. Drei Volksstücke, die noch der Uraufführung harren, sind: „Der ehrliche Name“, „Der anonyme Brief“, „Marla, der Lausejunge“.

Ein reizendes Märchenspiel, „Elschens Traum am Waldessaum“, das von dem Wiener Komponisten Franz Mehrner vertont wurde, hatte in Wien mehrere Aufführungen mit bedeutendem Erfolg. Auch sein Weihnachtspiel „Weihnachten im Walde“ wurde mit Freude aufgenommen.

Eine Novelle aus der Zeit der Hexenprozesse, „Warum Bartel Peter verbrannt wurde“, erschien im mährisch-schlesischen Heimatblatt. Nahezu 200 Gedichte, viele Aufsätze und Abhandlungen wurden in der Jägerndorfer Zeitung, in der Deutschen Rundschau in Oßersdorf und in der Freudenthaler Zeitung veröffentlicht. Viele seiner Gedichte wurden auch vertont, davon einige für Männerchor und gemischten Chor.

Soffls Schilderung des schlesischen Menschen ist in all seinen Geschichten und Bühnenstücken so lebenswahr, wie es nur wenigen Dichtern gegeben ist, sie der Nachwelt aufzuzeichnen. Das Volk bei Scherz und Ernst, bei Freud und Leid, daheim und im Wirtshaus, nicht hämisch verzerrt, nicht geschmeichelt, aber voll besonnener starker Innerlichkeit.

Keiner ist Prophet im eigenen Lande, darum mußte auch Soffl erkennen, daß sein Verdienst um das heimische Schrifttum erst in einer späteren Zeit ihre Würdigung finden wird. Es ist mir bekannt, daß sich kein

Verleger findet, der ohne reichlichen Druckkostenzuschuß seine Werke in Druck und Verlag nehmen will.

Diese Daten verdanke ich der Liebenswürdigkeit einiger Herren der Wiener Schlesiervereine sowie der Biographie im Buche „Grapp und Urbesn“.

Kaiser Franz Josef und der Bauer

Eine Schwankfage aus Schmiedshau (Slowakei), aufgezeichnet von Richard Zeisel, Zeche

Es war einmal ein Bauer, der war stets am ersten in der Früh auf dem Felde. Als er eines Tages gerade hinter dem Pfluge herging, kam ein vornehmer Herr des Weges. Er ging zu dem Bauer und dieser erkannte ihn, es war kein anderer als Kaiser Franz Josef. Der Kaiser fragte, ob das Pflügen eine schwere Arbeit sei, und bat den Bauer, ihn doch einmal ackern zu lassen. „Gut“, sagte der Bauer und gab ihm den Pflug in die Hand. Als der Kaiser zweimal die Richt entlang geackert hatte, gab er das Pflugzeug dem Bauer zurück und wollte ihm noch einen Gulden schenken. Der Bauer aber dankte dafür und meinte, er habe derer genug.

Nun fragte ihn der Kaiser, ob er auch Kinder habe, was der Bauer bejahte. Auf die Frage, was sie eigentlich seien, sagte der Bauer: „Einer ist Zigeuner, der zweite Bettler und der dritte Räuber.“

Da wunderte sich der Kaiser, und weil er diese Antwort nicht verstand, fragte er weiter: „Wieso kommt denn das? Das müssen Sie mir erklären!“

„Ganz einfach!“ meinte der Bauer, „ich habe unter meinen Söhnen einen Arzt, einen Pfarrer und einen Advokaten: Der Arzt ist der Zigeuner (= Lügner), der Pfarrer ist der Bettler und der Advokat ist der Räuber.“

Da gebot der Kaiser dem Bauer, dieses Rätsel früher niemand zu sagen, als bis er tausendmal des Kaisers Bild gesehen habe.

Der Kaiser gab nun daheim am Hofe seinen Räten dasselbe Rätsel auf und versprach, den, der es errate, zu seinem Adjutanten zu machen. Da sann nun jeder nach und suchte sich dazu ein stilles Plätzchen. Einer von ihnen kam zufällig auf den gleichen Weg, den der Kaiser gegangen war, und traf denselben Bauer. Schon von weitem fragte er den Bauer, was er mache. „Nun pflügen“, meinte dieser, „aber warum geht Ihr so traurig hin und her?“ Da antwortete der Herr vom Hofe: „Ich muß sehr Wichtiges studieren.“ „Nun, was denn?“ fragte der Bauer. „Ja, lieber Mann“, erwiderte jener, „das versteht Ihr nicht.“ „Sagt es mir nur, vielleicht kann ich Euch helfen!“ sagte der Bauer. Da rückte der kaiserliche Rat mit dem Rätsel heraus. Der Bauer aber mußte sehr lachen und sprach: „Das ist doch sehr einfach!“ Zugleich gab er dem Rat die Auflösung des Rätsels bekannt.

Da lief dieser schnell zum Kaiser, sagte ihm die Lösung und wurde zum Adjutanten ernannt. Der Kaiser aber ging zum Bauer und stellte ihn zur Rede, warum er sein Versprechen nicht gehalten habe. Der aber sagte: „Ich habe Euch schon mehr als tausendmal gesehen“. „Wieso?“ rief der Kaiser. Und der Bauer gab die Antwort: „Ich habe daheim mehr als

tausend Gulden, und auf jedem ist Euer Bild; da kann ich Euch doch jede Stunde tausendmal sehen!"

Mit dieser Antwort war der Kaiser sehr zufrieden und der Bauer wurde sein Hauptadjutant.*)

A. Baudler zum Gedenken

Am 8. Oktober waren 90 Jahre verstrichen, seit der fruchtbare und vielseitige nordböhmiſche Volks- und Heimatforſcher Anton Baudler zu Ramniſerneudrſel bei B.-Ramniſ geboren wurde.



In den langen Jahren, in denen er als Professor am deutſchen Gymnaſium in B.-Leipa wirkte, hat er eine beinahe unüberſehbare Fülle von

*) Erzählt 1930 von Hans Haas in Schmiedshau, der die Geſchichte von ſeiner Mutter gehört hat.

Veröffentlichungen zumeist in den von ihm geleiteten „Mitteilungen des Nordböhmischen Excursionsklubs“ erscheinen lassen, die sich außer mit Volks- und Heimatkunde auch mit Vorgeschichte und Geschichte, Literatur-, Kunst- und Musikgeschichte, Volkswirtschaft, Wanderpflege, Naturwissenschaft und anderen Wissenszweigen befassen. Von seinen volkstümlichen Arbeiten sind namentlich die kleine Sammlung „Nordböhmische Volkslieder“ und verschiedene Beiträge zur heimischen Ortsnamen-, Sagen- und Brauchforschung hervorzuheben.

Das heimatkundliche Hauptwerk Paudlers sind die mit Unterstützung der „Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur“ erschienenen drei Bände: „Ein deutsches Buch aus Böhmen“ (1894/95), in dem in einer Reihe von Aufsätzen die deutsche Vergangenheit, das deutsche Leben und die deutsche Kunst in Böhmen geschildert und auch die volkstümliche Überlieferung, voran das Sagenut, verwertet wird.

Atlas der deutschen Volkskunde

In der Leitung der Hauptstelle in Berlin ist ein Wechsel eingetreten und damit eine völlige Umgliederung der Stelle. Aus diesem Grunde kann derzeit nicht angegeben werden, wann der 5. Fragebogen ausgegeben werden wird.

Kleine Mitteilungen

Pfa'wiß

Wenn im egerländischen Böhmen jemand einen dummen Wiß erzählt, so antworten die enttäuschten Zuhörer einstimmig „Pfa'wiß“, Pferdewiß, welcher Ausdruck zu den bekanntesten Redewendungen hier gehört.

Das Wort ist sinnverwandt mit dem unter Gebildeten üblichen *Kalauer*, einem Wortwisse untergeordneter Art.

Der „Pfa'wiß“ — seltener kommt im Egerländischen noch der Ausdruck „*Kü'hiwiß*“, Kuhwiß, vor — scheint auch in anderen sudetendeutschen Landschaften nicht unbekannt zu sein; das südliche Böhmen und das angrenzende Bayern kennt ihn freilich nicht, auch kein ähnlicher Ausdruck ist da üblich; vielleicht weil bei uns langsamem Waldbayern Wortwisse nicht sehr im Umlauf sind und wir uns lieber am einfacheren Schwank ergöhen.

Die Sprache des niederen tschechischen Volkes hat ein ähnliches Bild für einen schlechten Wiß: *konina*, eine Weiterbildung zum tschechischen Worte *ků* (Pferd).

Die Erklärung der Redensart: Durch das Bestimmungswort Pferd wird das Grundwort Wiß in seinem Werte herabgemindert, wie ja auch sonst häufig Tiernamen wegen der Unvernunft ihrer Träger Eigenschaften oder Dinge entwerfen; in bunter Abwechslung marschieren so fast alle Tiere in unserer Vögelersprache auf; jede andere Erklärung wäre wohl an den Haaren herbeigezogen.

Es wird gewiß in den vielen deutschen Landschaften manche Nebenbildungen unseres volkstümlichen Ausdruckes geben; ich kann die Sache nicht weiter verfolgen, auch ist sie kaum einer weiteren Untersuchung wert. In den meisten mir zur Verfügung stehenden Wörterbüchern findet sich unter Anführung *Campe's* bloß das einzige sinnverwandte *Ganswiß* als Bezeichnung für einen „sein sollenden, schlechten Wiß“.

P i l s e n.

Dr. Rudolf R u b i t s c h e t.

Das Lied der Arbeitslosen

Schon vor fast einem Jahre habe ich mir folgende Verse aufgeschrieben, die in Schwaben und Umgebung von Schulkindern und Erwachsenen nach der Weise „Das ist die Wiebe der Matrosen“ gesungen werden:

Das ist das Lied der Arbeitslosen:
Mit dem Zettel in der Hand
Behn sie außs Gemeinbeamt.
Dort kriegen sie ein Paar zerriffene Hosen,
Durch die Hosen pfeift der Wind,
Weil wir arbeitslos sind.

Auffig.

Hans R. Kreibich.

Spruch beim Erntefest

In Südmähren pflegt die älteste Magd zum Erntefest einen Kranz aus Ähren zu flechten und mit einem Spruch dem Herrn zu überreichen. Einer dieser Sprüche lautet:

Ich bin a Madl von Sachsen,
wo de Wazen wachsen.
Ich bin a Madl von Preußen,
wo de Wazen reifen.
Ich bin a Madl von diesem Länd,
wo der Waz wächst und sa Bränd.
Ich setz' auf dem Herrn den Erntekranz
und bitt' ma auß den ersten Tanz.
Und stellt der Herr sa Mufe (Musik) ein,
so bitt' man um an Eimer roten Wein.
Und ist 'n Herrn aa des no z'viel,
so soll er sein' Gäst'n geb'n, was er will.

Ignaz Gölau.

Ignaz Gölth.

Die Volkstunde an den preußischen Hochschulen für Lehrerbildung

An diesen Hochschulen ist die deutsche Volkstunde sofort mit dem Sieg der neuen Regierung in den Vordergrund gerückt. Die Leitung der Abteilung „Hochschulen für Lehrerbildung“ im preußischen Kultusministerium wurde einem bewährten Volkskundler übertragen und schon mit dem Sommersemester 1933 erhielten sämtliche Hochschulen für Lehrerbildung ihre volkstündliche Vertretung, einige sogar einen selbständigen, mit keinem anderen Lehrgebiet verknüpften Lehrstuhl für Volkstunde.

Damit ist, wie M. Wähler im 42. Jahrgang der Berliner „Zeitschrift für Volkstunde“ (S. 264) hervorhebt, eine Prophezeiung W. G. Richls, nach der noch eine Zeit kommen werde, wo man an den Universitäten Kollegien lesen und im Staatsexamen Noten erteilen werde über die „Wissenschaft vom Volke“, nun auch für die neuen preußischen Hochschulen für Lehrerbildung in Erfüllung gegangen.

* * *

Verband deutscher Vereine für Volkstunde. Die diesjährige Abgeordnetenversammlung, zugleich der dritte deutsche Volkstundetag, fand vom 17. bis 19. September in Heidelberg statt.

Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung. Diese von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft im Einvernehmen mit dem Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung in Berlin ins Leben gerufene Gemeinschaft hat den Zweck, die Erforschung des deutschen Volkstums im Sinne der nationalen Erhebung mit größerem Nachdruck zu betreiben und die gewonnenen Ergebnisse dem deutschen Volke in geeigneter Weise zu übermitteln. Sie umfaßt fünf Abteilungen:

Vor- und Frühgeschichte,
Rasseforschung,
Volkskunde,
Volksprache,
Grenz- und Auslanddeutschtum.

Zum Leiter der Abteilung Volkskunde wurde Prof. Dr. Adolf Spamer berufen.

Wilhelm Heinrich Riehl-Preis. Dieser vom Verlag Walter Krieg gestiftete Preis für volkswissenschaftliche Leistungen soll jährlich verteilt werden. Er besteht aus einer goldenen W. H. Riehl-Medaille und einer Studienbeihilfe von 500 Mark. Beides erhält der Verfasser der besten Jahresarbeit, die sich innerhalb eines Rahmenthemas bewegt, das ein Verwaltungsausschuß jedes Jahr bestimmt. Die goldene Medaille kann auch allein für besondere Verdienste um die volkswissenschaftliche Forschung verliehen werden. Außerdem wurde noch eine bronzene Medaille gestiftet für eine gute, außerhalb des Rahmenthemas stehende, ungedruckte, dem Ausschuß eingereichte Arbeit.

Der Verwaltungsausschuß besteht aus einem Vorsitz (Prof. Dr. A. Spamer) und 12 Mitgliedern. Die sudetendeutsche Volkskunde ist im Ausschuß durch G. Jungbauer vertreten.

Sudetendeutsches Volksliederbuch. Der Sängerbund der Sudetendeutschen, dem über 1000 Vereine mit rund 35.000 Sängern und 45.000 unterstützenden Mitgliedern angehören, hat auf seinem diesjährigen Bundesstag, der zu Pfingsten in Marienbad stattfand, die Herausgabe einer Sammlung von sudetendeutschen Volksliedern beschlossen. Die Lieder, deren Auswahl G. Jungbauer und Prof. Dr. R. Paul (Karlsbad) besorgen, werden zunächst in Form von Blattdrucken den einzelnen Folgen der „Sudetendeutschen Sängerbundeszeitung“ beigelegt und bei genügender Anzahl zu einem Buch zusammengefaßt.

Lied und Schule. Darüber sprach der Präsident der Deutschen Pestalozzigeellschaft, Minister Dr. Franz Spina, am 2. Juni im Rahmen einer Veranstaltung der Deutschen Pädagogischen Akademie in Prag. Er betonte die große Bedeutung, die das Volkslied als einer der wertvollsten Teile unseres Kulturgutes für die Erhaltung und Eigenart unseres Volkes hat. Denn die Geschichte lehrt und die Erfahrung der Gegenwart zeigt immer wieder, daß ein Volk, das sich seinem Liede entfremdet, am Anfang des Sich-selbst-Aufgebens steht und daß, wenn die lebendige musikalische Pflege des Volksliedes erlischt, mit Sicherheit alle anderen volkeigenen Güter nachfolgen müssen.

Arbeitsgemeinschaft für eine vergleichende deutsch-tschechische Volkskunde. Eine solche wurde bei Abschluß des Staatlichen Fortbildungslehrganges für die Germanisten tschechischer und slowakischer Volkszugehörigkeit, der im Juli in Plan bei Marienbad stattfand und bei dem Prof. Dr. Franz Vongin über die sudetendeutsche Volkskunde sprach, begründet.

Sudetendeutsches Sagenbuch. In der von Landes Schulinspektor Oberschulrat Dr. K. Schroubek geleiteten und von der Staatlichen Verlagsanstalt herausgegebenen Sammlung „Deutsche Jugendbücherei“ wird noch vor Weihnachten ein Band „Sudetendeutsche Sagen“ von G. Jungbauer erscheinen, der mit seinen 360 Sagen die erste Gesamtschau über das deutsche Sagengut der Tschechoslowakei darstellt.

Sanitätsrat Dr. Armin Klein †. Am 27. August wurde Sanitätsrat Dr. A. Klein, als er nach einem in den Alpen und im Böhmerwald verbrachten, genußreichen Sommeraufenthalt nach Prag zurückgekehrt war und seinen Dienst bei der Landesverwaltung wieder angetreten hatte, beim Heimweg aus dem Amt von einem Kraftwagen, den ein zweiundzwanzigjähriger Bursch ohne Führerschein lenkte, überfahren und getötet. Der so jäh Dahingegangene, ein gebürtiger Kuttenplaner, war Vorstandsmitglied des Deutschen Sprachvereins Groß-Prag und Mitglied des Arbeitsausschusses der tschechoslowakischen Landesstelle des Atlas der deutschen Volkskunde. Allen volkswissenschaftlichen Fragen brachte er regsten Anteil entgegen, wiederholt beteiligte er sich auch an der Beantwortung der Umfragen

unierer Zeitschrift. Das im Juni erschienene Buch „Deutsche Volksmedizin“ von G. Jungbauer wurde vor der Drucklegung von ihm, der ein umfassendes medizinisches Wissen besaß, sorgfältig überprüft. Mit Dr. A. Klein, der seltenen Kunstsinns und hervorragende Kenntnisse auf dem Gebiete der Kunstgeschichte aufwies, verlieren die Deutschen Prags einen begehrtesten Führer durch das alte Prag und Erklärer der Kunstdenkmäler. Des verdienten Mannes, den vornehme Gesinnung und Liebenswürdigkeit im persönlichen Verkehr auszeichneten, wird die subetendeutsche Volkshunde stets dankbar gedenken.

Der Brünner Spiegelberg. Über die Herkunft des Namens, den man bis heute nicht zu deuten vermochte, spricht Hans Stolz im „Brünner Tagesboten“ vom 16. Juli 1933, was im Septemberheft 1934 der „Muttersprache“, der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, mit ergänzenden Bemerkungen verzeichnet wird.

Sehr ansprechend ist eine Erklärung, die Dr. Bruno Schier einstweilen nur mündlich dem Herausgeber unserer Zeitschrift gegenüber geäußert hat. Danach sind die verschiedenen Spiegelberge, die es auf deutschem Boden gibt, nichts anderes als Spiegelberge. Das Wort Spiegel selbst, das auch in dem Namen des Spieglicher Schneeberges steckt, bedeutet eine baumlose, kahle Fläche, die weithin leuchtet. Das Wort Spiegel in übertragenem Sinne bezeichnet ja jede glatte, glänzende Fläche (Eis- oder Wasserspiegel), dann in der Weidmannssprache den hellen Fleck um das Weidloch der Hirsche und Rehe, ferner den weißen oder metallglänzenden Fleck auf den Flügeln der Enten, den weißen Schulterfleck des Auer- und des Birchwildes, das glänzende Tuchbesatzstück auf den vorderen Tragenecken von Festströden und Uniformen u. a. Möglicherweise ist auch der in der Jägersprache übliche Ausdruck „Spiel“ für den Schwanz der Auer- und Birchwild, sowie der Falane aus einem ursprünglichen „Spiegel“ entstanden, so daß der „Spielhahn“ eigentlich ein „Spiegelhahn“ wäre.

Prager Mundfunk. Allgemeine beifällige Aufnahme fand die Schulfunkhörfolge „Wir fahren durch das Egerland“ unseres Mitarbeiters Adolf Horner, die am 5. Juni d. J. von Karlsbad aus über den Sender Liblitz verbreitet wurde. Mitwirkende waren ein Quartett des Falkenauer Volksgefangvereins, durchwegs Handwerker und Kaufleute, der Falkenauer Spenglermeister Franz Heidler als Mundartspreeher, die Fachlehrerin Frä. Annemarie Jakob aus Chodau als Sängerin, 30 Knaben der Bürgerschule in Chodau und die Dudelsackkapelle Krautmann aus Falkenau.

Prof. G. Jungbauer sprach am 7. April über „Sprichwörter und Redensarten“, am 6. Mai über „Fensterln im Böhmerwald“ (Mitwirkende: Prof. Doktor F. Longin und Frau, Mitglieder der Univ.-Sängerschaft „Barden“ und A. Cernenta vom Orchester des Neuen Deutschen Theaters) und am 13. Mai „Zum Muttertag“ (Mitwirkende: Prof. Longin und Frau, Dr. R. Nowak, Hanne Sedlat und Erich Knoll).

Volkshundliche Sendungen im Prager Mundfunk werden derzeit durch eine un sinnige Neuerung sehr erschwert, bzw. unmöglich gemacht. Man verlangt Sänger mit Mikrophonprüfung. Will man aber volkshundliche Sendungen vom Lande übertragen, so kommen eben keine Kunstfänger, sondern nur Volkshundfänger in Betracht. Wenn man diese durch jene Bestimmung ausschaltet, dann hat die volkshundliche Sendung, die sich auf Sänger und Spreeher aus dem Volke aufbauen muß, keinen Zweck.

Der Bauer und seine Tracht. Dieser in der Prager deutschen landwirtschaftlichen Sendung vom 10. Juni 1934 gehaltene Vortrag von Dr. Josef Hanika wurde in dem Verbandsblatt „Der deutsche Landwirt“ (Prag XII, Fochova 3) abgedruckt.

Neuausgabe und Ausgestaltung der „Heimatsklänge“. Die alte Mundarten-Anthologie „Heimatsklänge“ von Ant. H. Jariš, die seit mehr als 15 Jahren vergriffen ist, wird in allernächster Zeit neu herausgegeben werden. Schon vor zwei Jahren wurde unser Mitarbeiter Hans R. Kreibich von dem Verlage Opiz mit der Neubearbeitung dieser ältesten mundartlichen Anthologie unserer Heimat betraut. Hans R. Kreibich hat sich im Einvernehmen mit dem genannten Verlage die Aufgabe gestellt, daraus durch Sichtung und sorgfältige Prüfung der früheren Auflagen und durch Aufnahme von Proben aus den Werken

der besten neueren Mundartendichter eine übersichtliche, brauchbare Anthologie der deutschen Mundarten in der Tschechoslowakischen Republik zu schaffen. Das Werk ist bereits in der Druckerei und wird in Kürze herauskommen.

Verkehrt beschlagene Pferde. Zu dem Aufsatz im letzten Heft macht unser Mitarbeiter M. v. Klement (Reichenberg) auf eine Stelle in einer Erzählung N. Pichlers aufmerksam (Der Flüchtling. Allerlei Geschichten aus Tirol. 3. Aufl. Leipzig 1899. S. 254): „Der Alte mußte etwas Besseres. In seiner Jugend war er wie andere gern fensterln gegangen, was sein Vater, der strenge Zucht hielt, durchaus nicht leiden wollte. Da band er sich, um den Argwohn zu täuschen, die Schuhe verkehrt unter die Füße, so daß es, wenn er von Hause fortging, schien, er sei heimgekehrt. Freilich war es schwer, auf diese Art längere Strecken Weges zurückzulegen; Klaus brauchte jedoch nur die nahe Straße aufzusuchen, dort vermischten sich seine Tritte mit denen der Kirchgänger, und es war unmöglich, sie zu unterscheiden.“

Volkstümliche Vorlesungen. Im Sommersemester 1934 betrug die Zahl der eingeschriebenen Hörer der Vorlesungen und Teilnehmer an den Seminarübungen Prof. Jungbauers 283.

Berichtigung. Im letzten Heft muß es auf S. 62. Z. 10, statt „allzu große Strenge“ heißen „allzu geringe Strenge“.

Zu dem Aufsatz von Hans R. Kreibich über Jarisch und seine Mitarbeiter ist nachzutragen, daß den Druckstock zu dem Bilde von Jarisch der Lehrerverein des Schulbezirktes B.-Leipa (Oberlehrer Franz Michel) in entgegenkommender Weise zur Verfügung gestellt hat.

Antworten

(Eingelauf bis zum 30. November)

264. Der Freitag ist ein Unglückstag, an dem man nichts unternehmen, besonders aber nicht überhören soll. Man soll auch an dem Tage nicht lustig sein. „War om Freitag lacht, om Sennobert jängt, dar flutcht om Sonntag ganz bestemmt“ (Wer am Freitag lacht, am Sonnabend singt, der weint am Sonntag ganz bestimmt). (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.).

271. Richtigzustellen ist ein Druckfehler bei den letzten Antworten. Der Bohrer heißt in Deutsch-Pröben „Näpfe“ (nicht Nägele).

272. Weitere Ortsnamen in Redensarten übermittelt A. Brosch (Eger): Von Böign (Röcken bei Tepl) stammt einer, der recht schreit (böign = schreien); von Alwarat (Altalbenreuth) ist einer, der dumm daherredet, und ein Langfinger hat seine Heimat in Kralowitz.

287. Dreimaliges Niesen vor dem Aufstehen oder vor dem Frühstück, bedeutet, daß man ein Geschenk erhält. Wenn jemand Schnupfen, Koppstapp = Kopftauben oder die Strauch (Strauchen) genannt, hat und dann viel niest, so meint man, daß dies gut sei, weil sich der Schleim löst und die Entzündung der Schleimhäute zurückgeht. (Fr. J. Langer, Klein-Mohrau i. M.).

299. Holzkreuze oder ein Heiligenbild, z. B. das des hl. Florian, an den Häusern sind nicht immer Schutzmittel gegen Feuer, sondern werden zuweilen auch zum Danke für überstandene Feuersgefahr, z. B. wenn ein durch Blitzschlag verursachtes Feuer schnell gelöscht werden konnte, aufgestellt. Linden ziehen nach dem Volksglauben den Blitz an und werden daher in der Nähe der Häuser gepflanzt, damit sie den Blitz auf sich lenken. Schwalbennester im Hause dürfen nicht beseitigt werden, weil sonst der Blitz ins Haus schlägt. (Fr. J. Langer.)

301. Orte ohne Spaken sollen Luppelsgrün und Steinbach sein. Beide Orte sind von Wald umgeben. In Steinbach bei Falkenau soll voreinst eine Bäuerin Quarze! in einer Quarzesteige (ein vogelbauerähnlicher länglicher Kasten mit einem Gitter aus dünnen Holzstäbchen, in dem die Quarze zum Trocknen ausgelegt wurden) auf den „Gang“, dem auch „Laube“ genannten, schmalen und offenen Raum im Obergeschoß alter Bauernhäuser, zum Trocknen gestellt haben. Als sie später nach den Quarzeln sah, fand sie Spaken in der Steige, die sich an den Quarzeln gütlich taten. Da verfluchte sie die Spaken und bannte sie aus dem Dorf. Seit dieser Zeit findet man in Steinbach keinen Spaken mehr. (M. Horner, Königsz-

worth.) R. Baumann (Chodau) macht aufmerksam, daß eine Sage von den verwünschten Späßen von Steinbach, aufgezeichnet von dem Bürgerschulftatbedeten Franz Illsperger, im „Falkenauer Jahrbuch 1934“ (S. 64) entfallen ist. Nach dieser Fassung verwünschte eine Frau vor vielen hundert Jahren alle Späßen, weil sie auf den Getreidefeldern großen Schaden anrichteten, auf das Schloß. Seit der Zeit waren in Steinbach nur auf dem Schlosse und seinen Nebengebäuden Späßen zu sehen. Jetzt aber soll die Zeit der Verwünschung bereits vorbei sein, weshalb auch im Orte Steinbach die Späßen wieder vorkommen und sich stark vermehren. In Karlsbrunn in Schlessien soll es ebenfalls keine Späßen geben, was mit der Nähe des Waldes begründet wird. (Johann Thöndel, Bergstadt.) Auch von Sora, einem an Waldbergen mit viel Raubvögeln gelegenen Dorf bei Bautzen in Sachsen, das keine Pferdehaltung hat, heißt es, daß es keine Späßen hat; nach der Volkslage wurden sie von Zigeunern gebannt. (Dr. W. Frenzel, Bautzen.)

302. Wer im Frühjahr den ersten Donner hört, soll schnell einen sehr schweren Gegenstand heben, weil er da „die Stärke hebt“, d. h. man bewahrt sich dadurch während des Jahres die körperliche Kraft. Donnert es sehr frühzeitig im Jahre, so jagt man: „Fröiha Donner, späta Gommer“ (Früher Donner, später Jammer). Wenn es zeitig im Frühjahr über die noch nicht bebaubten „dürren“ Bäume donnert, so bedeutet das ein schlechtes Erntejahr. (M. Horner, Königswertsh.). In der Znaimer Gegend sagt man, daß die Weilschen nach dem ersten Donner nicht mehr riechen; ferner heißt es, daß die Weilschen durch den Donner erschrafen und weiß wurden. (Ignaz Göth.) Hört man das erstmal donnern, so soll man sich mit dem Rücken an den Türpfosten lehnen und so tun, als ob man ihn heben wollte. Dann hat man das ganze Jahr, namentlich beim Mähen, keine Rückenschmerzen. (Katechet N. Weßlerle, Deutsch-Proben.)

303. Nach den bisherigen Einläufen ist der sonst unter dem Namen „Eierschieben“ bekannte Osterbrauch im übrigen sudetendeutschen Gebiet nicht mehr üblich. Zwei Einsender, Ernest N. Potuczel (Briinn) und Dr. W. Frenzel (Bautzen) machen genaue Angaben über das alljährlich am Ostermontage auf dem Broißchenberg bei Bautzen stattfindende Eierschieben, bei dem aber gegenwärtig statt Eier vorwiegend Apfelsinen, aber auch Pfeiffertuchen u. a. den zur Spree führenden Hang hinabgeworfen und von den auf dem Hange wartenden und immer wieder „Apfelsina“ — früher „Eier, Eier!“ — rufenden Kindern mit Hüten, aber auch mit Schmetterlingsnetzen aufgefangen werden. Manchem Werfer gelingt es, die Apfelsine bis in die Spree zu schleudern, worauf sofort ein Haufen Kinder zum Wasser eilt und das Stück mit langen Latzen herausfischt.

304. Gotteslästerern und Meineidigen bleibt der Mund offen, wenn sie sterben. Wenn man bei uns in eine Stube tritt, in der Federn geschleift werden, so muß man drei Federn schleifen, damit „die Hochzeit fortgeht“, d. h. damit sich der Verheiratung nicht ein Hindernis entgegenstellt. (M. Horner.) Wer am Wege zum Kirchgang oder gar in der Kirche oder am Friedhof ist, ferner auch wer beim Federnschleifen nicht wenigstens drei Federn schleift, dem bleibt der Mund offen beim Sterben. (J. Thöndel.) Die Meinung, daß dies jenem geschieht, der zufällig zum Federnschleifen kommt und nicht wenigstens drei Federn zerreißt, herrscht auch in Nähr.-Pilgersdorf. (J. Schreiber, Groß). In Gurnitz (Südmähren) dagegen heißt es wieder nur, daß dem, der in der Kirche ist, der Mund beim Sterben offen bleibt. (J. Göth.) Dies soll angeblich bei mageren Leuten und bei solchen, die dem Schnaps zugesprochen haben, der Fall sein. (N. Weßlerle.)

306. Ein Gerstenkorn vergeht, wenn man in ein Nitloch schaut. (M. Broch, Eger). Dasselbe gilt am Falkenau, wo man stets nur „Dredlördlein“ sagen darf, wenn man von dem Gerstenkorn spricht; auch dann vergeht es. Ein gutes Mittel ist ferner, daß man es früh mit nüchternem Speichel beitreicht. Das Besprechen durch einen „Büßer“ muß zur Zeit des Neumondes erfolgen, wobei der Sprecher nichts reden darf. (M. Horner). Gerstenförrer vertreibt man im Egerland auch, indem man durch ein Sieb schaut. (R. Baumann, Chodau). Man entfernt sie durch Auflegen von jungen klebrigen Blättern der Erle. Diese bewirken während der Nacht, daß die Entzündung nachläßt und sich die Eiterblase von selbst öffnet. (F. J. Vanger, Klein-Mohrau i. M.). Hier vertreibt man die „Waneg!“ genannten Gerstenförrer durch Auflegen von frischem Vehm aus einem feuchten

Keller. Früher vertrieb man sie auch auf folgende Weise. Wer ein Gerstenkorn hatte, mußte sich vor eine Lade stellen und deren Deckel rasch auf- und zumachen. Der so entstandene Luftzug sollte günstig auf das Auge wirken. Dasselbe konnte man auch mit einer Stubentür machen. (J. Thöndel). In Hafnerluden (Bezirk Mähr.-Budwig) heißt man ein Gerstenkorn durch Spucken ins Auge. Manche nehmen Strohhälndchen oder andere leicht verfaulende Dinge, legen sie auf das Gerstenkorn und vergraben sie dann. Wenn das Stroh verfault ist, ist auch das Gerstenkorn weg. Man besichtigt in Südmähren die Gerstenförrer auch dadurch, daß man vor dem Morgentau zum Bach geht und sich darin das Auge wäscht. In der Tglauer Sprachinsel bespricht man noch vielfach das Gerstenkorn in der Art, wie es in der Umirage dargestellt ist. Sagt man jemandem, er habe ein Gerstenkorn, so muß der Betreffende antworten „ein Schmarr'n, ein Drecksörndl“; sonst heißt es nicht. (J. Göth). Hier schmirt man das Gerstenkorn mit folgender Salbe ein. Man nimmt Eichhörnchenfett, gibt dazu zwei Schamhaare, zwei Haare aus den Wimpern und zwei Fuß- oder Fingernägelschmizel; dies knetet man in einer Vollmondnacht zu der Salbe zusammen. Von diesem Verfahren durfte aber der Kranke niemandem etwas verraten. Angeblich wurde dabei auch der Segen des hl. Vinzentius gesprochen. Er lautet: „Aber die Kranken werden sie die Hände legen und sie werden gesund werden. Jesus, Marias Sohn, der Weltheiland und Herr, sei dir durch die Verdienste aller deiner Heiligen gnädig und barmherzig und bewahre dich von allen Übeln. Amen.“ (M. Wessertele).

307. Einen Kamm und eine Schere legt man einem Menschen, der Läuse hat, auf das Totenbett. Betreffs des Ausbutterns gilt der Glaube, daß es leicht vor sich geht, wenn man sich nicht mit dem Gesicht gegen die Stubentür stellt. Bei kleinen Kindern muß man streng vermeiden, daß sie einen Kamm in den Mund nehmen, da sie sonst das „Guafel“ bekommen. Dies ist eine eitrige, blasige Entzündung der Mundschleimhäute, die sich besonders in den Mundwinkeln bemerkbar macht. Als Mittel dagegen wurde den Kindern ein blankes Schindermesser dreimal durch den Mund gezogen, wofür der Schinder gut bezahlt wurde. Auch bei mir wurde dieses Mittel angewendet, das schon der Egerer Scharfrichter K. Fuß in seinem Buche „Vom Aberglauben“ beschreibt. Ein anderes Mittel besteht darin, daß man dem Kinde einen blechernen Seither (Sieb) auf den Kopf setzt und dazu spricht: „Gefegne dich Gott Vater, Gott Sohn und Gott heiliger Geist. Setz ich dir auf einen Eisenhut, das ist dir für's Geisern und für's Gursel gut.“ (M. Horner). Ein Kamm wird bei dem sogenannten Glückheben verwendet, einem bei uns allgemein üblichen Brauch am Heiligen Abend. Man gibt unter vier Teller Brot, Geld, einen Kamm und ein Stückchen Vehm. Das Brot versinnbildlicht die Nahrung, das Geld bedeutet Reichtum, der Kamm soll Krankheit andeuten und das Stückchen Vehm den Tod. Jeder hebt viermal ab, und was er unter den Tellern, die immer verschoben werden, findet, steht ihm im Laufe der einzelnen Vierteljahre des künftigen Jahres bevor. (F. J. Langer). Findet man einen fremden Kamm, so soll man ihn nicht benützen, da er Krankheit und Verdruß bringt. (J. Thöndel). In früheren Zeiten benützte man einen Kamm, mit dem ein Toter gekämmt worden war, zu allerlei Zauber. Man melkte z. B. durch einen solchen Kamm eine Kuh, die blutige Milch gab, oder man legte ihn unter das Butterfaß oder man schabte davon etwas ab und gab es jemandem, dem man schaden wollte, in die Speisen. (M. Wessertele).

308. Ein Mittel zum Senseschärfen ist, wenn man Essig in den Wehkumpf gießt. Will man aber einem Mäher die Sense verderben, so streicht man ihm heimlich Butter auf die Schneide. Dann packt der Wekstein nicht mehr an. (M. Horner). Auch hier pflegt man Essig in das Wasser der Weksteje, wie hier der Kumpf genannt wird, zu gießen, um den Senses besondere Schärfe zu verleihen. (J. Thöndel).

309. Vom Vergraben der Nachgeburt, die in den Ofen geschürt wird, ist nichts bekannt. Von einem dummen, unbelehrbaren Menschen sagt man: „Bei dir haben sie das Kind weggeschmissen und die Nachgeburt aufgezozen.“ (M. Horner). Hier ist der Brauch bekannt. Nach Mitteilung der derzeit 79 Jahre alten Hebamme Anna Kurbel soll ihre Vorgängerin die Nachgeburt in einen alten, unbrauchbaren Topf gegeben und im Garten oder Misthaufen vergraben haben. Sie selbst habe etwa 50 Jahre lang die Nachgeburt stets im Stall unter die „Bühne“ (Fußboden-

belag des Stalles mit dünnen Baumstämmen, die leicht aufzuheben sind) gelegt. Sie habe auch gehört, daß viele Frauen sich mit der Nachgeburt gewaschen haben, um schön zu bleiben. (M. Wesslerle).

310. Schießlöcher in Kirchentüren gibt es in der Slowakei in vielen Orten, z. B. auch in Kríckterhau. (M. Wesslerle).

Umfragen

311. Die deutschen Bauern der Osmüher Sprachinsel haben, wie F. J. Langer (Klein-Mohrau i. M.) mitteilt, von den Tschechen den bei Feldarbeiten üblichen Gruß „Gott helf“ (Pomáhej Pán Bůh) und den Gegengruß „Gott gib's“ (Dej to Pán Bůh) übernommen? Wer kennt ähnliche Übernahmen von Grußformeln?

312. In der Sprachinsel Deutsch-Pröben ist nach Angabe unseres Mitarbeiters A. Wesslerle der Ausdruck *Warduz'n* für Schnurrbart allgemein üblich. Wer kann die Herkunft des Wortes erklären?

313. Spielen Adlersteine (vgl. den obigen Beitrag von J. Kern) noch heute im Volksglauben und Volksbrauch eine Rolle?

314. Bei dem massenhaften Auftreten der Pilze hörte man heuer häufig die Redensart „Viel Schwammer, viel Jammer“. Wie begründet man diesen Satz?

315. Im Böhmerwalde gab es noch vor Jahrzehnten herumziehende Männer, die gewerbsmäßig das Austrinken der Muttermilch bei abstillenden Frauen betrieben. War oder ist dies auch sonstwo der Fall?

316. Gibt es nach dem Volksglauben besondere Wettermännchen, die Gewitter, Hagelschlag, Überschwemmungen u. a. erregen?

317. Nach weitverbreitetem Glauben verliert man durch Riechen an Friedhofsblumen den Geruch. Gibt das Volk hiezu auch eine Begründung?

318. Wo gibt es *Repomukszungen*? Werden solche als Amulette benutzt? Wie sehen sie aus, bzw. wie sind sie hergestellt?

319. Wo gibt es *Christuszungen*? Ist eine Legende über die Zunge Christi (z. B. von einem Juden mit einem Dorn durchstoßen) bekannt, und wie ist diese verbreitet? Kennt man fliegende Blätter („Zwei geheime Leiden Mariens“), in denen sich diese Legende findet oder Abbildungen dieser Zunge? Welche Geheime Leiden Christi sind noch bekannt?

320. Gibt es Bilder, auf denen die Richter Christi mit Namen und Sprüchen dargestellt sind? Wieviel Richter kennt man und wie heißen sie?*)

Schriftum

Volkskundliche Gaben, John Meier zum siebenzigsten Geburtstag dargebracht. Hg. unter besonderer Mitwirkung von G. Seemann und H. Scheve. Mit einem Bildnis und 15 Tafeln. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934.

Der staetliche, 316 Seiten umfassende Band bietet Beiträge von 32 Forschern, die sich über das gesamte volkskundliche Stoffgebiet erstrecken. Die judendeutsche Volkskunde ist durch eine vergleichende Untersuchung über deutsche und kirgische Hochzeitbräuche von G. Jungbauer vertreten.

Saar-Atlas. Im Auftrage der Saar-Forschungsgemeinschaft bearbeitet und hg. von H. Overbeck und G. W. Sante. 171 Haupt- und Nebentypen auf 40 Tafeln, 110 Abbildungen, dazu 104 Seiten einführender Text und Erläuterungen. Verlag Justus Perthes, Gotha 1934.

Der mit einer erstaunlichen Genauigkeit gearbeitete Atlas klärt nicht bloß über die Verhältnisse im Saargebiet auf, sondern ist zugleich ein Zeugnis deutscher

*) Die letzten drei Umfragen stellt unser Mitarbeiter Leopold Schmidt, Wien III., Raumbasse 37/32, II.

Gründlichkeit und ein Vorbild für ähnliche Arbeiten. Im volkswundlichen Abschnitt werden die bedeutenderen Marienwallfahrtsorte, der Pfingstquak, Maibaum, die Mädchenlehen zu Fastnacht, das Erntefest und die Verehrung des hl. Wendelin behandelt. Alles beweist, wie auch die Ortsnamen und Haus- und Siedlungsformen, die auf weiteren Karten verarbeitet sind, die Zugehörigkeit des Saargebietes zum deutschen Volks- und Kulturraum.

Otto Höfler, Keltische Geheimbünde der Germanen. I. Band. Verlag M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934. 357 S. Preis geh. 10 Mark, geb. 12 Mark.

Der Verfasser, Priv.-Doz. an der Universität Wien und Lektor an der Universität Uppsala, schließt unmittelbar an die Arbeit von Eith Weiser über „Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde“ (1927) an und bejaht die darin aufgeworfene Frage, ob es auch keltisch gebundene Verbände in der altgermanischen Welt gegeben habe. Er sieht in dem heroisch-dämonischen Totenkult der Mannschaftsverbände, den er durch eine eingehende Untersuchung der Sagen vom Wilden Heer nachzuweisen sucht, einen Mittelpunkt des germanischen Lebens, eine Quelle religiöser, ethischer und historisch-politischer Kräfte von ungeheurer Macht. Der vorliegende Band des Werkes, das ursprünglich „Totenheer — Kultbund — Fastnachtspiel“ überschrieben war, bringt eine ganz neue Auffassung der germanischen Mythen vom Totenheer. Ein Urteil wird erst nach Vorliegen des zweiten Bandes möglich sein, der die Geschichte des Totenkults und die Entwicklung des Fastnachtspieles aus dem Ritual dämonischer Verbände darstellen soll.

Georg Schreiber, Wallfahrt und Volkstum in Geschichte und Leben. Unter Mitwirkung von R. Kriß, J. P. Steffes, J. Wincke, E. Wohlhaupter und J. Zoepfl. Heft 16/17 der Forschungen zur Volkskunde. Verlag L. Schwann, Düsseldorf. XVI und 298 Seiten, 4 Bildtafeln. Preis gebunden 10 Mark, geb. 12.50 Mark.

Zwei Drittel des Buches füllt die aufschlußreiche Untersuchung über den „Strukturwechsel der Wallfahrt“ von G. Schreiber. Daraus sind für uns Sudetendeutsche besonders die Abschnitte über „Prag als Kultzentrum“, worüber sich natürlich bedeutend mehr schreiben ließe, und über die Wallfahrten der Sudetendeutschen wichtig. Hier ist auf S. 166 ein Druckfehler zu berichtigen, indem es natürlich heißen soll „Die Räuber (nicht Römer) von Maribor“. Angeschlossen sind kleinere Beiträge: Wallfahrt in allgemeiner religionswissenschaftlicher Beleuchtung (Steffes), Wallfahrt und Recht (Wohlhaupter), Zur Frühgeschichte der Jubiläumswallfahrt (Wincke), Geleitbriefe für deutsche Pilger in Spanien (Wincke), Naktwallfahrten (Zoepfl), Moderne Wallfahrten (Kriß). Das prächtige Buch sollte Anlaß sein, daß auch für das deutsche Wallfahrtswesen in der Tschechoslowakei ein ähnliches Werk geschrieben wird.

W. Frenzel, W. Radig, D. Reche, Grundriß der Vorgeschichte Sachsens. Verlag R. Richter, Leipzig 1934.

In diesem Sammelwerk behandelt auf S. 230—263 G. Wille Sitte und Brauch (Familie und Staat; Eheschließung; das Kind und seine Pflege; Totenbräuche; allgemeine religiöse Bräuche), wobei er weit über den Rahmen Sachsens hinausgreift und ausgiebig volkswundlichen Stoff neuerer Zeit heranzieht.

Gottfried Henßen, Der deutsche Volksschwank. Verlag S. Eichblatt, Leipzig 1934. Preis 1.40 Mark.

Diese Sammlung von Schwänken bildet das 2. Heft der von L. Mackensen herausgegebenen „Volkswundlichen Texte“, die vor allem als Grundlage für akademische Übungen (auf Universitäten und Lehrhochschulen) und für den Unterricht in volkswundlichen Arbeitsgemeinschaften (auf höheren Lehranstalten oder in Einzelskuren) gedacht sind. Das vorliegende Heft berücksichtigt in den abgedruckten Proben das oberdeutsche Gebiet viel zu wenig und das sudetendeutsche überhaupt nicht.

M a j u r i s c h e V o l k s l i e d e r. 26. Heft der Landschaftlichen Volkslieder. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934. Preis 60 Pfennig.

Diese mit Unterstützung des Deutschen Volksliedarchivs und der Landesstelle Altpreußen des Reichsbundes Volkstum und Heimat vom Institut für Heimatforschung an der Universität Königsberg herausgegebene Sammlung festelt durch die Eigenart der Lieder, deren Singweisen durchweg deutsch sind, während die Texte aus dem Masurischen ins Deutsche übertragen wurden.

W. S t e l l e r, Sudetenschlesische Volkslieder. 27. Heft der Landschaftlichen Volkslieder. Bilder von M. Doh. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934.

In diesem sorgfältig ausgewählten Heft der im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde vom Deutschen Volksliedarchiv herausgegebenen Sammlung begegnen zahlreiche Lieder, die auch auf dem schlesischen Stammesgebiet der Tschehoslowakei allgemein bekannt sind. Sieben Lieder sind dem Hermesdorfer Weihnachtsspiel von F. Kotter entnommen. Das Büchlein sei vor allem der deutschen Bevölkerung Nordmährens und Schlesiens warm empfohlen.

E. L e m b e r g, Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins. Studien zur Geschichte der Volkwerdung in den Niederlanden und in Böhmen. Verlag Wichendorff, Münster i. W. 1934. Preis geh. 8 Mark, geb. 9.20 Mark.

Das VIII und 246 Seiten umfassende Buch, Heft 57/58 der Sammlung „Deutschtum und Ausland“, deckt die vielen und verschiedenen Kräfte, die jeweils zur Herausbildung und zum Bewußtwerden einer Nation zusammenwirkten, an zwei gut gewählten Beispielen auf, indem es die Kulturgrenzlandschaften Niederlande, einschließlich Belgiens, und Böhmen, zur Grundlage der Untersuchung nimmt, die als eine glänzende Vorarbeit für eine künftige Geschichte des Nationalbewußtseins in Europa zu bezeichnen ist. Insbesondere der auf Böhmen bezügliche Teil ist sowohl für Deutsche wie auch Tschechen — nicht allein für Staatsmänner, Schutzvereinsarbeiter u. a., sondern für alle Gebildeten — in gleicher Weise lesenswert und regt zu weiterem Nachhinnen über zukünftige Entwicklungen an.

Hans H e l p e n s t e l l, Das bäuerliche Volkstum in Adalbert Stifters Erzählungen. Dissertation, Köln 1933. Buchdruckerei G. Zimmermann, Köln, Auf dem Hunnenrücken 15.

Die Arbeit ist, wenn sie auch in der Irbahn der Hans Raumannschen Auffassung des Verhältnisses von Ober- und Unterschicht und des zu einseitig betonten Gemeinschaftsgedankens steht, dennoch als eine gründliche und glänzende Leistung zu werten. Untersucht wird der bäuerliche Lebensraum (Siedlung und Haus), das bäuerliche Lebensgefühl und die bäuerliche Lebensführung (weltliche, ethische und religiöse Bindung im bäuerlichen Leben). Der Verfasser hebt selbst die Schwierigkeit hervor, die für sein Unternehmen darin lag, daß Stifter durchaus nicht immer die reine Wirklichkeit schildert. „Er zeichnet Wirklichkeit; aber in heiliger Scheu hebt er sie so weit über sich selbst und über uns hinaus, daß sie uns unwirklich dünnt.“ Eine weitere Schwierigkeit wurde weniger beachtet. Das Volkstum des Böhmerwaldgebietes und der österrödischen Hochalpen, das bei Stifter in ziemlich gleichen Anteilen in Betracht kommt, ist nichts Einheitliches und muß daher zuerst voneinander geschieden und dann gesondert betrachtet werden. Vom Weintrinken oder Bergklettern z. B. weiß der Böhmerwäldler nichts. Was das Modewort „Gemeinschaft“ selbst betrifft, so kann auch hier nur ein Kenner von Land und Leuten feststellen, wie weit Stifter die wirklichen Verhältnisse schildert. Tatsächlich kommt nicht der Dorfgemeinschaft, die in der Dissertation im Vordergrund steht, und auch nicht irgendeiner Berufsgemeinschaft die maßgebende Stellung und Bedeutung im bäuerlichen Leben und Volkstum zu, sondern der Bluts-gemeinschaft, von der allerdings bei Stifter und in der Dichtung überhaupt wenig die Rede ist. Die Blutsverwandten, die sich in rein bäuerlichen Gegenden auf mehrere

Nachbardörfer zu verteilen pflegen, bilden eine für das Gesamtleben wichtigere Gemeinschaft als die oft rein zufällige. z. B. bei den zerstreut liegenden Häusern eines Hausendorfes oder den zuweilen eine Stunde weit entfernten ersten und letzten Häusern eines langgestreckten Reihendorfes. Nachbar- oder Dorfgemeinschaft. Gerade in der Gegend von Oberplan, der Heimat Stisters, pflegt die bäuerliche Bevölkerung zwischen der engeren „Verwandtschaft“, den Blutsverwandten, und der „Freundschaft“, dem durch Heiraten entstandenen weiteren Kreis der Sippe, scharf zu unterscheiden. Und das, was zur „Verwandtschaft“ und „Freundschaft“ gehört, pflegt meist fest zusammenzuhalten, was sich auch im politischen und öffentlichen Leben auswirkt. Nicht selten kämpfen zwei Familien mit ihrer Verwandtschaft jahrzehntelang in irgendeinem Orte um die Herrschaft, wofür der Markt Oberplan selbst als Beispiel dienen könnte. Wenn auch die Bedeutung der Dorfgemeinschaft ohne Zweifel ist, so wird es dennoch für die volkskundliche Forschung empfehlenswert sein, sich in Einkunft mehr mit der Familie und Sippe, also mit der Bluts-gemeinschaft, zu beschäftigen. Man dürfte da zu überraschenden Entdeckungen kommen.

V. K a r e l l, Volksbrauch und Volksglaube. 3. Band, 6. Heft, II. Teil der Heimatkunde des Bezirkes Komotau, hg. vom Deutschen Bezirkslehrerverein Komotau im Selbstverlag, 1934.

Diese weitere, ebenfalls mit vielen Bildern und Zeichnungen versehene Lieferung der großzügigen Komotauer Heimatkunde bringt die Abschnitte: Siedlungen, Haus und Hof, Der Bauer und seine Welt, Volksglaube (Tiere und Pflanzen; Abergläubisches in Haus und Hof; Volksmedizin; Zahlen im Aberglauben) und Inschriften, Sprichwörter und Volkshumor. Anmerkungen und ein Verzeichnis des Schrifttums, das der sachkundige Verfasser geschickt verwertet hat, beschließen den inhaltsreichen Band.

J. B l a u, Geschichte der künischen Freibauern im Böhmerwalde.

Mit der soeben erschienenen Schlusslieferung liegt nun das ganze stattliche Werk von 661 Seiten vor. Sie enthält neben volkrechtl. wichtigen Abschnitten auch einiges Volkskundliche (Mundart, Tracht, Bräute, Totenretter, Sagen u. a.). Sehr willkommen ist das beigegebene Schlagwörterverzeichnis.

R. K u b i t s c h e t, Waldler. Kurzweilige Geschichten. Selbstverlag, Pilsen, Lucemburská 17. Preis 6 Ks.

12 Erzählungen, die zumeist schon früher in Zeitungen veröffentlicht worden sind, werden in diesem Büchlein vorgelegt. Sie verraten eine besondere Vorliebe des Verfassers für das Grotesk-Komische.

H a n s W a s l i k, Die schöne Maria. Alt-Bayerische Novellen. Verlag Holle & Co., Berlin 1934.

Der geschmackvoll ausgestattete Band vereinigt 10 zum Teil bereits vor Jahren geschriebene und nun umgearbeitete Erzählungen und Novellen. Wer sich die Mühe nimmt und ein oder das andere Stück nach dem Verhältnis zwischen der ursprünglichen und der jetzigen Fassung untersucht, muß über die wunderbare Entwicklung, reife Erzählkunst und meisterhafte Technik des Dichters staunen.

E m i l V e h m a n n, Auf grüner Erde und im Schönhengstgau. Sudeten-deutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1933.

Dieser 4. Teil der dichterischen Beschreibung des eigenen Lebens und damit auch der großen Zeitentwicklung behandelt die ersten Jahre, die Lehmann als Mittelschullehrer in Graz und in Landskron verbracht hat, seine Betätigung im politischen Leben und beim Bund der Deutschen in Böhmen u. a., endlich den Krieg und sein schreckliches Ende.

F r a n z H ö l l e r, Die Studenten. Weg einer Gemeinschaft. Adam-Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz.

Auf diesen im Sudeten-Deutschen Bücherbund zu Anfang November erscheinenden Prager Studentenroman, der sich in einer anderen Richtung bewegt als etwa die Studentenromane von R. H. Strobl, sei schon heute nachdrücklichst aufmerksam gemacht.

Alois Klug, Dorfleute. Eine Erzählung aus unserem Riesengebirge.
Selbstverlag Aufschowitz bei Marienbad, Haus „Heiderösklein“, 1933.

Diese zuerst in der „Heimat“, der Beilage des „Volksboten“ in Trautenau, erschienene Erzählung gibt in einer Reihe anschaulich und zum Teil humorvoll gezeichneter Gestalten ein Bild des Volkslebens, wie es etwa von 1860 bis 1900 in Hermannsdorf bei Hohenelbe, dem Heimatort des Verfassers, bestand. Mit Liebe wird vor allem das Brauchtum des ganzen Jahres geschildert, wobei dem Kruppenbau besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Leider aus dem schlesischen Stammesgebiet werden dieses Buch, das eine gut deutsche Gesinnung und tiefe Religiosität auszeichnet, gern zur Hand nehmen.

Heimat und Welt. Lesebuch für die unteren Klassen der Mittelschulen, von F. Jesinek, F. Peschel, F. Streinz. 3. Band: Jugendland. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn 1934. Preis geh. 26 Kz., geb. 29 Kz.

Auch dieser Band bedeutet durch seinen reichen volkskundlichen Inhalt einen Fortschritt. Zu dem Abschnitt „Aus dem Höriger Passionspiel“ ist richtigzustellen, daß Gröllhiesel den Text nicht geschrieben, sondern nur abgeschrieben hat. Ferner verdient hier, wenigstens in einer Anmerkung, Prof. F. J. Annemann eine Erwähnung, der nicht bloß die Bearbeitung für die ersten Aufführungen geliefert, sondern das Höriger Spiel auch wissenschaftlich untersucht hat. Beim Lesestück „Die weiße Frau“ wäre eine Anmerkung des Inhalts zu empfehlen, daß diese alte Sagenfigur erst im 17. Jahrhundert ganz willkürlich durch den Jesuiten V. Valbin mit der geschichtlichen Beira von Kienberg in Verbindung gebracht worden ist.

st. M o s z h á s k i, Atlas kultury ludowej w Polsce. Verlag der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Krakau 1934.

Das vorliegende 1. Heft dieses Kulturatlases zeigt einen starken volkskundlichen Einschlag. Es bietet acht Karten, die zum Teil, z. B. bei den Karten, welche die verchiedenen Bezeichnungen für die Plejaden, für das Sternbild der Venus u. a., enthalten, klar erkennen lassen, daß Polen eine Brücke zwischen einem östlichen (russischen) und westlichen (deutschen) Kulturraum bildet.

МИТАР С. ВЛАХОБИЋ. ЛОВ У КОЛАШИНУ. (Mitlar S. Vlahović, Die Jagd in dem Gebiet von Kolaschin). Belgrad 1933.

Diese von dem Ethnographischen Museum in Belgrad herausgegebene Schrift gibt eine fesselnde Darstellung der Jagd im Umland der Stadt Kolaschin im ehemaligen Montenegro und behandelt besonders eingehend den Aberglauben, Volksbrauch und die Volksmedizin.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. Band 18 (Epy — Tot). 760 S. Preis 23.40 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 21.15 Mark.

Wiederum ein prächtig ausgestatteter Band, in dem auch die Volkskunde, z. B. in den Artikeln Stammeskunde, Standesprachen, Tanz, Tadaustreiben, Totenkult u. a. vertreten ist.

Folgende Deutsche aus der Tschechoslowakei werden genannt: J. Staniß (Steinmetz), Tondichter, geb. 1717 Deutschbrod, gest. 1757 Mannheim; O. Stauf von der March, Schriftsteller, geb. 1868 Olmütz; W. Steiniß, Schachmeister, geb. 1836 Prag, gest. 1900 New-York; M. Steuer, Zoolog, geb. 1871 Grulich; M. Stifter, Dichter und Maler, geb. 1805 Oberplan, gest. 1868 Linz (hier wäre ein Hinweis auf den M.-Stifter-Gedenktraum im Böhmerwaldmuseum in Oberplan am Platze gewesen); M. Stodola, Dampfturbineningenieur, geb. 1859 St. Nikolaus (Slowakei); F. Stöhr, Politiker, geb. 1879 Weiten-Třebetich, seit 1933 Leiter des Amtes für soziale Fragen in der Deutschen Arbeitsfront in Berlin; Maria Stona (= Marie Scholz, geb. Stonawski), Schriftstellerin, geb. 1861 auf Schloß Trzebovitz; G. Streer Ritter von Streerowitz, Staatsmann, geb. 1874 Mies; M. G. Strobl, Schriftsteller, geb. 1877 Jägalu; W. von Suttner, geb. Gräfin Rinzki, Schriftstellerin, geb. 1843 Prag, gest. 1914 Wien; G. Swoboda, Althistoriker, geb. 1856 Wien, gest. 1926 Prag; M. Thausing, Kunstgelehrter, geb. 1836 Tichitschowitz bei Leitmeritz, gest. 1884 Auffig; die drei 1810, 1811 und 1847 in Tetschen geborenen

Staatsmänner, die Grafen Friedrich und Leo und der Fürst Franz von Thun; F. Tieck, Bildhauer, geb. 1700 in Böhmen, gest. 1777 Memmelsdorf bei Bamberg; S. Tieck, Kunstgelehrter, geb. 1880 Prag; V. Tilgner, Bildhauer, geb. 1844 Preßburg, gest. 1896 Wien; A. Tluchof (Schriftstellername A. Th. Sonnleitner), geb. 1869 Taschitz i. B., Schuldirektor in Perchtoldsdorf.

Wenig befriedigend ist der Artikel „Eudetendeutsche“. Bayerische Stammesangehörige gibt es auch im Süden der Slowakei und in Karpathenrußland, eine sehr schöne Volkstracht in der Wischauer Sprachinsel u. a. Im Schriftenverzeichnis fehlen unsere Bibliographien der deutschen Volkskunde in Böhmen, Mähren-Schlesien und in den Karpathenländern, unsere Zeitschrift und andere auf das ganze Gebiet bezügliche Bücher, die anzuführen näher lag als etwa eine, wenn auch volkswundlich noch so treffliche Bezirkskunde. Zum Artikel Theresienstadt ist zu bemerken, daß es keine Bahnstrecke T.-Bohusovice (= Bauschowiz) gibt, sondern daß dies der Name der Eisenbahnstation ist.

Das deutsche Volkslied (Wien). — 6. Heft 1934: J. Muckenchnabl, Sobotanj aus dem Böhmerwald (Teschenuß) und Bericht über das „Volksliederjungen“ des Sängervereines Eisgrub.

Heimatbildung (Reichenberg). — 4. Heft 1934: F. Koberg, Der Bauer im deutschen Volkslied. 5. Heft: R. Müller, Die Bauweise des Böhmerwaldes.

Unsere Westböhmische Heimat (Plan). — 3. Heft 1934: F. Blöchl Vom Hoheitsmale u. a. 4. Heft: G. Zuma, Allerlei Aberglauben aus dem Märjchauer Becken u. a.

Deutsch-mähr.-schles. Heimat (Brünn). — 3./4. Heft 1934: A. Freijung, Südmährisches Heimatmuseum (Klentnuß). 5./6. Heft: S. Bartusch, Von heimlicher Sitte und heimatischem Brauchtum im Bradelsteingebiet; S. Stolz, Das Volkslied der Bradelsteingegend; R. Gottwald, Bradelsteinsagen u. a. 7./8. Heft: F. Schuppeler, Das Steinkreuz in Briesen.

Karpathenland (Reichenberg). — 1. Heft 1934: A. Mojszura, Vom Volksglauben und Volksbrauch in Wagendruffel; A. Damko, Volkskunst in Kuneschhau bei Kremnuß; R. Zeifel, Der Tod in der Volksdichtung usw. (Schluß); W. Stampfel, Das deutsche Volkslied in der Preßburger Sprachinsel u. a. 2. Heft: E. Sandtner, Sagen und Märlein aus Limbach bei Preßburg; J. Hanika, Vom Sonnwendfeuer in der Kremnitzer Sprachinsel.

Auskünfte

Bezirkskunde. Über „Sitte und Brauch“ unterrichtet immer noch am besten das Buch von P. Sartori (Drei Teile, Leipzig 1910, 1911 und 1914), wenn es auch in manchen Punkten, z. B. beim Dämonenglauben, übertreibt.

Neugieriger Leser. Die Schreibung Ka seit dem letzten Heft ist durch eine im März erfolgte Weisung der Prager Polizeidirektion veranlaßt worden.

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Hefen bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tyllovo nám. 28.
Druck von Heinr. Mersch Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII.1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

7. Jahrgang 1934

5./6. Heft

Sudetendeutsche Blutgruppenforschung

Von **MUDr. G. Schröpl**,

Leiter des serologischen Laboratoriums im a. ö. Krankenhause Eger*)

Im Jahre 1930 wurde der Nobelpreis für Medizin (Physiologie) dem Wiener Professor Karl Landsteiner verliehen. Die Zuerkennung dieser hohen wissenschaftlichen Auszeichnung erfolgte auf Grund einer Entdeckung, welche der genannte Gelehrte bereits im Jahre 1901 gemacht hatte, deren Bedeutung aber erst allmählich in ihrem vollen Umfange erkannt wurde. Landsteiner stellte schon damals in den roten Blutkörperchen des Menschen bestimmte Eigenschaften fest, welche es ermöglichen, mehrere Gruppen von Menschen zu unterscheiden, deren Blut sich verschieden verhält. Man spricht deshalb von den **Blutgruppen**, auf deren nähere Erklärung wir später zurückkommen werden. Die Blutgruppenforschung hat in verschiedener Hinsicht praktische und theoretische Bedeutung erlangt u. a. auch auf dem Gebiete der Anthropologie und Vererbungslehre, woraus sich ihre Beziehungen zur Volkstunde und Familienforschung ergeben.

Die Blutgruppenforschung ist noch in voller Entwicklung begriffen, es ist zu erwarten, daß sie uns noch manche wertvolle Erkenntnisse vermitteln wird. Ihre Bedeutung für die Volkstunde ist in einigen Ländern, besonders in Deutschland und Polen, längst erkannt worden. Der vorliegende Aufsatz soll die Aufmerksamkeit sudetendeutscher Kreise auf die Blutgruppenforschung richten. Zu diesem Zwecke sollen zunächst die notwendigsten Grundbegriffe erläutert werden.

Was versteht man unter Blutgruppen?

Fängt man menschliches Blut, das z. B. aus einer tiefen Schnittwunde fließt, in einem Glasröhrchen auf, so kann man nach wenigen Minuten beobachten, daß das ursprünglich flüssige Blut zum Teil fest wird: Das Blut ist geronnen. Dabei hat sich unten in dem Glasröhrchen eine rötliche, schwammige Masse abgesetzt, der sogenannte **Blutkuchen**,

*) Herr Dr. G. Schröpl, der Begründer der sudetendeutschen Blutgruppenforschung, hat diesen wichtigen Beitrag unserer Zeitschrift auf besonderen Wunsch der Schriftleitung zur Verfügung gestellt.

darüber steht eine gelbliche Flüssigkeit, das sogenannte Bluts e r u m oder S e r u m. In dem Blutfuchen sind außer anderen Bestandteilen auch die sogenannten roten Blutkörperchen enthalten, welche im nichtgeronnenen Blute frei herumschwimmen und dem Blute seine Farbe verleihen. Es gibt Möglichkeiten, die Gerinnung des Blutes zu verhindern. Wenn man z. B. in das Glasröhrchen zunächst eine Lösung von Natriumcitrat hineingibt und dann erst das Blut hineinfließen läßt, tritt keine Gerinnung ein, das Blut bleibt flüßig.

Wir wollen nun folgenden Versuch anstellen:

In ein Röhrchen I geben wir etwas von der erwähnten Natriumcitratlösung und lassen dann Blut von einem bestimmten Menschen A zufließen. In ein anderes Glasröhrchen II geben wir keine Natriumcitratlösung, sondern lassen gleich Blut von einem anderen Menschen B hineinfließen. Im Röhrchen II wird nach kurzer Zeit Gerinnung eintreten und es wird sich im oberen Teil jene gelbliche Flüssigkeit absetzen, die wir Serum genannt haben. Im Röhrchen I dagegen wird keine Gerinnung eintreten, die gleichmäßige flüßige Beschaffenheit bleibt erhalten. Nun gibt man einen Tropfen flüßigen Blutes aus dem Röhrchen I auf eine Glasplatte. Die gleichmäßige Verteilung des Tropfens bleibt lange Zeit unverändert. Bringen wir aber auf die Glasplatte einen Tropfen Serum aus dem Röhrchen II, welches von einem anderen Menschen B stammt, und verrühren wir die beiden Tropfen mit einem Glasstäbchen, so beobachten wir, daß nach einigen Minuten die gleichmäßige Beschaffenheit des Blutropfens verloren geht und daß sich kleine Klümpchen bilden. Die Bildung dieser Klümpchen ist dadurch zu erklären, daß die ursprünglich gleichmäßig verteilten roten Blutkörperchen des Menschen A durch das zugefekte Serum, das vom Menschen B stammt, zusammengeballt wurden. Man kann diesen Vorgang mit einer Lupe oder mit dem Mikroskop sehr deutlich beobachten und nennt ihn *A g g l u t i n a t i o n*.

Das Serum B hat also die Blutkörperchen A zusammengeballt oder agglutiniert. Es ist aber nicht immer so, wie im hier erwähnten Beispiel. Beim Zusammenbringen eines Blutropfens mit dem Serum einer anderen Person tritt Zusammenballung nur dann auf, wenn die beiden Personen bestimmten, von einander verschiedenen Blutgruppen angehören.

Man unterscheidet im wesentlichen 4 Blutgruppen, die man mit O (I), A (II), B (III), AB (IV) bezeichnet. Jeder Mensch gehört einer dieser vier Blutgruppen an. Die Unterscheidung dieser vier Blutgruppen beruht darauf, daß die Blutkörperchen und das Serum derjenigen Menschen, welche der gleichen Blutgruppe angehören, sich in Bezug auf die Zusammenballung oder Agglutination gleich verhalten. Innerhalb verschiedener Blutgruppen verhalten sich dagegen auch die genannten Eigenschaften verschieden.

Die Blutkörperchen der Gruppe O werden weder von dem Serum der eigenen, noch einer anderen Gruppe agglutiniert. Die Blutkörperchen

der Gruppe A werden vom Serum der Gruppe O und B zusammengeballt. Die Blutförperchen der Gruppe B werden vom Serum der Gruppe A und O, die Blutförperchen der Gruppe AB werden von dem Serum jeder andern Gruppe agglutiniert. Selbstverständlich werden die Blutförperchen niemals vom Serum der eigenen Blutgruppe agglutiniert, sonst würde es ja im eigenen Blute zu Zusammenballungen kommen, welche eine Gesundheitschädigung zur Folge hätten.

Die Blutgruppenzugehörigkeit spielt daher auch eine Rolle, wenn man zu Heilungszwecken einem kranken Menschen das Blut eines anderen gefunden Menschen zuführt (Bluttransfusion). Der Spender, das ist diejenige Person, welcher das Blut entnommen wird, muß einer Gruppe angehören, deren Blutförperchen von dem Serum des Empfängers nicht zusammengeballt werden. Menschen, welche der Blutgruppe O angehören, sind vor allem als Spender geeignet, weil ihre Blutförperchen von keinem Serum agglutiniert werden.

Es läßt sich verhältnismäßig leicht feststellen, welcher Blutgruppe jemand angehört. Man muß im Besitze eines wirksamen Serums der Blutgruppe A und der Blutgruppe B sein. Setzt man vom Serum A und vom Serum B einen Tropfen zu je einem Tropfen des unbekanntes Blutes zu, so sind folgende Fälle möglich:

1. Weder Serum A noch Serum B bewirkt eine Zusammenballung im Blutstropfen. Dann gehört der Mensch, von welchem der Blutstropfen stammt, zur Blutgruppe O.

2. Serum B bewirkt Zusammenballung, Serum A nicht. Dann handelt es sich um Gruppe A.

3. Serum A bewirkt Zusammenballung, Serum B nicht. Dann liegt Gruppe B vor.

4. Sowohl Serum A als auch Serum B verursachen Agglutination. Dann handelt es sich um Gruppe AB.

Durch dieses einfache Verfahren kann man mit 2 Tropfen Blut die Gruppenzugehörigkeit bestimmen. Zur Erlangung genauer Ergebnisse sind allerdings besondere Vorsichtsmaßnahmen und eine entsprechende Erfahrung notwendig.

Die Vererbung der Blutgruppeneigenschaften und ihre Bedeutung für die Familienforschung

Jeder Mensch gehört, wie im vorhergehenden Abschnitte erklärt wurde, einer von den 4 Blutgruppen an. Die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Blutgruppe beruht auf den geschilderten Eigenschaften seines Blutes, die wir im folgenden als Blutgruppeneigenschaften bezeichnen wollen.

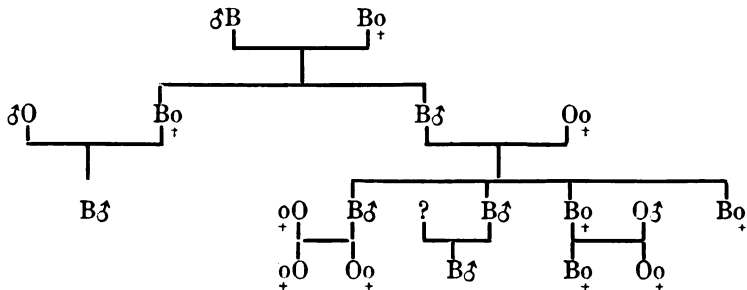
Die Blutgruppeneigenschaften vererben sich nach ganz bestimmten Gesetzen, den sogenannten Mendelschen Regeln, von den Eltern auf die Kinder. Jeder Mensch besitzt in seiner Erbmasse zwei Blutgruppeneigen-

schaften, die eine hat er vom Vater, die andere von der Mutter geerbt. Nicht immer treten beide Blutgruppeneigenschaften nachweisbar in Erscheinung. Beide Eigenschaften sind nachweisbar bei den Angehörigen der Blutgruppe IV, was ja auch aus der Bezeichnung AB hervorgeht. Ein Mensch, welcher der Blutgruppe IV angehört, besitzt sowohl die Eigenschaft A, als auch die Eigenschaft B. Dagegen läßt sich nicht ohne weiteres sagen, welche zweite Eigenschaft ein Mensch besitzt, bei welchem wir die Zugehörigkeit zur Blutgruppe A (II) festgestellt haben. Hier kann als zweite Eigenschaft nochmals A oder aber auch die Eigenschaft O in der Erbmasse vorhanden sein. Die Blutgruppeneigenschaft O bleibt dann verborgen, entzieht sich also dem Nachweise, wenn als zweite Eigenschaft A oder B vorhanden ist. Die Eigenschaften A oder B bleiben niemals verborgen, sie lassen sich stets durch die Untersuchung nachweisen. In der wissenschaftlichen Sprache der Vererbungslehre ausgedrückt, bezeichnet man die Vererbungsweise von A und B als dominant, jene von O als recessiv.

Erst wenn man zahlreiche Glieder einer Familie auf ihre Blutgruppenzugehörigkeit untersucht hat, lassen sich die Blutgruppeneigenschaften der einzelnen Familienangehörigen eindeutig bestimmen. Ein Beispiel möge dies erläutern: Von den beiden Eltern eines Kindes hätten wir bei der Mutter die Blutgruppe A, beim Vater die Blutgruppe O festgestellt. Dann kann die Mutter außer der nachweisbaren Eigenschaft A auch noch die Eigenschaft O besitzen. Sie kann daher auf das Kind entweder A oder O vererben. Der Vater, welcher der Gruppe O angehört, muß diese Eigenschaft doppelt besitzen, er kann daher auf das Kind nur die Eigenschaft O vererben. Weil das Kind eine Blutgruppeneigenschaft vom Vater und eine von der Mutter ererbt, kann es entweder von der Mutter die Eigenschaft A und vom Vater die Eigenschaft O ererben, dann wird es der Blutgruppe II (A) angehören und das Kind kann von der Mutter die Eigenschaft O und vom Vater die Eigenschaft O ererben, dann wird es der Blutgruppe I (O) angehören. Würden wir nun tatsächlich die Zugehörigkeit zur Blutgruppe O bei dem Kinde feststellen, so hätten wir demnach die Erkenntnis gewonnen, daß die Mutter außer ihrer Eigenschaft A auch die Eigenschaft O besitzt. Niemals könnte ein Kind aus dieser Elternverbindung die Eigenschaft B besitzen. Da keiner der Eltern die Eigenschaft B besaß, kann sie das Kind auch nicht ererben. Würden wir bei einem Kinde, das angeblich der oben genannten Elternverbindung entstammen soll, die Blutgruppeneigenschaft B feststellen, so dürften wir mit Bestimmtheit behaupten, daß es entweder einen anderen Vater oder eine andere Mutter haben muß. Auf dieser Erfahrung beruht die Anwendung der Blutgruppenbestimmung in Alimentationsprozessen, in welchen die Person des Vaters strittig ist.

Es ist im Rahmen dieser Einführung in die Lehre von den Blutgruppen nicht möglich, ausführlich auf die Vererbungslehre einzugehen. Die knappe Erläuterung, die wir geben konnten, wird aber hoffentlich gezeigt haben, daß auch für die Familienforschung Beobachtungen über die Vererbung der Blutgruppe von Interesse sind.

Im folgenden geben wir ein Beispiel wieder, daß aus einer Familie des westlichen Böhmens stammt, in welcher die Blutgruppeneigenschaft B ausnehmend häufig vorkommt.



Wir wollen hier ausdrücklich bemerken, daß aus der Tatsache, daß ein Kind derselben Blutgruppe angehört wie der Vater, nicht etwa der Schluß gezogen werden darf, das Kind sei dem Vater ähnlicher als der Mutter, die vielleicht eine andere Blutgruppe besitzt. Das Kind hat natürlich von der Mutter ebenfalls eine Blutgruppeneigenschaft ererbt. Immerhin wird vielleicht die Einbeziehung der Blutgruppenforschung in die Familienkunde auch für die Vererbung anderer Merkmale (Haar-, Augenfarbe, Krankheitsanlagen, Mißbildungen) später einmal wertvolle Aufklärungen geben können.

Blutgruppenforschung und Volkskunde

Nachdem die Kenntnis von den Blutgruppen eine allgemeinere geworden war, hat man Untersuchungen darüber angestellt, wie häufig die einzelnen Blutgruppen bei verschiedenen Völkern und Volksstämmen angetroffen werden. Diese Untersuchungen haben gezeigt, daß die Verteilung der Blutgruppen beträchtlich verschieden ist. Bei der Bevölkerung Berlins beträgt z. B. die Verteilung der Blutgruppen in Prozenten ausgedrückt: 36,6 für die Gruppe I, 42,25 für die Gruppe II, 14,69 für die Gruppe III, 6,46 für die Gruppe IV. Bei den Chinesen wurden folgende Zahlen gefunden: Gruppe I: 38,4, Gruppe II: 30,3, Gruppe III: 23,4, Gruppe IV: 7,8. Bei den Indianern: Gruppe I: 91,3, Gruppe II: 7,7, Gruppe III: 1,0, Gruppe IV: —.

Aus den bisherigen Untersuchungen geht hervor, daß die Eigenschaft A im Norden und Westen Europas besonders häufig vorkommt, während sie gegen Asien zu immer mehr abnimmt. Umgekehrt ist die Eigenschaft B in Asien häufig und wird gegen Westen zu seltener. Die Eigenschaft O ist besonders häufig bei den Ureinwohnern Amerikas. Auffallend ist nun, daß sich die Völkerschaften, welche vor vielen Jahrhunderten aus dem Osten nach Europa eingewandert sind, auch heute noch häufiges Vorkommen der Eigenschaft B auszeichnen. Bei den Magyaren findet sich z. B. die Eigenschaft B in etwa 20 Prozent, während diese Eigenschaft in Bayern nur etwa in 10 Prozent gefunden wurde.

Unterschiede in der Häufigkeit der einzelnen Blutgruppen finden sich nicht nur zwischen verschiedenen Völkern, sondern auch zwischen einzelnen

Stämmen eines Volkes. So finden wir für die Bevölkerung Oberfrankens die Häufigkeit von A mit 45,9, für die Bevölkerung Ostfrieslands mit 52,3 angegeben.

Die bisherigen Befunde lassen die Vermutung aufkommen, daß zwischen der Verteilung der Blutgruppeneigenschaft und der Abstammung bestimmter Volksgruppen gewisse Beziehungen bestehen. Jedenfalls stehen die bisherigen Befunde weitgehend im Einklang mit den Ergebnissen, welche die Geschichte, die Völkerkunde, die vergleichende Sprachwissenschaft und andere Forschungsweige über die Abstammung und Verwandtschaft der Völker und Rassen gezeitigt haben. Freilich dürfen wir aus den Ergebnissen der Blutgruppenforschung vorläufig noch keine zu weitgehenden Schlüsse ziehen, weil die Bestätigung der bisherigen Befunde an einem noch größeren Untersuchungsmaterial abgewartet werden muß.

Immerhin wird es nach dem Gesagten interessant sein, die Frage aufzuwerfen, wie sich die Blutgruppen bei den verschiedenen Volksgruppen der Tschechoslowakischen Republik verhalten. Leider sind wir ganz und gar nicht in der Lage, auf diese Frage eine befriedigende Antwort zu erteilen, weil diesbezüglich bisher nur ganz vereinzelte Untersuchungen vorliegen.

Über die Blutgruppenverteilung bei der tschechischen Bevölkerung des Staates berichtet eine Arbeit von Kossowitsch, welche sich allerdings nur auf 212 Einzeluntersuchungen stützt. Die für die Blutgruppenverteilung in dem tschechischen Volke gefundenen Werte sind in der später wiedergegebenen Zusammenstellung enthalten.

Berichte über die Blutgruppenverteilung bei der sudetendeutschen Bevölkerung sind uns überhaupt nicht zur Kenntnis gelangt. Wir selbst haben in den letzten Jahren solche Untersuchungen angestellt. Sie beziehen sich auf Personen, welche im weiteren Egerlande geboren und auch dorthin heimatständig sind. Von den Personen, welche wir auf ihre Blutgruppenzugehörigkeit untersucht haben, entsprechen 1110 der genannten Bedingung. Auf Grund unserer Untersuchung ergaben sich für die sudetendeutsche Bevölkerung Westböhmens folgende Zahlen: Gruppe O: 39,7 Prozent, Gruppe A: 44,8 Prozent, Gruppe B: 11,3 Prozent, Gruppe AB: 4,2 Prozent.

Wenn wir nur das Egerland im engeren Sinne berücksichtigen, wobei wir willkürlich etwa die Grenzen des historischen Egerlandes, wie sie in der Karte Siegl's eingezeichnet sind, annehmen, so lauten die Zahlen folgendermaßen: Gruppe O: 40,4, Gruppe A: 45,8, Gruppe B: 10,0 Gruppe AB: 3,8.

Im folgenden geben wir eine Zusammenstellung über die Blutgruppenverteilung bei Volksgruppen, welche der Bevölkerung des Egerlandes benachbart sind:

	Gruppe O	Gruppe A	Gruppe B	Gruppe AB
Umgebung Erlangens (Kruse):	40,5	45,9	10,6	3,0
Egerland (Schrüpf):	40,4	45,8	10,0	3,8
Kreis Leipzig (Vöhlé u. Krumbiegel):	36,5	41,7	14,8	5,2
Tschechen (Kossowitsch):	39,8	40,0	12,4	7,8
Thüringen (Spiethof):	36,6	46,6	11,6	5,3

Die Ähnlichkeit zwischen den in Erlangen für die Bevölkerung Oberfrankens und den für die Bevölkerung des Egerlandes gefundenen Zahlen ist auffallend. Man wird sich bei dieser Gelegenheit der vielfachen anderen Beziehungen, welche zwischen diesen beiden Volksgruppen in volkskundlicher Hinsicht bestehen, erinnern.

Wünschenswert wäre es, wenn die von uns begonnenen Untersuchungen über die Blutgruppenverteilung im westlichen Böhmen eine Anregung bilden würden, solche Untersuchungen auch in anderen von Sudetendeutschen bewohnten Gebieten durchzuführen.

Schrifttum:

Bezüglich aller Zahlenangaben wird verwiesen auf: Handbuch der Blutgruppenkunde, herausgegeben von P. Steffan, J. F. Lehmann-Verlag, München 1932. Dort sind auch die Quellenangaben für die zitierten Autoren zu finden.

K. Siegl, Eger und das Egerland im Wandel der Zeiten. Verlag Kobertsch und Gichikan, Eger 1931.

E. Schröpf, Eger, Med. Klinik 1934, Nr. 24, Seite 821.

Der Oberuferer Spielkreis

Von Leopold Schmidt, Wien

Die kleine deutsche Gemeinde Oberufer bei Preßburg hat durch die Verbindung mit den Volkschauspielen, welche dort zuerst aufgefunden wurden, in der wissenschaftlichen Welt einen derartigen Namen erhalten, daß es wohl gerechtfertigt erscheinen mag, den Spielkreis, von dem seine Spiele nur ein Glied darstellen, nach ihr zu benennen. Es sei dies auch zugleich zur Ehre Karl Julius Schrövers, des Ersterforschers dieser Spiele, getan. Drei Schauspiele führen die Bauern hier in jahrelangen Abständen immer wieder auf: Ein Weihnachtspiel, ein Paradiesspiel und ein lustiges Nachspiel, das Schuster- und Schneiderspiel. Ihr Wesen und ihre Zusammenhänge seien nun des näheren kurz erörtert.

Spielgruppen und Spielschichten. Aus der Tatsache, daß die an verschiedenen Orten gefundenen Volkschauspiele fast stets sich zu bestimmten Gruppen zusammenschließen lassen, ergibt sich die Notwendigkeit, sie auch in dieser Fügung zu erforschen. Da die Spiele kein so leichtflüchtiges Volksgut wie etwa die Volkslieder sind, sondern in ihrer Beständigkeit etwa den verschiedenen Hausformen zu vergleichen wären, so ergibt sich schon, daß über die reine Volkschauspielforschung hinaus diese Erkundung auch für die gesamte Volkskunde wichtig wird. Landschaftlich gebunden, vermutlich vielfach mit je einer bestimmten Trägerschicht verknüpft, geben diese Spielgruppen so Zeugnis für Kulturwanderungen und -sichtungen, wie es sonst beim geistigen Volksgut nur selten beobachtet werden kann. Unter den Weihnachtsspielen, welche im Kern auf die Renaissancezeit zurückgehen dürften, lassen sich vier derartige Gruppen deutlich unterscheiden: Das Böhmerwaldspiel, die Schlesiische, die Steirisch-kärntische und die Oberuferer Gruppe. Während die drei ersteren aber wesentlich landschaftlich gebunden erscheinen, sind Vertreter unserer Gruppe über so weite Strecken hin verstreut, daß ihre Zusammengehörigkeit häufig

gar nicht bemerkt wurde. Beim Paradeisspiel hat man dagegen der weiten Verbreitung dieser einen Gestaltung des Stoffes schon mehr Augenmerk geschenkt. Was das Schuster- und Schneiderspiel betrifft, so können wir infolge des Mangels an Quellen die Verhältnisse nicht recht überblicken, doch mögen auch hier ähnliche Gegebenheiten vorgelegen haben. Dem augenblicklich nächsten Ziel, der Darstellung der Herkunft und Verbreitung der Spiele, sind die folgenden Seiten gewidmet, ohne daß freilich endgültige Lösungen vorgebracht werden könnten.

Die Oberuferer Spielschichte. Unter den genannten vier Renaissancespielgruppen ist die Oberuferer vielleicht die in der Forschung bekannteste. Sehr früh entdeckt, haben sich von ihr in den verschiedenen Perioden der Volkschauspiel-Sammeltätigkeit immer wieder Zeugnisse und Texte aus anscheinend untereinander nicht zusammenhängenden Landschaften gefunden. Freilich wurden die Funde nicht immer als hieher gehörig erkannt; ein zweiter Teil der Aufzeichnungen wieder ist nie veröffentlicht worden, beziehungsweise harret noch der Drucklegung¹⁾. Gleichwohl haben umsichtige Herausgeber neuer Textfunde die Ähnlichkeiten manchmal auch gesehen und Wilhelm Köppen²⁾ konnte sogar 1893 schon darangehen, für das Weihnachtsspiel eine Art von Genealogie herzustellen, die sich durch äußerst scharfsinnige Kombination auszeichnet. Trotzdem erscheint diese Arbeit heute nicht mehr als der mögliche Weg zur Lösung der verschiedenen hier vorliegenden Fragen; Köppen konnte ja nur mit einer ganz geringen Zahl von Spielen arbeiten, wodurch in seiner Aufstellung der Eindruck entsteht, als ob ein Spiel direkt wieder vom anderen abhängig sei. Heute wissen wir, daß direkte Abhängigkeitsverhältnisse zwischen den uns vorliegenden Fassungen am besten überhaupt nicht aufgestellt werden sollen. Bei der Besprechung des Druckes von 1693 wird auf diese Verhältnisse noch zurückgegriffen werden müssen. Die Bedeutung der Oberuferer Spiele wurde übrigens auch von größeren zusammenfassenden Darstellungen schon gewürdigt, so von Wilken³⁾, welcher bisher eigentlich der einzige Literaturhistoriker ist, der das jüngere Volkschauspiel im Zusammenhang mit dem Schauspiel des Mittelalters betrachtete. Wilken analysierte das Spiel auch eingehend, ohne freilich zu weiteren Resultaten zu gelangen. Mehrfache Erwähnung fanden die Spiele auch in der Gesamtdarstellung der deutsch-österreichischen Literatur von Nagl-Zeidler-Castle⁴⁾.

¹⁾ Die Oberuferer Spiele finden sich bei R. J. Schröder, Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn (1862) und R. Benbowitz, Die Oberuferer Weihnachtsspiele, 1934. Auf dem Haideboden sammelte um 1865 Remigiuz Stachovitz; seine Sammlung ruht in der Bibliothek der Erzabtei Pannonhalma und ist mir durch die Güte von Prof. G. Kurzweil bekannt geworden. In jüngster Zeit sammelte Karl Horak im Burgenland, und zwar insbesondere im österreichischen Teil des Haidebodens; auch er gewährte mir Einblick in seine Sammlungen, so daß ich als einziger Forscher bisher auch diese beiden handschriftlichen Quellen zur Oberuferer Frage eingesehen habe, ohne natürlich ihrer Veröffentlichung vorgreifen zu wollen.

²⁾ W. Köppen, Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele, S. 130.

³⁾ C. Wilken, Geschichte der geistlichen Schauspiele, Göttingen 1872, S. 44 ff.

⁴⁾ Nagl-Zeidler-Castle, Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte, II, 178, 182.

Eine Spielschichte nun ist als Kulturschichte nicht von dem Gedanken abzulösen, daß es sich auch um eine bestimmte Trägergruppe dabei handeln müsse, um Menschen, welche das Kulturgut entweder mit sich führten oder doch verbreiteten. Für die Oberuferer Spiele hat schon Schröder an eine derartige Möglichkeit gedacht. Er zog völlig richtig die Zeit der zweiten deutschen Besiedlung der Gegend, die Gegenreformation, als die Zeit der Einführung der Spiele heran. Doch infolge des Hinweises bei Gzoernig, daß hier Kolonisten aus der Bodenseegegend angesiedelt worden seien, geriet er auf eine falsche Fährte, welche zu späteren Irrschlüssen führte. Als jedoch aus der Steiermark ganz ähnliche Spiele veröffentlicht wurden, wurde auch die Meinung laut, daß die Spiele vielleicht aus dieser Gegend stammen könnten. Bevor wir hier nun auf die Darlegung unserer Ansicht der Herkunft näher eingehen, müssen wir zuerst die Verbreitung der einzelnen Spiele prüfen. Daß sie in Preßburg und Oberufer nicht das einzige Mal auftauchen, ist bekannt. Wie weit dagegen ihre Verbreitung reicht und welche Schlüsse sich daraus ziehen lassen, scheint bisher nicht zur Genüge überblickt worden zu sein. Auf Grund der Feststellung für jedes einzelne Spiel wird sich vielleicht doch ein die heutigen Ergebnisse zusammenfassender Schluß ziehen lassen.

Das Weihnachtsspiel. Die Deutschen der südwestlichen Slowakei besitzen schon nach Schröders eigenen Aufzeichnungen zwei völlig verschiedene Typen von Weihnachtsspielen. Jene kleinen Umzugspiele, welche Schröder im Anhang mitteilt, werden wir heute wohl als das ältere Kulturgut dieser Landschaft ansprechen müssen, nicht zuletzt darum, weil es sich bei der Betrachtung der Spiele im nördlichen Niederösterreich⁵⁾, also der westlichen Nachbarlandschaft, klar und deutlich ergibt, daß hier dieselben Spiele vorliegen, das heißt, eine über die Landesgrenzen hinwegreichende Altschichte vorhanden ist, welche vermutlich der spätmittelalterlichen Besiedlerschichte zugeschrieben werden kann. Über dieser Altschichte lagert nun in Nordniederösterreich keine jüngere Schichte. Wenn vielleicht größere Spiele vorhanden waren, so wurden sie durch die Verbote des 18. Jahrhunderts beseitigt. Wir haben allerdings keinen Grund, solche weiter entwickelte Spiele anzunehmen. Im Preßburg-Oberuferer Gebiet dagegen sind eben jene Spiele erhalten, welche wohl auf die jüngere Besiedlerschichte, die um 1630 gekommen sein dürfte, zurückzuführen sind, beziehungsweise von ihr getragen wurden. Nun wurde, um auf die Verbreitung dieser Schichte näher einzugehen, ein Hinweis bisher gründlich vernachlässigt: Die Mitteilung Markus Heinzels⁶⁾, daß Oberufer und Preßburg ja nur die nördlichsten Ausläufer einer Spielkultur darstellten, welche ihren Kern südlich der Donau, im Gebiete der protestantischen Haidebauern besitze. Heinsel veräumte es damals, die Spiele selbst sogleich abzudrucken. Gesammelt wurden sie aber dennoch, nur ruhen diese Sammlungen bisher und harren der Veröffentlichung. Die bis jetzt gesammelten Spiele beweisen aber vollständig, daß Heinzels Behauptung zu recht besteht und auf dem Haideboden

⁵⁾ Schmidt, Die Weihnachtsspiele Niederösterreichs (Wiener ZfM. 1934, i. C.).

⁶⁾ Marcus Heinsel, Deutsche Weihnachtsspiele in Ungarn, Raab 1865.

tatsächlich in einer verhältnismäßig großen Zahl von Orten diese Spiele und offenbar auch noch andere gespielt wurden, die aber durchwegs nicht so verkümmert und verderbt sind wie die aus der Obenburger Gegend und aus dem Burgenland veröffentlichten kleinen Spiele, welche offenbar wieder das Eigentum der älteren Besiedlerschichte sind, während die großen Spiele der Haidebauern sich als jüngeres Kulturgut, das außerdem noch sehr sorglich gewahrt wurde, darstellt. Neben dieses Spielgebiet treten nun die Alpenländer als zweites Fundgebiet. Weihnachtsspiele, welche dem Oberuferer in irgendeiner Form verwandt sind, gibt es hier aus einer größeren Zahl von Orten. Die westlichste Nennung stellt Rosenheim⁷⁾ (Oberbayern) dar, das allerdings nur wenige Spuren der Verwandtschaft zeigt. Dagegen hat der steirisch-kärntische Spielkreis eine große Zahl von verwandten Beziehungen mit dem Oberuferer aufzuweisen. In der Obersteiermark kann man besonders das Eisenerzer⁸⁾ Spiel als eine direkte barocke Umformung bezeichnen, wobei viele Namen und ein Teil des Versbestandes beibehalten wurden. Auch Vordernberg⁹⁾ nach der Handschrift von 1740 ist eine barocke Umgestaltung des älteren Spieles. In den übrigen Spielen dieses Kreises tritt die Verwandtschaft bald mehr, bald weniger in den Vordergrund. Durch den Mangel an ausreichenden Kärntner Textausgaben gestaltet sich der Vergleich sehr schwer, besonders da ja stets die Möglichkeit besteht, daß Oberufer nicht etwa die älteste Textfassung bringt, sondern die Comedia von 1693¹⁰⁾ Elemente enthält, welche wohl Kärntner Spiele kennen, nicht aber Oberufer. Solange übrigens die Haidebodenspiele selbst gleichfalls unveröffentlicht sind, läßt sich gar kein klares Bild gewinnen. Als drittes größeres Verbreitungsgebiet, das bisher eigentlich noch nicht erkannt wurde (außer Obergrund, durch W. Köppen!), ist Nordböhmen und Oesterr. Schlesien anzusprechen, wo verschiedene Spiele deutlich eine Zweischichtigkeit aufweisen, der zufolge sich auf der Grundlage des Oberuferer Textes ein jüngerer, barockes Spiel entfaltet. Sowohl die Barzdorfer Moralität¹¹⁾ wie die Obergrunder¹²⁾ Gruppe weisen diese Zweischichtigkeit auf. Sehr geringe Textspuren lassen sich auch noch außer in den drei Verbreitungsgebieten in einer Art von Einflußzone erkennen, nämlich in den jungen Sprachinseln in Ungarn. Doch müßten auch von hier erst mehr Fassungen veröffentlicht werden; die Verhältnisse sind durch die ganz verschiedenartige Besiedlung äußerst verwickelt.

Für das Alter des Spieles lassen sich auf diese Weise kaum Anhaltspunkte gewinnen. Doch kann man wohl annehmen, daß die Neusiedler von 1630 die Spiele schon mitbrachten. Wenn sie erst später oder auf andere Weise gekommen oder aufgegriffen worden wären, so hätte sie ja zweifellos auch die andere deutsche Bevölkerung aufnehmen können.

⁷⁾ H. Hartmann, Weihnachtlied und -spiel in Oberbayern (Oberbair. Archiv [1875] S. 154 f.).

⁸⁾ H. Schloßjar, Deutsche Volksschauspiele, Bd. I., S. 117 ff.

⁹⁾ R. Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder, 134 ff.

¹⁰⁾ J. Volte, Drei märkische Weihnachtsspiele (Berlinische Forschungen, Bd. 1).

¹¹⁾ Schmidt, Die Barzdorfer Moralität (Sudetendeutsche Zf., 1933), S. 188.

¹²⁾ Schmidt, Die Obergrunder Weihnachtsspielgruppe. Terzeit noch in Handschrift.

Die Comedia von 1693. Bevor wir nun auch die anderen Spiele des Kreises nach ihrem Alter und ihrer Verbreitung ins Auge fassen, wollen wir noch ein Problem anschneiden, welches mit der gesamten Oberuserer Frage eng zusammenhängt. Es handelt sich um jene Fassung des Weihnachtsspieles, welche der Forschung schon seit langem bekannt ist und deren Stellung doch bisher wohl kaum richtig beurteilt wurde. Johannes Volte fand nämlich in der Berliner Staatsbibliothek einen Druck, offenbar das einzige erhaltene Exemplar einer Schrift, die in der Volksschauspielgeschichte ein Unikum darstellt. Es handelt sich um „Eine schöne neue Comedia von der Geburt Jesu Christi unserß Heilandes und Seligmachers Jesu zum ersten der Jugend zum besten im Druck verfertigt Gedruckt im Jahr 1693“. Wenn wir oben vier Gruppen von Renaissanceweihnachtsspielen unterschieden, so geschah dies auf Grund von stilistischen Merkmalen. Beim Oberuserer Spiel nun besitzen wir einen Druck vom Ende des 17. Jahrhunderts, welcher die wesentlichsten Teile des Spieles aufzuweisen hat, so daß nur verschiedene Lieder und wenige Szenen von ungleichem Alter dazugetreten zu sein scheinen. Nicht ein verkümmertes Rest blieb aber andererseits erhalten, sondern eine Reihe von gut erhaltenen Fassungen. Es ist klar, daß sich an diesen Druck eine große Anzahl von Fragen knüpfen. Ist die Comedia die Vorlage unserer Volksschauspiele? Man meinte dies anfänglich bejahen zu sollen, besonders, da sich so die Frage nach den gelehrt klingenden Namen am ehesten hätte erklären lassen. Nun ist auf dem Druck kein Autor angegeben; außerdem paßt die Versform eigentlich nicht ins Ende des 17. Jahrhunderts. Da auch einige schwer verständliche Worte (so der Name Widack)^{12a)} vorkamen, war man gezwungen, einen entstellten Druck, also einen Nachdruck nach der Urfassung, dem leider verlorenen Original anzunehmen. Doch schon Köppen hegte Zweifel, ob der Druck überhaupt als Vorlage anzusehen sei. Heute wird man wohl zu der Erkenntnis gelangen, daß auch die Comedia (selbst in ihrer angeblichen Vorform) nicht das Originalspiel, sondern nur ein Glied der Kette, ja sogar nur ein Ausläufer sei. Aus der Frage, warum dann dieser Druck überhaupt entstand, wird das Problem zu einer Frage der Geistesgeschichte der Ostfiedler des 17. Jahrhunderts überhaupt. Bisher hat man sich nur um das Verhältnis des Druckes zu den anderen Vertretern der Oberuserer Gruppe bemüht und nach rein philologischer Art „Abhängigkeitsverhältnisse“ konstruiert, was schon in Folge des ganz unzulänglichen Variantenapparates methodisch unrichtig war; es seien natürlich nicht die Verdienste, die sich besonders Wilhelm Köppen erworben hat, geschmälert. Gerade aber hier, wo es sich darum handelt, die Stellung dieses Druckes zu erkunden, war diese Methode fehl am Platze, da man den Druck nicht mit

^{12a)} In allerletzter Zeit hat übrigens Walther Hensel einen Deutungsversuch des Namens unternommen, der wenigstens nachgeprüft zu werden verdient. Schon Wissen hatte an eine Form von Vitus gedacht, besonders da sich dieser (Weitl) öfter in Weihnachtsspielen verwendet findet. Hensel denkt nun an die slawische Kurzform Vitel, die hier aufgegriffen worden sei. (W. Hensel, über die Namen der Hirten und Könige in der deutschen Weihnachtsüberlieferung; Lied und Volk, 3. Jg., 1934, S. 159.)

einer beliebigen, zweihundert Jahre jüngeren Fassung vergleichen kann. Derartige Varianten führen bekanntlich ein Eigenleben, das sich wohl nach allgemeinen Gesetzen der Volkskunst richtet, nicht aber ohne weiteres, besonders ohne Kenntnis der möglichen Zwischenfassungen, einem System ein-gliedern läßt.

Um daher auch die Möglichkeit eines anderen Standpunktes aufzuzeigen, seien hier über den Comediadruck einige Mutmaßungen geäußert, die aus der Erkenntnis heraus erwachsen sind, daß die Versvergleichung nicht das Um und Auf unserer Forschung sei, sondern darüber hinaus — wenn auch meist auf dieser soliden Grundlage — der Versuch der Erfassung geistiger Gegebenheiten gewagt werden müsse. Die Tatsachen, welche wir uns hier nun vor Augen halten müssen, sind kurz folgende: Der Druck ist ein Unikum. Ist das darin vorliegende Schauspiel ein Volksschauspiel? Volte behauptet, daß der „Verfasser“ ein Angehöriger der Intelligenz gewesen sein müsse (am ehesten ein Schulmeister). Zugleich meint Volte, daß das Spiel — den Druck erklärt er für entstellt — im protestantischen Süddeutschland entstanden sein dürfte, wohl noch vor dem Dreißig-jährigen Krieg: Zwei Hypothesen, welche nicht zuletzt durch die Nichtangabe eines Verfassers und ganz besonders durch die eines — Druckortes entstanden sind. Der Hinweis auf den Protestantismus erweist sich durch die Einbeziehung von Lutherliedern vollauf berechtigt. Wieso aber kommt eigentlich Süddeutschland zu der Ehre, als das Druckland angesprochen zu werden? Einzig Rosenheim liegt in Süddeutschland, ist aber gut katholisch und weist auch sonst keine Begründung für die Drucklegung des Spieles auf. Wir müssen uns aber doch wohl fragen, wer dort eigentlich daran interessiert war, das Spiel drucken zu lassen, auch wenn wir einen Nachdruck annehmen! Ein süddeutscher Schulmeister scheint also nicht recht in Frage zu kommen. Die Frage des verderbten Nachdruckes, den Volte annimmt, führt noch näher an das Kernproblem heran: Wenn hier das Spiel eines Schulmeisters gedruckt wurde, so lag doch kaum ein Grund vor, offenbar fehlerhafte Worte hineinzudrucken. In der Urfassung aber dürften doch diese Worte nicht gestanden sein? Wir meinen mit den fehlerhaften, bzw. unverständlichen Worten vor allem den Hirtennamen Widack. Er ist bis heute noch nicht erklärt und steht in dieser Form im Comediadruck! Vielleicht gehört auch der „Nashi“ hierher, der heute allgemein als „Nage“ erklärt wird. Ständen diese Worte schon in der fiktiven Urfassung, so kann man sich diese kaum vorstellen: Ständen sie aber in einer Zwischenfassung, die man dann wohl als volkstümlich wird bezeichnen müssen, dann ist der Druck nach dieser Zwischenfassung veranstaltet. Um nun zur fraglichen Lage des Druckortes zurückzukehren, müssen wir uns die Zeit vergegenwärtigen und die Hauptspielgebiete. Außer Splittern in den westlichen Landschaften findet sich das Spiel hauptsächlich im Osten, unter den am Anfang des 17. Jahrhunderts ausgewanderten Haidebauern. Es wird unten noch näher darauf einzugehen sein, woher diese Protestanten kamen. Aus den Alpenländern wanderten jedenfalls gerade aus jenen Gegenden Leute aus, welche noch heute Spielreite,

meist überschichteter Art, aufweisen, nämlich aus Salzburg und Obersteiermark. Nirgends häufen sich die Zeugnisse der Übereinstimmung zwischen den Haidebodenspielen und anderen so sehr wie in der Obersteiermark. Als nun die Protestanten auswanderten, spielten die Zurückbleibenden weiter, wobei neuere Kultureinflüsse die Spiele sich verändern ließen, während die Auswanderer offenbar nur wenig änderten. Nicht umsonst wirken gerade die Haidebodenspiele so altertümlich. Dieselben Haidebodenspiele besitzen aber auch die größte Ähnlichkeit mit dem Comediater. Hatten nun die Steirer eigentlich Veranlassung, das Spiel drucken zu lassen? Vor der Verdrängung kaum. Später scheint es auch wieder nicht recht denkbar. Die Ausgewanderten jedoch dürften an ihren Spielen viel mehr gehangen haben, worauf ja auch die Spieltradition weist. Hier wäre es doch denkbar, daß ein Gebildeter aus ihrer Mitte — die Protestanten nahmen ihre Schulmeister sowieso häufig genug mit sich — das Spiel nach der mündlichen Tradition, vielleicht in manchem etwas verändert, drucken ließ. So mag denn dieser Druck vielleicht erst in der Neusiedlung im deutschen Osten, ja vielleicht in Preßburg selbst geschaffen worden sein.

Die textlichen Elemente des Weihnachtsspiels. Der Druck unterscheidet sich von den verschiedenen Volksfassungen besonders durch das Fehlen der Lieder. An Szenen dagegen ist wenig hinzugetreten. Auffällig ist nur die Verkündigung und die Einfügung des Kindelwiegens, welches hier allerdings nicht als Szene, sondern nur als Dialoglied gefaßt ist. Das Kindelwiegen trägt auch die Schuld, daß dem Spiel ein unverhältnismäßig hohes Alter beigemessen wurde. Vermutlich ist aber doch das weit verbreitete Lied erst später in die ursprünglich geschlossenere Handlung eingefügt worden. Diese hypothetische Urfassung kann wohl auf das 16. Jahrhundert zurückgeführt werden, wenn auch dafür nicht die Einfügung des Lutherliedes „Vom Himmel hoch da komm ich her“ allein verantwortlich gemacht werden kann, da sich dieses doch in einer großen Anzahl von Spielen verwendet findet, welche mit dieser Gruppe nicht zusammenhängen und dieses Lied so wie auch andere in das ursprüngliche Spiel erst später aufgenommen sein könnte. Interessant ist ja in diesem Zusammenhang die Frage nach den Liedern der böhmischen Brüder, welche schon Schröder in den Spielen fand. Auch sie gehören doch wohl zu jenen Elementen, welche erst in der neuen Heimat, also nach 1630 aufgenommen wurden; in den alpenländischen Spielen der Gruppe finden sie sich dementsprechend auch nicht. Es war offenbar, wie ja auch die Ansiedlung der Habaner zeigt, diese südwestliche Ecke der Slowakei für Vertriebene und Heimatfuchende ein geeigneter Platz, der auch dementsprechend benutzt wurde. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sich gerade hier eine größere Anzahl von Kultureinflüssen gegenseitig überschichteten. Dem protestantischen Charakter der Trägergeschichte der Spiele entsprechend findet sich jedoch von einer jüngeren Kulturschichte gar kein Rest: Von der Barockkultur, welche auch auf dem Volksschauspielboden von größter Wichtigkeit war. Die Betrachtung der alpenländischen wie der nordjudetendeutschen Schichte des Oberuferer Kreises zeigt eine derartige Überlagerung ganz deutlich. Nur hier ist nichts davon zu spüren. Auch die Altartigkeit der

Aufführungsform mag sich aus diesem protestantischen Bauernkonservatismus herschreiben.

Das Paradiespiel. Dem kleinen, sehr geschlossen anmutenden Spiel wurde schon seit längerem viel mehr Beachtung geschenkt als dem schwierig zu behandelnden Weihnachtspiel. Nicht nur die Forschung nahm lebhaften Anteil, sondern auch Literaturfreunde und in jüngster Zeit Laienspielkreise haben sich des Spieles oft bemächtigt; auf diese Art wurde es auch zum wohl öftest gedruckten deutschen Volksschauspiel überhaupt: Mindestens acht Drucke zeugen für den Eindruck, den das alte Spiel im 20. Jahrhundert ausübte. Die wissenschaftliche Betrachtung wurde besonders durch die ungemein weite Verbreitung dieser Gestaltung des Paradiesstoffes angeregt. Hatte Schröder schon die Herkunftfrage angeknüpft und in Verbindung mit dem Abdruck des Gasteiner Spieles auf den Zusammenhang mit Hans Sachs hingewiesen, so erfuhr die Forschung in dieser Hinsicht einen beträchtlichen Stoß nach vorwärts, als Volte¹³⁾ nach Wechherlin 1889 ein elsässisches Paradiespiel abdruckte, das zweifellos mit dem Oberuferer eng zusammenhing. Carl Klimke¹⁴⁾, der in verdienstlicher Weise alle bis 1902 veröffentlichten Paradiesspiele verglich, erkannte nun, daß hier eine Gruppe vorliegen müsse, deren Einzelglieder vom Elsaß über die Alpenländer bis nach Westungarn reichten. Das nun neuerdings stark angewachsene Material berechtigt uns, den Sachverhalt der Verbreitung dieser Gruppe als ungefähr folgenden darzustellen¹⁵⁾: Die Gruppe ist in sich nicht geschlossen. Außer stärker abweichenden Spielen, zu denen auch das Gasteiner zählt, läßt sich deutlich eine strengere, wohl auch ältere Schichte unterscheiden, welche ungefähr der Oberuferer Text repräsentiert, während der aufgelockerte und wohl jüngere Text durch den elsässischen Fund gekennzeichnet wird. Das wesentliche Unterscheidungsmerkmal der beiden Gruppen liegt im Schlußteil, in welchem in der jüngeren Fassung der Teufel die Trostworte des Engels an Eva parodiert. Die ältere Gruppe herrscht in den Alpenländern. Die Verbreitung wird sich wohl von der des Weihnachtspieles nicht sehr wesentlich unterscheiden. Es liegen heute schon mehr Zeugnisse im Druck vor als bei diesem, doch sind auch hier noch lange nicht alle Aufzeichnungen auswertbar. Für den Haideboden gilt das oben Gesagte, daß nämlich Oberufer und Preßburg nur die nördlichen Ausläufer der viel breiteren Schichte der Neufiedler des 17. Jahrhunderts seien. In den Alpenländern erweist sich diesmal Salzburg mit mehreren Aufzeichnungen vertreten, so Laufen und Gastein. Klimke nahm sogar an, daß sein hypothetischer Mischtext, welcher den Hans-Sachs-Text zu dem heutigen Spiel gemacht habe, im Salzburgischen entstanden sei. Das westliche Oberösterreich weist gleichfalls mehrere Nennungen auf. Die Steiermark ist wie beim Weihnachtspiel mit Text-

¹³⁾ J. Volte, Ein elsässisches Adam- und Eva Spiel (Mannania, XVII, 1889), S. 121 ff.

¹⁴⁾ C. Klimke, Das volkstümliche Paradiespiel, S. 45 ff. (Germanistische Abhandlungen XIX.)

¹⁵⁾ Schmidt, Zur Paradiespielverbreitung im Osten (Deutsch-Ungarische Heimatblätter, 1934, I. C.)

funden stark vertreten. Am nächsten kommt dem Oberuferer Text unseres Grachtens der von Trieben; Weinhold erfuhr nur, daß dort ein Paradeis-
 spiel gespielt worden sei. Der Text liegt heute in der Handschriftensamm-
 lung des Wiener Museums für Volkskunde. Bei den meisten steirischen und
 kärntischen Paradeispielen merkt man irgendwelche Beziehungen zur Ober-
 uferer Gruppe, doch sind sie meist durch spätere Schichten überdeckt. Das
 Hinzutreten von längeren Teufelsjzenen, meist auch des Streites zwischen
 den göttlichen Schwestern (litigatio sororum) und der Szene des Todes
 Adams sind für sie charakteristisch. Außer diesem alpenländischen Kerngebiet
 muß es wie beim Weihnachtsspiel auch eine nord-süd-tendende Gruppe
 gegeben haben, doch hat hier die barocke Übersichtung noch weniger sich
 erhalten lassen als dort. Nur wenige Verse der Paradiesesszene in der Barz-
 dorfer Moralität¹⁸⁾ zeugen für diesen Sachverhalt. Dagegen ist die Ost-
 verbreitung deutlicher zu überblicken, wenn man sie auch heute erst mehr
 ahnen muß, als vergleichender Weise konstatieren kann. Der winzige
 Tiener¹⁷⁾ Rest weist auf die Verbreitung in Innerungarn hin, ein sehr zer-
 splieltes Bruchstück hat die Dobschauer (Slowakei)¹⁹⁾ Sprachinsel aufzu-
 weisen. In Ungarn findet sich nun auch das zweite Verbreitungsgebiet der
 jüngeren Fassung, so daß das Gebiet der älteren Fassung von dem der
 jüngeren umrahmt erscheint. Die Erscheinung ist durch die Tatsache zu
 erklären, daß eben oberrheinische Kolonisten nach Südungarn aus-
 wanderten und ihr Spiel mitbrachten. Vermutlich zeigt diese Tatsache aber
 auch, daß zur Zeit der Auswanderung in der oberrheinisch-elsässischen
 Gegend das Spiel, das nur in einer Aufzeichnung vorliegt, doch weiter
 verbreitet war. Nicht umsonst mögen wir gerade aus dem Elsaß ein sehr
 altes Zeugnis für das Vorkommen von Paradeispielen besitzen, nämlich
 die Notiz des Journals von und für Deutschland von 1768!

Die inneren Probleme des Oberuferer Paradeissspiels bestehen nicht
 zuletzt darin, daß es von Beimengungen jeder Art ungemein rein erscheint.
 Es wird eigentlich nur das Allernotwendigste ausgesprochen und doch ent-
 steht nie der Eindruck des Fragmentarischen, bis auf Bruchstücke Zer-
 splielten, wie ihn Ausläufer derselben Gruppe, also etwa das Dobschauer
 Spiel, machen oder wie ihn besonders die östlichen Ausläufer der zweiten
 Gruppe, die Spiele von Löttös¹⁹⁾ und Erijem²⁰⁾ hervorrufen. Die Hand-
 lung erscheint im Gegenteil durchaus logisch und geschlossen. Vielleicht
 haben wir hier also wirklich nicht nur eine Gestaltung vor uns, die einen
 altertümlichen Eindruck hinterläßt, sondern eine tatsächlich alte Formung.
 Dann wären die alpenländischen Fassungen als jüngere Umgestaltungen
 verständlich, was in Hinblick auf das gesamte Kulturgefüge der beiden

¹⁸⁾ Schmidt, Die Barzdorfer Moralität, S. 186.

¹⁷⁾ H. Hartmann, Deutsche Volkschauspiele aus Bayern und Esterreich-
 Ungarn, S. 7.

¹⁹⁾ Gruneh-Kurzweil, Deutsche Volkschauspiele aus den oberungarischen Berg-
 städten, Bd. I., S. 487 ff.

²⁰⁾ H. Hartmann, Das Löttöser Adam- und Evaispiel (Deutsch-Ungarische
 Heimatblätter, 1930, II. Bd.), S. 314 ff.

²¹⁾ St. Strobl, Paradeissspiel in Erijem (Glasnik zemaljskog muzeja u Bosni
 i Hercegovini, Sarajewo, 1901, Bd. XIII) S. 453 ff.

Landschaften wohl verständlich wäre. Die Herkunft des Spieles wurde schon mit großem Eifer zu erforschen getrachtet; das wesentlichste Ergebnis ist jedenfalls die schon von Schröder vermutete Tatsache, daß Teile des Hans Sachs'schen Paradeisspieles sich mit unserem Text decken. Wie das Verhältnis nun historisch aufzufassen wäre, ist eigentlich bis heute nicht restlos geklärt. Es dürfte aber doch unser Spiel erst nach dem Sachs' entstanden sein. Die äußere Form gestattet es zweifellos, seine Entstehung ähnlich wie die des Weihnachtsspieles noch im 16. Jahrhundert anzusetzen. Daß die beiden Spiele in ihrer heutigen Form viele Eigenschaften, so etwa das Durchflochtensein mit Kompanieliedern, gemeinsam haben, muß nicht auf die ursprüngliche Form zurückgehen, da die Spiele wohl aufeinander eingewirkt haben. Man wird sich doch entschließen, für beide schon die Herkunft aus der Heimat der Neubesiedler vor 1630 anzunehmen. Das Verbreitungsgebiet außerhalb des Haidebodens deckt sich ja auch in vielen Stücken.

Das Schuster- und Schneiderspiel. Für dieses Spiel ist nach Schröder eigentlich nichts mehr getan worden. Nur die sehr bestechende Parallele zum griechischen Drama, daß nämlich hier wie dort nach tragischen Stücken ein Satyrspiel gefolgt sei, wurde in vielen Darstellungen wiederholt. Leider ist aus derartigen Aufstellungen mit unhistorischer Einstellung kein weiterer Gewinn zu ziehen. Eine nüchterne Betrachtung der vielen veröffentlichten und der wahrscheinlich noch zahlreicheren ungedruckten Nachspiele hätte vermutlich schon zu einigen Hinweisen für die weitere Forschungsrichtung verhelfen können. Leider steckt aber die Nachspieelforschung sowie die gesamte Erkundung des weltlichen Volksschauspiels noch weit mehr in den Kinderschuhen als die des geistlichen Schauspiels. Es handelt sich bei den Nachspielen, wie sie besonders aus den Alpenländern bekannt sind, meist um kleine lustige Szenen, deren Herkunft im einzelnen meist schwer erkundbar scheint, die aber doch nach dem allgemeinen Charakter und nach ihrem Personenstand, besonders nach dem Vorhandensein der lustigen Person, die häufig die Hauptrolle spielt, stilistisch bestimmbar sind. Wir werden in der Mehrzahl der Fälle kaum fehlgehen, wenn wir eine wesentliche Anregung aus der Nachspielgepflogenheit des Barockdramas annehmen. Das ausgehende 17. und das 18. Jahrhundert dürften die Quellzeit für die meisten Nachspiele darstellen. Das jüngere Wiener Barockdrama hat wohl auch seinen Einfluß weithin ausgeübt. Besonders die Wanderbühnen der Barockzeit kamen nicht einmal auf den Theaterzetteln ohne das Requisite des Nachspieles aus. Sie ließen auf ihre Hauptaktionen entweder ein Ballett oder aber ein Nachspiel folgen, in dem Hanswurst die wesentlichste Rolle spielte. Auch das einsamste weltliche Volksschauspiel, das Krimmler Hexenspiel, besitzt ein Hexen-Nachspiel, das auf diese Gepflogenheit zurückzuführen ist.

Mit dem Schuster- und Schneiderspiel nun werden wir auf einen ganz anderen Boden gestellt. Von Barockelementen im landläufigen Sinn, von einer eigentlichen Lustigmacherfigur kann hier keine Rede sein. Aber diese negative Charakteristik hinaus freilich scheint einstweilen von diesem Gesichtspunkt aus unsere Bestimmung nicht zu reichen. Schröder hat den Stil mehr intuitiv erfaßt und das Spiel als Fastnachtsspiel bezeichnet. Von dem

stilistischen Element ausgehend, versuchte er dann auch historische Anhaltspunkte für seine Aufstellung zu finden und nahm das 16. Jahrhundert als Entstehungszeit an, wollte sogar bei Hans Sachs selbst Anklänge finden.

Nun ist aber trotz der Ähnlichkeit der Personennamen mit Namen, welche Sachs in seinen Fastnachtspielen verwendet, doch kaum anzunehmen, daß ein derart altes Fastnachtspiel sich nur an einem Punkte gehalten haben sollte. Gewiß hat gerade die Slowakei Spiele des 16. Jahrhunderts treuer bewahrt als irgendeine andere Landschaft; nirgends außer eben in den alten deutschen Bergstädten der Slowakei wurden Tragödien von Hans Sachs noch im 19. Jahrhundert gespielt. Dieses Fastnachtspiel jedoch, wenn man es schon so bezeichnen will, wäre doch ein einzigartiger Fall. Stoffliche Zusammenhänge sind bisher überhaupt noch keine bekannt geworden. Nur eine eigenartige Spur sei hier etwas verfolgt. Es hat sich nämlich bei Durchsicht des Nachspielmaterials der Alpenländer ergeben, daß in Donnersbach, einem den bekanntesten Fundorte der Obersteiermark, noch in einer der letzten Spielerepochen, zwischen 1886 und 1896, ein Schuster- und Schneiderspiel²¹⁾ genannt wird. Leider ist über dessen Inhalt gar nichts bekannt. Man wird nun kaum annehmen, daß es sich um dasselbe Spiel gehandelt habe. Doch auch dann, wenn ein anderes Scherzspiel, in dem Schuster und Schneider auftraten, damals in der Obersteiermark noch bekannt war, kann man vielleicht doch die Vermutung wagen, daß dies sozusagen die Fortsetzung einer Spieltradition war, welche früher auch das in Oberufer gespielte Spiel mitgeführt hat. Daher wird es notwendig sein, noch den weiteren Spuren dieser Überlieferung nachzugehen. Es wurden nämlich im Anschluß gerade an Weihnachtsspiele in verschiedenen Gegenden Nieder gesungen, die von Schneidern handeln, oder aber trat ein Schneider als Rollenfigur auf. Das wichtigste Zeugnis für diesen Überlieferungszweig stellt das Kampfgespräch zwischen Schuster und Schneider dar, das im Anschluß an das Böhmerwaldweihnachtsspiel²²⁾ gesungen wird. Es dürfte etwa aus dem Ende des 18. Jahrhunderts stammen und gehört so ziemlich in das Gebiet des Handwerkerpottes. Dasselbe Thema bringt ein Lied „Ich vegetier als Meister Schneider“, das aus Obersteiermark stammt und vielleicht mit der Kennung des Donnersbacher Schuster- und Schneider-spiels zusammenhängen mag. Außer diesen Liedern kann die Figur des Schneiders in den altösterreichischen Krippenspielen²³⁾, so in St. Pölten, in Traismauer und in Steyr wohl auch auf diese Überlieferung zurückgehen; es ist ja kein weiterer Grund für ihre Hereinziehung ins Weihnachtsspiel namhaft zu machen.

Damit ist vielleicht die Schichte gekennzeichnet, welcher das Oberuferer Nachspiel am ehesten angehören könnte. Sie trägt freilich durchaus nicht

²¹⁾ Karl Reiterer, Waldbauernblut (Leoben, 1910), S. 121.

²²⁾ A. Jungbauer, Das Weihnachtsspiel des Böhmerwaldes (= Beiträge zur deutschböhmischen Volkskunde, III/2), S. 79 ff. Das im folgenden genannte obersteirische Lied befindet sich in Handschrift 31 der Handschriftensammlung des Museums für Volkskunde, Wien.

²³⁾ Schmidt, Untersuchungen zum St. Pöltner Krippenspiel, I. (Unsere Heimat, Bd. 6, 1933), S. 325.

das Kleid des 16. Jahrhunderts, sondern ist im Gegenteil weit eher ein Kind der Barockzeit. Was aber das Oberuferer Spiel betrifft, so ist dieses durch eine solche stilistische Einordnung nicht mitbetroffen. Die eingeflochtenen Lieder, die wesentlich dazugehören, deuten wohl auch auf eine spätere Entstehung. Vermutlich ist eine lokale Entstehung, die ziemlich früh anzusetzen wäre, am ehesten anzunehmen. Die einigermaßen lokal gefährbten Anspielungen würden diese Ansicht jedenfalls unterstützen, wenn auch zu betonen ist, daß gerade solche Anspielungen stets im nachhinein eingefügt oder neu bezogen sein können. Solche lokale Beziehungen sind etwa folgende: Der Bauer Diltapp braucht seine Schuhe, um auf den Bisternerer Markt zu gehen (Bystrica, nordwestlich von Preßburg). Kühkas, der beim „Kochlöffelwirt“ saß, trank 30 Maß Lokaher Wein. Der Ausdruck „glampsfagfindl“ (in Wien „Klampfaragsfindl“ ausgesprochen) mag auch hieher zählen. Die Möglichkeit der lokalen Entstehung ist übrigens bei Spielen dieser Art sicher wesentlich größer als bei den festgefügtten geistlichen Schauspielen oder auch bei den primitiven Festgebundenen Brauchspielen. Freilich besitzen derartige Spiele auch eine weit geringere Lebensdauer und einen bedeutend kleineren Verbreitungskreis. Sie werden wie das Krimmler Herenspiel nur in Einzelfällen vertragen, aber verbreiten sich nicht weiter. So wäre also das Schuster- und Schneiderspiel als ein lokal entstandenes Spiel aufzufassen, das aber auf dem Boden einer weiter verbreiteten Schichte, welche die oben erwähnten Lieder und Figuren kennzeichnen, erwachsen sein dürfte.

Spielschichte und Kulturschichte. Abschließend sei noch einmal die Herkunftsfrage der Spiele angeschnitten: Hat sich doch bei allen drei Spielen ergeben, daß sie jedenfalls in irgendeinem Zusammenhang mit dem Spielgut anderer Gegenden, besonders mit dem der Alpenländer zu bringen seien. Es sei daher noch eine Wahrnehmung hier angegeschlossen, welche in dieselbe Richtung weist. Die Lieder, welche mit den Spielen in Verbindung stehen, lassen sich viel schwerer bestimmen oder landschaftlich festlegen als die Spiele selbst. Die Kompanielieder sind jedoch eben so stark gebunden wie die Spiele; für eines derselben gestattet eine alte Aufzeichnung eine ausgreifendere Vermutung: Der Sternsang, der in seiner Altertümlichkeit und mit seinen augenscheinlichen meisterfingerlichen Beziehungen besonders Schröders Interesse fesselte, steht in dieser Form offenbar vereinsamt da. Doch zeigt ein Blick auf das noch im 18. Jahrhundert (1796) aufgezeichnete Salzburger „Anglöckna-Diab“, daß hier Beziehungen vorliegen müssen, welche bisher noch nicht gesehen wurden. Wenn auch der Inhalt des Klöcklerliedes ein anderer als der des Sternsanges ist, so spricht doch die Form für einen unmittelbaren Zusammenhang:

„Ihr meine lieben Brüder, stehts zusamm in a Scheib'm,
Und so woll'n mar ein Boiz uns mit'n Singa vatreib'm“²⁴⁾

Dies kann nur die weltliche Form des Sternsanges sein. Am ehesten wird man das Verhältnis wohl so umschreiben können, daß man die eine der

²⁴⁾ M. W. Süß, Salzburger Volkslieder (Salzburg 1865), S. 109 f.

beiden Fassungen als die Kontrafaktur der anderen ansieht. Welche die ursprüngliche Fassung sein mag, bleibe dahingestellt. Man möchte sich am ehesten für das Salzburgische Klödlerlied entscheiden, das für die Spiele ungeformt worden sein kann und — das wäre für die Herkunftsfrage das entscheidende — in die neue Heimat mitgenommen wurde. Auf jeden Fall liegt hier wieder eine Beziehung zu den Alpenländern, diesmal zu Salzburg vor.

Auf Salzburg und auf Obersteiermark verweisen also die meisten vergleichenden Belege. Wenn es gestattet ist, ein nicht gerade in Oberufer belegtes Spiel auch hier heranzuziehen, so sei noch auf jenes *Jedermannspiel* hingewiesen, das Sztachovits²⁵⁾ auf dem Heideboden aufzeichnete, das sich in Steiermark in der gleichen Form und auch in einer großen Zahl von Spielen als Bruchstück, ausgebaut oder verengt, wiederfindet²⁶⁾. Wir stehen dabei auch mit diesem Jedermannspiel offenbar wieder bei einem Kulturgut, das noch vor der Gegenreformation entstand. Dadurch ist wieder ein Zug zu dem Wibe jener Kulturschichte hinzugefügt, welche als die Oberuferer Spielschichte im deutschen Osten lebt.

Nachbarliches Gut in Schlesien

Von **Will-Erich Peudert**, Breslau

Die große schlesische Sagensammlung Kühnau erzählt¹⁾ nach Kühnau eigener Aufzeichnung aus dem Munde „einer alten Breslauerin, 80er Jahre des 19. Jahrhunderts“: „Eine Erzählerin berichtet von einer Sage, die sie gehört hat. Danach wird Breslau einst vom Erdboden verschwinden, man wird nichts mehr sehen, als eine Bodenerhöhung. Dort wird der vorüberfahrende Postillon mit der Peitsche knallen und den Reisenden sagen, hier habe einst Breslau gestanden.“ Die Sage, für welche Kühnau auf eine Grazer Parallele verweist, ist im Sudetendeutschen nicht unbekannt. Sie wird, so wie von Breslau, von Salzburg, Graz, vor allem von Prag erzählt. Ich habe in meiner „Sibylle Weiß“ gezeigt, daß alle diese Sagen auf eine tschechische Schrift von etwa 1817, die in zwei deutschen Übersetzungen unter dem Titel „Sibylle Weissagung“ in den Gebieten des alten Österreich umgehen, zurückzuführen sind. Auch unsere Prophetie auf Breslau ist eine Variante jener auf die Zerstörung Prags.

Das löst nun freilich noch längst nicht alle Rätsel. Zwar wissen wir, daß jene „Sibylle Weissagung“ eine unheimliche Ausstrahlungskraft besessen hat, — trotz ihrer gegen die Deutschen Böhmens gerichteten Haltung eroberte sie sich Ober-Österreich, Steiermark, Kärnten, den Egergau, anscheinend auch Bayern, und wurde sie vom polnischen Volke aufgenommen. Aber ihr schlesisches Wirkungsfeld ist klein. Ich habe sie weder am

²⁵⁾ R. Sztachovits, *Braut-Sprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungarn* (Wien, 1867), S. 255.

²⁶⁾ Schmidt, *Einiges über das Jedermannspiel* (Karpathenland, Bd. 5, 1932), S. 33 ff.

¹⁾ Richard Kühnau, *Schlesische Sagen* 3 (1913), 507 Nr. 1906 = Will-Erich Peudert, *Schlesische Sagen* 1924, 70.

judetendeutschen Rande noch in den schlesischen Museen finden können. Wenn aber Kühnau, der zweifellos die slawische Akzentuierung (wenn seine Gewährsfrau eine solche besessen hätte) erkannt und darüber ein Wort berichtet haben würde, — wenn er die Sage als aus dem Munde einer alten Breslauer Frau berichtet, dann sagt das wohl, daß sie aus einem deutschen Munde an ihn kam. Das aber sagt weiter, daß Deutsche, eine deutsche Frau die Sage als „deutsches Erzählgut“ über die Berge brachten. —

Wieder heißt es bei Kühnau: „Eines Abends nach Sonnenuntergang kam ein alter Mann U. bei dem vor dem Dorfe Klein-Bielau gelegenen sogenannten Brechhause vorbei. Unheimlich lag der alte ruinenhafte Bau auf der kleinen Anhöhe, vom Mondlicht erhellt. Grauenhaft standen die Weidenstümpfe umher und glitzerten und nickten im Abendwinde mit ihren kurzen Ästen, wie wenn Leben in ihnen wäre. Siehe, als er dem Gemäuer gegenüber seine Straße zog, hörte er aus diesem ein unheimliches Konzert ertönen, als ob allerlei Instrumente zu unharmonischem Lärm sich vereinigt hätten. Von Furcht gelähmt, blieb er stehen; da wird er plötzlich aus dem Hause mit Namen gerufen. Es war mäuschenstill geworden, und er vernahm deutlich die Worte: „U. U., sobald du nach Breslau kommst, grüße mir den Meermauer in der Blauen Marie!“ — und weiter ging es in dem höllischen Konzert, das von einer Masse Katzen herrührte, die sich auf den Flachshürden postiert hatten. Nach einiger Zeit kam U. nach Breslau und ging in das bezeichnete Gasthaus, seinem unheimlichen Auftrage nachzukommen. Er fragte den Wirt, wo der ‚Meermauer‘ sei. Lachend wies dieser auf den am Ofen sitzenden Kater: ‚Hier sitzt er!‘ Siehe! da sprang plötzlich der Kater ‚Feuer speiend‘ zum Fenster hinaus und ward nie wieder gesehen.“²⁾

Der Sage, die auch in unsere schöne Literatur³⁾ übergegangen ist, ist folgende Bemerkung angehängt: „U. ist selbst der Erzähler, der noch 1866 als Greis lebte und dem die Geschichte selbst widerfahren ist: R. Niedel aus Kaltenbrunn am Zobten in den ‚Schlesischen Provinzialblättern‘, Neue Folge 1873 S. 28.“ Das läßt vermuten, daß sie am Zobten „geschehen“ ist und in die Zobtengegend gehört.

Wer aber ist der „Meermauer“? — Niemand in Schlefien vermag darüber Auskunft zu erteilen. Der Name ist ein Rätselvort. — Hingegen berichtet Bernalefen in seinen „Mythen und Sagen“ aus der Gegend von Tabor und Cheynow in Böhmen: „Man glaubt dort auch, die alten Katzen verwandeln sich in Hexen und darum scheut man sich, sie zu quälen. Einst erschlug ein Bauer seinen alten Kater, worauf die junge Katze das Haus verließ und auf die Brücke lief. Als nun der Postillion kam, rief sie ihm halt zu. Er blieb stehen, und die Katze sprach: ‚Geh in jenes Wirtshaus und sage dem Kater, er möchte heute Nacht zur Leiche kommen, der ‚Meermauer‘ ist gestorben.‘ Der Postillion wußte nicht, wie ihm geschah, er vollzog aber den Auftrag, und seitdem hat der Wirt seinen Kater nie mehr

²⁾ Kühnau 3, 29 f. Nr. 1382 = Peuckert 99.

³⁾ Will-Erich Peuckert, Zwei Richte in der Welt. Geschichten aus dem Walde 1929, 14 (Die schöne Frau Rehven).

gesehen.⁴⁾ — Hier haben wir dieselbe nächtliche Begegnung, dieselbe Botschaft an den Kater im Wirtshaus, die aber diesmal ausgerichtet wird, während in unserer schlesischen Sage der Kater auf die Frage nach ihm bereits verschwindet, — dasselbe Flüchtigwerden des Tieres, denselben — (das darf man wohl behaupten) — Namen. Ja, man kann noch ein Ende weiter gehen. Die Sage Vernalekens ist sinnvoll, weil die verlangte Botschaft ausgerichtet wird und weil sie eine Folge hat; die schlesische Sage aber verhandet. Was ist geschehen? Nichts. Der Bote fragt nach dem Tier und dieses entweicht, ohne daß es „gegrüßt wird“, ohne daß irgend ein Anlaß für ein Entweichen vorhanden ist. Denn nicht einmal die Offenbarung des Namens, die jenen Wesen oft so widerwärtig ist, hatte hier statt; der Name war bekannt, — damit ist das Entweichen sinnlos, unmotiviert. Hingegen ist es in dem soeben mitgeteilten Bericht aus Lador motiviert; es fällt hier in die Reihe der Überlieferungen, die wir als „Sage von Pans Tod“ bezeichnen, und die soeben Friedrich Ranke⁵⁾ und Inger M. Boberg⁶⁾ behandelt haben. Das alles läßt Vernalekens Fassung als bessere erkennen und damit wohl für die ursprünglichere halten.

Jedoch noch eins ist zu beachten. Ich sagte bereits, daß wir in Schlesien den Namen des Katers „Miermauer“ nicht deuten können und nicht verstehen. Hingegen bemerkt Vernaleken zu „Miermauer“: „So nennt man die alten Kater“. Im Kreise Lador also weiß man, was dieses Wort bedeutet. Das heißt, daß dort der Name sinnvoll, bei uns hingegen sinnlos ist. Und da die Heimat einer Sage dort wird zu suchen sein, wo sie verständlich, Sinnvoll ist, da auch die bessere Erhaltungsform in die Ladorer Gegend weist, wird man sie für von dort nach Schlesien übertragen halten müssen, denn — und das ist der letzte und wieder triftige Grund: Inger M. Boberg hat in ihrer Arbeit viel Namen aus dem Katzengeschlechte und dem Geschlecht der Jäggen und Waldleute genannt, doch keinen mehr, der sich zu unserm stellen ließe. Einzig die beiden stehen zusammen, der schlesische als Ableger zum böhmischen. —

Demselben Sammler Riedel aus Kaltenbrunn am Zobten hat Kühnau eine zweite Überlieferung zu danken: „Im Zobten sind die Siebenschläfer; ihre Köpfe am Bügel haltend, den einen Fuß im Bügel, den andern auf der Erde, so stehen sie da, Mann und Roß in tiefsten Schlaf versunken. Erwachen sie einst und sitzen sie auf, dann ist das Ende der Welt herangekommen.“ — Die deutsche Sagenwelt kennt keinen Bericht von einem eschatologischen Heere, das man die „Siebenschläfer“ nennt, außer dem einen, welchen Grohmann aus Böhmen bringt: „Im Schloßberge von Teplitz sollen einige Ritter schon 700 Jahre lang schlafen und heißen daher die Siebenschläfer. Wenn es einmal den Deutschen schlecht gehn wird, werden die Ritter hervorkommen und ihnen helfen. Das Wächlein am Fuße

⁴⁾ Theodor Vernaleken, Mythen und Sagen des Volkes in Oesterreich 1859, 26 f. Nr. 8.

⁵⁾ Friedrich Ranke, Volksage I (Volkskundliche Texte, Hsgb. v. Luß Radenfen) 1934, 52—90.

⁶⁾ Inger M. Boberg, Sagnet om den store Pans Tod. København 1934. Ranke wie Boberg bringen übrigens die beiden hier besprochenen Sagen.

des Berges ist oft gelb gefärbt von dem Urin der Pferde, die im Innern des Berges stehen, und auf dem Berge liegen Steine, in denen die Hufe dieser Pferde abgedrückt sind...⁷⁾ Als der Gewährsmann wird A. Brückner aus Aufsig angegeben.

Vergleicht man beide Sagen, so ist die erste, vom schlafenden Herr im Zobten (von dem man übrigens sonst nicht weiß), durch einen einzigen Umstand charakterisiert: die Männer im Berge heißen „Siebenschläfer“. Die zweite erklärt den Namen Siebenschläfer; die zweite ist weiter als ätiologische Sage auf ihren Fundort festgelegt. Wir dürfen die Zobtner Sage wiederum aus dieser vollständigeren ableiten.

Diese von Riedel aus Kaltenbrunn am Zobten berichteten Sagen und Überlieferungen erweisen sich damit als ein nach Schlesien eingeschlepptes, ursprünglich böhmisches Gut. Das macht zur Pflicht, die weiteren Stücke Riedels nachzuprüfen. Ich greife aus seinen Mitteilungen noch einiges dazu Geeignetes heraus. So wurde diese Sage von ihm beigebracht: „Ein Mann hatte eine Kaze, die er jeden Abend um 9 Uhr aus der Stube hinauslassen mußte. Das eine Mal wollte er sie nicht fortlassen, da schrie sie ganz jämmerlich und machte Miene, ihren Weg nötigenfalls durch das Fenster zu nehmen. Da öffnete ihr der Mann die Tür, verfolgte sie aber auf ihrem Wege. Sie eilte in eine verfallene Scheuer, in der auf dem Gebälk unzählig viele Katzen zu einem Konzert sich vereinigt hatten. Als unsere Kaze sich zu ihnen gesellen wollte, schrie es aus ihrer Mitte: Da kommt Nachbars Maß! Da war sie schon unter ihnen und half tüchtig mit musizieren. Des andern Tags beim Essen saß die kunstliebende Kaze ruhig vor dem Manne da, auf die gewohnten Leckerbissen aus seiner Hand wartend. Da sprach er zu ihr: Nicht wahr Alte, gestern Abend ging es dir? Huch, sprang sie ihm ins Gesicht, kratzte ihm die Augen aus und entfloh durch das Fenster auf Kimmerwiederschne⁸⁾“. Dieselbe Geschichte bringt Grohmann nun nach Krolmus: „Im Jahre 1770 war ein Landmann von Dronzkon im Walde und hörte dort in einem Häuschen Katzen schreien. Als er näher hinzutrat und hinein schaute, erblickte er eine große Menge Katzen und unter ihnen seinen Kater. Da ergriff ihn Furcht und eilig kehrte er nach Hause zurück. Hier fand er aber auch schon seinen Kater und erzählte, was ihm begegnet sei. Du warst auch dort! sprach er endlich und zeigte auf den Kater, der unterdessen ruhig zugehört hatte. In dem Augenblicke aber sprang der Kater dem Bauer ins Gesicht und schlug ihm die Krallen in die Kehle. Die Leute sprangen mit Knütteln herbei, um den Kater zu töten. Da ließ dieser den Bauer los, sprang durchs Fenster und ließ einen großen Gestank hinter sich⁹⁾“. — Die fast vollkommene Übereinstimmung zeigt, daß diese durch Riedel berichtete Sage aus eben dem Munde stammt, dem er die vorigen verdankte: dem eines Gewährsmannes aus dem Böhmischem.

Ich wende mich einer vierten Geschichte zu. Kühnau teilt sie — nach Riedel — unter dem Titel „Der Bauer auf der Herenjahrt und als

⁷⁾ Josef Virgil Grohmann, Sagen aus Böhmen. 1863, 23.

⁸⁾ Kühnau 3, 30. Nr. 1383.

⁹⁾ Grohmann 228 f.

Gefelmensch“ mit¹⁰⁾. Es handelt sich hier um den zweiten, von Bolte und Polivka¹¹⁾ wie Anderson behandelten Teil, die „Sage vom Gefelmenschen“. Dieselbe Sage begegnet in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem von den Brüdern Grimm unter dem Titel „Der Krautefel“ erzählten Märchen¹²⁾. Es stammt, wie ihre Anmerkungen ergeben, auch „aus Deutschböhmen“. Da es in Schlesien außer in diesem Belege nicht überliefert worden ist, da es demselben Kreise wie die bereits besprochenen Sagen angehört, dürfen wir es mit Recht als „eingeschleppt“, und zwar „aus Böhmen eingeschleppt“ bezeichnen.

Ich habe damit vier Sagen oder Märchen aus unsern schlesischen Überlieferungen herausgenommen und sie als Lehngut nachgewiesen. Sie wurden alle vier von Niedel in Kaltenbrunn am Zobten aufgenommen. Der Schluß liegt nahe, daß sie demselben Erzähler angehören, — während das andere, was wir von Niedelschen Mitteilungen besitzen, sich nicht in diesem Maße als „böhmisch“ und damit als jenem einem Erzähler zugehörig erweisen läßt.

Ich sagte soeben: als böhmisch erweisen läßt, und streife damit eine, die nächste Frage. Wir sehen hier — und sahen es vorhin, daß sich im überlieferten Sagenbestande eines Volkes Einflüsse zeigen, die dort zu finden sich ohne weiteres nicht vermuten läßt. Wir sind in Schlesien an nachbarliche Einwirkungen gewohnt: die Vampirsage, um nur den gängigsten Beleg zu nennen, entstammt der slawischen Welt. Zu dieser sich ohne weiteres als fremd erweisender treten nun diese anscheinend autochthonen. Ich sage „anscheinend autochthonen“, denn ihnen haftet ein Merkmal an, das ihre fremde Herkunft vermuten läßt: sie stehen im schlesischen Sagenhaß als „unica“. Wir haben die Meermauer-Sage, die Sage von den eschatologischen „Sieben schläfern“, die Sage vom „Herenkater, der sich rächt“, vom „Gefelmensch“ in Schlesien nur je dies eine Mal belegt. Der Umstand gibt zu denken. Man wird als ein methodisches Prinzip annehmen dürfen, daß alle Sagen solcher Art von Anfang an als eingeschleppt vermutet werden dürfen, bis sich —, ja bis sich erst das Gegenteil erweist.

Aber nicht das ist es, weshalb ich die Niedelschen Sagen ausführlicher besprach. Ich möchte auf einen augenblicklich wichtigeren Umstand kommen. Vor einem Jahr wies Ranke darauf hin, daß uns zumindest in demselben Maße der Märchen erzähler wie das Märchen, das Volk, wie seine Überlieferung, interessieren¹³⁾. Das gilt vom Sagenträger ebenso. Nun scheinen unsere älteren Sammlungen in dieser Hinsicht unbrauchbar zu sein. Sie geben den Namen des Gewährsmannes an; das ist gewöhnlich das Höchste, was sie tun. Wir aber wollen und müssen mehr: Herkommen, Alter, Stand, Geschlecht — und manche anderen Dinge, wissen. Damit ist alles bisherige Sammelgut entwertet.

¹⁰⁾ Kühnau 3, 31 ff. Nr. 1385.

¹¹⁾ Johannes Bolte und Georg Polivka. Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm 3 (1918), 6 ff.; vgl. auch Hessische Blätter für Volkskunde 28, 213 f. 29, 115.

¹²⁾ RHM. 122.

¹³⁾ Ztschr. f. Volkskunde N. F. 4 (1933) 203—211.

Ja, ist es das?

Sehen wir einmal zu.

Die Niedelschen Sagen aus Kaltenbrunn wurden als böhmisches Lehngut nachgewiesen. Wie kommen sie nach Schlesien? — Entweder, das ist die eine Möglichkeit, hat sich ein „Böhme“ — gleichviel welchen Volkes — in jenem Zobtdorfe angesiedelt, oder — ein Kaltenbrunner holte sie. Wie steht es um die erste Möglichkeit? Nidel sagt nicht, daß sein Erzähler durch irgendwelchen Akzent sich von den andern Dörflern unterschiede; er sagt auch nichts, was man in einem Dorf sonst weiß — und was R. Nidel, der selbst aus jener Gegend war — erfahren haben müßte, davon, daß sein Erzähler zugewandert sei. Ein zweites: wäre er zugewandert, dann hätte er das Sagengut der engeren böhmischen Heimat mitgebracht. Das aber, was er brachte, ist über ganz Böhmen verstreutes Gut. Die Meermauer-Geschichte wird aus dem tschechischen Gebiet von Labor im südlichen Mittelböhmen überliefert; die Siebenschläfer-Sage knüpfte an Tephlik im nordwestlichen Böhmen an; die Sage vom Herenkater gehört in das anscheinend tschechische Gebiet von Dronzkon¹⁴⁾ und die vom „Efelsmenschen“ ist überhaupt nicht örtlich festzulegen.

Zwei Deutungen sind hier möglich. Entweder hat jener Erzähler seine Sagen aus schon gedruckten Quellen übernommen, oder — doch über das „oder“ dann — aus schon gedruckten Quellen. Das hieße, daß er die „Mythen und Sagen Osterreichs“ Vernalekens, in denen allein die Meermauer-Geschichte zu finden ist, und Grohmanns „Sagen aus Böhmen“, eventuell auch Krolmus, benützte. Zwei Schriften aus der germanistischen Fachliteratur, von denen Grohmann 1863, Vernaleken 1859, also nur kurze Zeit vor 1866, dem Jahre der Nidelschen Berichte, erschienen sind —, das ist nicht recht glaubwürdig. Und seltsam wäre überdies, daß sich der Kaltenbrunner Mann dann nur an böhmische Sagen hielt, während zumindest Vernaleken in gleicher Fülle Sagen aus anderen österreichischen Landesteilen bot. Ich glaube, daß gerade auf Grund des letzten Arguments die Annahme, der Kaltenbrunner Erzähler wiedererzähle Gelesenes, hinfällt. Dann aber — bringt er Gehörtes vor!

Wer kann das sein, der in verschiedenen böhmischen Landesteilen Sagen erfuhrt, und sie nach Hause trug. Es ist am ehesten wahrscheinlich, daß wir an einen Handwerksburschen oder sonst einen „Wandernden“ zu denken haben. War er im Jahre 1866 ein Greis, dann dürfen wir seine Jugend und Wanderjahre ins erste oder zweite Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts setzen. In eben die Zeit, in welcher Grimm aus Böhmen den „Krautesel“ (1819) erhält. Von einem Wandernden ist es am ehesten anzunehmen, daß er den Süden wie den Norden des nachbarlichen „Königreiches“ besuchte. Wir wissen auch, daß gerade aus Schlesien ein starker Drang der Handwerksburschen nach Böhmen bestanden hat. Und wissen endlich auch, daß „Wandernde“ als Sagenträger nicht ungewöhnlich sind. Ich weise hier nur auf eine Luxemburger Sage hin, die ich in Schlesien

¹⁴⁾ Ein Ort dieses Namens ist in keinem Ortsverzeichnis Böhmens zu finden. Anm. d. Schriftleitung.

aufgenommen habe, und die durch einen Soldaten des ehemaligen Bundesheeres, der — Schlesier — in Luxemburg in Garnison gestanden hat, herüberkam¹⁵⁾.

Ein Schlesier, der nach Böhmen fährt, und der von dort ursprünglich böhmisches Sagengut nach Hause bringt —, ist diese Lösung hinzunehmen? Das böhmische eschatologische Heer der Sieben schläfer hält sich bei Teplitz auf —, nach seinem Bericht schläft es im Zobten. Jene Geschichte vom Meermauer, die aus dem Kreise Labor stammt, wird in Klein-Bielau festgelegt; als Wahrzeichen der Begebenheit vom „Eselmenschen“ steht eine steinerne Säule in Klein-Kniegnitz¹⁶⁾. Mit einem Worte —: alle Geschichten begaben sich am Zobten. Sie wurden also „übertragen“.

Die Sagenforschung gebraucht das Wort sehr gern. Was aber heißt denn wirklich „übertragen“? Es heißt, daß man es „mit der Wahrheit nicht mehr so ängstlich nimmt“, daß man die Fakta „durcheinander bringt“. Das macht vielleicht das Aller. Nichts Gewährsmann war ein Greis. — Aber es kann auch sein, daß noch ein anderes deutlich wird. Von der „Meermauer“-Sage wird berichtet: „U. ist selbst der Erzähler, der noch 1866 als Greis lebte und dem die Geschichte selbst widerfahren ist.“ U. also, der in den 20er Jahren Böhmen als wandernder Bursch gesehen hat, „erlebt“ nach seiner Heimkehr, also doch schon als „Mann“, am Brechhaus in Klein-Bielau die seltsame Geschichte, — wenn er sie nicht dem Frager als „selbsterlebt“ und einen Bären aufgebunden hat. Doch eines oder das andere —, es ist ein Mann von einer schweifenden und wenig gehemmten Phantasie. Ein Mann, der, wenn er nicht zu flunkern versteht, sich selbst als Held in eine Sage hineinzuleben vermag.

Und das ist endlich nun, was sich ergibt: auch eine ältere Sammlung eines lokalen Sagenforschers vermag bei einer geeigneten Befragung das Bild des Sagenträgers deutlich werden zu lassen: das Bild des 1866 greisenhaften Mannes, der sich in seiner Jugend in Böhmen aufgehalten hat, der über eine lebendige Phantasie verfügt (vergleiche die Schilderung der Szenerie in der Meermauer-Sage), und der sich vielleicht gern ein wenig interessant zu machen liebt. Es zeigt sich weiter, daß seine Interessen vorwiegend den „Hexen“ gelten, und das erlaubt, ihm einige andere, nicht eben in Schlefien gängige, Stücke zuzuschreiben. Das ist die Sage von dem Schneider, der einer Bauersfrau die „Teufelsalbe“, mit der sie butterte, entwendete, und der sich in das Teufelsbuch, in das er darnach aufgenommen werden soll, einschreibt „Jesus von Nazareth“ (Kühnau, Nr. 1379). Ferner die Sage von der Bauersfrau, die ihren Knecht als Pferd zum Hexenritt anschirrt; auf eines klugen Rat wirft er ihr selbst den Halfter über, führt sie zum Schmied und läßt sie dort beschlagen (Kühnau, Nr. 1380); die Sage von der Hexenkäse, der eine Pfote abgehauen wird, wonach sich anderntags die Bauersfrau mit einer abgehauenen Hand im Bette findet, vor allem aber die folgende Sage: „Ein Metzgergeselle, ein Kalb am Stricke führend und einen großen Hund an der Seite, beob-

¹⁵⁾ Veuckert, Niederschlesische Sagen. In Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, 21 (1919), 133 Nr. 11.

¹⁶⁾ Kühnau 3, 33 Nr. 1385.

achtete, wie eine alte Frau sich salbte und dann plötzlich durch die Lüfte davongetragen wurde. Nun, denkt er, du sollst gleich Reisegefährten haben! und salbt mit derselben Salbe sein Kalb. Da beginnt es plötzlich sonderbar zu blöfen und husch! fährt es zum Schornstein hinaus und der Frau nach. Der lustige Gefelle, mit dem vernünftigen Gedanken Wo mein Kalb ist, muß auch der Hund sein, salbt auch diesen und schießt ihn den beiden Vorgängern nach. Der Hund segelt eilig durch die Luft hinter dem blökenden Kalbe her und bellt fürchterlich. Wenn Hund und Kalb fortlaufen, muß ich ihnen nachgehen, spricht's, salbt sich, und eilt den Luftschiffern fröhlich nach. So kam die Zauberin mit lautem und großartigem Gefolge auf dem Hexenplatze an¹⁷⁾. — Die Sage erinnert an alte Holzschnitte und Wilderbogen, auf denen man, — ich kann mich noch aus meiner Kinderzeit an einen dieser Art erinnern, — solch eine Hexenfahrt erblicken konnte. Da ich sie sonst nicht nachzuweisen vermag, möchte ich glauben, daß sie der Phantasie des Kaltenbrunnens u. — in der Erinnerung an eine solche Darstellung, entsprungen ist.

Es wäre noch manches zu diesen Sagen festzustellen, aber es kommt hier nicht so darauf an, die — oder einzelne dieser Sagen für Schlesien als Lehn- gut nachzuweisen, als auf das andere: daß man auch aus den älteren Sammlungen zu einer Erfassung der Sagenträger kommen kann, wenn man die einzelnenfalls notwendigen Methoden erkennt. Und daß wir so den nützlichen Versuchen, wie Schwietering sie etwa machen läßt, Ergebnisse aus der Zeit bereits vergangener Generationen zur Seite stellen können.

Südwestmährische Sagen

Von Rudolf Hruschka, Alt-Hart

(Die folgenden Sagen sind Ergänzungen zu den im Jahrgang 1931 dieser Zeitschrift S. 10—20, bzw. 71—80 veröffentlichten Aufsätzen.)

Graselsagen

Zur Faschingszeit kam einmal Grasel nachts mit seinen Genossen in ein tschechisches Dorf bei Jamník, um hier im Gasthaus einen Einbruch zu verüben; die Gelegenheit hierzu hielt er schon deswegen für günstig, weil gerade eine Tanzmusik abgehalten wurde. Während sich Grasel unter die Gäste mischte, begaben sich seine Helfer ans Werk, indem sie von außen durch das Dach auf den Boden einstiegen und hier zusammenrafften, was ihnen der Wirtinahme wert erschien. Solange die Musik spielte, ging das Gepolter, das die Räuber am Boden verursachten, im allgemeinen Lärm unter, wurde aber hörbar, sobald eine Tanzpause eintrat. Schlagfertig, wie nun Grasel in jeder Lebenslage war, sang er ein tschechisches Lied, das in den Refrain ausklang:

„Otočte kožichy vzhůru chlyp
a nedělejte dup, dup, dup!“

¹⁷⁾ Kühnau 3, 30 f., Nr. 1384.

und von seinen Komplizen nicht nur verstanden, sondern auch beherzigt wurde; in deutscher Übersetzung heißt der Refrain etwa: Wendet die Pelze mit dem Fell nach außen und macht nicht dup, Dup, Dup, d. h. trampelt nicht.

Ins Bräuhaus zu Böh m. R u d o l e h kam einmal an einem schönen Spätherbsttag ein junger Bursche und ließ sich ein Glas Bier einschenken; im Gespräche, das bald in Fluß kam, erzählte er dem Gastgeber, daß Grafel, der sich gerade in Stallet aufhalte, die Absicht habe, morgen die Schloßkasse zu berauben und dies wäre leicht zu verhindern, wenn man ihn im Walde abfangen würde. Kaum hatte der Bursche die Gastwirtschaft verlassen, so verständigte der Bräuer auch schon den Gutsherrn — es war dies Graf Gregor Razumovskij — und dieser traf dann ungefümt die notwendigen Vorkehrungen, um nicht nur den Einbruch zu vereiteln, sondern auch des Räubers habhaft zu werden. Während nun das gesamte Herrschaftspersonal, im Walde versteckt, auf Grafel wartete, erschien um die Mittagszeit ein vornehm gekleideter junger Mann in der Schloßküche und bat im Auftrage des Herrn Grafen um Ausfolgung der Kasseschlüssel, die ihm auch anstandslos gegeben wurden. Wie groß aber war die Überraschung des Grafen, als er nach seiner Rückkehr ins Schloß eine geplünderte Kasse vorfand!

Ein andermal kam Grafel zu einer Tanzunterhaltung nach P i e s l i n g, wo er sich die flotteste Tänzerin, ein Mädchen namens Miska, auswählte; nach Mitternacht verließ er den Tanz und beschenkte beim Abschied das Mädchen „zum Andenken an Grafel“, wie er sagte, mit einem feinen Epikentuch. Obwohl er gebeten hatte, ihn nicht zu verraten, konnte das Mädchen doch nicht schweigen und erzählte den Vorfall. Die sofort aufgenommene Verfolgung des Räubers verlief aber vollkommen ergebnislos.

Eine Deblinsage

Als der tödlich verwundete Graf Deblin von seinem Diener Flic in den Lusthof gebracht worden war, hatte er den sehnlichsten Wunsch, sein dem Verhältnis mit einer aus Mutten stammenden Dienstmagd, namens Strommer, entsprossenes Söhnchen Lorenz noch einmal zu sehen; ihm wollte er seinen ganzen Besitz vererben. Doch verstand es der Diener, dies zu vereiteln und so erbt nach dem später im Schlosse vorgefundenen Testamente eine ledige Verwandte des Grafen die Herrschaft. Aber auch sie freute sich nicht lange des reichen Erbes: an einem schönen Sommernachmittage fand man sie nach dem Genuße von Kaffee unter einem Baume des Parkes, in dessen Schatten sie häufig der Ruhe pflegte, als Leiche und Flic wurde nun auf Grund eines unterschobenen Testamentes ihr Nachfolger im Besitz. Er war aber kein guter Grundherr und bedrückte seine Untertanen sehr. — Viele Jahre waren seither vergangen und Flic war ein alter, kranker Mann geworden. Als er sein Ende herannahen spürte, äußerte er den Wunsch, unter jenen Baum des Parkes gebracht zu werden, unter welchem seine einstige Herrin auf solch rätselhafte Weise verschieden war; seinem Wunsche wurde entsprochen. Zuerst stierte er lange Zeit vor sich hin, dann sagte er: „Vieles vermag wohl der Mensch auf

dieser Welt; er bedenkt aber nicht, daß einst die Stunde kommt, wo er im Jenseits jede Tat seines Lebens vor einem strengen Richter wird verantworten müssen!" Dann verlangte er ins Schloß zurückgebracht zu werden und starb bald darauf einen qualvollen Tod.

Flicksagen

Flick soll — so erzählen die alten Leute in Zlabings — auf seiner Wanderschaft als Schneidergeselle über Zlabings nach Alt-Hart gekommen sein, wo er die Stelle als Diener beim Grafen Deblin erhielt. Nach dessen Ermordung übernahm er dann die Herrschaft zu einem so billigen Preis, daß ihn jeder Baum des ausgedehnten Waldbesitzes bloß 1 Kreuzer kostete. — Als Konvertit und kaltrechnender Kaufmann hatte Flick die über Weisung Kaiser Josephs II. gesperrte Montserratkirche bei Mutten käuflich an sich gebracht, dieselbe bedenkenlos niederreißen lassen und das auf diese Weise gewonnene Baumaterial zu anderen Zwecken verwendet; so wurde aus den Steinen dieser Kirche über das durch Mutten gegen Alt-Hart fließende Bächlein eine gewölbte Brücke gebaut. Einen Tag nach ihrer Vollendung — es war ein Fronleichnamstag — soll nun über Mutten ein derart starkes Gewitter niedergegangen sein, daß der zum reißenden Wasser angeschwollene Bach die Brücke vernichtete. Das zu ihrem Baue verwendete Steinmaterial war und blieb aber spurlos verschwunden und dort, wo gestern noch die Brücke gestanden hatte, gähnte der Graben am weitesten und tiefsten. — Die Pflastersteine der aufgehobenen Kirche habe Flick nach Alt-Hart schaffen und sie als Bodenbelag in einem Stall verwenden lassen. Nun weiß die Sage zu berichten, daß am Morgen, nachdem der neugepflasterte Stall seiner Bestimmung zugeführt worden war, 15 Stück Vieh verendet aufgefunden wurden. —

Diese Sagen sind historisch unhaltbar. Flick kam aus Znaim, wo er sich als Diener des Generals Jres am 18. Juni 1771 mit Theresia Erber verheiratete (Trauungsbuch der Pfarre St. Niklas in Znaim, Tom. IV, 539); am 26. April 1772 kaufte er schon in Alt-Hart seine erstgeborene Tochter Katharina. Der Kaufschilling für die Herrschaft wurde von der k. k. mähr.-schles. Provinzial-Staatsbuchhaltung mit 114.646 fl 45 kr errechnet und entsprach somit dem 20fachen Betrag des von Flick bisher gezahlten jährlichen Erbpachtzinses von 5732 fl 20% kr (Mähr. Landtafel, Güterquatern Nr. 11 des Znaimer Kreises, fol. 39—45.) — Die durch die Sage vermittelte Überlieferung von der käuflichen Erwerbung der entweihten Montserratkirche durch Flick ist richtig; hierüber findet sich im Taufbuch der Pfarre Neutitz (Tom. III., S. 308) folgende Eintragung: „Die prächtige Berggarter Kirche der Mutter Gottes nächst Sitzgras ist den 29. Dezember 1787 um 140 fr und die dabei gestandenen drei großmächtigen Kapellen um 34 fr an den Johann Flick, Baumwollfaktor zu Althart, licitando verkauft worden....“

Der Teufelstein bei Böh. Rudoleß

In östlicher Richtung des zur Herrschaft Böh. Rudoleß gehörigen Meierhofes „Pöniken“ befindet sich in der sogenannten Eremitage unweit des sich längs des Waldbächleins hinziehenden Weges mitten im Stangenholz ein gewaltiger Steinblock von 1.60 Meter Höhe, der die Form eines Riesenkopfes hat. — An diesen vom Volke als „Teufelstein“ bezeichneten Findling knüpft sich die Sage, daß er eine Schöpfung des Teufels sei; dieser hätte einmal auf seiner Wanderung durch das böhm.-mährische Grenz-

land hier gerastet und in einer Umwandlung von Langweile den Stein nach seinem Ebenbilde geformt. Er war gerade daran, die Hörner zu meißeln, da ertönte aus dem nahen Rudoleß die Kirchenglocke; kaum hatte er ihren Klang vernommen, ließ er den unfertigen Granitblock liegen und machte sich, einen Fluch ausstoßend, schleunigst auf und davon.

Der Teufelstein ist aber keineswegs ein zufälliges Spiel der Natur, sondern ein von Menschenhand mit unbeholfenem Werkzeug behauener Stein; nur weiß niemand anzugeben, von wem und wann er behauen wurde. Wer könnte dies auch jemals ergründen?

Spottnamen am Dorfe

Von Richard Söll, Röwersdorf

Wer am Dorfe lebt, die Augen offen hält und Sinn für die Art seines Volkes hat, der wird über das alberne Gesalbader verraunzter, griesgrämiger Zeitgenossen über die schlechte Zeit hinweggehen und das bunte Feld der Volkskunde betreten, das alle Langweile vertreibt und immer Freude macht.

Zu einem Gebiete, das unbearbeitet und verkannt in seiner Bedeutung ist, gehören die am Dorfe gebräuchlichen Spitznamen.

Ein einziges Wort kennzeichnet oft den Menschen besser als lange Geschichten es vermögen, und ein klein wenig Nachdenken führt auf die richtige Fährte zur Ergründung der Ursache des Spottnamens.

Oft ist dieser von einer Derbheit, die Mitleid erweckt, oft aber ist bei der häufigen Namensgleichheit am Dorfe eine nähere Bezeichnung zur Auseinanderhaltung der Personen notwendig. Viel Urvüchsigkeit und Witiz liegt in vielen dieser Namen.

Wenn zum Beispiel für die rundliche Gestalt eines Menschen der Name Kaule angenommen wurde, der sich so fest an den Träger desselben haftet, daß der richtige Name fast vergessen wurde, dann wirkt die Harmlosigkeit erheiternd. In einem Dorfe, wo es mehrere Gödel gibt, heißt einer, der an der Brücke wohnt, Brücklagödel, einer Seifengödel, ein dritter Weingödel, der nächste nur Gödelseff. Ähnlich ist es bei andern Namen: Kreuzwegfrommer, Ziegenfrommer, Kreuzbradel, Bergbradel, Leiersperlich, Finkagrosß (weil er in der Jugend Vogelsteller war), Krüdenschmidt. Härter trifft es schon den Träger eines Spottnamens, wenn damit eine unangenehme Eigenschaft angedeutet wird: Quatschkrause (für einen allzu Redseligen), Hundehüßscher, Raßentones (für Hunde- oder Raßeneßer), Lügentones, Soldatenliese (für eine Weibsperson, die in der Jugend zu sehr die Träger von zweierlei Luch liebte), Blutnische Hacke (für einen Gewalttäter), Knochabrecher (für einen Mann, der einmal unversehens einer Frau den Arm brach). Wenn jemand im Volksmunde Bumslatones, Virginierseff, Großschnauzfranzle, Narbenpeter oder Marineseff genannt wird, ist dies nicht verletzend.

Es gibt aber harmlos scheinende Namen, die bitteren Hintergrund haben und als Sühne für eine lange Zeit zurückliegende Tat getragen

werden müssen. Alle Mühe, den Gebrauch des Spottnamens zu bekämpfen, ist da erfolglos, er bleibt unausstottbar.

Vor einiger Zeit starb in einem Orte Nordmährens ein Mann im Alter von 87 Jahren, der seit seinem zehnten Lebensjahr den Namen Messerschmied tragen mußte. Der Grund hiefür war eine Jugendtorheit, die ihm die ersten Jahre viel Leid verursachte.

Im Jahre 1857 war in seinem Heimatsorte der Herbstjahrmarkt. Viele Buden waren aufgestellt, allerlei gab es zu sehen, was das Herz der Jugend höher schlagen ließ. Unter anderem war auch ein Stand mit Messerschmiedwaren und unser kleiner zehnjähriger Knirps stand mit leuchtenden Augen davor und alle Sehnsucht ging nach dem Besitze eines Taschennessers. Stundenlang betrachtete er die Ware, die in allen Arten dort am Tische lag. Es gab Messer mit Horngriff, mit Perlmutter, mit zwei, drei, ja sogar mit fünf Klingen, mit Schere und mit Stoppelzieher. Nichts am Markte lockte ihn so sehr wie dieser Stand.

Geld hatte er nicht, das war so rar im Hause seiner Eltern wie heutzutage eine blaue Mauritiusmarke oder wie ein Wisent. Obwohl man immer vom Gelde sprach, sah man es selten und hatte es nie. Aber gerade dieser Seltenheitswert des Geldes im Hause seiner Eltern sollte ihm den Spottnamen bringen. Wenn ihm auch aus der Schule her bekannt war, daß Armut keine Schande ist, so war ihm die Weisheit trotzdem klar, daß man damit kein Taschennesser erwerben kann.

Als er sich einen Augenblick unbeobachtet glaubte, ergriff er ein Messer mit glänzender Perlmutterchale und ließ es in seiner Hosentasche verschwinden. Aber oh weh! Der Händler hatte den schnellen Griff bemerkt, erfaßte den Knaben am Kragen, holte das Messer aus der Tasche hervor und streichelte sehr unansehnlich des Knaben zerflossene Hofe. Es gab einen Aufschrei, und als die Menge die Tat erfuhr, hieß der Knabe nur mehr Messerschmied. Als er 77 Jahre später starb, waren die meisten Leute erstaunt, als sie erfuhren, daß der alte Mann eigentlich gar nicht Messerschmied hieß, da ihn die jüngere Generation nie beim richtigen Namen nennen hörte.

Der Gedanke an den Tod im bäuerlichen Leben

(Beispiele aus dem Gebiet um Landskron)

Von Dr. Richard Zimprich

Geburt, Hochzeit und Tod sind die bedeutendsten Ereignisse im menschlichen Leben. Insbesondere das dunkle Tor des Todes mit seiner hangen Frage, was dann weiter kommen mag, ist im Volke der Gegenstand vieler Vorzeichen deutungen und abergläubischer Aussprüche.

(Eine Legende*), die sich das Volk erzählt und die das Wissen um den Zeitpunkt des Todes zum Gegenstand hat, zeigt, wie man sich bestrebt, eine Antwort auf diese Frage zu finden: Methusalah, der Urvater des Menschengeschlechts, und mit seinen 969 Jahren, die ihm die Bibel zubilligt, un-

*) Vgl. den folgenden Beitrag von O. J. Babler.

bestritten der Älteste der Patriarchen, war der Letzte, der wußte, wann er sterben müsse. Ihm ist es zuzuschreiben, daß der liebe Gott nun die Menschen dies nicht mehr wissen läßt. Das kam so. Einmal ging der liebe Gott, als er noch auf Erden wanderte und sich persönlich um seine Erzbäter kümmerte, an dem Hof des Methusalah vorüber. Der Besitzer, der bereits ziemlich weit in seinen 969 Jahren vorgeschritten war, stand mitten in der Arbeit an einem neuen Zaun rings um seinen Hof herum. Doch war der Herrgott nicht wenig erstaunt, als er sah, daß der neue Zaun aus Brennesseln bestand. Sogleich stellte er Methusalah zur Rede, warum er denn nicht ordentliche Zaunstecken verwende. Methusalah gab zur Antwort: „Solange ich leben werde, wird der Zaun halten.“ Er konnte diese Antwort geben, denn er mußte ja wissen, wie lange das sein sollte. Diese Einstellung gefiel dem lieben Gott aus verständlichen Gründen nicht und so wissen seit der Zeit die Menschen nicht mehr, wann sie sterben werden. Sie müssen nun auf andere Weise trachten, der Natur das Geheimnis herauszulocken.

Vor allem interessiert die Frage, ob es schon das kommende Jahr sein wird. Wir sehen, mitten im Leben schreckt den Mann aus dem Volke der Gedanke an den Tod nicht. Der Tod ist etwas Naturgegebenes, etwas, das dem Worte Leben erst eigentlich seinen ganzen Begriffsumfang gibt, seinen Sinn und seine Abgrenzung. Schon die Kinder fragen den Kuckuck, wie viel Jahre sie noch zu leben haben, oder sie nehmen eine Fliederblüte und stellen sie mit den Blumenblättern nach oben in die Falten des nach aufwärts gebogenen Daumens der rechten Hand; so oft sie die Hand rasch nach oben bewegen können, ohne daß die Blüte zur Erde fällt, joviele Jahre des Lebens sind ihnen noch bestimmt. Diese kindlichen Bräuche sind wohl allgemein im deutschen Volk bekannt und in der Anwendung nur insofern zeitlich festgelegt, als eben der Kuckuck nur zu bestimmten Zeiten des Jahres zu hören ist und der Flieder nicht immer blüht. Selbst beim fröhlichen Mahl denkt man an den Tod und tröstet den, der an seiner Suppe am längsten löffelt, daß er dafür auch am längsten leben werde.

Wie im allgemeinen für den Aberglauben die Pflanzen und Tiere eine große Rolle spielen, so daß sie in besonderer Verbindung mit dem Menschen und seinen Schicksalen zu stehen scheinen, — der Hund weiß den Tod seines Herrn und gibt seinem Schmerz durch sein jammervolles Heulen Ausdruck —, so insbesondere für den hier besprochenen. Bekannt ist der Glaube und allgemein verbreitet, daß im Hause eines stirbt, wenn im Herbst ein Birnbaum im Garten zu blühen anfängt. Dasselbe bedeutet im Schönhengstgau, wenn mitten im Felde eine Rübe ganz plötzlich über und über fleckig wird. Wird irgendwo auf dem Felde eine solche Rübe — das gleiche sagt man von einem Krautkopf — gefunden, dann kann man sicherlich von der Bäuerin die Prophezeiung hören: Es wird jemand aus dem Hause oder der Verwandtschaft sterben. Und wenn dann in der Tat ein Todesfall, der den Bedingungen entspricht, eintritt, so hat die Rübe oder der Krautkopf, an die man sich nun erinnert, das Ereignis vorausgesagt

und nie vergißt man, wenn die Rede davon ist, von diesem Zeichen und seiner Bedeutung zu erzählen.

Die Person, die bald sterben wird, kann man genau ermitteln, wenn man Johanniskraut (*Hypericum perforatum*) in eine hölzerne Wand steckt, und zwar so, daß für jeden, der an dieser Schicksalsfrage beteiligt ist, ein eigener Stengel bestimmt wird. Die Kräuter überläßt man nun sich selbst, nur muß man sich merken, welches Pflänzlein einem jeden bestimmt wurde. Welches Kraut in dieser Lehnfuge der Holzwand verdorrt, der stirbt im kommenden Jahr.

Ist die erste Nuß, die man am heiligen Abend öffnet, leer, so stirbt man. Hört man am Weihnachtsabend an die Tür klopfen und man öffnet, nur um zu sehen, daß man das Opfer einer Sinnestäuschung geworden ist, so wird man sicherlich hören: „Du hast dem Tod aufgemacht“, d. h. du mußt im kommenden Jahr sterben.

Gern denke ich auch heute an die Zeit, da wir als Kinder den heiligen Abend erwarteten. Neben dem Gefühl der Vorfreude und Spannung über die zu erwartende Bescherung unter dem Lichterbaum spielte die geheimnisvolle Vorbedeutung, die an diesem Tag allem zukam, eine wesentliche Rolle. Besonders bedeutungsvoll war für uns Kinder immer der Augenblick, wenn einer von den Erwachsenen plötzlich einen Rienspan anzündete; der durfte nicht verpaßt werden, sondern jeder mußte sofort an der Wand suchen, ob da irgendwo das Schattenbild seines Kopfes zu sehen war. Fand einer sein Bild nicht, so hieß das für ihn, er müsse im nächsten Jahre sterben.

Viele Leute versichern einem, daß sie mit eigenen Ohren am heiligen Abend in irgendeinem Hause der Gemeinde die Leichenbretter fallen gehört haben und daß dann in der Tat während der nächsten Zeit dort jemand gestorben ist. Wenn die Leichenbretter fallen, so hört man aus der Scheune oder dem Stall des Hofes ein Geräusch, wie es entsteht, wenn man Bretter, die aufrecht stehen, unwirkt, so daß sie aufeinander fallen. Die Leute in dem betreffenden Hause selbst hören das Krachen nicht und fragt man sie am Tage nach dem heiligen Abend, ob sie in der Scheune mit Brettern hantierten, so wird man mit der Verneinung der Frage sogleich die Befürchtung hören: „Die Leichenbretter sind gefallen! Wer von uns wird wohl an die Reihe kommen?“

Die Sprache des Volkes ist voll von derartigen Wendungen, die nur die genaue Kenntnis des Volksglaubens erklärt; sie wird durch diese reich und schön, mit einem eigenartigen poetischen Reiz ausgestattet. Kenntnis einer Mundart ist daher auch nicht eine Angelegenheit der Gesetze der Laut- und Formenlehre und der Syntax, sondern auch dieser Beobachtungen und Fügungen und der daraus sich ergebenden Vergleiche und Redensarten.

Es bleibt der Tod jedem, auch dem Aufgeklärtesten, etwas Unheimliches und so haftet auch daran der Volksglaube am längsten. Man redet oft mit Menschen, die über die meisten abergläubischen Meinungen und Bräuche lächeln oder sie mit einer Handbewegung abtun, die aber plötzlich an einer oder der anderen Stelle des Gesprächs ernst werden und erklären: „Aber das eine habe ich selbst erlebt und wenn ich auch sonst gar nichts

glaube, aber das lasse ich mir nicht nehmen; das war, als mein Großvater starb . . .“

Seit wann die Menschen ihre Todesstunde nicht mehr vorauswissen

Von Otto F. Vabler

Rudolf Kubitschek bringt in seiner Sammlung „Böhmerwälder Bauernschwänke“, Wien—Prag—Leipzig 1920, auf S. 43 als erste Nummer der Abteilung „Von alten Leuten“ auch folgende kleine Legende:

Ein Mann machte um sein Häufel herum einen Zaun aus Brennesselstauden. Da ging der Herrgott vorüber und sagte: „Han, Bauer, was machst denn da?“ — „Halt einen Zaun“, antwortete der Mann. — „Geh, laß dich auslachen“, meinte der Herrgott, „der Zaun hält ja nit“. — „Nun, ich leb ja auch nur mehr drei Tage“, sagte der Bauer. Das verdroß den Herrgott hart, er sagte: „Du weißt es und keiner mehr!“ Seit dem nämlichen Tag wissen die Menschen nimmer ihr Sterbestündlein. —

Diese Erzählung stellt ein vielleicht in ganz Europa verbreitetes Legendenmotiv dar, dem schon Reinhold Köhler Beachtung schenkte (vgl. seine „Kleinere Schriften“, II., S. 100, „Perché gli uomini non sanno più quando devono morire“) und das auch in Etith Thompsons „Motif-Index of Folk-Literature“, I, Bloomington 1932, S. 175, als Nr. A 1593 verzeichnet ist („Why men no longer know time of death“). Ich will zu Köhlers Ausführungen hier noch einige Nachträge geben und in erster Linie auf Fassungen hinweisen, die auf dem Boden der Tschechoslowakei aufgezeichnet wurden und somit zu Kubitscheks Schwank in direkter Verwandtschaft stehen könnten.

In der Zeitschrift „Mittheilungen des Nordböhmisches Excursions-Clubs“, XVI. Jg., Leipa 1893, S. 336 ff., gibt A. Paudler die nachfolgende nordböhmisches Sage, die er bereits im Jahre 1865 aufgezeichnet haben will:

Der K e s s e l z a u n. Eines Tages wandelte Gott der Herr über die Erde, um nach seinen Menschenkindern zu sehen. Siehe, da fand er einen rüstigen Mann, der sich am Rande eines Gartens mit einer eigenthümlichen Beschäftigung befaßte. Er nahm nämlich trockene Stengel von Brennesseln und fügte sie zu einer Art Zaun, der freilich sehr hinfällig war, ja beinahe nur für den Augenblick gebaut zu sein schien. „Was machst du hier?“ fragte der Herr. — „Einen Kesselzaun“, erwiderte der Mann und setzte seine Arbeit ruhig fort. Der Herr wunderte sich und frug zum andern Male: „Aber warum baust du den Zaun aus Kesseln? Ibers Jahr wirst du ihn wieder bauen müssen!“ — „D, das hat gute Wege“, war die Antwort, „ich weiß, daß ich nach drei Monaten sterbe, und bis dahin wird der Zaun schon halten. Die nach mir sein werden, mögen sich wieder kümmern!“ Und dabei lachte der Mann über seine eigene Rede. Als Gott diese Rede gehört und das Lachen gesehen hatte, zürnte er über eine so große Lieblosigkeit gegen die Nachkommen und sagte: „Du weißt es, wann du sterben wirst; aber du bist der letzte. Hinfort soll kein Mensch mehr Tag

und Stunde seines Todes vorauswissen!“ Nach diesen Worten gieng er unwillig weg; jedoch seine Rede gieng in Erfüllung. Denn seit jener Zeit ist es allen Menschen verborgen geblieben, wann sie der Tod mit der Sense abholen wird. —

Den beiden angeführten deutschen Fassungen nahe verwandt ist die im „Český lid“, Jg. IV, 1895, S. 543, von Václav Schwarz in Láz bei Strakonice aufgezeichnete tschechische Version: Warum Gott den Menschen das Wissen vom Tode nahm. Früher wußten die Menschen, wie lange sie leben werden. Ein Mensch machte einen Zaun aus Brennesseln. Der Herr Gott ging vorüber und fragte den Menschen, warum er den Zaun nur aus Brennesseln mache. „Und warum sollte ich mich mit einem festeren Zaune placken? Für die kurze Zeit, die ich noch zu leben habe, genügt das!“ — Damit also die Menschen besser für ihre Nachkommen sorgen, nahm ihnen Gott das Wissen um den Tod. —

Ebenfalls im „Český lid“, Jg. V, 1896, S. 367, steht eine mährische Fassung aus der Gegend von Sloup, die nach Jan Soukup's Aufzeichnung von dem bekannten Sammler B. M. Kulda in Druck gegeben wurde: Daun gingen sie (d. i. Christus und der heilige Petrus) an einem Bauer vorbei, der am Felde einen Zaun aus Brennesseln machte. Christus fragte ihn: „Warum machst du den Zaun so schlecht?“ Der Bauer: „Damit er nur so lange aushält wie ich selbst.“ Als sie weitergingen, sagte Christus dem heiligen Petrus: „Von heute an dürfen die Menschen nicht mehr wissen, wann welcher sterben soll, denn einer würde für den andern nichts mehr machen wollen.“

Allen diesen aus der Tschechoslowakei stammenden Fassungen der Legende ist das Motiv gemeinsam, daß der Mensch dadurch Gottes Unwillen erregt, daß er einen Zaun aus Brennesseln macht. Anders ist es in den Fassungen, die ich sonst nachweisen kann. Hier eine polnische, von Antoni Siemiński im „Lud“, IX, Lemberg 1903, S. 71, verzeichnete Volkserzählung: Einst wanderte der Herr Jesus mit dem heiligen Petrus und sie sahen, wie ein Bauer ein gebrochenes Rad mit einem Strohband zusammenzog. „Warum besserst du das Rad nicht ordentlich aus?“ fragte ihn der Herr Jesus. — „Wozu? Morgen sterbe ich ohnedies, und so wäre es schade um die Arbeit.“ Da wandte sich der Herr Jesus zum heiligen Petrus und sagte ihm: „Siehst du, Petrus, wie schlecht das ist, wenn die Menschen ihre Todesstunde kennen, da kümmern sie sich um nichts mehr.“ Er tat über der Welt das Zeichen des Kreuzes, und von dem Augenblicke an weiß niemand mehr, wann er sterben wird. —

Ausführlicher ist eine ukrainische Fassung, die Wolodimir Gnatjuk in seinem Werke „Galicko-ruski narodni legendy“ („Etnografičnyj zbirnik“, XII. XIII), I, S. 75, Nr. 83, mitteilt: Jedem Menschen ist es vorausbestimmt, wie er sterben soll. Ist es einem bestimmt, daß er ertrinken soll, kann er sein ganzes Leben lang am Ofen hocken, es kommt doch der Augenblick, wo er ertrinken wird. Einst wußten die Menschen auch im vorhinein, wann sie sterben werden. Und so ein Mensch kümmerte sich dann um nichts mehr. Einmal gieng Gott der Herr an einem Walde vorbei, und dort war eine Hütte. Aus der Hütte trat ein Mann, zündete den Wald an und in

dieses Feuer stellte er dann einen Topf mit Wasser, um es zu wärmen. „Was machst du da?“ fragte ihn Gott der Herr. — „Ich wärme Wasser.“ — „Kannst du dir denn dazu nicht ein wenig Holz fällen? Mußt du den ganzen Wald anzünden?“ — „Nun, mir ist es schon einerlei, ich muß ja ohnedies morgen sterben“, erwiderte der Mann. — „Ei, wenn es so ist, sollst du nicht sterben“, sprach Gott der Herr, „und wirst auch deine Todesstunde nicht im vorhinein wissen!“ Eine Zeitlang später ging Gott der Herr wieder jenen Weg und sah den Mann, wie er den Ort, wo einst der Wald gestanden war, ackerte und dort Eicheln säte. „Was machst du, Mensch?“ — „Ich säe Eicheln.“ — „Und wozu?“ — „Es wird daraus ein Wald.“ — „Du bist ja schon alt und wirst es nicht mehr erleben.“ — „Wer weiß? Aber wenn ich es auch nicht erlebe, so werden es doch meine Kinder und Enkel erleben.“ — „Nun, siehst du“, sprach Gott der Herr, „wie gut es ist, daß du die Stunde deines Todes nicht im vorhinein kennst!“ (Vgl. mein Buch „Legendy ukrajinské“, Svätý Kopeček 1932, S. 17 und 57.)

Eine lettische Fassung gibt A. Pogodin in der „Zivaja Starina“, Jg. V, St. Petersburg 1895, S. 436: Vormals wußte der Mensch, wann er sterben wird, und als er sich dann dem Tode näherte, kümmerte er sich um nichts mehr. Einst baute ein Arbeiter einen Zaun aus Stroh. Man fragte ihn, warum er einen so wenig dauerhaften Zaun baue, und er antwortete: „Ich muß ja in drei Tagen sterben, ich brauche also nichts Dauerhaftes.“ Schließlich erzürnte Gott der Herr, daß die Menschen vor ihrer Todesstunde so sorglos werden, und er richtete es so ein, daß niemand weiß, wann er zu sterben haben wird. —

Ähnlich lautet auch eine serbische Fassung, die Veselin Čajkanović in seiner großen Sammlung „Srpske narodne pripovetke“, I. Beograd-Zemun 1927, S. 402, Nr. 165, mitteilt: Anfangs wußte der Mensch angeblich, wann er sterben wird, denn Gott sagte es ihm im vorhinein. Aber einst, als der Herr Jesus Christus auf Erden wandelte, erblickte er einen Menschen, der einen Zaun mit Stroh durchflocht. „Warum durchflochtst du den Zaun mit Stroh?“ fragte Christus den Mann. — „Darum, weil ich nur noch drei Tage zu leben habe, und so lange wird es aushalten“, entgegnete der Mann. — „Und wieso weißt du das?“ fragte ihn Christus. — „Gott hat es mir unlängst gesagt“, antwortete der Mensch. Da bat Jesus Christus Gott den Herrn, er möge den Menschen nicht mehr sagen, wann sie sterben sollen, und Gott der Herr erhörte die Bitte seines Sohnes. Seit jener Zeit kennen die Menschen ihren Sterbenstag nicht mehr. (Vgl. auch mein Buch „Srpské legendy“, Svätý Kopeček 1932, S. 43 und 49.)

Diese Zusammenstellung, die natürlich noch lange nicht erschöpfend ist*, bringt Rudolf Kubitscheks Böhmerwälder Schwank in den Zusammenhang einer ganzen Kette von Legenden, die das gleiche Motiv behandeln, und erhöht dadurch seine Bedeutsamkeit.

* So bietet z. B. eine weitere Lesart aus Klein-Ofenowitz in Südmähren das Buch von Ignaz Göth, Sagen aus Südmähren (Znaim 1929), S. 30 f. Im übrigen vgl. auch den Eingang des Beitrages von Dr. H. Zimprich.

Dr. h. c. Karl R. Fischer †.

Am 6. Dezember verschied dieser um die Wirtschaft, Wissenschaft und Kultur des Landes hochverdiente Mann. Anlässlich seiner Ernennung zum Ehrendoktor der Deutschen Universität in Prag hat unsere Zeitschrift, deren verständnisvoller Leser und Mitarbeiter er war, das Leben und Wirken Fischers dargestellt (4. Jahrgang, 1931, S. 151 f.) und insbesondere sein volkswundliches Hauptwerk, die Schrift über den nordböhmischen Faust Doktor Rittel, hervorgehoben.

Dr. Karl R. Fischer war seit 1918 Bürgermeister der Stadt Gablonz. Im Jahre 1933 mußte er als Mitglied der Deutschen Nationalpartei auf Grund des Parteiengesetzes von seinem Posten, den er auch in den schwierigsten Zeiten voll ausgefüllt hatte, zurücktreten. Schon seit Jahren leidend, war es dem pflichteifrigen, warmherzigen und für alles Schöne begeisterten Mann nicht mehr gegeben, fern vom politischen Leben, sich nur seinen Lieblingsgebieten, der Heimatgeschichte, Volkskunde und Volkswirtschaft — hier insbesondere der Glasindustrie — ganz zu widmen. Des so früh Dahingegangenen wird die sudetendeutsche Volkskunde und Wissenschaft stets in dankbarer Erinnerung gedenken.

Das Titscher- und das Kaulherrnspiel

Von Adolf König, Reichenberg

Das Titscherspiel

Wer ein rechter Reichenberger Junge sein will, der muß einen Begriff von dem Titschern haben.

Um dieses Spiel ausführen zu können, benötigt man zuerst einen Titsch. Darunter versteht man ein abgekantetes oder rundes, finger-spannlanges Stück Holz, das auf beiden Seiten kegelförmig zugespitzt ist.

Als Schlagholz verwendet man am besten eine Dachschindel oder ein Brettchen, das einen zugespitzten Griff hat. Das Schlagholz bezeichnet man hier mit dem Namen „Polester“. Geübtere bedienen sich eines Rundholzes, eines sogenannten Knüttels.

Mit der beiläufigen Länge des Schlagholzes, die als Durchmesser gilt, zieht man mit dem Schuhabsatz einen Kreis in den Sand. Dadurch entsteht die sogenannte Grube.

Nun wird festgestellt, unter welcher Bedingung ein Spieler Gewinner ist. Es wird z. B. bestimmt, daß derjenige gewonnen hat, welcher 100 Ellen (= Schlagholzlängen) gemessen hat. Der Gewinner hat das Recht, die Strafe für den anzugeben, welcher die kleinste Anzahl von Ellen hat. Dieser muß z. B. zehnmal auf einem Beine um die Grube hüpfen oder „höppeln“.

Die Spieler lösen sodann aus, wer zu den Schlägern und wer zu den Fängern kommt. Das geschieht, indem das Schlagholz auf einer Seite mit einem Zeichen versehen und in die Luft geworfen wird. Liegt es nach oben, so wird der Losende ein Schläger, im andern Falle ein Fänger.

Die Spieler stellen sich so nebeneinander, wie sie der Reihe nach ausgelost werden, hinter der Grube an. Die Fänger stehen regellos umher, um den Litsch womöglich abzufangen.

Das Spiel beginnt. Der Anfänger schlägt mit dem Polester auf das eine Ende des Litsches. Ein günstiger Schlag ist der, wenn der Litsch in die Luft fliegt und mit dem Schlagholze in die Weite getrieben werden kann. Das Holz muß sofort in die Grube gelegt werden. Wird der Litsch dagegen in der Luft abgefangen, so ist der Schläger „ab“ und geht zu den Fängern über. Wenn nun der Litsch zu Boden fällt, so versucht der Nächststehende, den Litsch in die Grube zu werfen. Trifft er nicht hinein, so ist er berechtigt, den Drücker oder Dreischlag zu machen, das heißt, er darf von der Grube aus dreimal den Litsch vor sich hertreiben. Darnach schätzt der Spieler die Summe der drei Strecken, also die Entfernung von dem letzten Niederfall bis zur Grube ab. Eine Schlagholzlänge wird als Elle angenommen. Schätzt er die Werte mit z. B. 40 Ellen ab und kommt das den Fängern zu viel vor, so wird nachgemessen. Eine etwa noch übrig bleibende Fingerspanne wird nicht beachtet. Mehr kann schon geraten werden. In letzterem Falle kommt der Spieler hinauf und rechnet sich die Punkte oder Ellen an.

Es wird solange fortgespielt, bis ein Schläger übrigbleibt. Soll dieser hinunterkommen, wechseln die Spieler und der zuerst Ausgeloste beginnt wieder das Spiel.

Das Kaulherrnspiel

Soviel Spieler als sind, soviel seichte Grübchen werden mit dem Schuhabsatz in mäßiger Entfernung hintereinander in den Boden gedreht. Jedem Spieler gehört ein Grübchen. Es wird vereinbart, wieviel Steinchen während des Spieles in ein Grübchen kommen dürfen.

Am den Anfang und am das Ende der Reihe stellt sich je ein Kaulherr. Jeder der Spieler steht neben seinem Grübchen. Der erste Kaulherr sucht nun den Ball über alle Grübchen hinwegzuschieben. Fällt er in keines, so muß der zweite Kaulherr den Ball zurückschieben. Endlich wird aber der Ball doch in ein Grübchen rollen.

Dann springen alle Spieler von ihren Plätzen, indes der Besitzer des Grübchens „Stillstand!“ ruft. Jeder hat auf dem eingenommenen Platze stehen zu bleiben. Der Rufer sucht mit dem Balle den Nächststehenden zu treffen. Gelingt dies, so wird der Getroffene wieder Werfer. Der Vorgang wiederholt sich, so daß die Spieler immer weiter voneinander zu stehen kommen. Fehlt der Ball aber sein Ziel, so muß sich das der Werfer als Fehler anrechnen und ein Steinchen in sein Grübchen geben. Hat einer die vereinbarte Anzahl von Steinchen beisammen, so muß er unter den Schlägen seiner Mitspieler sämtliche Grübchen jäubern, „die Grübchen putzen“).

*) Zum ersten Spiel vgl. F. M. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderpiel (Leipzig 1897), Nr. 492 und unsere 12. Umfrage; zum zweiten Spiel vgl. Böhme a. a. O. Nr. 482 f.

Von einem Töpfermeister, der keinen Paartopf machen konnte

Ein Märchen aus Deutsch-Proben, aufgezeichnet von Richard Zeisel, Zeche

Es hat irgendwo, vielleicht war es auch bei uns, ein sehr geschickter Töpfermeister gelebt. Er war wegen seiner Geschicklichkeit auch noch in Budapest bekannt, wurden doch seine Babaschüsseln¹⁾, Milchtöpfe, Raindeln²⁾ und Blumenschirme³⁾ von den Wirtinnen begehrt, und es ist kein Jahrmarkt vergangen, daß sie sich nicht um diese Sache gerissen hätten. Das war alles schön und gut, doch ihn hatte nicht diese seine Geschicklichkeit im Handwerk und auf dem Jahrmarkt berühmt gemacht, sondern nur eine einzige Ungeschicklichkeit: Es ist ihm noch niemals gelungen, auch nur einen einzigen geschickten Paartopf⁴⁾ herzustellen, so daß ihn die Weiber in jedem Jahrmarkt auslachten und ärgerten: „Ej, ej, Wette Mäcke, a kjem Poatepe Kocht ka Jäpe!“⁵⁾ — Denn bald war er zu schwer, bald sein Fassungsraum zu klein, bald sein Henkel zu ungeschickt. Er mußte also viel Hohn und Spott einstecken und kein Mädel getraute sich, ihm die Jungfrau⁶⁾ zu sein, denn er war noch ledig. Und da ihn zu diesem Verdruß auch noch seine Gesellen verstohlen auslachten, so hat er ihnen eines schönen Tages ausgesagt⁷⁾, hat sie auf die Wanderschaft geschickt, hat seine Werkstatt gesperrt und hat sich auch selber aufgemacht, um in die weite Welt zu wandern. Er hat sich gedacht, die Welt ist groß und dort lernt man noch vieles zum Handwerk.

Wie er so in Gedanken vertieft weitergewandert ist, da ist er zu einem Holzkreuz, das an einer Wegscheide gestanden hat, gekommen und von da hat ein Weg nach Sonnenaufgang und der andere nach Sonnenuntergang geführt. Hinter dem Kreuze hat gerade ein Haselnußstrauch geblüht, es war so in den März. Da er vom ungewohnten Wandern und von der zehrenden Frühlingsluft müde und matt war, legte er sich unter dem Haselnußstrauch nieder, legte sein Bündel, in welchem er seine Habseligkeiten und einen ungeschickten Paartopf verstaut hatte, unter seinen Kopf, streckte seine matten Glieder aus und schlief auch bald darauf ein.

Als er nun so eingeschlafen war, da hat ihm geträumt, daß der Haselnußstrauch zu wachsen anfängt, und daß er wächst, bis er die Höhe des Kirchturmes seiner Stadt erreicht hatte. Auf dem Wipfel hat er eine goldene Haselnuß getragen, die nur so funkelte. Als er nun so diese goldene Haselnuß bewundert hat, so hat er eine Stimme gehört schreien: „In dieser Haselnuß allein liegt dein Glück und die Töpferkunst, die du nicht verstehst. Steh' auf, pflücke sie und dein Leid und Wanderschaft ist aus!“ Er hat jetzt im Traume danach greifen wollen, denn seine Hand ist immer höher gewachsen, aber plötzlich hat sich ein großer Vogel auf den Wipfel des Haselnußstrauches niedergelassen, hat die goldene Haselnuß mit seinem krummgebogenen Schnabel eingehakt und hat sich mit ihr in die Luft gehoben.

Da ist der Töpfermeister vor Schreck erwacht, es hat ihm einen Ruck in die Glieder gegeben, aber er hat sich nicht gleich können vermoderieren⁸⁾ und als er sich schon ausgenestet⁹⁾ hatte, da hat er in der Wirklichkeit einen

großen Vogel über ihm fliegen sehen, der etwas Funtelades in seinem Schnabel getragen hatte; aber bis man Amen sagt, war er nicht mehr zu sehen, aber die Worte, die er im Traume vernommen hatte, die rumorten²⁰⁾ noch immer in seinem Haupte, und so hat er sich auch gleich auf den Weg gemacht.

Nun hat er sein Bündel in Gottes Namen wieder auf die Achsel gehulcht²¹⁾, hat er ihm das Kreuz gemacht und ist in einen Hohlweg eingebogen. Da ist es langsam Abend, bald auch Nacht geworden, aber der aufgegangene Vollmond hat ihm gut auf dem Weg geleuchtet. Und wie er nun so gewandert ist, da ist er in einen Fichtenwald geraten und in der Mitte des Fichtenwaldes war ein Plan und in der Mitte des Planes war ein großer Teich, in dem sich jetzt nur so der Vollmond gespiegelt hat. Wie er nun zu diesem gekommen ist, setzte er sich dort nieder, und hat den Goldfischlein, die dort hin und herschnunzten²²⁾ zugegesehen.

Wie er so eine Zeitlang dort gesessen ist, da hat er einen Lärm gehört und auf einmal sieht er, daß viele Knechte²³⁾ dem Teiche zugelaufen kommen, und daß einer hinter dem andern in den Teich springt und keiner zurückkommt. O ihr guten Geister, was soll das sein! Er schreit sie an, warum sie das tun, aber keiner hat ihm eine Antwort gegeben. Da ist ihm endlich, als er schon genug gefragt hatte, die Geduld zerrissen, hat einen beim Genick erwischt, hat ihn gefragt, warum sie so töricht sind, daß einer hinter dem andern in das Wasser springt.

Der hat jetzt Atem geschöpft und hat ganz verfürzt²⁴⁾ erzählt: „Aber, gestern ist da das jüngste und schönste Töchterlein unseres Königs spazieren gegangen, und wie sie dem Spiele der Goldfischlein zugegesehen hatte, da wollte sie eins fangen. Da hat sie sich niedergebückt und das Goldkrönlein ist ihr vom Haupte in den Teich hineingefallen und ist dort hinunter gesunken. Weinend und wehklagend ist sie zu ihrem Vater gelaufen und hat ihm ihr Unglück erzählt. Er hat sie mit schönen Worten getröstet, hatte ihr noch ein schöneres Krönlein mit Diamanten besetzt geschenkt, aber sie wollte dieses nicht auf ihr Häuptlein setzen. Sie hat weiter gegreint²⁵⁾, ist zum Teiche zurückgelaufen und hat ihr Krönlein von den Goldfischlein verlangt, aber diese sind stumm geblieben, als wenn sie das nichts angegangen hätte. Der König hat aber sein liebstes Kind nicht traurig und betrübt sehen können, hat gleich seinen Rat versammeln lassen und sie ausgekundschaftet, was er da machen soll. ‚Ja‘, hat von ihnen der Geheiteste gesagt, das Krönlein der Prinzessin kann kein Taucher in die Höhe bringen, denn der Teich ist so tief, daß er am anderen Ort²⁶⁾ der Weltkugel herauskommt, also ohne Grund und Boden. Dieser Rat hat dem Könige durchaus nicht gefallen und er hat seinen ganzen Rat, weil auch die andern nicht gescheiter waren, aus dem Lande treiben lassen, aber er dachte sich: ‚Es muß doch gehen, nicht umsonst bin ich König!‘ Er hat jetzt gleich überall ausrüffeln lassen: ‚Es wird den Bürgern meines Landes bekannt gemacht, wer aus dem Teiche das Goldkrönlein meines Töchterleins zurückbringt, dem wird einst mein Reich gehören und mein Töchterlein wird sein seine Braut!‘ Dieses hat allen Knechten und auch mir den Kopf verdreht“ — und

wie er dieses gesagt hatte, ist er ihm entsprungen und plumps war er in Teiche verschwunden.

Nun hat diese Rede dem Töpfermeister auch ganz den Kopf verdreht gemacht, er hat sich auch nicht lange bedacht, hat sich sein Bündel auf die Füße geschnallt und ist auch in das Wasser gesprungen, er wollte doch nicht der Letzte sein, denn es kamen noch immer eine Herde Knechte gelaufen.

Er ist jetzt immer tiefer und tiefer gesunken, denn das Bündel hat ihn hinabgezogen, so daß ihm bald Hören und Sehen vergangen ist. Endlich ist er in die Mitte des Wassers gelangt und da hat er nicht mehr weiter gekonnt, denn da war das Wasser schon so dick, daß er darauf ruhig wie auf einem Fußboden spazieren hat können. Da ist er also auf- und abspaziert und hat endlich das Goldkrönlein vor sich funkeln gesehen. Mit Freude hatte er danach gegriffen, aber wie er jetzt besser hingehaut hatte, hat es ein furchtbarer Lindwurm bewacht, der gleich sein Maul aufgesperrt hatte und zu reden beginnt: „Laß das Goldkrönlein noch sieben Jahre ruhen, bis dahin werden die Goldfischelein seine Zacken mit Edelsteinen zieren. Bis dahin mußt du aber mein Diener werden, denn auf dich warte ich schon die längste Zeit, du hast meinen Boten, den Vogel mit der goldenen Haiselnuß, gesehen, bist ihm gefolgt, um dein Handwerk vollkommen zu lernen, und das bedeutet meine Erlösung. Wenn du mir sieben Jahre treu dienst und wenn du mich niemals nach deiner Dienstpflcht fragst, sondern von sich selber draufkommst, so erlernst du hier in meinem Eispalaste nicht nur die Kunst, Paartöpfe zu machen, sondern auch das Goldkrönlein, des Königs Land und sein Töchterlein gehört dir. Nun höre: In meinem Eispalast liegen sieben Zimmer, aber nur sechs darfst du betreten. Jedes Jahr mußt du ein anderes betreuen, dort ist dein Dienst, magst du aber das siebente auch zu betreten, so verfällst du demselben Fluch wie meine Diener und ich muß wieder sieben Jahre auf meine Erlösung warten.“

Der Töpfermeister hat eingewilligt. Der Lindwurm hat ihn nun in seinen Eispalast geführt und hat ihm das Zimmer Nummer eins gezeigt, dann ist er verschwunden. „Ne“, dachte er sich „in Gottes Namen!“ und hat das erste Zimmer betreten. Da war ein großer Garten und auf den Bäumen saßen Jagdvögel, deren Füße mit einem Goldkettlein an einem Zweig angefettet waren. Als er diese da so traurig sitzen gesehen hatte, ist er hingegangen und hat sie alle losgebunden. Und richtig, sie sind in einen nahen Wald geflogen auf die Jagd. Wie sie heimgekommen sind, hat er sie wieder angefettet, jeden auf seinen Zweig. Das hat er täglich dreimal mit ihnen getan. Seinen Dienst hat er da von Tag zu Tag immer eifriger gemacht, so daß ihn die Vögel schon gerne hatten und es ihm leid getan hat, daß schon das eine Jahr zu Ort¹⁶⁾ geht. Denn in der Nacht des ersten alten Jahres, als eine unsichtbare Uhr zwölf geschlagen hat, hat sich die Tür mit dem Zimmer Nummer zwei geöffnet und das mit den Jagdvögeln ist verschwunden.

Nun ist er also in das zweite Zimmer eingetreten. Das war ein großer Raum, wo ihm gleich viele hundert Jagdhunde mit den Wedeln geschmeichelten und ihm seine Hände beleckten. Nun wußte er es gleich, daß

er diese ein Jahr zu betreuen hatte. Tag wie Tag hat er sie auf die Jagd gelassen, wenn ein Trompetenzeichen gegeben wurde. Und wenn sie abends lauzend¹⁷⁾ heimgekommen sind, so hat ihm ein jeder seine Präge gegeben. Auch dieser Dienst hat ihm gut gefallen und um ein Umdrehen war auch dieser aus. Denn als wieder das Jahr um war, hat in der Nacht des zweiten alten Jahres eine unsichtbare Uhr wieder zwölf geschlagen, es hat sich die Tür mit dem Zimmer Nummer drei geöffnet und das mit den Jagdhunden ist verschwunden.

Jetzt ist er also in dieses Zimmer eingetreten, das war aber schon ein sehr feiner Stall, wo an Marmorsäulen lauter Schimmeln angebunden waren. Diese lauzten vor Freude, als sie ihn gesehen haben. Er hat sie gleich losgebunden und sie sind auch gleich bei der Tür, einer hinter dem andern, hinausgaloppiert. Er hat also gleich seinen Dienst verstanden, hat ihnen ausgemistet und hat in die goldenen Krippen Hafer für sie bereitet. Sie sind immer erst gegen Abend heimgekommen, da hat er ihnen noch den Schweiß abgewischt und sie wieder nach dem Fressen angebunden. So ist ihm wieder ein Tag wie der andere vergangen und auch dieses dritte Jahr ist zu Ort¹⁸⁾ gegangen. Um Mitternacht des dritten alten Jahres hat wieder die unsichtbare Uhr zwölf geschlagen, es hat sich nun die Türe mit dem Zimmer Nummer vier geöffnet und das mit den Schimmeln ist verschwunden.

„No, gehen wir halt wieder in Gottes Namen in den neuen Dienst!“ so hat er gesagt und ist in das vierte Zimmer eingetreten. Das war die Gesindestube und gegen hundert Dienstknechte haben stumm um einen langen Tisch gefressen. Keiner hat sich um ihn, als er sie geziemend wie ein Christ begrüßt hatte, geschert, sie haben so getan, als wenn er gar nicht da wäre. „No“, dachte er sich, „wenn die nicht reden, so werde halt ich reden“, und erzählte ihnen ein so langes Märchen, wie das Jahr lang ist, jeden Tag ein Stücklein. Von Tag zu Tag hat ihnen das Märchen besser gefallen und als er in der letzten Nacht des vierten Jahres gesagt hat: „Ein Floh und eine Laus, meine Mär' ist aus!“ so hat auch die unsichtbare Uhr wieder den zwölften Schlag gemacht und die Türe zum Zimmer Nummer fünf hat sich geöffnet und die Dienstknechte sind verschwunden.

Von diesem Zimmer hat er schon einen gewaltigen Respekt bekommen. Da war ein großer Lärm und ein noch größeres Durcheinander. Da sitzen an den Wänden entlang Dienstmädel und spinnen. Und während die Spinnräder surren und schnurren, klappern ihre Zungen und eine blinzelt ihn besser an als die andere. Da hat er sich auch gleich hinter den Thron gekrakt und hat sich gedacht: „No, jetzt bist in ein Wespenneest geraten! Da heißt es in die Zunge beißen und schweigen!“ Und je mehr sie jetzt geklappert haben, desto schweigsamer ist er geworden. Aber so ein saures Leben hatte er noch nicht bis jetzt gehabt, es war auch keine Kleinigkeit, denn auf alles Gerede zu schweigen, ist ihm sehr schwer gefallen und da hätte er auch bald auf die Prinzessin vergessen. Mit zusammengebißenen Zähnen hat er Tag wie Tag die Spinnräder geschmiert und hat diesesmal kaum die letzte Nacht erwarten können. Wie hat er da aufgeatmet, als die

unsichtbare Uhr wieder zwölf geschlagen hat und die Dienstmädchen verschwunden sind.

Nun ist die Tür des Zimmers Nummer sechs aufgegangen. Das war eine Wachstube, wo eine Kompagnie Wachsoldaten geschlafen haben. Da hat er sie wecken wollen, aber da hat er eine innere Stimme rufen gehört: „Laß' sie ruh'n! Laß' sie ruh'n!“ Nun gut, da hat er sie also schlafen gelassen. Er selbst aber hat ein Gewehr geschultert und ist so im Zimmer als Wachposten auf- und abgeschritten. Dieser Dienst ist ihm schon sehr schwer gefallen, denn er ist schon müde und matt geworden, doch dachte er sich: „Jetzt mußt halt durchhalten!“ Und er hat auch durchgehalten, denn als das Jahr um war, da hat eine Trompete um zwölf Uhr des alten Jahres die Tagwache geblasen, die Wachsoldaten sind aufgesprungen, haben sich in Reih und Glied gestellt und defilierten an ihm vorbei, bis sie verschwunden waren.

Da hat er erleichtert aufgeatmet und hat schon in das siebente Zimmer treten wollen, aber da ist es ihm eingefallen, daß ihm doch das verboten wurde. Da hat er hin- und herspekuliert, aber zuletzt hat er sich gedacht: „In Gottes Namen hast angefangen, in Gottes Namen wirst aushören!“ Da die Türe von sich selbst nicht aufgegangen ist, so klinkte er sie auf. Da hat er sich gleich in einem ganz schwarzgemalten Zimmer befunden. In der Mitte des Zimmers war ein Tisch, darauf ist ein großes Vogelhaus gestanden und der Vogel, den er im Traum gesehen hatte, hat darin gefressen. Daneben ist regungslos mit offenen Augen ein alter Mann gefressen und hat eine goldene Haselnuß in seiner Hand gehalten. Dieser alte Mann hat ihn lange, ohne ein Wort zu sagen, angeschaut, bald hat sich aber sein Gesicht erhellt, er hat ihn zu sich gewunken, hat ihm die goldene Haselnuß entgegengestreckt und hat angefangen zu reden: „Das ist nun dein Lohn für deinen Mut, für deine Ausdauer, treuen Dienst und für dein gutes Gewissen!“ Und wie er das gesagt hat, ist die goldene Haselnuß ausgeplatzt und der Töpfermeister hat einen goldenen Paartopf in der Hand gehalten. „Du hast nun deinen Lohn“, so hat der Alte weitergesprochen, und mich hast erlöst, denn da ich als König nur meinen Vergnügungen nachging, hat mein Volk mich verflucht und ich als pflichtvergessener König mußte hier unten als Lindwurm haufen und auf dich warten.“ Als er nun seine Rede beendet hatte, ist er plötzlich zusammengesunken und alles ist mit ihm verschwunden.

Wie das alles geschehen war, da war der Töpfermeister auch schon wieder beim Goldkrönlein. Nun hat er sich sein Bündel wieder an den Kopf geschnallt und tauchte, mit dem Krönlein in einer Hand und mit dem goldenen Paartopf in der anderen Hand, hinauf. Da ist auch schon die Prinzessin gestanden, denn sie hat immer gesagt, einer muß ihr Goldkrönlein bringen, und deshalb hat sie solange gewartet. Sie hat ihn auch gleich umarmt, setzte das mit Diamanten besetzte Goldkrönlein auf ihr Haupt und der Töpfer machte dasselbe mit dem goldenen Paartopf. Da wurde eine große Hochzeit gefeiert — und wärest du dabei gewesen, so hättest der

ungeschickten Paartopf mit Bescheideffen bekommen. Da du aber nicht dabei warst, so kannst warten auf ihr Totenmahl.

Anmerkungen:

¹⁾ Eine Tonschüssel, darin die „Baba“, eine Art Gugelhupf, gebacken wird. — ²⁾ Tontopf. — ³⁾ Blumentopf. — ⁴⁾ Ein aus zwei aneinander gefügten Töpfen bestehendes und oben mit einer Handhabe versehenes Geschirr, in dem den Ackerleuten das Essen (in einem Topf die Suppe, im zweiten die Mehlspeise) nachgetragen wird. — ⁵⁾ „Ei, ei, Vetter Michel, in eurem Paartopf kocht kein Japel!“ (eine Art Leispspeise der hiesigen Deutschen: Veriebene Kartoffel werden mit Ei und Mehl gemischt, wozu geschnittene Zwiebeln kommen. Von dem Teig werden ein oder zwei Löffel voll in Schmalz oder Butter braun gebraten. Wird daselbe in der Pratröhre oder im Backofen gebacken, dann heißt es Buchta. Die Buchta ist natürlich dicker und die Hausfrau spart dabei am Schmalze. — ⁶⁾ Geliebte. — ⁷⁾ den Dienst kündigen. — ⁸⁾ zu Sinnen kommen. — ⁹⁾ vollständig mach sein. — ¹⁰⁾ gingen hin und her. — ¹¹⁾ mit Schwung in die Höhe werfen. Auch den Ball „huscht“ man. — ¹²⁾ sich flink bewegten. — ¹³⁾ Jünglinge. — ¹⁴⁾ außer Sinnen. — ¹⁵⁾ geweint. — ¹⁶⁾ Ende. — ¹⁷⁾ bellend.

Das Märchen wurde von dem 65jährigen Maurer Stefan Tänzer, gebürtig aus Deutsch-Proben, wohnhaft in Zeche Nr. 48, im Frühjahr 1933 erzählt.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 197. Karl Spizenberger, Prag: Auszug aus dem Tagebuch des 1922 verstorbenen Dorfmusikanten und Gastwirts Tobias Leitner in Aßang bei Deutsch-Reichenau im Böhmerwald (Volksmedizin, Aberglaube, Rätsel u. a.).

Nr. 198. Richard Josef, Zeche bei Deutsch-Proben: 16 weitere Märchen (davon in unserer Zeitschrift bereits abgedruckt: Der junge Graf und sein untreues Weib; Ein Holzquirl bricht Zauberkraft; Kaiser Franz Josef und der Bauer; Von einem Töpfermeister, der keinen Paartopf machen konnte).

Nr. 199. Anton Schacherl, Rudweis: Volkslied „Und als ich achtzehn Jahr alt war“ aus Plattetschlag bei Stein im Böhmerwald.

Nr. 200. Max Kasparek, Ivanovce bei Melice: Zwei Dichtungen aus dem Jahre 1813 aus Würbenthal (Volkslied am Siegesfeste zu Würbenthal. Des Schulmeisters Herrn Habakuk Ruthenreuth Klage-Adresse auf Jon und alle Fürsten und Edlen jetziger Zeit); ferner ein Flugblatt (gedruckt Grafia, Brünn) mit Bild der hl. Kummernis und Abschriften von acht deutschen Volksliedern aus Hochwiesen und Polisch aus dem 9. Jahrgang (1904) des Ebornik des slowakischen Museumsvereines in T. St. Martin.

Nr. 201. Hans Brazda, Oberplan: 8 Lieder mit Singweisen, aufgezeichnet von Lehrer Franz Wehßer in Kienberg bei Hohenfurth.

Nr. 202. Ernst Stöck, Lehrer in Beneschau bei Deutsch-Proben: Ein Märchen „Vom Büblein mit dem wunderlichen Säbelein, Büchselein und Pfeiflein“.

Nr. 203. Dr. Leonhard Franz, Prag: Drei Plattdrucke. 1. Das kleine Hüttchen. 2. Das i Tipferl (aus der Operette „Prinz Methusalem“); beide

Druck und Verlag Mosbeck, Wien. 3. Böhmisches Liebesabenteuer, gesungen vom Komiker Spazek in der Singspielhalle „Kogler“; Verlag Neidl, Wien.

Nr. 204. Dr. Franz Peschel, Freivaldau: Handschriftliche Beiträge zur Volksmedizin. Sonderdruck: Weihnachtsspiele in Nordmähren und Schlesien.

Nr. 205. Otto Zerlik, Littwa und Gustav Bayer, Sattl: 50 Volkslieder mit Singweisen aus dem Egerland.

Nr. 206. Otto Zerlik, Littwa: Beiträge zum Volksglauben und Brauchtum, Redensarten, alte Gebete.

Nr. 207. Johann Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt: Kinderneckerime, Glückwunsch in Reimen zum Namenstag, Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 208. Richard Baumann, Chodau: Flurnamen der Marktgemeinde Neusattl bei Elbogen (weitergeleitet an die Flurnamenstelle); Abschrift einer Vormundchaftsrechnung aus dem Jahre 1798.

Nr. 209. Adolf Horner, Königswert: Eine deutsch-tschechische Mischdichtung. Abschrift der volkskundlichen Rundfunkhörfolge „Wir fahren durch das Egerland“.

Nr. 210. Dr. Johannes Koepp, Berlin-Spandau: Flugblatt „Ein blutiges Drama in Prag“ (Erzählung und Bänkellied).

Nr. 211. Dr. Karl Harbich, Weidenau: Volkstümliche Zeitangaben und Antworten auf einzelne Umfragen.

Nr. 212. Ignaz Göth, Jglau: Vier Lichtbildaufnahmen zum Hochzeitsbrauch (Zug der Kammerwagen). Sprüche, Gebete und Rätsel.

Nr. 213. Anton Wesseler, Deutsch-Proben: Eine Lichtbildaufnahme zur Volkstracht. Antworten auf frühere Umfragen.

Nr. 214. Johann Roth, Schildberg (für den Bezirksbildungsausschuß): Fünf Folgen der Blätter für Heimatkunde „Das Friefetal“ vom Juni 1922 bis Jänner 1923.

Nr. 215. Albert Brosch, Eger: 52 Lieder aus dem Egerland, zwei aus dem Böhmerwald, alle mit Singweisen.

Nr. 216. Oswald Kaller, Einsiedel bei Würbenthal: Handschriftliches Liederheft des Webermeisters Josef Göbel aus Würbenthal aus dem Jahre 1808. Abschrift aus einem Zauberbuch. Zwei Esterbebilder, ein Lichtbild der vierzehn Nothelfer aus dem Jahre 1828 in der Kapelle bei Wolfseifen, eine Aufnahme des (einen Mann in Mantel mit Aktentasche und Gehstock darstellenden) Bienenstockes, der 1924 von dem Tischler A. Jauernig in Einsiedel hergestellt wurde, und ein Bild von zwei Kloßbeuten aus demselben Orte.

Nr. 217. Alfred von Klement, Reichenberg: Vollständiger Wortlaut der Scherznachdichtung zu „Die Fenster auf! Der Lenz ist da!“

Nr. 218. Dr. Josef Haniká, Prag: Abschrift von 17 bisher unveröffentlichten Liedern aus dem Nachlaß von J. S. Grüner (Stadtarchiv Eger). Sieben Lieder aus der Kremnitzer Sprachinsel. Ein Fraißbrief aus Zechu bei Deutsch-Proben, aufgezeichnet von R. Zeisel.

Nr. 219. Karl Benyobzky, Preßburg: Lichtbildaufnahme zu den Weihnachtsspielen in Oberufer.

Nr. 220. Dr. Franz Böhm, Neurohau: Lied aus Deutsch-Mokra in Karpathenrußland. Fünf Lichtbildaufnahmen von einer Kapelle bei Wudingrün.

Nr. 221. Deutsches Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. (Dr. John Meier): Lautensatz zu 22 Volksliedern aus dem Egerland, die in die vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebenen „Egerländer Volkslieder“ wegen Raummangels nicht aufgenommen werden konnten.

Nr. 222. Adolf König, Reichenberg: Drei geschichtliche Lieder (1. Josephus, der römische Kaiser. 2. Kaiser Josef hat's selber erfahren. 3. Ich hab mich einmal unterschrieb'n, dem König von Preußen treu zu sein), vorgesungen von der 101 Jahre alten Marianne Pech aus Hermsdorf bei Deutsch-Gabel, und Lichtbild der Sängerin, die derzeit in Herrenwalde bei Niedergrund lebt.

Kleine Mitteilungen

Die Entstehung des Carolinums

Von dem Erbauer und ersten Besitzer des Carolinums, dem deutschen Bürger Kottlów, überliefert die Sage folgendes (nach J. Gebhart, Österreichisches Sagenbuch. Pest 1862. S. 207):

Zu König Wenzels I. Zeiten lebte zu Prag ein Bürger, Johann Kottlów geheiß, mit seiner Hausfrau in ehrbarem Wohlstand, kam aber durch unglücklichen Betrieb des Bergbaues nach und nach beinahe um all sein Hab und Gut. Da war es ihm, als ob eine innere Stimme ihm unablässig jurief, in den noch aus heidnischer Vorzeit her berühmten Goldgruben von Gule sein Heil zum letzten Male zu versuchen. Wo sollte er aber Mittel hernehmen, den Bau zu bewerkstelligen?

Seine Hausfrau hatte von ihrem ehemaligen Schmucke nichts als einen kostbaren Schleier, den sie vor allem wert hielt, mühsam gerettet. Als sie nun den Kampf und die Unruhe ihres Mannes bemerkte, bot sie ihm dieses Kleinod freundlich an, ob er vielleicht mit dem daraus gelösten Gelde sein Vorhaben ausführen könnte? Kottlów machte Gebrauch von ihrem liebevollen Anerbieten und siehe, als ob die Vorsehung dies Opfer ehelicher Liebe hätte belohnen wollen, seine Unternehmungen waren von so reichlichem Segen begleitet, daß die Ausbeute in kurzem 300.000 Goldgulden an reinem Nutzen betrug. Bis auf den heutigen Tag wird der bei dieser Gelegenheit geschlagene, gewaltige Gang „Schleierhauptzug“ genannt.

Johann Kottlów baute nun in der Altstadt ein Haus mit prächtigen Sälen, Erfern und Toren, welches späterhin Kaiser Karl IV. an sich kaufte und die von ihm errichtete Universität dahin verlegte. Von dieser Zeit an heißt das Gebäude Carolinum.*)

Die Entwicklung der Taufnamen in Oberplan

Als männliche Taufnamen waren im 15. und 16. Jahrhundert in der Pfarre Oberplan Namen deutscher Herkunft sehr beliebt. In Urbaren und Urkunden ist der Name Wolfgang als „Wolff“, „Wölffl“ öfter zu finden, auch Karl, Konrad (Chunrat), Friedrich, Bernhard (Berndl, Bernkl), Albrecht, dann Rudolf, Siegmund, Heinrich (Henrich), Ulrich. Daneben erscheinen auch oft Johannes (Hansl,

*) Nach der Schrift „Vom Carolinum. Ein Beitrag zur Geschichte der Prager Universität“ von K. Spiegl (Prag 1924) gab es für die von Karl IV. im Jahre 1348 gegründete Universität lange kein eigenes Lehrgebäude. Das seit 1306 bestehende Collegium Carolinum, womit die gemeinsame Lebensführung der Magister bezeichnet wurde, war zunächst in einem Privatbanke untergebracht. Erzt Bischof IV. übergab im Jahre 1383 dem Collegium das von Kottlów an Stelle mehrerer Häuser 1365 erbaute Haus, das von da an Carolinum hieß und jenem Collegium — bis zum Jahre 1412 entwickelten sich 8 Kollegien — als Lehrstätte diente.

(Jan), ferner Nikolaus (Nikles, Nisl) Paulus, Georg (Girt, Jerg), Peter, Thomas (Thoman, Tuml), Leonhard (Linhart, Liendl), Mathes, Andreas, Martin (Mertl), Ambros (Ambrosch), Michael (Michl), Sigtus (Süz), Jakob (Jogl, Joll), Alexius, Stefan (Steffl), Gabriel, Wenzel (Fenzl), Luitrinus.

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts überwiegen hier rein biblische Namen, außer den schon genannten noch Josef, Urban, David, Gregor, Mauriz, Simon, Benedikt, Christof (Kryttl), Blasius (Blaschl), Valentin, Kaspar, Melchior, Balthasar (Walthaußer), Adam, Abraham, Gallus, Zacharias, Sebastian (Bostl), auch Ferdinand, Gotthard, Wilhelm. Um 1650 war Siegmund sehr beliebt, weniger gebraucht waren Egidii, Erasm, Kilian, Vinzenz, Reichard, Markus, Augustin, Elias, Lorenz, Florian, Franz (zum erstenmale 1654 in Langenbruck). Als Regel galt um 1670, den Namen des Heiligen des Geburts- oder bald folgenden Tages taufen zu lassen („Vorwärtstaufen“), uneheliche Kinder erhielten öfter Namen, deren Gedenktag im Geburtsjahr schon vorbei war, dabei mag der Aberglaube, daß sie dann bald sterben werden, als frommer Wunsch mitgespielt haben.

Nach der Kirchenmatrik wurden 1670 hier getauft 35 Knaben und 24 Mädchen, zusammen 59 Kinder oder 3.7 Prozent der Bevölkerung, u. zw. Gregor 5, Adam 3, Urban 3, Blasius 2, Daniel 2, Jakob 2, Lorenz 2, Bartholomäus 2, dann je 1 Kaspar, Sebastian, Matthias, Benedikt, Ambros, Ulrich, Christian, Veit, Michael, Wenzel, Franz, Simon, Lukas, Andreas; ferner Maria 15, Susanna 5, je 1 Apollonia, Gertraud, Regina, Luzia.

1710 wurden hier 114 Kinder getauft, 56 Knaben und 58 Mädchen, 5.7 Prozent als großer Zuwachs der Bevölkerung, u. zw. Adalbert 10, Matthäus 7, Bernhard 5, Johannes 4, Matthias 4, je 2 Blasius, Valentin, Anton, Peter, Martin, Leopold, Andreas, je 1 Paulus, Gregor, Georg, Florian, Wilhelm, Veit, Jakob, Laurenz, Simon, Klement, Konrad, Thomas. — Maria 18, Agnes 7, Elisabeth 5, Justina 4, Theresia 4, Juliana 3, Ursula 3, je 2 Annigunda, Sophia, Margareta, Magdalena, Susanna, je 1 Helena, Apollonia, Rosina, Katharina.

1748 getauft 34 Knaben und 50 Mädchen (3.6 Prozent), u. zw. Franz 5, Jakob 4, Johann 4, Paul 3, Adalbert 2, Thomas 2, je 1 Matthias, Gregor, Josef, Georg, Philipp, Urban, Anton, Norbert, Laurenz, Bernard, Raimund, Tobias, Martin, Andreas. — Maria 17, Rosina 6, Agnes 4, Magdalena 4, Sophia 3, Elisabeth 3, je 2 Rosalia, Julia, Theresia, je 1 Apollonia, Justina, Margareta, Erdmilla, Brigitta, Ursula, Eva.

1858 nur in Oberplan: Josef 7, Franz 3, Karl 2, Adalbert 2, je 1 Anton, Hermann, Wenzel, Adolf, Johann, Johann Paul, Ludwig, Moriz, Simon, Rudolf, Anton, Vinzenz, Alexius. — Maria 6, Katharina 2, Eleonora 2, Anna 2, Johanna 2, Theresia 2, je 1 Aloisia, Maria Anna, Magdalena, Julia, Karoline (4.1 Prozent).

1900 in Oberplan: Franz 9, Johann 6, Josef 5, je 2 Rudolf, Gustav, Ferdinand, je 1 Hermann, Anton, Friedrich, Ernst, Gottfried, Adolf, Alois, Alexander, Karl. — Anna 7, Maria 6, je 2 Aloisia, Rosa, je 1 Amalia, Pauline, Emma, Hermine, Emilie, Karoline, Veronika, Julie, Stefanie (3.3 Prozent).

Oberplan.

Franz Fischer.

Sonne, Mond und Sterne

Ein alter, schon viele Jahre verstorbener Bauer meinte einmal, die Sonne sei ein eisalter Körper. Auf meine Frage, was ihn zu diesem Glauben berechtigte, meinte er: „In der Luft oben ist's kalt und auf den hohen Bergen ist es kälter als im Tal. Je näher man daher der Sonne kommt, desto kälter müsse es werden.“

Ein altes Weib namens Kauer meinte einmal: „Die Sonne brennt über den Tag in lauter Flamme. Wenn der Brennstoff weg ist, lösch sie am Abend aus. Dann kommen die Sterne mit ihren Klämpchen und begießen die Sonne über Nacht mit so viel Öl, daß sie einen ganzen Tag brennen kann. Die Sternschnuppen, welche in der Nacht fliegen, gehen alle zur Sonne. Im Sommer kommt die Sonne, weil es warm ist, länger mit dem von den Sternen gependeten Öl aus und deshalb ist der Tag länger. Im Winter hingegen friert vielen Sternen das Öl ein und die Sonne kann daher nur eine kurze Zeit leuchten.“

Viele ältere Leute sind heute noch der Ansicht, daß sich die Sonne um die Erde bewege.

Eine andere alte Frau meinte, jeder Mensch habe einen Stern am Himmel. Wenn einer stirbt, so lösche sein Stern aus und falle herab. Wenn ein Mensch geboren werde, so bilde sich aus Bruchteilen der Sterne seiner Eltern ein neuer Stern am Himmel. Die guten Menschen hätten die größeren hellen Sterne, die bösen hingegen die kleinen Pünktchen in der Milchstraße.

Ein alter Bauer namens Scheiner meinte einmal: „Der Mond ist der Kopf eines Riesen, welcher einmal vor einigen tausend Jahren über die Erde geherrscht hat. Wegen seiner grauenhaften Taten, die er vollbracht, hat ihn Gott von der Welt Herrschaft abgesetzt und getötet. Zur Warnung für die bösen Herrscher hat Gott dann des Riesen Haupt an den Himmel genagelt.“

Ein altes Bettelweib erzählte mir einmal, als ich noch ein kleiner Bub war: „Sonne, Mond und Sterne waren erst ein einziger großer Klumpen Feuer. Als aber Adam und Eva im Paradiese die Erbsünde begingen, hieb der Schöpfer mit seinem großen Richtschwert ergrimmt in den Klumpen, so daß sich ein Stück ablöste und hunderttausend Funken wegsprangen. Das große übriggebliebene Stück ist die Sonne, der abgehauene Teil der Mond und die wegliegenden Funken sind die Sterne.“

Deslawaen.

Mois Fieβ.*)

Bilderatlas zur Religionsgeschichte

Unter diesem Titel gibt Dr. Hans Haas, Professor der Religionsgeschichte an der Universität Leipzig (im Verlage der A. Deichert'schen Verlagsbuchhandlung D. W. Scholle, Leipzig), in einzelnen, für sich abgeschlossenen Lieferungen Bilderatlasen (8^o, karton.) heraus, welche die verschiedenen Religionen der Menschheit veranschaulichen sollen; jede dieser Lieferungen ist von berufenster Hand zusammengestellt und neben der, jeder einzelnen Abbildung beigelegten kurzen Beischrift noch mit einer ausführlichen Erläuterung der einzelnen Abbildung versehen, welche eine übersichtliche Einführung in Wesen, Kult und Mythos der betreffenden Religion bietet.

Ins liegen drei Bände vor. Der erste (1. Lieferung, erschien. 1924): Germanische Religion (24 Tafeln mit 54 Abbild., IV S. Text, geh. 1.26 M.), hat Prof. Dr. Eugen Mogk, Leipzig, zum Verfasser. Zur Anschauung gebracht sind u. a. vorgeschichtliche Gräber (Totenkult), Anlage der Gräber, Beigaben in den Gräbern, magische Gegenstände und Zeichen (Donnerkeil, Hakenkreuz, Amulette, Pflanzfiguren), Botivgaben, Kultwagen, Opferkessel, Opferstätten und Kultgebäude (Opfersteine und Tempelanlagen), Bauta- und Runensteine, Götterbilder und Göttersymbole (Mars, Thingaltare, Nehalenniabild), Szenen aus dem Götterleben, schriftliche Quellen (Runensteine mit Inschrift, handschriftliche Aufzeichnungen); den Schluß bildet eine Karte von Germanien zur Zeit des Tacitus.

Der zweite Band (9. bis 11. Lieferung, erschien. 1926) mit 50 Tafeln (193 Abbild. mit Beischriften) und XXII S. einleitenden Text (Preis geh. 11.52 M.) stellt: Die Religionen in der Umwelt des Urchristentums in Bildern dar, welche Prof. Johannes Leopold, Leipzig, mit sorgsamem Bedachte ausgewählt hat, gerade die wesentlichsten Denkmäler der Religionen und Mithreligionen Ägyptens, Syriens und Kleinasiens in hellenistisch-römischer Zeit, sowie der größtenteils der nälischen Periode entstammenden bakchischen, orphischen und eleusischen Mythen anschaulich zu machen. (Die Religion der Juden, Griechen, Römer usw. soll in den folgenden Lieferungen dargestellt werden.)

Der dritte Band (17. Lieferung, erschien. 1933; 25 Tafeln mit 75 Abbild., XIII S. Text): Religion der Kelten unter Berücksichtigung der vorrömischen Bewohner Westeuropas, bringt die von Professor Wolfgang Krause, Königsberg, zusammengestellten und erläuterten wichtigsten bildlichen Zeugnisse der frühzeitig durch das Christentum völlig verdrängten Religion der Kelten aus vorrömischer und römischer Zeit auf Geräten und Waffen.

*) Handschriftliche Mitteilung an A. Hauffen aus dem Jahre 1897 (Archiv der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag).

Münzen und vor allem Stein- und Bronzeplastiken. Die ersten 18 Abbildungen bringen Denkmäler der vorteltischen, nichtindogermanischen Megalithkultur Westeuropas (Dolmen, Menhir, Steinallee, Kuppelgrab, Steinkreis, primitive figürliche Darstellungen), die auf die religiösen Anschauungen der einrückenden Kelten nicht ohne Einfluß geblieben waren.

Schon aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß diese Bildtafeln nicht allein von Theologen und Archäologen wärmstens begrüßt werden müssen, sondern daß auch niemand, der sich mit deutscher Volkskunde beschäftigt, an diesem Bildatlas vorübergehen darf; wird man doch oft genug in diesen Abbildungen und in dem sie erläuternden Texte den Schlüssel finden können zur Deutung eines heute noch in deutschen Landen geübten Volksbrauches.

Prag.

Dr. Ernst Hoher.

* * *

Eduard Hoffmann-Krayer — 70 Jahre alt. Am 5. Dezember feierte der Begründer der wissenschaftlichen Volkskunde in der Schweiz seinen 70. Geburtstag. Hoffmann-Krayer hat vor 28 Jahren die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde und 1897 das Schweizerische Archiv für Volkskunde begründet. Unter seiner Führung hat die Schweizer Volkskunde wegen ihrer streng wissenschaftlichen Einstellung und fruchtbaren Vielseitigkeit sich allgemeine Anerkennung erworben. Dem verdienten Gelehrten, den eine edle Gesinnung und ein liebenswürdiges, bescheidenes Wesen auszeichnen, sendet auch unsere Zeitschrift zu seinem Festtage die herzlichsten Glückwünsche.

Alcis Jalsch, der einzige noch lebende Mitarbeiter an Jarisch' „Heimatsklängen“, feiert am 18. Dezember in Gollnow, Heidehaus (Pommern), seinen 80. Geburtstag. Über sein Leben und Wirken berichtet unsere Zeitschrift auf Seite 59 f. des laufenden Jahrgangs und, eingehender, der „Weniger Bezirkskalender“ für 1935, der auch sein Bild bringt. Unserem zu Drum bei Böhm.-Leipa geborenen Landsmann übermitteln wir die besten Glückwünsche.

Wilhelm Heinrich Niehl-Preis der Deutschen Volkskunde. Der Verwaltungsausschuß des W. H. N.-Preises gibt sein erstes Rahmenthema für das Preisanschreiben 1935 bekannt: Beiträge zur Großstadtvölkunde. Es bleibt den Bewerbern überlassen, ob sie innerhalb dieses weiten Rahmens grundsätzlich und in weiter überichau gefassten Abhandlungen oder Untersuchungen engebegrenzter Stoffgebiete aus der großstädtischen Volkskunde einsenden. Die beste Arbeit erhält als Preis die goldene Wilhelm Heinrich Niehl-Denkmünze sowie ein Forschungsstipendium von 500 RM. Die preisgekürnte Arbeit wird veröffentlicht im „Wilhelm Heinrich Niehl-Jahrbuch für deutsche Volkskunde“, das auch nicht mit dem Preis ausgezeichnete, aber wertvolle Arbeiten anderer Einsender zum Abdruck erwerben kann. Die Einreichung der Manuskripte geschieht bis zum 31. Juli 1935 an die Herbert Stubenrauch Verlagsbuchhandlung, Berlin W 35, Victoriastr. 31, Abtl. Verwaltungsausschuß des W. H. Niehl-Preises; von dort können auch die ausführlichen Teilnehmerbedingungen gegen Einsendung des doppelten Rückporto bezogen werden. Die Manuskripte sollen ohne Verfasseramen, aber mit Stichwort eingekandt werden, und der Verfasser soll sich in einem beigefügten verschlossenen Brief zu seinem Stichwort zu erkennen geben. Prüfungsergebnis und Preisurteilung finden spätestens bis zum 31. Oktober 1935 statt. Dem Verwaltungsausschuß gehören an: Ministerialrat Prof. Dr. E. Barysheer, Geh. Rat Prof. Dr. Joh. Volke, Ministerialrat Prof. Dr. Eugen Fehle, Prof. Dr. Viktor v. Seramb, Prof. Dr. A. Haberlandt, Prof. Dr. G. Jungbauer, Verleger Walter Krieg, Prof. Dr. Luß Madensen, Doktor Otto Mittelstädt, Geh. Rat Prof. Dr. Panzer, Prof. Dr. F. Pißter, Prof. Doktor F. Ranke.

Internationales Volkstanzfest. Ein solches findet vom 15. bis 20. Juli 1935 unter dem Patronat der englischen Königin in London statt. Nähere Angaben, sowie auch Auskünfte über die allfällige Beteiligung sudetendeutscher und Vorführung indetendentscher Tänze in London gibt unsere Zeitschrift.

Trachtenfest des Bezirksverbandes Prag des Deutschen Kulturverbandes. Das geplante Fest hat den Zweck, von dem landschaftlich gegliederten Sudeten- und

Karpathendeutschtum in Volkstracht, Volksbrauch, Volkslied und Volkstanz eine lebendige Gesamtdarstellung zu geben, seine Verbindung mit dem Prager Deutschum, aber auch die Beziehungen zwischen den Prager Deutschen untereinander zu wecken und zu pflegen. Zu den Vorbereitungsarbeiten gehören u. a. Vorträge über die Volkstrachten, über Prag und das Sudetendeutschum, über das Karpathendeutschum und über das sudetendeutsche Volkslied. Über die Volkstrachten sprach Dr. Josef Hanita bereits am 6. Dezember. Auf weitere Sicht sind geplant die Zusammenfassung und Bereitstellung der sudeten- und karpathendeutschen Trachten in einem Museum, die Veranstaltung von Trachtenfesten in anderen Städten nach Prager Muster u. a.

Deutsche Sagen aus der ČSR. Der 1. Teil des Sagenbuches ist in der Staatlichen Verlagsanstalt erschienen. Er enthält die Abschnitte: I. Naturgeister (A. Wald-, Berg- und Flurgeister. B. Der wilde Jäger. Luftgeister. C. Der Wassermann und Wassergeister. D. Riesen und Zwerge. Hausgeister). II. Schahhüter und Schahflucher. III. Geschichtliche Ereignisse. Namensdeutungen. IV. Heren. Der zu Beginn des nächsten Jahres erscheinende 2. Teil wird die Abschnitte bringen: V. Teufelsbündner und Zauberer. Der Teufel selbst. VI. Frommer Kirchenglaube. VII. Bestrafte Frevler. VIII. Verwunschene und Erlöste. IX. Toten- und Geisterpf. Ein kurzer, hauptsächlich für Lehrer und wissenschaftliche Arbeiter bestimmter 3. Teil wird über die Quellen berichten und Erklärungen bieten.

Die deutsche Soldatensprache in der ČSR. Beim Verteidigungsministerium (Ministerstvo Národní obrany) in Prag ist der größte Teil der an die Truppenkörper versandten 10.000 Fragebogen bereits ausgefüllt zurückgelangt. Die gesamten Fragebogen werden dem Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag übergeben werden. Die wissenschaftliche Verarbeitung des Stoffes übernimmt auf Ersuchen der Seminardirektion der Slawist der Deutschen Universität Prof. Dr. G. Rippl.

Zum pädagogischen Aberglauben (vgl. oben S. 80 f.) teilt Max Kasparek folgende Volksmeinungen aus Brünn mit: Legt man ein Messer mit dem Rücken nach unten und die Schneide nach oben, so heißt es: „Da schärft sich der Teufel die Krallen drauf.“ — „War der Henker noch nicht da?“ fragt man, wenn man Brot auf den Rücken legt; denn so wurde das Brot in früheren Zeiten für den Schinder bereitgestellt. Wer falsch schwört, dem verdorrt die Hand und er stirbt übers Jahr. Wer seine Mutter schlägt, dem wächst die Hand aus dem Grab heraus. Kleine Mädchen dürfen sich nicht von Männern küssen lassen, sonst bekommen sie einen Bart. Klopfen Kinder mit den herunterhängenden Füßen herum, fragt man: „Ist euch die Raß' gestorben?“ Von viel Butter wird man blind, von viel Kartoffelessen dumm.

Das Lied von bösen Frauen. Hierzu schreibt unser Mitarbeiter N. Gruschka aus Alt-Hart bei Zlabings: Zu dem Liede erlaube ich mir, Ihnen zwei Verse einzuwenden, die ich auf der Titelseite der von Pfarrer Thomas Franz Saffirs (1643 bis 1649) am 13. Mai 1644 begonnenen Matrif der Pfarre Neustift bei Zlabings fand; sie lauten:

„Es ist ein Kraut, heißt Mulier, (= Weib)
darvor hüt' dich prudenter; (woh)weislich)
sie betrüget dich fallaciter, (von hinten und vorn)
das sag ich dir veraciter“ (wahrhaftig).

„Quot mare habet Lybicum fluctus,
quot Lybicum litus arenas,
tot cavet femina in levi corde dolos.“

(Wie viel Wogen das libische Weltmeer hat, wie viel Sandföner der libische Strand, so viel List und Trug birgt das Weib in seinem leichtfertigen Herzen.)

Ergänzungen hiezu hat ferner Dr. Gerhard Eis geliefert, der auf Freidank's „Bescheidenheit“ (104, 22—25) und auf Lutwini's „Adam und Eva“ (1224 ff.) aufmerksam macht.

Der Räuber im Sarg. Hierzu teilt Rudolf Lange aus Nürnberg folgendes mit: Das Motiv kenne ich bereits seit etwa 1890 aus einer mündlichen Erzählung meiner damals 13 Jahre alten Schwester (Güstrow in Mecklenburg).

In einem Bahmwärterhäuschen im Walde wird abends spät noch ein Sarg untergebracht, der angeblich am nächsten Morgen mit der Bahn weiterbefördert werden solle. Der Bahmwärter legt sich zum Schlafen auf eine Pritsche, doch tickt der Morseapparat immer wieder: „Habt Acht auf den Sarg, habt Acht auf den Sarg.“ Der Bahmwärter zieht sich einen Arm unterm Sargdeckel herausdrängen, stürzt sich auf den Sarg und umwindet den Sarg mit einem Seil. Gleichzeitig das Pochen der Räuber draußen, die die Tür aufbrechen wollen, um das im Bahmwärterhäuschen aufbewahrte Geld zu rauben. Der Wärter telegraphiert um Hilfe an die nächste Station, die Rettungslokomotive trifft im letzten Augenblick ein.

Die Geschichte wurde mir als in Amerika wirklich geschehen erzählt. Ich vermute, daß meine Schwester sie aus dem „Vermischten“, einer damaligen norddeutschen Zeitung, kannte.

Gedenktafelenthüllung. Für den Heimatforscher Johann Haudek (geb. 1844 in Zirkowitz a. d. Elbe, gest. 1915 in Leitmeritz), der sich besonders als Mitarbeiter der Mitteilungen des Nordböhmisches Erkursionsklubs, als Volksliedsammler und Ländlicher verdient gemacht hat, wurde am 14. Oktober d. J. in Pittschowitz, wo er von 1875 bis 1895 als Oberlehrer gewirkt hatte, eine Gedenktafel enthüllt, wobei vom Vertreter der Leitmeritzer „Arbeitsgemeinschaft für Heimatforschung“, der Anregerin dieser Ehrung, Heinrich Antert die Festrede gehalten wurde.

Prager Rundfunk. Für die Pflege des Volksliedes machen sich besonders Prof. Dr. Franz Xongin und Gattin verdient, die in der Prager deutschen Sendung und namentlich im Schulfunk schon wiederholt — in der ersten Hälfte 1934 allein bei 11 Sendungen — Volkslieder vortrugen.

Antworten

(Eingelauf bis zum 30. November)*

264. Am Freitag soll man keine Feldarbeit beginnen. Auch in Mardorf bei Brünn sagt man: „Wer am Freitag singt, weint am Montag.“ (M. Kasparek.)

276. Um Mähr.-Trübau kennt man ebenfalls den Fingerwurm und den Herzwurm. Bei bitterem, brennendem Aufstoßen sagt man, es habe einen „Der Herzwurm besacht“ (K. Ledel, Grünau).

277. Männliche und weibliche Harnbeischauer gab es im Schönhengstgau noch vor 30 bis 40 Jahren. Heute geht alles von hier zur Naturheilkundlerin Mia Walden in Eifersdorf (Kreis Glätz), zu der auch in jedem Monat mehrmals Mietautos fahren. Sie stellt ihre, nur mitunter durch eine Harnuntersuchung gestützte Diagnose nach dem genauen Betrachten eines Auges mit einer eigenartigen Linse und pflegt den Heiluchenden zu ihrer großen Verblüffung genaue Angaben über die Krankheitszeichen zu machen. Sie verschreibt zumeist Pillen, aber auch Heilmittel, z. B. Tee, die man sich in der Apotheke beschaffen muß. (K. Ledel).

280. M a u l t r o m e l n, die man gleichwie brummige Frauen als Brumm-eisen bezeichnet, kennt man hier nur dem Namen nach. (K. Ledel).

281. Zu diesem seltenen Ausdruck für S a r g schreibt uns Dr. Heinrich Misko, Berlin: Zu den beiden bisher genannten Formen „Traur“ und „Trau(n)“ finde ich in Schmellers Bayerischem Wörterbuch 1,640 noch: der Traub «Totensarg», u. zw. aus Passau. Die Kanzlei des Bayerisch-österreichischen Wörterbuches in Wien schreibt mir zu der Frage folgendes: „Das von Ihnen gesuchte Wort ist zwar noch nicht in unseren Sammlungen vertreten, die angegebenen Lautungen weisen aber u. G. wohl auf mittelhochdeutsch druch, -hes, «Tierfalle», angelsächsisch thrüh, „Kinne, Sarg“, altnordisch thró „Troq aus einem ausgehöhlten Baumstamm“, urverwandt mit lat. truncus. Da sich der Ausdruck in der Bedeutung „Sarg“, die im Althochdeutschen nicht mehr lebendig war, gerade am Goldenen Steig erhalten hat, könnte hier vielleicht eine altgermanische Bedeutungsärbung (markomannisch?) fortleben.

* Am letzten (4.) Heft soll es natürlich heißen: Eingelauf bis 30. September.

Das r von „Traur“ ist entweder falsch wiederhergestellt wegen des r-Abfalls in Nachbarmundarten oder für ch eingetreten; das b von „Traub“ ist falsche Wiederherstellung wie etwa in „Mlob“ für „Blage“. Die sekundäre Käselung in „Trau(n)“ aber erklärt sich aus dem häufigen Verlust der Käselung in Nordwest-Oberösterreich und im Böhmerwald. Das Wort hat vermutlich nie der Vertehrsprache angehört, daher die Veränderungen.“ — Wir können also mit ziemlicher Sicherheit ein in dieser Form noch nie erkanntes böhmerväldisch-bairisches „Der Trauch“ in der Bedeutung „Sarg“ ansehen.

287. Vom Niesen sagt man im Schönhengstgau: „Wer dreimal niest, ist ein frommer Christ.“ Niesen eines Kranken gilt als Zeichen der Besserung. Wenn jemand etwas erzählt und ein Zuhörer niest, so meint man, er bemise die Wahrheit des Erzählers. (A. Ledel.) Um Zittau in der Oberlausitz sagt man: „Nüchtern Niesen bringt Verdrießen.“ (Dr. W. Frenzel, Bautzen.)

289. In den Dörfern um Mähr.-Trübau heißen die Miteßer „Zear-wiarna“ (Zehrwürmer) und gelten als wirkliche Würmer. Mit dem Ausdruck „Miteßer“ oder „Mittfresser“ bezeichnet man die Federn, die sich in die Haut einbeissen. (A. Ledel.)

292. Um Mähr.-Trübau macht der Bauer, wenn er im Frühlinge das erste Mal auf das Feld fährt, mit der Peitsche drei Kreuze vor den eingespannten Kühen oder Pferden und fängt alle Feldarbeiten „In Jesus Namen“ an. Ein längeres Gebet war dabei früher üblich, heute aber nicht mehr. (A. Ledel.)

294. Auch hier gibt es die gleichen oder ähnlichen Ortsnamen in Redewendungen, z. B. nach Trippstrill (Burtehude) gehen. Die Länge einer Sache bezeichnet man mit den Worten „das dauert (geht) bis Babiß“ (Dorf bei Sternberg). Von einem stumpfen Messer sagt man, daß man darauf nach Rom reiten könne. Postenteifer oder dumm Fragende sind teif für (oder gehören nach) Sternberg (Irenanstalt). In Schlesien sagt man in diesem Falle zu der Person: „Du gehörst auf Tropp(au) hinten Viadukt!“ Bekannt ist als Abschluß einer „Unterhaltung“ der Satz: Leck mich in Kratau! (A. Ledel.)

297. Im Schönhengstgau wissen die Dorfbewohner nichts von Bettlerzeichen. Bekannt ist nur das schwarze Kreuzchen oder der schwarze Strich, den die Knuchfanglehrer an die Wand oder Haustür machen, wenn sie zur Zeit der Feldarbeit vergebens an die verschlossene Tür klopfen. Doch ließ ich vor kurzem von der Tür des Schulgebäudes ein Bettlerzeichen, zwei gleichlaufende, senkrechte Striche, und einmal auch hiezu einen wenig schmelzhaften Satz in tschechischer Sprache entfernen. Angeblich meiden die Bettler ein Haus, an dem ein Kreuz hängt. Sie meinen, wo außen ein Kreuz sei, sei innen der Teufel. (A. Ledel.)

299. Die meisten der bereits angeführten Vorbeugungs- und Schutzmittel gegen das Feuer gibt es auch im Schönhengstgau, so die Verehrung des hl. Florian, das Aufbewahren der geweihten Palmzweige vom Palmsonntag und der Birkenreiser von Fronleichnam hinter Heiligenbilder in der Stube, das Anzünden einer geweihten Kerze bei einem Gewitter, die Schwalbennester im Hause und die hohen Bäume beim Hause. — Feuer gibt es bald im Orte, wenn nach Sonnenuntergang ein Stern sehr nahe beim Monde steht, wenn der Hund in der Nacht stark heult, wenn bei einem Brande eine Kake mitverbrennt oder der hölzerne Abort umdrehrt bleibt. — Um das Ubergreifen des Feuers auf ein Nachbarhaus abzuwehren, muß man eine Brotdöse (Brotkübel) mit der Höhlung nach jener Richtung hin halten, in der die Flammen schlagen können, ohne Häuser zu gefährden. (A. Ledel.)

301. Ein Ort ohne Spaken ist auch Markwatec im Bezirke Laun. Nach S. 158 der „Statistischen Tafeln des Launer Bezirkes“ von Friedrich Selner (1862) soll eine Bäuerin die Spaken verbannt haben, weil sie zu häufig von dem zum Trocknen ausgestellten Käseln gekostet hatten. Es heißt aber auch, daß nach einer anderen Sage eine Zigeunerin vor mehr als 100 Jahren, hiezu von einer Bäuerin aufgefordert, den Bannspruch getan habe, „es solle in Markwatec kein Sperling mehr den Früchten Schaden“, und zugleich mit einem Kraute im Dorfe geräuchert habe, worauf alle Spaken aus dem Dorfe flohen. Selner gibt die natürliche Erklärung für das Fehlen der Spaken in dem Zuiak, daß das Dorf abwärts gelegen und von einer Seite ganz von Wald umschlossen sei, überdies auch keine Quellen

und kein fließendes Wasser besitze. (Josef Siegl, Truppschik bei Komotau.) Von Reihwiesen bei Freivaldbau hörte ich, es soll so arm sein, daß es dort nicht einmal Späßen gibt. Ob das zutrifft, ist mir unbekannt. (M. Kasparek, Ivanovce.)

306. Ein Gerstenkorn, im Schönhengst „Piarnikl“ genannt, vergeht, wenn man ins Feuer oder durch ein Astloch sieht; ferner auch dann, wenn jemand dem damit Befassten überraschend ins Gesicht spuckt und sagt: „Du verfluchter Piarnikl!“ (K. Ledel.)

307. Daß man, wenn das Ausbuttern nicht vorwärts geht, unter das Buttersaß einen Kamm legen soll, ist auch in Zwittau bekannt. (K. Ledel.)

308. Zum Senseschärfen gibt man in den Dörfern um Mähr.-Trübau Essig oder salzhaltiges Wasser, zuweilen auch Harn in den Wefkumpf. (K. Ledel.)

309. Die Nachgeburt wird im Schönhengstgau noch jetzt allgemein eingegraben, entweder im Keller, damit die Fruchtbarkeit nicht aus dem Hause kommt, oder unter der Dachtraufe, damit die bösen Heren dem Kinde und der Wöchnerin nicht schaden können, oder unter einem Obstbaum, im Mist und anderwärts, aber stets an einem Orte, wo die Sonne nicht hinscheint. (K. Ledel.)

311. Die Grußformeln „Gott helf“ und „Gott gib's“ werden hier allgemein angewendet. (J. Maschel, Holeischcn.) Der Gruß „Gelobt sei Jesus Christus“ gelangte zu Beginn des 18. Jahrhunderts durch kirchliche Anordnung unter das Volk. Das Gedenkbuch von Grumberg enthält einen zeitgenössischen Vermerk, laut welchem von der Kanzel aus angeordnet wurde, daß dieser Gruß allgemein zu verwenden sei. Dies blieb auch bis in die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Dann sollen jene, die vom Militär heimkehrten, die Grußformel „Guten Morgen“, „Guten Tag“ und „Guten Abend“ mitgebracht und eingeführt haben. Derzeit ist seit einigen Jahren das „Grüß Gott“ allgemein verbreitet. (Franz J. Langer, Klein-Mohrau i. M.) Die Bauern der deutschen Dörfer Hochwiesen und Polisch in der Slowakei grüßen sich bei der Feldarbeit mit „Gott gib Glück!“ Darauf antwortet der Begegrüßte: „Gott wolle geben!“ In Mähr.-Strau grüßen sich auch niederdeutsche Bergleute mit „Glück auf!“ (M. Kasparek, Ivanovce.) In der Oberlausitz wird das wendische „bomhaj boh“ scherzweise auch von den Deutschen angewandt. (Dr. W. Frenzel, Bautzen.)

314. Die Redensart „Viel Schwämme, viel Jammer“ hängt wohl mit dem Volksglauben zusammen, daß massenhaftes Auftreten der Pilze einen strengen Winter verkündet. Im Bezirke Mähr.-Trübau sagt man auch „Viel Schwämme, viel Schnee“ oder „Viel Schwämme, ein strenger Winter“ (K. Ledel.) Dasselbe gilt für Nordmähren. (Franz J. Langer; J. Thöndel.) Wenn viel Schwämme wachsen sollen, muß es auch viel regnen. Der Regen vernichtet dann aber wohl vielfach die Feldfrüchte, woraus Feuerung entstehen kann. (M. Kasparek.) Mit dieser Erklärung stimmt überein, wenn Dr. W. Frenzel (Bautzen) schreibt, daß in regenreichen Spätsommern, in denen die Pilze massenhaft gedeihen, sehr leicht das Korn auswächst, namentlich in Gebirgsgegenden, wo die Getreideernte später fällt. — In Südmähren gibt man drei Erklärungen: 1. Es folgt ein unfruchtbares Jahr. 2. Es bedeutet Krankheit und Unglück. 3. Es bedeutet Jammer, weil dann die Schwämme wenig kosten und der Verdienst daher sehr klein ist. (Dr. Th. Teimel, Klabinq.)

315. In Rumänien habe ich gesehen, wie eine junge Mutter auf dem Wege zur Stadt die Brust aus dem Hemd nahm und die sie offenbar drückende Milch selbst ausdrückte. (Dr. W. Frenzel.)

317. Alles, was den Toten gewidmet ist, darf nicht mehr den Menschen dienen. Daher sind auch die Friedhofsb Blumen unantastbar. Sogar das Riechen daran wird mit dem Verlust des Geruchsinnes bestraft. Wer Blumen von Gräbern stiehlt oder irgendwelchen Totenraub begeht, dem fallen nach der Volksemeinung die Finger ab. (Franz J. Langer.) Wer an Totenblumen riecht, hat nachher gleich dem Toten keinen Geruch mehr. Man sagt auch, daß der Lebende dann dem Toten und umgekehrt der Tote dem Lebenden den Geruch nimmt. (K. Ledel.) Vielleicht ist der Glaube aufgekomen, um das Pflücken der Grabblumen zu verhindern. (J. Thöndel.)

318-319. Repomuskzungen (Christuszungen) werden als Skapulier am Halse getragen und bestehen angeblich aus 5 kleinen Stoffstücken, und zwar

einem weißen (Unschuld), braunen (Buße), blauen (Treue), grünen (Hoffnung) und schwarzen (Trauer). Die übereinander liegenden Fleckchen sind mit einer Seite an einem sehr schmalen Bändchen angenäht, so daß man sie blättern kann. Sie werden in Jwitzau bald Nepomufzungen, bald Christusungen genannt. (K. Ledel.)

Umfragen

321. Wo gibt es noch ähnliche Volkserzählungen über Sonne, Mond und Sterne wie die oben (Kleine Mitteilungen) wiedergegebenen?

322. Ist der Glaube noch heute verbreitet, daß ein gutes Jahr zu hoffen ist, wenn am Hl. Abend der Wind von Norden kommt?

323. Über das Steigen und Fallen der Getreidepreise in den vier Jahreszeiten hat man sich in Schlesien (vgl. N. Peter, Volkstümliches aus Cöterreichisch-Schlesien, 2. Band, Troppau 1867, S. 260) auf folgende Weise vergewissert: Man nahm vier Seidelgläser, von denen jedes ein Vierteljahr andeutete, füllte sie mit Korn bis oben an, schüttete dann jedes Glas aus und füllte es von neuem mit seinem vorigen Inhalt. Dasjenige Glas, das seinen Inhalt nicht ganz zu fassen vermochte, deutete billige Preise an, während das Glas, das durch seinen Inhalt nicht ganz ausgefüllt wurde, auf hohe Preise hinvies. Trotz Getreidemonopol mag vielleicht auch heute noch ein ähnlicher Brauch bestehen. Wer kann darüber Auskunft geben?

324. Im Kuhländchen pflegten früher die Mütter nach dem letzten Stillen dem Säugling eine Münze an einem Band um den Hals zu legen, die das Kind so lange tragen mußte, bis die Brüste der Mutter verheilt waren. Wo war oder ist noch derselbe Brauch? Welche Münzen wurden dabei verwendet?

325. Welcher Wochentag ist gegenwärtig der gebräuchlichste Hochzeits- tag? Wird vielleicht wegen des folgenden Sonntags heute der Samstag bevorzugt?

326. Wo ist das Hochzeitshemd des Bräutigams (oder der Braut) auch heute noch zugleich das Sterbehemd?

327. Wo bestand oder besteht noch der Brauch, männlichen Leichen ein Hufeisen und weiblichen eine Sichel mit in den Sarg zu geben? (Wie N. Peter in dem oben angeführten Werk auf S. 247 berichtet, pflegte man im Weinhaus von Tobischwald die ausgegrabenen männlichen Gerippe auf der Liffseite und die weiblichen auf der Westseite unterzubringen, wobei sich die Scheidung leicht und sicher durch jene Beigaben bewerkstelligen ließ.)

328. Ist irgendwo der Aberglaube feststellbar, daß ein ermordeter und nachher ins Wasser geworfener Mensch nicht untergeht, sondern an der Oberfläche bleibt?*)

329. Welche Wallfahrtsorte waren und sind im Umkreis unserer Mitarbeiter und Leser am beliebtesten?

330. Wo ist der Ausdruck Janfer üblich? Welches Kleidungsstück bezeichnet er? Wird dieses vom Rock und von der Joppe ausdrücklich geschieden? Seit wann gebraucht man das Wort Janfer?

Schrifttum

Jahrbuch für Volksliedforschung. Im Auftrage des Deutschen Volksliedarchivs mit Unterstützung von H. Mersmann, H. Schewe und E. Seemann herausgegeben von John Meier. 4. Jahrgang. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934. 160 S. Preis 10 Mark.

Faßt die Hälfte des Bandes füllt die ergebnisreiche Untersuchung dreier Balladen (Hildebrandslied, Ermenrichs Tod, Brenberglie) von John Meier.

*) Diese Frage stellt unser Mitarbeiter Otto F. Babler, Olmütz-Heiliger Berg.

Ältere Melodien zur Ballade von der Frau von Weisenburg bespricht J. Luellmalz, mit der Mehrstimmigkeit in der österreichischen Volksmusik befaßt sich R. Zoder. Außer weiteren Beiträgen bringt das gediegene Jahrbuch ferner noch eine Übersicht über das wichtigste Volksliedschrifttum der Jahre 1931 und 1932 und Besprechungen.

Fritz Prather, Deutsches Volksgut. Ein volkskundliches Lese- und Arbeitsbuch. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934. 278 S. Preis geb. 3 Mark.

Ein Lesebuch zur deutschen Volkskunde, das in stofflicher Ordnung Ausschnitte aus den Werken unserer besten Dichter und Schriftsteller darbietet, ist gerade jetzt, wo die Schulen ein solches Hilfsbuch benötigen, recht am Platze. Der Verfasser, selbst ein Schulmann (Oberstudieninspektor in Bad Frankenhausen), hat seine Aufgabe glänzend gelöst. In den Abschnitten: Stammesart; Siedlung, Haus und Hof; Tracht und Speise; Sprache und Dichtung; Volksglaube; Sitte und Brauch; Volksrecht und Volkskunst wird eine Fülle von sorgsam ausgewählten Lesestücken dargeboten, die über das Volksleben belehren und zur Volksliebe erziehen. Das Buch gehört daher nicht allein in die Hände der Lehrer und Schüler, sondern auch aller Deutschen, denen die Kunde von ihrem Volke am Herzen liegt.

Oswald A. Erich, Die Sachgüter der deutschen Volkskunde. Herausgegeben in Verbindung mit dem Verband deutscher Vereine für Volkskunde und der Deutschen Volkskunstkommision. III./IV. Band des Jahrbuches für historische Volkskunde, begründet von W. Fraenger, fortgeführt von W. Krieg. Verlag Herbert Stubentrauch, Berlin 1934. 416 S. Text und 66 Bildtafeln. Preis geb. 28.75 Mark.

Das von dem rührigen Verlag hübsch ausgestattete Buch bringt Beiträge von 21 Mitarbeitern über Holz und Haus, Gebrauchs- und Baufetamit, Textilien und Tracht, Eisen und andere Metalle, Spielzeug, Spielkarten u. a. In der Einführung wird von der Volkskunde gefordert, daß sie die Sachgüter in stärkerem Maße als bisher heranziehe, zumal jetzt, wo sie endlich die Grenzen ihres selbständig gewordenen Gebietes absteckt und ihre Abhängigkeit von der Germanistik, von der sie sich innerlich längst gelöst hat, zu Ende geht. Ferner wird das Verhältnis zwischen Volkskunde und Vorgeschichte besprochen und betont, daß der übergeordnete Forschungs- und Gliederungsbegriff für die materiellen und geistigen Kulturen die Volkskunde ist, die Vorgeschichte aber einen Zeit- und Schichtungsabschnitt innerhalb dieses Gebietes darstellt. Beide Wissenschaften seien als Kunde von den Bewohnern des heimischen Bodens im Grunde ein und dasselbe: geschichtliche Volksforschung.

Fritz Hylhoff, Hexenglaube und Hexenverfolgung in den österreichischen Alpenländern. 6. Heft der Quellen zur deutschen Volkskunde. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1934. 194 S. Preis geheftet 13 Mark.

In dem trefflichen Buche werden nach einer allgemeinen Einführung über die volkstümlichen Grundlagen des Zauber Glaubens die Hexenprozesse von ihren Anfängen bis zu ihrem Ende dargestellt und besprochen. Es ist selbstverständlich, daß dieses von einem Rechtsgelehrten verfaßte Werk dem Volkskundler Stoff in reichstem Maße bietet, dessen Auffinden das neben einem Personen- und Ortsverzeichnis beigegebene Sachverzeichnis wesentlich erleichtert.

Dr. Ernst Hoyer, Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde. 3. Beiheft zur Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde, Prag 1935. 48 S. Preis 12 Ks. (Im Druck.)

Im Anschluß an den vierten Fragebogen des Atlas der deutschen Volkskunde deckt der Verfasser die vielfach unbekanntem Quellen von Volksbräuchen auf, die auf kirchliche Verordnungen zurückgehen. Durch deren genauen Abdruck wird dem

wissenschaftlichen Arbeiter auf dem Gebiete des Volksglaubens und Brauchtums ein wertvolles Quellen- und Hilfsbuch geliefert.

Dr. Hanns Koren, Volksbrauch im Kirchenjahr. Verlag Anton Fustel, Salzburg 1934. 206 S. und 15 ganzseitige Bilder. Preis geh. 3.60 Mark, geb. 4.80 Mark.

Das hauptsächlich dem Brauchtum Österreichs gewidmete Buch soll den österreichischen Religionslehrern als Handbuch für den Unterricht dienen. Es erhebt, trotzdem es im Salzburger Institut für religiöse Volkskunde entstanden ist, nach Angabe des Verfassers keinen Anspruch darauf, daß es als ein „wissenschaftliches Werk im strengen Sinne“ aufgefaßt wird. Durch die liebevolle und sprachlich gewandte Darstellung des wohl erschöpfend erfaßten Stoffes befriedigt es sicher mehr als ähnliche Werke, z. B. etwa Albers, Das Jahr und seine Feste, und wird gewiß auch seinen obigen Zweck voll erfüllen.

Karl von Spieß, Deutsche Volkskunde als Erschließerin deutscher Kultur. Mit 54 Abbildungen im Text und auf Tafeln. Verlag Herbert Stubenrauch, Berlin 1934. 269 S. Preis geb. 4.80 Mark.

Die an eigenartigen Gedanken reiche Arbeit sieht in Rasse, Sprache und Überlieferungswelt (Saggut, Zeitordnung und Brauchtum) die Grundlagen der deutschen Volkskunde. Damit wird auf einmal, was entschieden abzulehnen ist, die Rassenkunde in die deutsche Volkskunde eingegliedert, während wichtige Stoffgebiete der deutschen Volkskunde unberücksichtigt bleiben. Der Verfasser ist ein guter Kenner des Märchens, auf das er sich bei seinen Ausführungen immer wieder stützt; leider kann ihm kein ernster Forscher auf seinem Wege folgen, am allerwenigsten dort, wo er mythologische und Zahlen- und Zeitdeuterei betreibt.

Erwin Sternikke, Der stilisierte Bänkelsang. Verlag Konrad Triltsch, Würzburg 1933. 79 S. Preis 3 Mark.

In der lehrreichen Schrift, die dem Volksliedforscher viel Anregung bietet, werden fünf Typen des stilisierten Bänkelsanges behandelt: 1. Der Salonbänkelsang der Romanzendichter. 2. Die Schauerballade Bürger's. 3. Das politische Bänkelsängerlied (Heine, Hoffmann von Fallersleben u. a.). 4. Die scherzhaften Bänkelsängerliteratur. 5. Der Varietébänkelsang.

Horst Becker, Mundart und Geschichte im Osterzgebirge, und Friedrich Barthel, Der Vogtländisch-westerzgebirgische Sprachraum. Heft 1 und 5 der Mitteldeutschen Studien, zugleich Beiheft 6 und 7 zu Theatralia. Verlag Max Niemeyer, Halle (Saale) 1933. Preis geh. 5, bzw. 6 Mark.

Zwei gründliche Arbeiten, auf die hier besonders aufmerksam gemacht werden muß, weil ihre Ergebnisse sich auch auf den angrenzenden süddeutschen Raum erstrecken. Allerdings hat die böhmische Seite dieses Gebietes, wie Dr. Rudolf Schreiber in seiner Besprechung der zwei Arbeiten (Zeitschrift für deutsches Altertum 1934, S. 16) hervorhebt, die ursprünglich fast gleiche Mundart in offenbar älteren Formen bewahrt und wird so für Sachsen zu einem ausdehnungsreichen Reliktgebiet.

Hans Kaser, Der Volks- und Kulturboden des Slowakeideutschtums. Beiträge zur Siedlungsgeographie. Mit 1 Karte, 3 Deckblättern und 17 Skizzen. Schriften des Ostropa-Institutes in Breslau, Neue Reihe, Heft 2. Verlag der Buchhandlung Priebsch, Breslau 1934. 196 S. Preis 6 Mark.

Dieser ausgezeichnete Beitrag zur Sprachinselforschung des Ostens behandelt den Siedlungsang, die Mundart und die Siedlungsformen des Gebietes. Der Verfasser, der das Deutschtum der Slowakei aus persönlicher Anschauung kennt, bezeichnet als beste Vorarbeit das Buch Danilas „Eismitteldeutschbairische Volkstumsmischung im westkarpathischen Bergbauggebiet“ und bemerkt ausdrücklich:

„Sanitas Feststellungen sind geradezu muster­gültig geschichtlich gestützt. Im Sinne seiner Forschungsmethode wird auch die vorliegende Arbeit in Angriff genommen werden.“

Walter Kuhn, Deutsche Sprachinselforschung. Geschichte, Aufgaben, Verfahren. Band 2 der Ostdeutschen Forschungen, herausgegeben von Viktor Kauder. Verlag Günther Wolff, Klauen i. Vogtl. 1934.

Man kann dieses fleißige Werk als die Bibel der Sprachinselforschung bezeichnen. In übersichtlicher Gliederung ist alles Wissenswerte gelagert und der methodische Weg für künftige Arbeiten gewiesen. Namentlich wird die besondere Wichtigkeit der Volkskunde gerade für die Erforschung der Sprachinseln betont, in denen oft keine oder nur eine schwache Oberschicht vorhanden ist und daher das assoziative Denken der Mutterschicht vorwiegt. Gegenüber der hervorragenden Leistung kommen kleinere Fehler, besonders in dem zum größten Teil eine Übersicht über das Schrifttum enthaltenden Abschnitt „Geschichte“ nicht in Betracht. Hier sei nur richtiggestellt, daß von den judetendeutschen Bibliographien die von Hobinka und Kéz als 1. und 2. Heft des 18. Bandes und die von Hauffen-Jungbauer als 20. Band der „Beiträge zur judetendeutschen Volkskunde“ erschienen sind.

Dr. Andreas Markus, Der Tod Adalbert Stifters. Heft 154 der Germanischen Studien. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1934. 90 S.

Der von A. Bindner in seinem Buche über den Dichter bestrittene Freitod wird durch diese genaue und gründliche Untersuchung, die sich auf die Totenmaske, auf Urkunden, Zeugnisse von Zeitgenossen und auf Äußerungen des Dichters selbst, wie auch auf seine traurigen Lebensumstände stützt, als unwiderlegliche Tatsache nachgewiesen. „Die Tat geschah in der Nacht von Samstag, den 25., auf Sonntag, den 26. Jänner 1868. Stifter konnte mit den Sterbeakramenten versehen werden: er lebte noch bis 28. Jänner früh. Die Ärzte konnten also füglich die Krankheit als Todesursache angeben.“

Karl Franz Lepa und Konrad Lepa, Komm. tapferer Deutscher. Von heldischer Art und Tat. Mit 15 Bildern nach deutschen Kunstwerken. Verlag Adam Kraft, Karlsbad-Drachowitz und Leipzig, 1934. 224 S. Preis geb. 35.60 Ks.

Das in der „Großen Reihe“ des Judetendeutschen Bücherbundes erschienene Werk stellt in vielen, auch geschichtlich und kulturgeschichtlich aufschlußreichen Beispielen das echte, deutsche Heldentum dar, das aus innerster Ehrlichkeit, Selbstlosigkeit und Begeisterung für alles Hohe und Schöne erwacht und sich immer wieder bewähren wird, solange noch deutsche Art und deutscher Sinn lebendig sein werden. Das Buch eignet sich besonders als Geschenk für unsere männliche Jugend.

Zur Beachtung!

Erlagshaine liegen jenen Hefen bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tyllovo nám. 28.
Druck von Geint. Mersch Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Ausgabevoftamt: Prag 25.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgegeben

von

Dr. Gustav Jungbauer

Prag 1935

Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Universitäts-Buchhandlung in Prag

Inhaltsverzeichnis

Größere Beiträge

	Seite
S. E. Müller , Volkstümliche Regimentennamen im altösterreichischen Heer	1—10
Herbert Horntrich , Das südmährische Volkslied	10—13
Josef Raschel , Veränderungen im Brauchtum eines Sprachenzordorfes	13—15
Otto F. Babler , Zum Lebenslaufe einer Anekdote	15—16
Dr. Gustav Treitzler , Grasliger Sagen	33—47
Georg Tilscher , Rodengangsgeschichten (Sagen) aus Wachtl	47—50
Franz Göß , Ostmährischer Osterbrauch	51—57
Dr. Theodor Deimel , Alte Schützengebräuche	57—61
Hans Englisch , Zum pädagogischen Aberglauben in Nordmähren	61—63
Adolf Horner , Kinderspiele im Egerländer Dorf	63—69
Alfred Karasjel-Sanger , Prinz Karolus, Prinz Kuchel und Prinz Zudi (Märchen)	69—73
Gustav Jungbauer , Neue Namen für die volkskundliche Wissenschaft	74—75
Zentralstelle für das Volkslied der Auslandsdeutschen	75—76
Rudolf Hruschka , Das Brot im Brauch und Glauben des deutschen Südwestmählers	98—103
Dr. Hans Englisch , Veränderungen im Brauchtum Nordmährens	103—107
Otto F. Babler , Slawische Fassungen des Feuerlegens „Willkommen, du feuriger Gast...“	107—111
Dr. Rudolf Rubitschek , Die Quelle von Pippis „Pfingstorgel“	111—113
Dr. Rudolf Rubitschek , Die Herkunft der Wallerer	129—136
Dr. Gerhard Eis , Ein deutsch-lateinischer Scholarenspruch	136—144
Adolf Südlhorn , Namengebung in vorhuffitischer Zeit	144—151
Rudolf Hruschka , Veränderungen im südwestmährischen Brauchtum	151—153
Leopold Schmidt , Die Obergrunder Weihnachtsspielgruppe	153—167
Gustav Jungbauer , Af d' Wulda. über die schnelle Verbreitung eines Heimatlieses	167—171
Einlauf für das Archiv	171—173

Kleine Mitteilungen

	Seite
Dr. Edmund Schneeweis , Zum Namen der Hexentage „Meermauer, Miretmauer“	16
Rudolf Frischke , Zur Geschichte der Staatshymne	16—17
Karl Bedel , Das Pfefferholztragen. Ein Volksbrauch im Schönengstgau	17—18
Hans Englisch , Das Königsreiten in Ellgoh bei Gultschin	18
Augustin Galse , Südböhmische Volksmedizin	18—19
Georg Illsicher , Der sich blind stellende Chemann	19
Volkskunde im reichsdeutschen Rechtsstudium	19
Volksmusik und Politik	19—20
Zum Lied von bösen Frauen	20
Zum Brennesselzaun	20
Zur Entstehung des Karolinnums	20—21
Entwicklung der Taufnamen	21
Zur Flichtsage	21
Zur deutschen Volkskunde in Karpathenrußland	21, 81, 116, 177
Hans Englisch , Der Erdbrosentanz	76
Janaš Böh , Schmedostersprüche einst und jetzt	76—77
Wilhelm Rischowat , Aus dem Brauchtum der Slowaken	77
Atlas der deutschen Volkskunde	77—78, 116
Staatsanstalt für das Volkslied	78
Die deutsche Soldatensprache in der OÖR.	78
Mitglieder	78—79
Arbeitsgemeinschaft für nordböhmische Volkskunde	79
Karlsbader Heimatkunde	79
Veränderungen im Brauchtum	79—80
Nachtzüge	80—81, 116, 177—178
Nglauser Schallplatten	81
Volkskundliche Vorlesungen	81
Otto Zerlit , Wie Spottnamen entstehen	113
Augustin Galse , Das Spiel vom Kaisertod	113—114
Ernekst A. Potuczel , Wie man früher einen Freierrsmann beobachtete	114—115
Josef Raschel , Wann muß mit den Steuern aufgehört werden?	115
Drei unerseßliche Verluste	115—116
Museum für deutsche Volkskunde	116
Zum 130. Geburtstage A. Stifters	116
Prager Rundfunk	116
Zur Soldatensprache	116—117
Franz Fischer , Der Wassermann und das Schakreitern (Sage)	173—174
Dr. Artur Herr , Der Handwertsbursche (Sage)	174—175
Otto Zerlit , Zur sudetendeutschen Auswanderung ins Banat	175—176
Karl Reintöber , Wie sich zwei Landsleute fanden	176
Die Egerländer und Böhmerwäldler in Polen	176—177
Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen	178
Mois Johannes Lippl	178
—	
Antworten	21—25, 81—86, 118—121, 179—183
Umfragen	25—26, 86—87, 121—122, 183—184
Schrifttum	26—31, 87—95, 122—128, 184—190
Auskünfte	32, 95—96,

Verzeichnis der Mitarbeiter

Otto F. Babler (Olmütz). — Richard Baumann (Chodau). — Johann Bernard (Nieder-Mohrau bei Römersdorf). — Oskar Bernerth (Sternberg). — Johann Blaschka (Wostitz). — Dr. Franz X. Böhm (Falkenau a. d. Eger). — Hans Brazda (Oberplan). — Albert Brosch (Eger).

Dr. Theodor Deimel (Zlabings). — Josef Drachler (Bischofsteinitz).

Dr. Gerhard Eis (Pilsen). — Dr. Hans Englisch (Mähr.-Koppendorf—Prag).

Franz Fischer (Oberplan). — Dr. Leonhard Franz (Prag).

Augustin Gasse (Graßau). — Jgnaz Göth (Jglau). — P. Severin Gottsmich (Oberhaid bei Hohenfurth). — Franz Göß (Pöschlau). — Adolf Gückhorn (Militau bei Mies).

Dr. Artur Herr (Warnsdorf). — Adolf Horner (Rödnitzwerth). — Herbert Horntrich (Nikolsburg—Prag). — Dr. Ernst Hoyer (Prag). — Rudolf Gruschla (Piesling a. d. Thaya).

Dr. Gustav Jungbauer (Prag).

Alfred Karasch-Langer (Brünn—Wien). — Max Kasperek (Kranovce). — Alfred von Klement (Reichenberg). — Hans Kollibabe (Bergreichenstein). — Wilhelm Kichowal (Olmütz). — Dr. Rudolf Kubitschek (Pilsen).

Franz J. Langer (Klein-Mohrau i. M.—Prag). — Karl Ledel (Grünau bei Mähr.-Erlaubau). — Karl Leinweber (Auscha).

Franz Macz (Lobendau). — Dr. S. Marzell (Gunzenhausen). — Josef Maschel (Holeischen). — Marie Maschel (Holeischen—Komotau). — Alois Milz (Budweis—Prag). — Alexius Moszura (Wagendrüssel). — S. E. Müller (Gunzenhausen).

Ernest A. Potuczel (Brünn).

Anton Schacherl (Budweis). — Leopold Schmidt (Wien). — Dr. Edmund Schneeweis (Prag). — Anton Schön (Frankstadt). — Johann Schreiber (Grosse). — Richard Soffl (Römersdorf). — Karl Spitzenberger (Deutsch-Reichenau bei Friedberg—Prag).

Johann Thöndel (Bergstadt). — Georg Tilscher (Kornitz). — Dr. Gustav Treixler (Graslitz).

Anton Wesseler (Deutsch-Proben). — Dr. L. Wieder (Alt-Schallersdorf bei Znaim).

Richard Zeisel (Beche bei Deutsch-Proben). — Otto Zerlik (Wittma). — Raimund Zoder (Wien).

Endetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

8. Jahrgang 1935

1. Heft

Volkstümliche Regimentsnamen im altösterreichischen Heere

Von G. E. Müller, Gunzenhausen

Unter den Ausdrücken der altösterreichischen Soldatensprache, die *Grüll* und *Gruschka* in dieser Zeitschrift¹⁾ brachten, finden sich auch die Namen von vier Infanterie-Regimentern. Die Verfasser berühren damit ein Gebiet, das volkskundlich besonders beachtenswert ist, weil diese Namen eine eigenartige Stellung einnehmen: sie sind der eigentlichen Soldatensprache ebensowenig ganz zuzurechnen wie der Volkssprache. Im Gegensatz zu den meisten soldatensprachlichen Ausdrücken, die der Nichtsoldat kaum kannte und nie benutzte, waren sie im Volke weit verbreitet, nicht nur unter ehemaligen Soldaten.

Sie zeigen deshalb auch viele Beziehungen zu nichtmilitärischen Spitznamen und sind ein Spiegel nicht nur des Soldaten-, sondern des Volkshumors, dessen landschaftlich so verschiedene Art deutlich in ihnen zu erkennen ist. Ebenso läßt sich der noch viel zu wenig beachtete Unterschied zwischen der Sprache des Soldaten und der des Offiziers²⁾ gut an ihnen beobachten.

Volkstümliche Regimentsnamen gab es auch im alten deutschen Heere³⁾, und zwar scheinen es weit mehr gewesen zu sein als im österreichischen. Für die österreichischen Infanterie-Regimenter 1—102 (1914) sind mir etwa 50 Namen bekannt geworden, für die deutschen Linien-Infanterie-Regimenter 1—102 viermal soviel. Das kann seinen Grund in der geringeren Bodenständigkeit der oft „transferten“ österreichischen Regimenter haben⁴⁾, es wird auch mit ihrer Zersplitterung zusammenhängen, da die einzelnen Bataillone größtenteils verschiedene Standorte hatten⁵⁾. Dann wird die Nationalität von Truppe und Standort eine Rolle spielen; v. Einem⁶⁾ weist ausdrücklich darauf hin, daß es keine tschechischen, slowenischen, polnischen usw. Regimentsnamen gebe (vgl. dazu die unten aufgeführten Namen!).

Trotz der angegebenen Gründe möchte ich aber diese Dinge nicht bestimmter beurteilen, denn es wäre nur natürlich, wenn mir in Deutschland manche Namen nicht zur Kenntnis gekommen wären⁶⁾.

Das Material, das ich hier vorlege, beruht auf literarischen Quellen⁷⁾, brieflichen Mitteilungen⁸⁾ und eigenen Sammlungen (seit 1913). Ich beschränke mich dabei auf Regimentsnamen. Größere Verbände,

Brigaden und Divisionen, hatten ebenso wie kleinere, Bataillone und Kompanien, in Deutschland verhältnismäßig selten Rednamen; für Österreich sind mir überhaupt keine bekannt geworden. Der Grund dafür ist, daß das Regiment die augenfälligste Einheit war. Größere Verbände fühlte der Soldat (vor allem im Frieden) zumeist nicht mehr als solche, kleinere hatten keine wesentlichen kennzeichnenden Unterschiede.

Bevor ich mit der Besprechung der einzelnen Regimentsnamen beginne, möchte ich noch auf einen Umstand hinweisen, den ich vor allem jeden ehemaligen Soldaten zu bedenken bitte, ehe er feststellt, daß etwas nicht stimmt. Das ist — neben dem schon erwähnten Unterschied zwischen Soldaten- und Offizierssprache — der zeitliche Unterschied der Beinamen, der aber natürlich nicht immer genau festzulegen ist⁹⁾. Oft hatte das gleiche Regiment zu verschiedenen Zeiten verschiedene Rednamen. Es war mir (bei deutschen Regimentern) mehr als einmal möglich nachzuweisen, daß ein jüngerer Regimentsangehöriger den oder die älteren Namen nicht mehr kannte und deshalb ihr Vorhandensein ebenso entschieden wie unrichtig bestritt. Gründe für die Änderung des Beinamens ergaben sich leicht, z. B. aus Änderungen der Uniform, des Inhabers oder des Standortes.

Im Folgenden werden die Standorte nur angegeben, wenn sie bei der Benennung des Regiments eine Rolle gespielt haben, ebenso die für die Namen oft noch wichtigeren Ergänzungsbezirkskommandos und Ersatzbataillonskader (EBK), bei der Kavallerie Ersatzkader (EK). — Wo es nicht besonders vermerkt ist, wurde der Name für das ganze Regiment angegeben, auch wenn die einzelnen Bataillone verschiedene Standorte hatten. — Unter vgl. sind gleichgebildete Namen deutscher Regimenter angeführt (aber im Gegensatz zu den österreichischen bei weitem nicht etwa vollständig), um die auffallende Gleichartigkeit der Namenbildung zu zeigen.

Offenbar literarische Benennungen, wie etwa „Grenadiere von Wagram“ für das 42. Infanterie-Regiment, werden im allgemeinen nicht herangezogen; auch Bezeichnungen für nicht mehr bestehende Regimenter bleiben unberücksichtigt.

Infanterie

1. **IR. „Kaiser“:** Kaiserinfanterie. — Vgl. **Königsgrenadiere** = Gren.-Rgt. König Wilhelm I. Nr. 7; ähnlich: **Kronprinz** = Gren.-Rgt. Kronprinz Nr. 1.

Diese einfache Herleitung eines Beinamens aus der amtlichen Regimentsbezeichnung, die keinerlei Spitze enthält, erscheint in Österreich häufig, in Deutschland verhältnismäßig selten. Weitergehende Namen werden hier stets bevorzugt, so etwa für das 1. bayer. Inf.-Rgt. König: **Madchenjäger**, nach dem Monogramm **MJ** (= Max Josef) auf den Schulterklappen.

2. **IR. „Alexander I., Kaiser von Rußland“:** **Eierspeis-Rgt.** Ebenso wurden das 22., 27. und 31. IR. genannt, also die Regimenter mit kaisergelbem Auszeichnungstuch, nicht die mit schwefel- und orangegelbem. — Vgl. **Gmmerlinge** = 4. und 8. b. Inf.-Rgt., die früher (bis 1872) gelbe Aufschläge trugen¹⁰⁾; **Soldhähnen** = Inf.-Rgt. Nr. 118 mit

gelben Armelpatten und Schulterklappen; ähnlich: *Quarlschnitten* = Inf.-Rgt. Nr. 154 und 156 mit weißen Armelpatten.

Die verschiedenfarbigen Aufschläge usw. (in Österreich *Armeefarbenlack* genannt) führten im österreichischen wie im deutschen Heer immer wieder zur Bildung von Necknamen. — Im einzelnen sei noch bemerkt, daß *Eierspeis* auch die Borte am Kragen des Feldwebels oder Wachtmeisters bezeichnete (deutsch: *Schmalz am Kragen*), auch die Auszeichnung an Bluse und Rockkragen der Militärzöglinge. *Amerling* hieß in der österr. Soldatensprache der Feldwebel!

4. *3. Hoch- und Deutschmeister*: (*Wiener*) *Edeknaben*. Der Name soll auf die Bevorzugung des Regiments durch Kaiser Josef II. anspielen.

**Wiener Kinder*. Die Bezeichnung wird von (E.*) ausdrücklich abgelehnt, ganz ähnlich wie *Münchener Kindl* für das 1. b. Inf.-Rgt. (mit Recht) bestritten wird. Beide sind wohl nur literarisch.

**Hoch und Nieder*. Leicht verständlicher Volkswitz.

Hoch und Spleni. Erklärung (E.): General Baron Splenhi war der Inhaber eines ungarischen Regiments, das vor vielen Jahren in Wien mit dem 4. *3.* zu einer Brigade vereinigt war, die deshalb *Hoch und Splenhi* genannt wurde. Nach Versetzung des ungar. Regiments blieb der Name beim 4. *3.* und wurde erst später mit dem englischen spleen in Verbindung gebracht, das in Wien den Begriff des Hoch-hinaus-wollens enthält. — Somit ein Beispiel für die beliebten Spitznamen für „vornehme“ Regimenter. Vgl. etwa: das 1. Regiment der *Christenheit* = 1. Garde-Rgt. 3. *F.*

**Schadeln*, wegen der geschneitelten Frisur. — Vgl. *Saarschnitt-Bataillon* (beim Inf.-Rgt. Nr. 78), wo besonders auf kurzgeschnittene Haare gesehen wurde.

Kennerbua m. Als Grund dieser Bezeichnung wird angegeben²¹⁾: weil sich das Regiment im Kriege nicht immer tapfer gehalten hat. Eine andere Erklärung will den Namen von „Kennerplatte“ ableiten, einer nach ihrem Anführer genannten Bande von Wiener Plattenbrüdern der Vorkriegszeit. Es läßt sich aber nicht feststellen, wann die Bezeichnung zuerst erscheint, und damit ergibt sich eine ähnliche Lage wie beim bayer. Inf.-Leibrgt., dessen Spitzname *Heufresser* einerseits aus einer Anekdote der Vorkriegszeit erklärt wird, andererseits entstanden sein soll, „weil sie zuerst im Graben liegen“; nur läßt sich hier einwandfrei nachweisen, daß der Name alt, die bosshafte Erklärung also später erfunden worden ist — eine Warnung bei Erklärungsversuchen! — Zum Namen *Kennerbua m* wäre übrigens auch noch zu bedenken, daß das Regiment in Wien in der *Kenneweger* Infanterie-Kaserne lag.

Die Menge der Beinamen dieses Regiments weist auf seine Volkstümlichkeit hin. Ich habe von keinem anderen österr. Regiment so viele Namen feststellen können, während in Deutschland viele Regimenter eine ganze An-

*) Zu den Abkürzungen (E. = v. Einem, Kl. = Klausmann, Kr. = Krebs) vgl. die Anmerkungen.

zahl von Bezeichnungen hatten, was z. T. in der Vielheit der deutschen Staaten begründet ist, wo natürlich jedes heimatische (Weib-)Regiment besonders galt.

8. **IR. „Erzherzog Karl Stephan“.** „Sie nennen sich *Brü n n e r D e u t s c h m e i s t e r.“ Hier ist D e u t s c h m e i s t e r zum auszeichnenden Namen geworden. — Vgl. F a l s c h e M a i k ä f e r (oder J u n i k ä f e r) = 3. Garde-Rgt. z. F., weil die Uniform bis auf die gelben Knöpfe mit der der (echten) M a i k ä f e r = Garde-Füsiliers übereinstimmte.

11. **IR. „Johann Georg, Prinz von Sachsen“.** *W a l l e n s t e i n e r, „ehem. Regiment zu Fuß des Grafen Albrecht von Waldstein“. — Vgl. G n e i s e n a u e r = Gren.-Rgt. Graf Gneisenau Nr. 9; weiter: Regiment S t u l p e n s t i e b e l = Inf.-Rgt. v. Stülpnagel Nr. 48.

*A s c h e n g r a u e. Nr. 1 gibt an, daß die Regimenter 11, 24, 33 und 51, die aschgraue Egalisierung trugen, mit dem Refrain des „bekannten Reinweberliedes“ begrüßt wurden:

A schengraue, zwetschenblaue,
bum, bum, bum!

8. 2. **IR.**; vgl. ferner R o t k e h l c h e n, die Bezeichnung des Holstein. Inf.-Rgts. Nr. 85 bei der Marine (nach dem roten Kragen).

14. **IR. „Ernst Ludwig, Großherzog von Hessen und bei Rhein“.** M o s t s c h ä d e l n, da Standort und **GR.** Sitz in Oberösterreich, dem Lande des Mostes, sind. — Vgl. A p p e l w e i n s c h w a d r o n = 2./ Dragoner-Rgts. Nr. 5, die zeitweise in dem durch seinen Apfelwein bekannten Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. lag; der Spitzname M o s t k ö p f für die Bewohner von Lindau i. B.¹²⁾ ist nicht auf das dortige Infanterie-Rgt. übertragen worden. Ähnlich sind nach der Herkunft des Ersatzes benannt: die H o l s t e i n e r B a u e r n = Manen-Rgt. 15 (in Saarbürgen, Bothr.), dessen Ersatz aus Schleswig-Holstein kam.

H e s s e n, nach dem Inhaber, weit verbreitet¹³⁾. — 8. 11. **IR.**: W a l l e n s t e i n e r.

19. **IR. „Erzherzog Franz Ferdinand“.** Nr. 2: „sie nennen sich immer noch (1895) R u d o l f e r nach dem verewigten Kronprinzen, dem langjährigen Inhaber des Regiments“. — Vgl. E l i s a b e t h e r = Königin Elisabeth Garde-Gren.-Rgt. Nr. 3; weiter: O l g a - W ä b l e = Gren.-Rgt. Königin Olga (1. Württ.) Nr. 119; W i l l e m s g r e n a d i e r e = 6. b. Inf.-Rgt. Kaiser Wilhelm, König v. Preußen.

22. **IR. „Graf von Sach“.** *O s t i a - R e g i m e n t, nach dem italienischen Fluch: Corpo d'ostia. *K a k e l m a c h e r. Beide Namen spielen auf die zahlreichen italienischen Elemente im Regiment an, das in Mostar lag (1912 von Zara, **GR.** Sinj). — Vgl. D a m m i c h - B r ü d e r = (sächs.) Schützen-Rgt. Nr. 108 nach einem häufigen schlesischen Fluch; Regiment M e i n e F r e s s e = Füf.-Rgt. Nr. 36 nach diesem dort oft gebrauchten Ausdruck; F u l d e r = Kurhess. Inf.-Rgt. Nr. 81, bei dessen Ersatz viele Saisonarbeiter aus der Gegend von Fulda waren, die sich keiner besonderen Wertschätzung erfreuten.

E i e r s p e i s - R e g i m e n t. — 8. 2. **IR.**

24. **IR. „Ritter von Rummer“.** A s c h e n g r a u e. — S. 11. **IR.**

27. **IR. „Albert I., König der Belgier“.** Belgier, nach dem Inhaber, weit verbreitet¹⁴⁾. — Vgl. S c h w e d e r = Füß.-Rgt. Königin Viktoria v. Schweden Nr. 34.

Kanari, wegen der kaisergelben Egalisierung. — Vgl. **Kanarienvögel** = Inf.-Rgt. Nr. 118 u. a. mit gelbem Auszeichnungstuch. Merkwürdigerweise wird aber dieser Name für keines der anderen **Gier speis-Regimenter** (s. 2. **IR.**) angegeben.

28. **IR. „Viktor Emanuel III., König von Italien“.** Prager, Prager **Pepici**; das **EBR.** war in Prag, wo auch das II. Btl. lag. ***Podskaler** nach einer ehemaligen Flößersiedlung in Prag. — Vgl. **Berliner Jungens** = Füß.-Rgt. Nr. 35, das sich aus Berlin ergänzte; **Reffschändler** = Garde-Schützen-Batl., dessen Ersatz früher größtenteils aus dem Kanton Neuchâtel kam.

***Böhmische Deutschmeister.** — S. 8. **IR.**

31. **IR. „Bucherna“.** ***Strelizer**, nach dem früheren Inhaber, dem Großherzog von Mecklenburg-Strelitz. — S. 27. **IR.**

Gier speis-Regiment. — S. 2. **IR.**

32. **IR. „Kaiserin und Königin Maria Theresia“**, das „**Budapester Hausregiment**“ (Nr. 1). ***Ungarische Deutschmeister.** — S. 8. **IR.** Das Regiment hatte die gleichen Aufschläge und Knöpfe wie das 4. **IR.**

Hendlfänger-Regiment (Csirke fogó ezred). Wahrscheinlich aus einem Manöver-Erlebnis entstanden. — Vgl. **Hennenfänger** = 13. b. Inf.-Rgt.; **Gänswürger** = 10. b. Inf.-Rgt. Mit Anekdoten verbundene Namen waren im deutschen Heere ziemlich häufig.

33. **IR. „Kaiser Leopold II.“.** A s c h e n g r a u e. — S. 11. **IR.**

38. **IR. „Alfons XIII., König von Spanien“.** **Mollináry-baka** (Milmáry-b. Nr. 2). **M.** war der frühere Inhaber des Regiments, ein ungarischer General. **Baka** = Infanterist, zu ungar. bakancs = Schnürschuh wovon der Ausdruck **Rommispadln** = Schuhe abgeleitet wird. — Vgl. etwa **Gottlieb-Rgt.** = **Ulanen-Rgt.** Graf (Gottlieb) von **Gaeseler** Nr. 11.

***Mollináry-nyúl** (Hase), weil Soldaten des Regiments im Manöver einem Hasen nachliefen. — S. 32. **IR.**

41. **IR. „Erzherzog Eugen“.** ***Czernowitzer.** Standort und **EBR.** Czernowitz. — Vgl. **Moabiter** = 2. Garde-Ulanen-Rgt.; weiter: **Moabiter Weichen** = 4. Garde-Rgt. 3. J. mit blauen Schulterklappen; **Päseuoker** = Kürassier-Rgt. Nr. 2 in Pasewalk; englische **Aussprache! Rastno!**

***Kellner.** Nach dem früheren Inhaber, Baron **K.** — Vgl. **Barfüßer** = Inf.-Rgt. Graf **Barfuß** Nr. 17; **Kleister** = Gren.-Rgt. Graf **Kleist** v. **Hollendorf** Nr. 6; weiter: **Hornvieh**, **Hornochsen** = Inf.-Rgt. v. **Horn** Nr. 29.

42. **IR. „Ernst August, Herzog von Cumberland...“.** ***Briefträger.** Die Aufschläge des Regiments waren orangefarben, wie die der österr. Briefträger. Von den Regimentern mit gleichem Auszeichnungstuch

hatte das deutsche JN. 59 denselben Namen, nicht aber die ungarischen Nr. 63 und 64! — Vgl. Briefträger = Garde-Gren.-Rgt. Nr. 5 mit gelbkamelgarnener einfacher Krone wie die preussischen Briefträger (ebenso hießen aber auch die Torpedobootsmatrosen wegen der roten Krone an den Mützen); weiter: P o s t b u b e = Dragoner-Rgt. Nr. 26 mit zitronengelber Abzeichenfarbe.

44. JN. „Erzherzog Albrecht“. *Albrechtler. — S. 19. JN. — *F é l j o b b — b a k a (Halbrechts-Infanterist). Von Nr. 2 ohne Begründung angeführt. *R o s s z — s e b — b a k a (Böse Wunden-Infanterist). Nach dem ungr. Fluch: A rossz seb egyen meg (Eine böse Wunde hole dich), der im Komitat Somogy üblich ist (EBR. Kaposvár!) — *T o l n a i b a l t á s S. 22. JN. (Tolnaer Beilträger). „Die Soldaten vom Tolnaer Komitat im 44. und 69. JN.“ (Nr. 2 ohne Erklärung).

48. JN. „Rohr“. *Eisernes Regiment, wegen besonderer Auszeichnung in der Völkerschlacht bei Leipzig. Literarisch? — Vgl. Eisenfresser = Inf.-Rgt. Nr. 56.

49. JN. „Freiherr von Hef“. Hesser, ebenso bekannt¹⁸⁾ wie Hesse n (14. JN.). — S. 41. JN.

M e h l s t a u b e r, wegen der hechtgrauen Egalisierung; auch weit verbreitet¹⁹⁾. Weinkopf²⁰⁾ bringt den Liedanfang: „A Mehlstauber bin i, a fischer Soldat“ aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. — Vgl. die S t o o b i g e n = 3. Garde-Mann-Rgt., dessen gelbe Aufschläge, wenn sie älter wurden, wie verstaubt aussahen; M e h l s ä d e hießen in Deutschland die Küraffiere (mit weißem Koller!).

50. JN. „Friedrich, Großherzog von Baden“. *Badenser. — S. 14. JN.

51. JN. „v. Boroebic“. A s c h e n g r a u e. — S. 11. JN.

54. JN. „Alt-Starhemberg“. *Hannaken. Nach der Hanna, der fruchtbaren Ebene südl. von Olmütz, dem EBR. des Regiments. — Vgl. H a n a k e n = sächsl. Garde-Reiter-Rgt., dessen Ersatz vielfach aus Wenden bestand²¹⁾; S t e i n p f ä l z e r = 6. b. Inf.-Rgt., Ersatz aus der Oberpfalz; weiter: H u p f e r = 9. b. Inf.-Rgt., Ersatz aus der Rheinpfalz, deren Bewohner diesen Spitznamen haben.

59. JN. „Erzherzog Rainer“. *Salzburger Apler. Der Regimentsstab kam 1912 von Salzburg; 1914 waren dort noch das IV. Batl. und das EBR.

Briefträger. — S. 42. JN.

S t i e r w a s c h e r, ursprünglich Spitzname der Salzburger²²⁾. — Vgl. N ü r n b e r g e r H e r r g o t t s s c h w ä r z e r = 14. b. Inf.-Rgt., eigentlich Spitzname der Nürnberger²³⁾.

Die Übertragung eines Ortsnamens vom Standort auf ein Regiment ist in Deutschland wie in Österreich selten (s. 14. JN.).

Die R a i n e r, nach dem Inhaber des Regiments. S. 11. JN. — Die Endung -er des nicht sehr häufigen Namens Rainer legte diese Wendung nahe. Welche Vorstellung wurde damit verbunden? (Grenze? Hang?)

69. JN. (Wakat). T o l n a e r B e i l t r ä g e r. — S. 44. JN.

71. **Inf.** „**Salgosh**“. ***Astelbinder**. Standort und **EBR.** Trenčín, „die Trenčšiner Gegend, wo die slowakischen Kesselfüßler zuhause find“ (Kr. 1). — S. 22. **Inf.**

76. **Inf.** „**Freiherr von Salis-Soglio**“. ***Odenburger Deutschmeister**. Stab 1898 von Sopron (Odenburg); 1914 I. Batl. und **EBR.** Sopron. — S. 8. **Inf.**

77. **Inf.** „**Philipp, Herzog von Württemberg**“. **Schimshim**. I. Batl. und **EBR.** Sambor. Das Regiment hatte viele Polen, deren Aussprache (7 — 7) den Spitznamen ergab¹⁷⁾. — Vgl. **Piepenjungs** = **Inf.-Rgt.** Nr. 55 in Detmold, Hörter und Bielefeld (ndt. für Pfeife); **Sieder** = **Inf.-Rgt.** Nr. 102 in Bittau, wegen des in schles. Rede beliebten Flichwortes *oć*.

Hierher gehört auch die Bezeichnung ***Ruschtju-Regimenter** im Wiener Volksmund für die rumänischen Regimenter, von *nu stiu* = ich weiß nicht.

81. **Inf.** „**Freiherr von Waldstätten**“. **Ziegelschupfer**. Ziegel- (karmesin-)rote Auszeichnungsfarbe hatten außer diesem Regiment noch **Inf.** 82, 84 und 96, für die ich den Namen aber nicht gefunden habe. — Vgl. **Badsteinbrenner**, **Ziegelsteine** = **Leibgarde-Inf.-Rgt.** Nr. 115 mit ponceauroten Armelpatten und Schulterklappen.

84. **Inf.** „**Freiherr von Volfras**“. ***Rote Deutschmeister**; karmesinrote Aufschläge, Ersatz aus den Vororten Wiens! I. Batl. und **EBR.** Wien. — S. 8. **Inf.**

99. **Inf.** (Batat). **Kanari**. — S. 27. **Inf.**

10. **Jäger-Btl.** „**Ropal**“. **Ropal-Jäger**, nach dem ehemaligen Kommandeur des Regiments, Oberst Ropal, unter dem es sich bei **Custozza** auszeichnete. — Vgl. **Miros-Reiter** = 3. **Ulanen-Rgt.**, dessen Kommandeur 1866 v. **Miros** war.

Schützen-Rgt. Nr. 21: **Edelweiß-Buam**¹⁷⁾. Das Regiment ist in der „Dislokation“ von 1914 nicht nachzuweisen; es scheint also im Kriege errichtet worden zu sein und böte damit ein Beispiel für die Neubildung eines Regimentsnamens, wenn dieser auf das Regiment beschränkt wäre. Das kann ich aber nicht nachweisen. — Vgl. **Edelweiß-Buam** = „**Tiroler Regimenter**, bzw. das deutsche **Alpenkorps**“²¹⁾; Abzeichen: **Edelweiß** an Kragen oder Mütze.

Kavallerie

Dragoner-Rgt. Nr. 3 „**Friedrich August, König von Sachsen**“. **Sachsen-Dragoner**. — S. 14. **Inf.**

Dragoner-Rgt. Nr. 5 „**Nikolaus I., Kaiser von Rußland**“. **Sterz-Dragoner**, weil der Ersatz des Regiments aus Steiermark (**ER.** **Marburg**) kam, wo viel **Sterz** (= **Mehlspeise**) gegessen wird (**E.**). — Vgl. **Hesafleiß-Soldaten** = 7. **b. Inf.-Rgt.** in **Bahrenuth**; **Heseklöße** sind eine **Leibspeise** der Gegend.

Dragoner-Rgt. Nr. 11 „**Kaiser**“. **Kaiser-Dragoner**. — S. 1. **Inf.**

Dragoner-Rgt. Nr. 13 „**Prinz Eugen von Savoyen**“. ***Savoyarden** wird von **E.** ausdrücklich abgelehnt. Er gibt dafür (mit **RI.**) **Savo-**

hen-Drögoner an. Savoharden scheint ein (gelegentlich gebrauchter) Ausdruck der Kasinosprache zu sein. — E. Drag.-Rgt. Nr. 14.

Drögoner-Rgt. Nr. 14 „Fürst zu Windisch-Grätz“. Windischgrätz-Drögoner. — E. 11. Jk. usw.

*Blancs becs, Selbstschäbel (von Kolin). Nr. 1 (E. 15) erzählt zu diesem (in der Hauptsache doch wohl literarischen) Namen: Als der Kommandeur des Regiments in der Schlacht bei Kolin (1757) mit seiner jungen Mannschaft angreifen wollte, sagte Feldmarschall Daun: „Vous ne ferez pas grande chose avec vos blancs becs“. Das Regiment zeichnete sich aber aus und erhielt viele Vorrechte, die sich bis auf den heutigen Tag (1892) erhalten haben. — E. betont: Seltsamerweise gibt es keinen Namen, der auf das seltsame Privileg anspielt, daß seit Kolin weder Mann noch Offizier einen Schnurrbart tragen durfte. — Nr. 1 bringt aber noch den Namen *Backenbärtler, der E. also anscheinend nicht mehr bekannt war.

Drögoner-Rgt. Nr. 15 „Erzherzog Josef August“. Weiße Drögoner, Edelweiß-Drögoner, wegen der weißen Aufschläge. — Vgl. Milchbube, abgeschlechte Milchspäße = Drag.-Rgt. Nr. 25 mit weißer Abzeichenfarbe.

Für die Jk. Nr. 92 und 94 mit weißer Egalisierung ist mir kein Name bekannt geworden.

Husaren-Rgt. Nr. 1 „Kaiser“. Kaiser-Husaren. — E. 1. Jk. — Vgl. noch Kronprinz-Husaren = Leib-Hus.-Rgtr. Nr. 1 und 2, deren Kommandeur Kronprinz Wilhelm von Preußen war.

Husaren-Rgt. Nr. 2 „Friedrich Leopold, Prinz von Preußen“. *Szeffler. Standort bis 1900 und Ek. Nagyszeben (Hermannstadt). Die Szeffler sind „ein Völklerrest sehr umstrittener Herkunft im Osten Siebenbürgens“. — E. 41. Jk.

Husaren-Rgt. Nr. 5 „Graf Radetzky“. Radetzky-Husaren. — Vgl. Ziethen-Husaren = Hus.-Rgt. v. Ziethen Nr. 3.

„Jahgier und Rumanier Husaren-Rgt. Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches . . .“ Nr. 13. *Gott-erhalte-Husaren; von Nr. 2 ohne Erklärung mitgeteilt.

Ulanen-Rgt. Nr. 2 „Fürst zu Schwarzenberg“. *Hamerschmiede; ohne Begründung.

Schwarzenberg-Ulanen, von E. mit der Bemerkung angegeben: nur in der Armee, nicht im Volksmunde. — Der Name findet sich schon bei Kl.! — E. Hus.-Rgt. Nr. 5.



Rechnamen für österr. Artillerie-Regimenter sind mir nicht bekannt geworden; E. gibt an, daß einzelne Artillerie-Rgtr. keine Namen gehabt hätten.

Von anderen Waffen kenne ich nur noch die *Kadletten, das Eisenbahn- und Telegrafsen-Rgt., dessen Angehörige an beiden Seiten des Waffenrocktragens ein Flügelrad trugen. — Vgl. Regiment Blißbündel oder Blißjungen = preuß. Telegrafsenbatl., das früher ein

Wißbündel auf den Schulterklappen trug (später ein **L**, daher **L-L** t ä g e r oder die **L ü c h t i g e n**).

Zum Schluß sei noch festgestellt, daß verschiedene Gebiete, die im deutschen Heere eine reiche Ausbeute von Spitznamen liefern, im österreichischen fehlen. Das lag z. **L**. an der Uniform; so bei der in Deutschland außerordentlich beliebten Ausdeutung der Nummern und Namenszüge auf den Schulterklappen (vgl. **Streichhölzer**, [**Trommelschlege**] = Inf.-Rgt. Nr. 1 und 111, [11]; **Arbeiter-Verein** = Füf.-Rgt. Nr. 86 mit Monogramm **W** = **Auguste Viktoria**). Dann fehlen Benennungen nach der ganzen Uniform (vgl. **Kaffeeböhnchen**, **Kaffeetungen**, **Rebhühner** = Hus.-Rgt. Nr. 4 mit brauner Uttila, **Leuchtkäfer** = Hus.-Rgtr. Nr. 3 und 5 mit roter Uttila). Das Lederzeug war bei allen österreichischen Regimentern schwarz, also konnten auch keine Namen entstehen wie **Kiwitts** oder **Kalbbrenner** = I. und II. Batl. Gren.-Rgts. Nr. 2 bzw. 8, mit weißem Lederzeug, im Gegensatz zum III. Batl. Auch für deutsche Bezeichnungen, die aus dienstlichen Besonderheiten entstanden, habe ich keine Gegenstücke gefunden (vgl. **Flichsneider** = Inf.-Rgt. Nr. 27, dessen Leute Hose und Rock ganz selbst flicken mußten; **Wurstmacher** = Inf.-Rgt. Nr. 37, bei dem geschlachtet wurde usw.).

Endlich habe ich auch noch keine Angaben über Zursufe bekommen, wie sie im deutschen Heere sehr beliebt waren (z. B. **tsch! tsch!** für die **Genenfangen**, **gagagad!** für die **Gänswürger**; s. 32. ZR.).

Alle Beobachtungen werden aber unsicher bleiben, solange nicht mit möglichster Vollständigkeit festgestellt ist, welche Namen es im altösterreichischen Heere gegeben hat. Ich hoffe immerhin gezeigt zu haben, daß der Stoff wohl der Beachtung wert ist und wiederhole deshalb meine Bitte⁶⁾, mir weiteres Material zukommen zu lassen.

Anmerkungen:

¹⁾ 6. Jahrg. (1933), S. 83ff.

²⁾ Vgl. P. Horn, Deutsche Soldatensprache. Gießen 1905, S. 13. — O. Maurer, Deutsche Soldatensprache. Straßburg 1917, S. 122: Offiziere.

³⁾ Vgl. meine Zusammenstellung „Die Leiber kommen“ (Die Einkehr, Unterhaltungs-Beilage der Münchener Neuesten Nachrichten v. 7. 3. 1928).

⁴⁾ Kl. S. 148.

⁵⁾ Dislocation und Einteilung des k. u. k. Heeres. Wien (Seidel) 1914.

⁶⁾ Hier darf ich wohl gleich die Bitte an alle Leser anschließen, mir weiteres Material aus den alten Heeren Deutschlands und Österreichs mitteilen zu wollen. Ich bin für Regimentsnamen und Zursufe ebenso dankbar, wie für soldatische und vollstümliche Legte zu Signalen und Märschen.

⁷⁾ Oster werden zu nennen sein: A. D. Klausmann, Der Humor im deutschen Heere. I. II. Berlin und Leipzig v. J. (Kl.) — G. Krebs, Militärische Redensarten und Kunstausdrücke. Wien 1892. (Kr. 1). — Derf., Militärische Sprichwörter und Redensarten. Wien 1895. (Kr. 2).

⁸⁾ Vor allem von k. u. k. General a. D. W. v. Finem (1928) = E.

⁹⁾ Ich beschränke mich deshalb darauf, die **n u r** von Kr. mitgeteilten Namen, also eine ältere Schicht, mit * zu kennzeichnen. Die übrigen gehören etwa in die Zeit von 1900 bis zum Kriegsende (was natürlich nicht ausschließt, daß sie auch schon früher entstanden sein können). Einige Belege, die das Fortleben einzelner Namen auch nach dem Kriege zeigen, sind besonders angeführt.

¹⁰⁾ Der Name ist ein Beispiel dafür, daß nicht etwa nur Bildungen mit „**Kaiser**“ usw., sondern auch wirkliche Spitznamen zu Ehrennamen wurden. Er

wurde bis in den Weltkrieg „mit Bewußtsein gepflegt und hochgehalten“. 1903 erschien eine Geschichte des 4. b. Inf.-RgtS. unter diesem Titel (v. Stapp, Berlin). — Für Österreich kann ich bisher nichts Ähnliches nachweisen.

¹¹⁾ Grüll und Pruscha. S. Anm. 1.

¹²⁾ Bronner, Bayer. Schelmenbüchlein. Dießen 1911. S. 189.

¹³⁾ J. B. bei L. Trentler, Kampf in den Bergen.

¹⁴⁾ J. B. bei Achleitner, Geschichten aus den Bergen (Reclam) II. 106.

¹⁵⁾ J. B. bei Brehm, Apis und Efte. S. 440.

¹⁶⁾ J. B. A. Pfalz, Bauernlehr' und Bauernweis'. Wien 1914. S. 109.

¹⁷⁾ E. Weintopf, Von unserer Soldatensprache. (Österr. Rundschau LV (1918), S. 4, S. 180/82).

¹⁸⁾ Woher kommt die Benennung „Ganaten“ für eingerückte Urlauber in Bayern vor 1868? (Bl. 2. S. 222).

¹⁹⁾ Die Sage von den Stier-(Jodl-)Waschern ist zu finden bei Ziska, Österr. Volksmärchen, hg. v. Blümml. Leipzig 1906. S. 28/29.

²⁰⁾ Bronner, a. a. O. S. 92.

²¹⁾ Staff-Bormann, Schwere Broden. Magdeburg 1925. S. 44.

Das südmährische Volkslied

Von Herbert Horntrich

Die südmährische Volksliedarbeit ließ lange Zeit zu wünschen übrig, vielleicht weil man die vorhandenen Lieder für unbedeutend ansah, meist aber, weil man an dem Vorhandensein eines südmährischen Volksliedes überhaupt zweifelte. In der Tat sind ja die südmährischen Weinbauern von den stammesgleichen niederösterreichischen nur durch die politische Grenze getrennt und dies erst seit 1918. Vorher fand zwischen der Bevölkerung diesseits und jenseits der Grenze ein reger Verkehr statt und besonders Wien hatte zum Südmährerland mannigfache Beziehungen. So segensvoll diese für die Wirtschaft waren, so unheilvoll waren sie für das Eigenleben der Bauern.

Für das Volkslied ergibt sich aus dem Gesagten zweierlei: erstens die Wesensgemeinschaft mit dem österreichischen Volkslied und zweitens das Eindringen volksliedfremder, lediglich volkstümelnder Elemente — Wiener Couplets, Fiakerlieder u. a.

Kein anderes sudetendeutsches Gebiet ist so offen, so zugänglich wie Südmähren, kein anderes sudetendeutsches Gebiet so sehr fremden Einflüssen ausgesetzt. Wie von Süden die Nähe Wiens, wirkt von Norden — und dies besonders seit dem Umsturz — die Nähe Brünns. Die Pollauer Berge, die Thaha und die südmährischen Weinkeller sind Hauptanziehungspunkte für das Wochenende der Großstädter. Zahlreiche Verkehrslinien durchziehen das Land, von denen die Reichsstraße Brunn—Wien die wichtigste ist.

Unter diesen Umständen mußten die Schätze der Volkskunde vergessen oder wenigstens unter städtischer Übertünchung begraben werden. Tracht und Tanz fielen zuerst. Der unmittelbarste Ausdruck der Volksseele aber ist das Lied und dieses hält sich, wenn auch verzerrt und verunstaltet. Will man heute südmährische Volkslieder aufzeichnen, darf man nicht die großen Marktplätze an den Bahnlinsen oder der Reichsstraße aufsuchen. In die abgelegenen Dörfer muß man wandern, die nur dem Volkskundler zu gefallen

vermögen. Als solche seien hier die Orte Weißstätten, Tresskowitz und Moskowitz (lediglich als drei von vielen) genannt.

Weißstätten im Gerichtsbezirk Pohrlitz ist für die ganze deutsche Volksliedforschung von einiger Bedeutung: Ist es doch die Heimat des Vaters Walter Hensels, des Gründers der Finkensteiner Bewegung. Hensel selbst war hier wiederholt bei seinen Verwandten zu Besuch und hat bei dieser Gelegenheit Volkslieder aufgezeichnet und einige davon in seinen Siederblättern veröffentlicht, z. B. im „Aufrecht Fähnlein“ das Lied „Geint scheint der Mond so schön“:

Geint scheint der Mond so schön,
will i zum Dirndl gehn,
will i zum Dirndl gehn,
weil er so scheint, bei der Nocht.

Als i vors Fenster komm,
fang i zu klopfen an,
sie dreht sich dreimal um,
frog: Wo gehst rum? (bei der Nocht)

Wo wir i denn rum gehn?
das kannst du leicht erseh'n,
daß i zu dir hergeh,
Dirndl, steh auf! (bei der Nocht).

Etwas verändert wird dieses Lied auch in Osterreich, im Böhmerwald*) und im Egerland gesungen. Ein Vergleich der südmährischen und der Egerländer Fassung ist sehr aufschlußreich: die Egerländer Weise ist bewegter, reicher an großen Intervallen, die südmährische ruhiger, behäbiger.

Damit haben wir bereits ein Kennzeichen des südmährischen Liedes gewonnen. Auch in anderen Liedern zeigt sich das Bestreben, eine möglichst flache Linie der Melodie einzuhalten.

Bedingt ist dieses Bestreben in erster Linie zweifellos durch die südmährische Mundart, die reich an langen Selbstlauten und Zwiellauten ist. Vielleicht aber können wir darin auch einen Spiegel der südmährischen Landschaft sehen: das südmährische Flachland mag auf die Bildung der Volksweisen denselben Einfluß haben wie die Alpenberge auf die Bildung der Jodler. Und es wird wohl ein Grundzug aller Völker sein, ihr Lied der Landschaft anzupassen.

Neben der Landschaft sind es die Menschen, deren Ebenbild wir in ihren Liedern finden können. Das reiche Land und der eigene Wohlstand haben den südmährischen Bauern zu einer praktischen, sachlichen Denkungsart erzogen. So sind auch seine Lieder. Meist liegt ihnen ein reicher Inhalt zugrunde, der in knappen Worten erzählt wird. Von diesen Gesichtspunkte aus finden auch die vielen Zähl- und Zahlenlieder ihre Erklärung. Sie sind Ausdruck des südmährischen Bauernrealismus.

*) Fünf Fassungen mit Singweisen bei G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde, I., S. 166ff, Nr. 109a—e.

Das Bestreben, Ereignisse zu berichten, paart sich in den Heiligenliedern mit der katholischen Strenggläubigkeit des süd-mährischen Bauernvolkes. In Mostowitz bei Znaim gibt es ein uraltes Lied, dessen Weise auf dem Fünfstrophensystem aufgebaut ist, das *Laurenzilied*:

Reit aus ein Knab, reit aus ein Heid,
reit seiner Liebsten vor die Tür,
da stand ein kleines Kind dafür.
„Wo ist denn deine liebe Mutter?“
„Sie ist bei ihren Freunden.“
Sobald der Heid die Red hat gehört,
er dem kleinen Kind die Red verkehrt.
Er liehet gleich ausfenden,
ein glühnden Ofen herbringen.
Der Ofen und der war glühend heiß,
worauf man legt das kleine Kind
und das man allzeit wiedrum findt.
Seine Mutter ging herume und weinet also sehr.
„Weint nicht, weint nicht, herzlichste Mutter mein,
auf diesem Ofen leid ich keine Pein.
Ich lieg auf diesem Ofen als wie in kühlem Rasen.“

Die zweite Strophe schildert, wie *Sanct Laurenz* in einen Kessel siedenden Oles geworfen wird und dabei seiner Mutter zuruft: „Ich lieg in diesem Oe als wie im kühlen Tawe.“ Die dritte Strophe erzählt das *Marthyrrium* mit dem glühenden Roste und schließt mit einer *Ablastkündigung*:

„Das ist das heilige *Laurenzilied* und wer es singt, den hat Gott lieb. Und wer es singt im Jahr einmal im Haus, da kommt das Jahr kein Feuer aus.“

Ein zweites *Märthrerlied* ist das *Sanct-Katharinalied**) von *Lehrer Max* aus *Weißstätten*, dem wir auch die Kenntnis des *Laurenziliedes* verdanken, in *Mostowitz* ausgezeichnet. Eine eigene Gruppe geistlicher Lieder bilden die *Weihnachts-* und *Neujahrslieder*. Zu *Neujahr* gehen in *Südmähren* Kinder und arme Leute von Haus zu Haus „an-singen“ und werden dafür mit *Neujahrsgaben* belohnt.

Man kann also in *Südmähren* eine reichhaltige *Volksliedepit* finden. *Chriſtliche Lieder* sind dagegen selten. Ihr besonderes Kennzeichen ist ungeschlachte *Derbheit*. Nur manchmal, wenn eine *Beziehung zur Natur* hergestellt wurde, kam auch ein zartes *Liedchen* zustande. Hier wäre an das von *Walter Hensel* ausgezeichnete und in einem seiner *Liederblätter* mitgeteilte „*Mädchen* und *Haselnußstauden*“ zu denken.

Gewiß *hart* in *Südmähren* noch viel wertvolles *Volksgut* der *Erschließung*. Daß ich aber schon jetzt über das *südmährische Lied* urteilen konnte, ist in erster Linie der *Sammelarbeit* der *Frau Prof. Elſe Neumann*

*) Vgl. die *Lieder bei Ost-Böhme*, III., S. 808ff. Das ebd. S. 795f. mitgeteilte *Laurentiuslied* hat mit dem obigen *Liede* nichts *Gemeinsames*.

in Brünn und des Herrn Lehrers May in Weißstätt zu danken. Sie waren nachdem sich in der Vorkriegszeit Josef Göß († 1918) so große Verdienste um das deutsche Volkslied in Mähren und Schlesien erworben hatte,*) in der Nachkriegszeit die ersten, die sich um das Lied der Heimat angenommen und eine Fülle achtenswerter Anregungen gegeben haben.

Veränderungen im Brauchtum eines Sprachgrendorfes

Von Josef Raschel

Die folgenden Ausführungen beziehen sich nicht nur auf merkbare Änderungen, die zum Teil durch die Errichtung der Tschechoslowakischen Republik veranlaßt wurden, sondern auch auf merkliche Umwandlungen in Sitte und Brauch in unserer Ortschaft.

S o l e i s c h e n, im Bezirke Staab bei Pilsen, ein Industriedorf (Spiegelglasfabrik mit 300 Arbeitern), hat 1600 Einwohner, davon 876 deutsche und 685 tschechische. Die weibliche Jugend findet zum Teil Arbeit in der Fabrik oder geht in die Städte (Pilsen, Prag) als Dienstmädchen. Die Dienstmägde der Bauern stammen aus tschechischen Gebieten.

Bis ungefähr zum Jahre 1885 war es am Abende des 30. April, vor der Hexennacht, üblich, daß die Knechte und Bauernsöhne mit langen Peitschen vor den Höfen knallten. Aus unbekannter Ursache unterblieb dies nach und nach. Dafür brennt aber die Dorfjugend an diesem Abende Hexenfeuer ab. Tags zuvor wurden alte Besen gesammelt und in Wagenschmiere getaucht. Brennend ließ man sie dann auf der Straße kreisen. Gegenwärtig wird nur mehr ein einfaches Feuer außerhalb des Ortes entzündet, aber auch dies kommt außer Brauch.

Sonnwendfeiern wurden nicht abgehalten. Zur Bannung der Hexen las die Hausdchter eine Stelle aus dem Johannisevangelium, die Mägde legten Moos auf die Türschwellen und gaben kleine Holzkreuze aus Holunder in die Fenster. Gegenwärtig werden nur mehr am Palmsonntage Palmbüschel zum Schutze gegen Feuersgefahr in die einzelnen Räumlichkeiten gegeben.

Bis zum Jahre 1917 war es bei der bäuerlichen Bevölkerung Brauch, in der Karwoche frühmorgens im Garten zu beten. In der Fastenzeit sind in den Familien Fastengebete („Glaube, Hoffnung und Liebe“) gebetet worden, jetzt wird kaum mehr das Abendgebet gebetet, auch das gemeinsame Tischgebet zu Mittag ist nicht mehr üblich.

Fronleichnam verlor hier seine frühere große Bedeutung als kirchliche Feier. Der Veteranenverein wurde nach 1918 behördlich aufgelöst. Die Feuerwehr, die früher den „Himmel“ trug, rückt ebenfalls, da sich unter den Mitgliedern Freidenker befinden, nicht mehr aus.

*) Seine wertvollen Sammlungen befinden sich im deutschen Volksliedarchiv in Prag.

Am Friedhofe stellten sich die Konfessionslosen aus Gemeindegeldern ein Monument auf. Eingebürgert hat sich in den letzten Jahren der Brauch, am Friedhofe den Toten zu Weihnachten ein kleines Bäumchen, mit Mitterweil behangen, aufs Grab zu geben. Die eisernen, geschmiedeten Kreuze wichen kostspieligen, großen Grabsteinen, meist Kunststeinen. Familiengrabstätten werden von allen Schichten der Bevölkerung angekauft, was früher selten vorkam. Papierblumen als Grabsschmuck zu Allerseelen wurden durch lebende Blumen, meist Chrysanthemem, ersetzt.

Am Abende vor Nikolo gingen ehemals Burschen oder Frauen mit weißen Kleidern und Bischofsmütze, Kute und Bischofsstab von Haus zu Haus und teilten aus einem Sack Nüsse und Apfel aus. Seit 1920 bürgerte sich nach und nach eine Nikoloseier ein, die in den Gasthäusern abgehalten wird, wobei ebenfalls der Nikolaus und ein Krampus kommen. Die Gaben werden schon vor der Feier im Gasthaus abgegeben. Dabei werden nicht nur Kinder, sondern auch Erwachsene beschenkt, wobei ein kleiner Geldbetrag eingehoben wird.

Die Muttertagsfeiern haben sich fast überall eingebürgert. Die Mode ist stark wechselnd und wird gewöhnlich der Stadt nachgeahmt. Durch die freiwillige Geburtenregelung auf 1 bis 2 Kinder haben diese meist eine viel schönere Jugend, werden aber auch viel mehr verhätschelt und verzogen. Bei einigen Kindern höre ich öfters Worte, die wir nicht gebrauchten, z. B. niat a mol für niat, Pfa als Ausdruck für Schmarrn. Die Jungen sah ich heuer am Eise zum ersten Male auf Schlittschuhen sich am Eishockeyspiel vergnügen. Mit Kugeln wird noch immer zur Frühjahrszeit fleißig, mit Patschel und Fisoln jedoch weniger gespielt. Dafür wandert man mehr und spielt viel Fußball, auch Faust- und Handball.

Auf den tschechischen Gruf Na zdar wird jetzt regelmäßig mit „Gruf Gott“ oder einem anderen Grufe geantwortet, was früher oft unterlassen wurde. Der Gruf „Servus“ und „Adje“ wurde durch „Gruf Gott“ oder „Auf Wiedersehen“ verdrängt.

Die alten Hausgeräte und Trachten gehen nach und nach vollständig zugrunde, falls sie nicht im Museum gesammelt werden. Holzräder an Pflügen und Maschinen müssen eisernen Rädern, der Schubkarren, ein Gerät, das in jedem Hofe zu finden war, mußte den kleinen Handwageln weichen. Das Getreide wird zur Erntezeit nicht mehr mit dem Bindnagel, wozu viel Geschick gehört, sondern mit der Hand gebunden.

Nach dem Jahre 1918 traten verschiedene Veränderungen im Dorfleben ein. Das Erstarken der sozialdemokratischen Partei verdrängte den früheren Dorfmaibaum, die tschechische und deutsche sozialdemokratische Partei stellten nun ihren mit roten Bändern geschmückten Maibaum abwechselnd vor dem Vereinsgasthaus auf. Turnen und Sport fand durch die genannte Partei einen großen Aufschwung. Die tschechische Minderheit begeht regelmäßig ihre Fuß-Feier mit Musik und Abbrennen eines Feuers. An dem Umzuge nehmen der „Sokol“ und der tschechische Arbeiterturnverein in ihrer bunten farbigen Tracht teil, was ein ungewohntes Bild in die Ortschaft brachte. Seit dem Vorjahre finden auch gemeinsame würdige Feiern der tschechischen und deutschen Parteien am 28. Oktober statt.

Singen im Freien am Feierabende und Märchenerzählen beim Federnschleifen findet man selten mehr. Die Gesangsvereine können das Volkslied nicht ganz ersetzen. Nur noch gelegentlich bei Dubelsachmusik hört man die alten Gstanzn und Weisen, die sich zur Freude von jung und alt noch erhalten haben.

Zum Lebenslaufe einer Anekdote

Von Otto F. Babler

In der „Prager Presse“ vom 14. Jänner 1933 steht auch die folgende Anekdote:

Der Ehekenner. Der Sohn des englischen Satirikers Jonathan Swift wollte sich sehr jung verheiraten. Ein Freund Swifts machte den Vater auf die allzu große Jugend des Bräutigams aufmerksam und meinte: „Ihr Sohn sollte doch lieber warten, bis er etwas Verstand hat.“ Swift zuckte die Achseln: „Wenn mein Sohn mehr Verstand hat, dann heiratet er auch nicht mehr.“

Nun, man könnte ja vielleicht diesen Ausspruch für authentisch oder doch wenigstens für wahrscheinlich halten, wenn man nicht aus jeder, auch der oberflächlichsten Swift-Biographie wüßte, daß Swift niemals verheiratet war und auch nie einen Sohn hatte, den er hätte verheiraten können. So ließe sich die Anekdote höchstens noch als Beispiel der Sorglosigkeit hinstellen, mit welcher derartige Anekdoten historischen Persönlichkeiten zugeschrieben werden, und sie wäre mit dieser Feststellung erledigt, wenn wir nicht auf Parallelen hinweisen könnten, die sie als Gemeingut der Volksliteraturen erscheinen lassen.

Wolodimir Snatjuß bringt in seiner Sammlung Halizko-ruski anekdoti (Etnografičnyj zbirnyk, Bd. VI, Semberg 1899), S. 11, Nr. 35, folgenden Schwank, den wir auf den ersten Blick als einen ganz nahen Verwandten der obigen Swift-Anekdote erkennen:

Er wird nicht wollen. „Gevatter, warum verheiratet Ihr Euren Sohn? Er ist ja noch ein unvernünftiges Kind“, sagte ein Gevatter zum andern. Der aber entgegnete: „Ja, Gevatterchen, da ist es eben gut, ihn zu verheiraten, solange er noch unvernünftig ist; wenn er einmal zum Verstande kommt, wird er nicht mehr wollen . . .“

Eine anonyme, meiner privaten Information nach vom bosnischen Folkloristen Alija Rametali veranstaltete Sammlung von Rasreddin-Schwänken Nasruddin-Hodža, njegove šale i dosjetke, Mostar 1928, bringt auf S. 11 als Nr. 18 den Schwank in dieser Form:

Rasreddin verheiratete seinen Sohn. Der Hodža Rasreddin verheiratete seinen jüngsten Sohn, und da sagten ihm die Nachbarn: „Hodža, das ist ja noch ein unvernünftiges Kind! Warte doch noch zwei oder drei Jahre, bis er ein wenig Verstand hat, und verheirate ihn dann erst.“ Darauf entgegnete der Hodža: „Ich will ihn eben verheiraten, solange er noch keinen Verstand hat; bis er ein wenig älter wird und zu Verstand kommt, dann wird er nicht mehr zum Heiraten zu bewegen sein . . .“

Als Urahn dieses hier in drei so verschiedenen, aber doch so überraschend nahe verwandten Fassungen gebrachten Schwankes dürfte wohl die nachstehende Anekdote aus Angelo Polizianos *Tagbuch* (Hg. von Albert Besselis, Jena 1929, Nr. 142) gelten:

Als derselbige [Meffer Bartolomeo, der Arzt aus Pistoja] gefragt wurde, warum er im Alter geheiratet habe, sagte er, den Greisen beginne es an Verstand zu gebrechen: als er jung und bei gutem Verstande gewesen sei, habe er sich wohl gehütet; als Greis sei er dann, weniger Klug, hineingefallen.

Dürfen alle diese Fassungen als Glieder einer einzigen Kette angesehen werden und wird es je gelingen, die fehlenden Verbindungsglieder zu entdecken?

Kleine Mitteilungen

Zum Namen der Hegenlage „Meermauer, Mirermauer“

Im letzten Heft 1935 dieser Zeitschrift (S. 158ff.) sagt W. E. Peudert, anknüpfend an Kühnau's Schlesische Sagen bezüglich des Katernamens Meermauer: „Niemand in Schlessien vermag darüber Auskunft zu erteilen. Der Name ist ein Rätselvort!“ Meiner Meinung nach ist das deutsche „Mirermauer, Meermauer“ eine Verballhornung aus tschech. mrňaur, mňaur (zum Verbum mňoukati, mrňoukati ‚miauen‘), das „Miauer-Kater“ bedeutet. Die Fassung der Sage bei Bernaleken geht jedenfalls zurück auf Krolmus, Staročeské pověsti u. s. w., II. Bd., S. 42 (Prag 1847): Mrňaur čili Mňaur Kocoura žve na pohřeb „Der Mrňaur oder Mňaur läßt einen Kater zum Begräbniß ein“. Nach Krolmus wird diese Sage um Melnik, Labor, Přelouč u. a. erzählt. Zu Grunde liegt der Glaube, daß ein siebenjähriger Kater zu einem Teufel werde (Krolmus, ib. II 44). — Nach Schlessien kann der Name „Meermauer“ durch literarische Vermittlung oder auf mündlichem Wege (Fuhrleute, Handwerksburschen) gekommen sein.

Prag.

Edmund Schneeweiß.

Zur Geschichte der Staatshymne

Am 21. Dezember 1934 feierte unsere Staatshymne die 100. Wiederkehr ihrer Erstaufführung in der Fosse „Fidlovačka“ am Prager Ständetheater. Aus diesem Anlaß dürfte der Hinweis nicht unangebracht sein, daß dieses Lied mit seiner schlichten ergreifenden Melodie schon während des Weltkrieges von Soldaten deutscher Volkszugehörigkeit mit folgendem Text gesungen wurde:

„Wo ist mein Heim, mein Vaterland?
Wasser rauscht durch grüne Triften,
Kiefernwald von Berg und Klüften,
Paradies ist die Natur.
Das ist meine schöne Heimat,
(:Böhmen ist mein Vaterland!:)“

Und lange vor dem Kriege, etwa in der Zeit um die Jahrhundertwende, spielte mir der Zufall in meinem ersten Anstellungsort Eggern (N.-D.) ein Flugblatt mit einem deutschen Text zu dem Liede „Kdo domov máj?“ in die Hand, von dem mir aber leider nur die ersten drei Verszeilen in Erinnerung blieben; sie lauteten:

„Wo find' ich dich, mein Vaterland?
Wo durch Auen Bäche rauschen,
Berg' und Täler Grüße tauschen...“

In Wien erlebte das „Kde domov můj?“ seine Erstaufführung schon am 27. März 1847 durch den berühmten Kammerfänger Alois Anderle, dessen Vater, Johann Anderle, Schullehrer in Jamnik war. Das Grabdenkmal seiner Mutter hat sich bis heute auf dem Jamniker Friedhof erhalten und trägt folgende Inschrift: „Hier ruhet selig im Herrn entschlafen Frau Katharina Anderle, Schullehrers-Gattin, geboren den 10. November 1793, gestorben den 7. Feber 1845“. Der junge Anderle, der sich als Künstler Ander nannte, erhielt den ersten Musikunterricht von seinem Vater und später von dem gräfl. Trautmannsdorffschen Beamten Johann Ev. Skroup, der zwischen 1833 und 1836 in Jamnik wirkte und der Bruder des Komponisten der Staatshymne, Frantisek Skroup, war.

Alt - S a r t.

Rudolf G r u s c h k a.

Das Pfefferholztragen

Ein Volksbrauch im Schönhengstgau

Das „Pfefferholztragen“ ist ein alter Brauch, der früher in den Rodenstuben des Schönhengstgaaues üblich war. Die Burschen verschafften sich damit nach Vollendung ihres Tagwerkes auf geschickte Weise Eingang in das Haus, in dem ihre Herzliebsten „zu Roden“ waren.

Wenn die Zeit heranrückte, in der die Burschen gewöhnlich zu Kurzweil, Sang und Tanz erschienen, wurden die Mädchen beim Spinnen unruhig. Sie hatten ihre Gedanken nicht mehr so recht bei der Arbeit, sondern jannen nach, wie sie die Pfefferholzträger am sichersten erwischen und abwehren könnten. Es bedurfte daher oft großer Schlaueit und der Unterstützung der Hausleute, um das „Pfefferholz“ anzubringen, ohne dabei vorher ertappt und dann gehänselt und ausgelacht zu werden. Das „Pfefferholz“ ist ein alter oder unbrauchbarer Buzzlauer Topf, — womit hier die Lontöpfe bezeichnet werden, — gefüllt mit Steinchen, Scherben, Sied, Häcksel, Erdäpfeln, Rübenstückchen, Spoln (= Dörrobst) und Zuderln, der von einem der erschienenen Burschen unter dem Fallo der andern in einem günstigen Augenblick in die Rodenstube geworfen wurde. Er zerschellte am Boden und der Inhalt kollerte über die ganze Stube. Ein Aufspringen, Schreien, Kreischen und Lachen der Mädchen folgte. Dann ging es schnell zum alten Kachelofen, ein Griff hinein nach Ruß und rasch eilte man hinaus und den Burschen nach, die sich inzwischen irgendwo im Hause versteckt hatten. Ein eifriges Suchen begann. Den die Mädchen fanden, machten sie im Gesicht schwarz, was natürlich nicht ohne Abwehr geschah. Nach dieser Balgerei wurden die nun Rauchfangkehrern gleichenden Burschen von den oft nicht minder schwarzen Mädeln in die Stube geführt, wo sie unter den zurückgebliebenen Verheirateten eine große Heiterkeit erregten. Die Fröhlichkeit und Ausgelassenheit hatte ihren Einzug gehalten.

Die Rodengänge verschwanden, der genannte Brauch aber blieb erhalten. Jung und alt pfeffert (= wirft) alljährlich den fleißigen Federn-

schleiferinnen „Pfefferholz“ in die Stube, wobei auch mitunter folgendes Sprüchlein gesagt wird:

Saitlich, sat net so flatzig,
sat net so stolz,
aich bräng aich Pfeffaholz!

So sorgt auch heute noch das „Pfefferholz“ für gern gefundene Abwechslung bei der eintönigen Arbeit des Federnschleißens in den Schönhengster Bauernstuben.*)

Gr ü n a u.

Karl Bedel.

Das Königsreiten in Glogth bei Gultschin

In diesem kleinen Orte ist eben ein schöner, alter Brauch ausgestorben, das Königsreiten am Pfingstmontag. Im mährischen Dialekt dieser Gegend nannte man es „Krala chytat“.

Wochenlang vor dem Feste übten die Dorfburschen den Ritt. War der Pfingstmontag da, so wurde auf einer Insel in der Oder (Kamenec) eine hohe Stange aufgestellt, an der ein Seidentuch befestigt war. In Form eines Festzuges zogen die Reiter, begleitet von Musikkapelle und Ehrenjungfrauen, zum Oderufer und nahmen dort Aufstellung.

Auf ein gegebenes Zeichen sprengten die Reiter durch den Fluß auf die Stange zu und suchten im Vorbeireiten das Tuch zu fassen. Wem es gelang, der wurde von den andern bis ins Wasser hinein verfolgt. Gewöhnlich wurde dreimal geritten.

Der glückliche Besitzer des Tuches, der König, wählte sich eine Ehrenkönigin und im geschlossenen Zuge ging es nun ins Dorf zurück, wo anschließend ein Volksfest stattfand, bei dem der König einige Fässer Bier spenden mußte.

Ob es sich hier um einen mährischen Brauch handelt oder um eine Entlehnung aus deutschen Festen, da das Gultschiner Land früher zum Deutschen Reich gehörte, das wäre zu untersuchen. Doch haben mir meine Gewährsleute, durchwegs Menschen im hohen Alter, erzählt, daß dieser Brauch stets von den deutschen Burschen des Ortes, in den letzten Jahren von der deutschen Feuerwehr veranstaltet wurde.

Wohl mit Rücksicht auf den materiellen Gewinn beim Volksfest wurde 1934 dieses Fest zum erstenmal von dem tschechischen Teil der Bevölkerung übernommen und dürfte kaum mehr in deutsche Hände zurückkehren.

P r a g.

M. U. C. Hans Englich.

Südböhmische Volksmedizin

(Aus der Umgebung von Kaplitz.)

Gegen Halsentzündungen (Bräune) ist das Einnehmen von Schieß- (Schwarz-)pulver ein beliebtes Heilmittel; auch das Trinken des Harnes von einem männlichen Kinde gilt als bewährtes Mittel gegen Bräune.

*) Zu dem Spinnstubenbrauch vgl. P. Sartori, *Sitte und Brauch*, II., 192.

Ein zwischen Augenlid und Augapfel eingedrungener Fremdkörper, z. B. ein kleines Insekt, Grannen- oder Staubteilchen u. ä. wird in der Weise entfernt, daß das Lid, hinter das der Fremdkörper gelangte, mit dem Finger zurückgeschoben wird und eine zweite Person mit der Zunge am bloßgelegten Augapfel und Lide leckt, wobei der Fremdkörper herausgesaugt wird.

Gegen Erfrierungen an den Füßen hilft das Bestreichen der erfrorenen Stellen mit Ochsen- oder Hirschgalle oder mit warmem Eischlerleim.

Bei Verlagerung oder Senkung der Gebärmutter wird in eine Nusschale frisches Rindschmalz (ausgekochte Kuhbutter) gegeben, die Nusschale über die Nabelgrube der leidenden Frau gestülpt und mit einem Verbandsam Bauche festgehalten. Der Verband bleibt liegen, bis das Rindschmalz sich in den Nabel eingesaugt hat.

G r a ß e n.

Augustin G a l f e.

Der sich blind stellende Gemann.

Wenn in Runarj (D.-Brodeker Sprachinsel) die Hausfrau einem Gaste die vorgelegte Speise „zubuttert“, wehrt er lachend ab; er könnte blind werden. Darüber weiß man folgende Geschichte zu erzählen: Ein älterer Bauer hatte eine junge Dirne geheiratet. Sie wurde seiner überdrüssig und hätte ihn gerne unauffällig aus dem Wege geräumt; doch wußte sie nicht wie. Da hörte sie einmal, daß man von viel Fett, besonders Butter, blind werde. Darauf baute sie einen teuflischen Plan. Hatte sie bis jetzt mit dem Fette beim Kochen gezeit, so schwammen von da an die Speisen ihres Mannes darin. Der durchschaute sie, ließ sich's aber trotzdem gerne gefallen und bestärkte sie noch in ihrem arglistigen Tun, indem er bald über die Abnahme seines Augenlichtes zu Klagen begann. Schließlich stellte er sich ganz blind. Darauf hatte sie nur gewartet und führte ihn unter einem Vorwand in den Hof zur tiefen Jauchengrube, die bis zum Rande gefüllt war. Harmlos mit ihm sprechend, trat sie leise einige Schritte rückwärts und nahm dann plötzlich einen Anlauf, um ihn hineinzustößen, damit er ertrinke. Er aber hatte alles beobachtet und sprang rechtzeitig zur Seite, so daß sie selbst in die Pfütze hineinrannte und elendlich darin umkam.*)

K o r n i ß.

Georg I i l f c h e r.

* * *

Volkstunde im reichsdeutschen Rechtsstudium. Nach der neuen Studienordnung sind für die reichsdeutschen Rechtshörer in den ersten zwei Semestern neben anderen allgemein bildenden Vorlesungen auch solche aus Volkstunde vorgeschrieben. Das eigentliche Rechtsstudium beginnt erst mit dem dritten Semester.

Volksmusik und Politik. Erfahrungen der Gegenwart bezeugen, welche wichtige Rolle der Volksmusik im politischen Leben zukommt. Gar mancher Saarländer dürfte, um nur ein Beispiel anzuführen, durch das inmer

*) Dieser alte Schwanz dürfte in ähnlicher Form auch in anderen sudeten-deutschen Gegenden daheim sein.

wieder gehörte Saarliesd entscheidend beeinflusst worden sein. Die Singweise dieses Liedes ist einem alten Volkslied entnommen, dem auch auf sudetendeutschem Boden verbreiteten Bergmannslied „Glück auf, Glück auf! Der Steiger kommt“, das vielleicht einst im deutschen Bergbaugelbiet der heutigen Slowakei entstanden ist (vgl. unsere Zeitschrift, Jahrgang 1928, S. 92). Mit ansprechenden Singweisen versehene Spottlieder haben schon im alten Österreich bei Wahlen den verspotteten Parteien nicht wenig geschadet. Ein Beispiel bringt die 6. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“. Da nun nach verschiedenen Anzeichen bei den Wahlkämpfen dieses Jahres auf sudetendeutschem Boden auch Lied und Musik mitspielen dürften, ersuchen wir unsere Mitarbeiter um besondere Beachtung der 333. Umfrage.

Zum Lied von bösen Frauen. Nach einer Mitteilung von Ernest A. Potuzel (Brünn) ist auf dem Schlosse Bissitz in Mähren in einer Arkade an der Wand der folgende Spruch angebracht:

David, der heilig ist,
Salomon, der weise ist,
Absolon, der schön ist,
Samson, der stark ist:
Diese vier zu aller Frist
Werden betrogen durch Weiberlist.
Anno 1666.

Zum Brennesselzaun. Die gleiche Erzählung bringt E. Lehmann in seinem Buche „Beim Kratschenwirt. Landskroner Sagen und Schwänke“ (Landskron 1922) auf S. 103 in der Mundart von Dreihöf bei Wildenschwert. Dieselbe Erzählung — nur ist hier ein Zaun aus Schilf und schwachen Ruten — findet sich in einer Handschrift des Volkskundearchivs der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste in Prag, eingesandt 1897 von Alois Fiez in Deslawn.

Tolstoi wurde in seinem letzten Lebensjahr von Korolento, der ihn besuchte, folgende Geschichte erzählt: »... es gibt eine Legende über Christus: er ist mit seinen Schülern zu einem Bauern gekommen, um bei ihm zu übernachten. Dieser hatte aber ein löchriges Dach und Christus und die Apostel wurden ganz naß. Christus sagte zu ihm: „Warum richtest du nicht dein Dach?“ Der Bauer antwortete: „Wozu soll ich es richten, wenn ich weiß, daß ich am Donnerstag sterben werde?“ Und seit dem Tage — spricht man — hat Christus es so gemacht, daß die Menschen den Tag ihres Todes nicht wissen sollen.« (Dmitrij Umanstij, Tolstoj Denkwürdigkeiten I. Wien 1921, S. 202 (Aus dem Tagebuch von W. Bulgakow).

Zur Entstehung des Karolinnens. Die gleiche Schleiersage stand in einem Volksschullesebuche, das vor 40 Jahren in vielen Bezirken Mährens eingeführt war. Sie führte den Titel „Die letzten Weitmoser“ und erzählte den Aufstieg und Niedergang dieses Geschlechtes. Weitmoser schürfte nach Gold. Es ging ihm aber, ehe sich noch der Erfolg einstellte, das Geld aus, und er mußte aufhören. Da verkaufte seine Frau heimlich ihren kostbaren

Brautschleier. Mit dem Erlöse setzte Weitmoser die Arbeit fort, fand eine reiche Ader, und das Geschlecht wurde schließlich sehr reich. Ein Nachfahre versündigte sich, auf die Unwandelbarkeit seines Glückes pochend, durch einen Frevel und führte dadurch den Untergang des Geschlechtes herbei. (G. Tilscher.)

Entwicklung der Taufnamen. In Wachtl (Sprachinsel D.-Brodet) gab es vor 30 Jahren unter den älteren Leuten oft ganz ungewöhnliche Taufnamen. Einer der früheren Pfarrherren hatte es gerne gesehen, wenn man den Kindern die Namen jener Heiligen gab, an deren Gedenktagen sie auf die Welt kamen. Unhehlichen Kindern zwang er diese Namen auf.

Auch um Mähr.-Erübau herum tauft man gerne Kinder „vortwärts“, d. h. man gibt ihnen Namen, die erst im Kalender kommen. Solche Kinder sind angeblich vom Glück begünstigter als „rückwärts“ getaufte. (G. Tilscher.)

Zur Flidsage. Vor etwa 100 Jahren kaufte der Tuchfabrikant Prjiza aus Brünn die Herrschaft Konitz. Die alten Leute erzählten, er habe sie so billig erstanden, daß ihm ein Waldbaum auf 2 Kreuzer zu stehen kam. Bei Herstellungsarbeiten am Kirchturm in Konitz fand man in sehr verwahrlostem Zustande die nach der Gegenreformation angelegte Matrik. Als Kirchenpatron ließ sie der neue Gutsbesitzer einbinden und verschah sie mit einem Vorworte, in welchem er die Umstände, unter denen die Matrik gefunden wurde, schildert und die Geschichte seines Kaufes der Herrschaft erzählt. Er behauptet, sie sehr teuer bezahlt zu haben und klagt, daß er große Hypotheken aufnehmen mußte, die ihm viel Kummer und Sorgen bereitet hätten. (G. Tilscher.)

Zur deutschen Volkskunde in Karpathenrußland. Anlässlich der Kulturverbandsfeier am 16. Dezember 1934 in Mukačevo wurde von J. Thomas, Fachlehrer an der deutschen Bürgerschule in Mukačevo, der Vorschlag gemacht, die bisherigen Rundschreiben in der Weise auszugestalten, daß alle Monate heimatkundliche Beiträge eingeschaltet werden. Den 1. Beitrag hat Dr. W. Strach, Bezirksrichter in Mukačevo, zur Verfügung gestellt. Weiter wurde bei dieser Tagung die Herausgabe eines billigen Gesangbüchleins für die deutschen Katholiken in Karpathenrußland beschlossen.

Antworten

(Einlauf bis 1. Feber 1935)

277. Vor 60 Jahren gab es einen berühmten **S a r n b e s c h a u e r**, den Wunderarzt Zababil in Wilimau (Vilimov) bei Littau. (G. Tilscher, Kornitz.) Hier gibt es im weiteren Umkreis Harnbeschauer in Siebau, in Schmeil und in Odrau. In Hochkirch bei Fulnek wohnt der schon über 80 Jahre alte Wunderdoktor Jilg, der gewöhnlich am Dienstag „ordiniert“ und an den anderen Tagen auf Reisen ist, um Kranke, die nicht zu ihm kommen können, zu besuchen. Zu diesem Manne kommen von weit und breit die Kranken, die ihn nahezu vergöttern. Ich selbst war vor zwei Jahren

wegen meines schon sieben Jahre kranken Fußes bei ihm. Bevor ich ihm noch etwas gesagt oder gezeigt hatte, musterte er meine Augen mit einer großen Lupe und sagte mir dann, was mir fehle. Dann gab er mir eine Salbe und nach etwa sechs Wochen war das Bein geheilt. Als Jilg vor einigen Jahren zu einem Kranken nach Reipnit a. B. bestellt wurde, warteten auf ihn schon am Bahnhofe zahlreiche Kranke, die er sofort im Wartesaale untersuchte. Dies trug ihm, wie er mir erzählte, drei Tage Arrest ein. Von den Heil-suchenden, die er meist mit selbst gesammelten Kräutern behandelt, verlangt er nichts; seine Frau aber wartet dafür in der Küche und nimmt die „Spen-den“ entgegen. Der alte Herr ist stets guter Laune und manche behaupten, daß er die Leute nur narre. Wie man ihm Volke erzählt, besitzt er so viel Geld, daß er es mit einem Rechen zusammenrechnen könnte. (F. Göb, Pöschkau.)

287. Dreimaliges N i e s e n hintereinander bedeutet, daß ein Gast kommt. Damit wird aber auch bekräftigt, daß man ein guter Christ ist. So wird von einem Pfarrer von Rudelsdorf bei Landskron erzählt, daß er während der Predigt zweimal hintereinander niese. Da er selbst kurz vorher davon gesprochen hatte, daß derjenige, der dreimal hintereinander niese, ein guter Christ sei, waren aller Augen auf ihn gerichtet. Schnell entschlossen sagte da der Pfarrer: „Ich habe schon einmal zu Hause geniest, dazu zwei-mal hier, macht also dreimal zusammen.“ (F. Göb.)

292. Bei B e g i n n der F e l d a r b e i t im Frühling machen noch heute einzelne Bauern das Kreuz über die Feldgeräte oder besprengen sie mit Weihwasser. (J. Bernard, Nieder-Mohrau bei Römerstadt.) Auch hier pflegt man vor der ersten Ausfahrt in das Feld drei Kreuze mit der Weitsche vor dem Ruhgespann zu machen. (F. Göb.) Beim Beginn des Kornschneidens kann man den Spruch hören: „In Gott's Nam', daß nix bricht und fällt nix z'samm!“ (A. Spitzenberger, Prag, für Deutsch-Reichenau bei Friedberg.)

299. Gegen F e u e r schützt ein Stück Holz, das man am Karfreitag am geweihten Feuer bei der Kirche anfohlen ließ und das auf dem Boden aufbewahrt wird. Dasselbe tun drei aus einem solchen Holze geschnitzte Kreuzlein, ferner unter dem Dach aufbewahrte Haselstauden. (J. Bernard.) Bei meinem Vaterhause in Runarj standen hohe Bäume (Linden, Ulmen) mit mächtigen und dichten Kronen. Mein Vater, dem wiederholt viel Geld dafür geboten wurde, ließ sie nicht fällen, weil er in den Bäumen einen guten Schutz gegen Flugfeuer sah (G. Tilscher.)

300. Um Spazén im Winter von einem F u t t e r h ä u s c h e n für andere Vögel fernzuhalten, gibt man Insekt hinein. (J. Bernard.)

308. Zum S e n s e n s c h ä r f e n wird hier „Mollen“, d. i. Topfen-wasser benützt, das man stark salzt; oft auch Wasser mit Essig, den ein Mäher stets in einer Flasche mitträgt. (F. Göb.)

309. Die N a c h g e b u r t pflegte man früher unter der Dachtraufe zu vergraben, heute wird sie verbrannt. (J. Bernard.) Hier wird sie verbrannt, zuweilen auch in den Abort geworfen. (F. Göb.)

311. In Runarj lautet der S c h n i t t e r g r u ß „Goot verleið Gled!“ und „Goot gee's un Eich a!“ In der tschechischen Umgebung grüßt man

„Pomáhej Pán Báh!“ und „Dejz to Pán Báh!“ Der Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ wurde in der Olmüzer Diözese am 12. Jänner 1728 eingeführt. Es ist damit ein 100jähriger Ablaß verbunden. (G. Lilscher.) In der Umgebung von Brünn wird Bettlern, die mit „Zaplat' Pán Báh!“ (Zahl's der Herrgott!) danken, meist erwidert „Pán Báh požehnej!“ (Der Herrgott segne es!) (Ernest A. Potuczel, Brünn). In der Gegend von Bodenstadt ist der Gruß „Grüß Gott!“ vorherrschend, in Schloß, Pruffinowitz und Roslau ist auch noch der Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ verbreitet. Feldarbeiter grüßt man mit „Goot verleiš Gled!“ und bekommt die Antwort „Goot gib's!“ Das „Adjö“ beim Abschiednehmen, das vor 15 Jahren, als ich nach Pöschlau kam, allgemein üblich war, ist heute nicht mehr gebräuchlich. (F. Götz.)

312. In der Wischauer Sprachinsel heißt der Schnurrbart „Januhšen“. (J. Bernard.)

314. Da die Schwämme bei feuchtwarmer Witterung gedeihen, die alle Schädlinge aus dem Reiche der Pilze und daher auch jene, die die Kartoffelsäule hervorrufen, begünstigt, heißt es hier auch „Viel Schwämm, bing Arpl“ (Viele Schwämme, wenig Erdäpfel). Das Jahr 1934, das warm, aber auch trocken war, bildete eine Ausnahme, da viele Pilze und auch viele Erdäpfel waren. (G. Lilscher.)

315. Eine Frau, die ich vor kurzem fragte, ob es vorkomme, daß sich eine Mutter ihre Brustmilch selbst ausdrücke, meinte: „Dos lešft selber runder bei starken Deuten.“ Ein Oberwachmeister erzählte mir vor einem Jahre folgenden Vorfall. Auf einem Dienstag begegnete er eine Zigeunerin, die in einem Hause um Milch bettelte, und stellte sie zur Rede. Sie jammerte, daß sie ein kleines Kind habe. Das wollte er aber nicht glauben, da sonst Zigeunerinnen ihre Kinder stets bei sich tragen. Darauf zog die Zigeunerin ihre Brust heraus, drückte sie und mit den Worten: „Coo, čo, ze nemám děoko, tady máš!“ (Etwa: Waas, was, ich soll kein Kind haben? Hier hast du!*) spritzte sie ihre Muttermilch dem Gendarmen ins Gesicht. (F. Götz.)

317. Friedhofsblumen sind Totenblumen, sie dürfen nicht gepflückt werden. Riecht man daran, so zieht man den Totengeruch in sich. (F. Götz.)

321. Hier gilt die Venus, die zur Zeit des Weihnachtsfestes am westlichen Himmel hell leuchtet, als der Stern, dem die Weisen des Morgenlandes gefolgt sind. Jeder Mensch besitzt einen Stern. Wenn dieser erlischt, so stirbt der Mensch. Ein Stern nahe beim Monde bedeutet, daß in der Gemeinde ein Feuer ausbrechen wird. (F. J. Langer, Prag, für Klein-Mohrau i. M.)

322. Weht am Hl. Abend der polnische, d. h. ein kalter Nordwind, so wird das neue Jahr fruchtbar sein. Ist es an dem Tage stürmisch, so bringt das neue Jahr Unruhe, Unglück und Krieg. (F. Götz.) Ein gutes Jahr

*) Die Zigeunerin spricht tschechisch, gebraucht aber statt des tschechischen co das slowakische čo.

ist dann zu erwarten, wenn die Christnacht recht finster ist. Ist sie hell, dann wird es auch in den Scheunen hell sein. (F. J. Vanger.)

324. Wenn eine Mutter den Säugling absetzte, so wurde, bis ihre Brust geheilt war, dem Kinde ein Rosenkranz um den Leib gebunden, und zwar so, daß das Kreuz auf dem Nabel zu liegen kam. M ü n z e n, die sogenannten Patengroschen, wurden oft mit einem Gentel (Hrchen) versehen und dem Kind an einem rosa oder blauen Band, je nachdem, ob es ein Mädchen oder ein Knabe war, als Talisman um den Hals gehängt. Man verwendete auch Korallenketten, nach deren Farbe der Gesundheitszustand des Kindes bestimmt wurde. Verblaßten die Korallen, so war das Kind krank. (F. Göß.)

325. In Deutsch-Reichenau bei Friedberg wird als H o c h z e i t s t a g der Montag bevorzugt. (R. Spitzenberger.) In der Gegend von Chodau und Elbogen ist der Samstag beliebt. (R. Baumann, Chodau.) Am Klein-Mohrau i. M. kommen mit Ausnahme des Freitags alle Wochentage in Betracht. (Franz J. Vanger.) Hier waren die Hochzeiten früher stets an einem Montag oder Dienstag, jetzt aber ist es gewöhnlich, besonders in Arbeiterkreisen, der Samstag, an dem nachmittags in den Fabriken nicht gearbeitet wird. Die sogenannten „besseren“ Hochzeiten sind aber noch immer an den ersten Tagen der Woche, wobei der Mittwoch als besonders fein und nobel gilt. (J. Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt.) Hier ist der Samstag der gebräuchlichste Hochzeitstag, aber auch der Montag wird oft gewählt. (F. Göß.)

326. Wer in der Lage ist, sich das H o c h z e i t s h e m d aufzuheben, dem wird es auch nach dem Tode angezogen. (J. Thöndel.) Früher pflegte man das Hochzeitshemd und Hochzeitskleid aufzuheben, um als Sterbehemd und Sterbekleid zu dienen. Infolge der allgemeinen Not ist dieser Brauch jetzt sehr selten. (F. Göß.)

328. In der Umgebung von Johannisbrunn in Schlesien erzählten mir mehrere ältere Personen, daß jedes größere Wasser ertrunkene Personen eine ganz bestimmte Zeit behält und diese erst nach dieser Zeit an die Oberfläche des Wassers kommen. Dies geschah, als ich nach einer Selbstmörderin in der Mohra forschte. Ich wollte eine besonders tiefe Stelle des Flusses, wo man die Leiche vermutete, mit Feuerhaken und Stangen absuchen lassen. Da erklärten mir jene Leute, daß dies erfolglos sein werde, denn die Mohra gebe erst am 7. Tage ihre Opfer frei. Unsere Bergungsversuche blieben ohne Ergebnis und tatsächlich kam die Leiche am 7. Tag unweit der angeführten Stelle im seichten Wasser zum Vorschein. Ich glaube, bei dieser Gelegenheit auch die Rede gehört zu haben, daß ein nach dem Tode ins Wasser geworfener Mensch n i c h t u n t e r g e h t oder gleich wieder an die Oberfläche des Wassers kommt. (J. Thöndel.)

329. In Deutsch-Reichenau bei Friedberg sind folgende W a l l f a h r t s o r t e beliebt: Früher, vor 40 bis 50 Jahren, mindestens einmal in jedem Jahr und zwar zu Fuß nach Passau und wenigstens einmal im Leben nach Maria Zell, wohin man mit der Bahn fuhr. Heute ein- oder zweimal im Jahre nach Gojau, hie und da auch nach Maria Schnee bei Kaplitz. (R. Spitzenberger.) Hier sind zu nennen: Maria Rulm, Maria Sorg bei Joachimsthal, vereinzelt auch St. Anna bei Plan und Bierjehnheiligen

bei Bamberg. Oft gilt die Vorschrift, daß man die ganze Strecke zu Fuß zurücklegen muß. (H. Baumann, Chodau.) Im oberen Marchtal kommen in Betracht: Der Muttergottesberg bei Grulich, der den ganzen Sommer über, von den Maiandachten bis in den September, besucht wird. Die Dreifaltigkeitskapelle im Altvaterwald bei Grumberg, wohin man am Dreifaltigkeitssonntag, der gewöhnlich verregnet ist, ferner am Annatag und am sogenannten Annasonntag wallfahrtet. Das Heidebrünnel nächst dem Roten Berg im Altvatergebirge, zu dem man zu Maria Magdalena pilgert. Endlich Maria Hilf bei Zuckmantel in Schlesien, das zu Pfingsten aufgesucht wird. Seltener wird der Hinterbusch nächst Hannsdorf (Wildstoc und Quelle) besucht. In Geppersdorf und Hohenseibersdorf gibt es einmal im Jahre sogenannte „Marktle“ (Kirchenfeste) mit Markt (Spielwaren und Süßigkeiten) und Volksbelustigungen, wohin gern junge Leute zu gehen pflegen. Da die Kirche in Seibersdorf dem hl. Leonhard geweiht ist, wallfahren an dem Tage dieses Schutzheiligen der Haustiere Bäuerinnen dorthin. Gewöhnlich nur einmal im Leben wird die Wallfahrt nach Albendorf in Preuß.-Schlesien und nach Maria Zell unternommen. (F. J. Sanger.) Von Runarz gehen noch heute alljährlich Prozessionen zur Kopell (Einersdorf bei Sudol-Zudala bei Ronitz), auf den Heiligen Berg bei Olmütz, nach Jaroměřic bei Gewitsch, früher auch nach Khritein und Albendorf. Von Wachtl wallfahrtet man nach Mähr.-Trübau (Portiunkulafest), nach Jaroměřic und Eifersdorf; von Kornitz nach Jaroměřic, mit der Bahn nach Eifersdorf und mit dem Autobus nach Keßelsdorf und Reichenau. (G. Tilscher.) Von hier wallfahrtet man nach dem Kreuzberg bei Deutscheisenberg, dem Köhlerberg bei Freudenthal und Maria Hilf bei Zuckmantel. (J. Thöndel.) In unserer Gegend sind die beliebtesten Wallfahrtsorte: Altwasser, Maria Stein, Heiliger Berg bei Olmütz und der Heilige Hofstein. (F. Göß.)

330. Mit dem Worte *Janker* bezeichnet man hier einen leichten, kurzen Rock, der im Sommer getragen wird. Der Ausdruck ist hier erst seit wenigen Jahren gebräuchlich. (H. Baumann.) *Janker* ist ein Armelleibchen für Männer aus gerauhem Baumwollstoff (Kalmuf) ohne Futter und ohne Taschen. *Kanko*, *Kankola* oder *Kankuschla* sind Hängekleidchen für Kinder. (G. Tilscher.) Hier gebrauchen nur noch alte Leute den früher für einen Knabentock verwendeten Ausdruck *Janker*. (J. Thöndel.) Bei uns kam der *Janker* erst nach dem Umsturz auf. Mann nennt so einen bunten Herren- oder Knabentock, der z. B. grün und schwarz kariert oder dunkelbraun, hellbraun, schwarz gestreift ist. (F. Göß.)

Umfragen

331. Wer kennt weitere *Regimentsnamen*?

332. Wem ist das *Laurenzilied* (vgl. unsern Beitrag von Horntrich) in einer anderen, ausführlicheren Fassung bekannt?

333. Sind volkstümliche Sprüche und Lieder im *Wahlkampfe* früherer Jahre gebraucht worden und in der Volksüberlieferung erhalten geblieben?

334. Wer kann über ähnliche Veränderungen im Brauchtum, wie sie unser Beitrag von J. Maschel schildert, berichten?

335. Wo haben die Burschen beim Schmeckostern oder anderen Bräuchen, bei welchen sie früher die Mädchen mit Ruten schlugen oder mit Wasser begossen, jetzt Parsümprisen eingeführt?

336. Früher war es hier und da üblich, am Ostersonntag vor Sonnenaufgang auf einen Berg zu ziehen, um dort den Sonnenaufgang zu erwarten und mit Freudenschüssen zu begrüßen. So pfl egten z. B. die Bewohner von Neutitschein auf den Steinberg zu ziehen. Wo gab oder gibt es noch diesen Brauch?

337. Nach einer Mitteilung von F. Götz in Pöschkau ist dort folgende Art der Zukunftserforschung bei kleinen Kindern üblich. Man legt vor das Kind eine Münze und ein Stück Brot auf den Tisch. Greift es nach der Münze, so wird das Kind sparsam, vielleicht auch geizig. Wirft es die Münze weg, so wird es verschwenderisch. Greift es nach dem Brot, so wird es später arbeitsam sein und sein Brot selbst verdienen können. Wo sind ähnliche Formen der Zukunftserforschung gebräuchlich?

338. Ist eine in der Schweiz und überhaupt in den Alpenländern häufig beobachtete Sitte, die aus alten Gräbern ausgegraben und in Weinhäusern aufbewahrten Totenschädel mit Aufschriften und Namen zu versehen, auch irgendwo auf dem Boden der Tschechoslowakei nachweisbar?

339. Abraham a Santa Clara („Auf, ihr Christen!“, Wien 1683) erzählt, der tatarische König Amorabecus (Murat-Beg) hätte dem Serbenkönig Lazar einen Saß Brei geschickt, um ihm so die unzählbare Menge seiner Krieger anzudeuten. Lazar ließ aber den Brei von hungrigen Hähnen aufklauben, mit dem Bemerken, Amorabecus möge nur kommen, es würde nicht an Hähnen fehlen, seinen Brei aufzuzehren. Kennt jemand andere Fassungen dieser Sage?

340. Zu den in Märchen häufig vorkommenden unmöglichen Aufgaben gehört auch die, einen Strick aus Sand zu drehen. Kommt dieses Motiv auch in sudetendeutschen Märchen vor?*)

Schrifttum

Die Volkskunde als Wissenschaft. Mit einem Verlagsbericht: „Zwölf Jahre Arbeit für die deutsche Volkskunde“ und einem Anhang: Der Wilhelm-Heinrich-Riehl-Preis der Deutschen Volkskunde. Herbert Stubenrauch, Verlagsbuchhandlung, Berlin und Leipzig 1935.

Das hübsch ausgestattete Werbebuch bietet Neu drucke des bahnbrechenden Vortrags (1858) „Die Volkskunde als Wissenschaft“ von W. G. Riehl und des ebenfalls wegweisenden Vortrags (1932) „Die Volkskunde als Gegenwartswissenschaft“ von A. Spamer.

Dr. Gustav Paul, Grundzüge der Rassen- und Raumgeschichte des deutschen Volkes. Mit 82 Abbildungen und Karten. J. F. Lehmanns Verlag, München 1935. 478 S. Preis geh. 10 Mark, geb. 12 Mark.

*) Frage Nr. 338—340 stellt D. F. Wabler, Olmütz-Heiliger Berg 78.

Im letzten Heft 1934 hat sich unsere Zeitschrift anlässlich der Anzeige eines Buches dagegen gewendet, daß man die Rassenkunde in die deutsche Volkskunde einzugliedern versucht hat. Denn die Rassenkunde führt weit über das engere Gebiet der Volkskunde hinaus. Angehörige der nordischen Rasse sind auch außerhalb des deutschen Volkes zu treffen und in Norwegen und noch mehr in Schweden ist die nordische Rasse am reinsten vertreten. Entweder beschäftigt man sich nun mit Rassenkunde und damit mit den Rassenmerkmalen aller Völker oder den Merkmalen der Angehörigen einer bestimmten Rasse, z. B. vorwiegend mit den indogermanischen Völkern mit Einschluß der Slawen, oder mit deutscher Volkskunde, aber eins in das andere mengen, geht nicht an und wäre von den schädlichsten Folgen für die volkstundliche Wissenschaft.

Daß diese aber den Fortschritten der Rassenforschung aufmerksam folgt und ihre Ergebnisse verwertet, ist selbstverständlich. So muß auch das vorliegende Buch von volkstundlicher Seite warm begrüßt werden. Sein Ziel ist wohl vor allem der Nachweis, daß die nordische Rasse als Hauptkern die germanisch-deutsche Geschichte aufgebaut hat (S. 327), aber dabei wird zugleich eine inhalts- und lehrreiche Geschichte der Germanen und Deutschen überhaupt dargeboten, so daß das Buch, das eben aus seiner besonderen Einstellung heraus manche geschichtliche Tatsachen ganz anders betrachtet und beurteilt als unsere landläufigen Schul- und Handbücher, namentlich in den Kreisen unserer Lehrer größte Verbreitung verdient.

Siegfried H a r d u n g, Die Vorladung vor Gottes Gericht. Ein Beitrag zur rechtlichen und religiösen Volkskunde. Verlag Kontordia, Bühl (Baden) 1934. 98 S. Preis geh. 2 Mark 50.

Die als Heft 9 der von E. Fehrle herausgegebenen „Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft“ erschienene Arbeit untersucht die Entstehung, Geschichte und Verbreitung des Vorstellungskreises von der Vorladung vor Gottes Gericht, die meist erfolgt, wenn auf Erden und von irdischen Gerichten weder Recht noch Rettung zu erwarten ist. Diese Sitte lebt noch gegenwärtig. Nach Zeitungsmeldungen, z. B. Deutsche Zeitung Böhemia (Prag) vom 3. Feber 1935, wurde der Führer der slowakischen Volkspartei Hlinka in einem Schreiben des Probites von Bojuisk mit folgenden Worten vor Gottes Gericht gefordert: „Andreas Hlinka, ich rufe dich als nächsten Todeslandidaten vor Gottes Gericht! Ich rufe dich vor das Gottesgericht wegen deiner Verbrüderung mit den Lutheranern, die durch deine Schuld die ganze Slowakei schon beherrschen und denen du die Schuhriemen lösest...“

Hans G i e l g e, Rund um Aulfsee. Volkslieder, Jodler und Rufe aus dem steiermärkischen Salzkammergut. Universal-Edition A. G. und Österr. Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst, Wien und Leipzig 1935. 60 S.

Das vorliegende Volksliedheft bildet den 8. Band der Kleinen Quellenausgabe des Österreichischen Volksliedunternehmens. Es bietet eine ansprechende Auswahl von Hirten- und Krippenliedern, Balladen, Liebesliedern und Almliedern, die vielfach auch im Böhmerwald bekannt sind, ferner von Almrufen und Jodlern. Das Lied vom Tannenwald (Nr. 11) wird von den deutschen Siedlern in Deutsch-Mokra (Karpatenrußland), deren Vorfahren aus der Gegend von Aulfsee, Ischl und Gmunden stammen, ebenfalls noch heute gesungen. Das Lied Nr. 8 (3 Ringerl) hat den Freiherrn von Alesheim zum Verfasser (vgl. Nr. 1728 der „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen“, die denn doch zum Vergleich hätte herangezogen werden sollen, ebenso wie die „Bibliographie des weltlichen Volksliedes in Niederösterreich“ von D. Hummel, die das Lied als Nr. 1051 verzeichnet).

Friedrich R a n k e, Volksfagenforschung. Vorträge und Aufsätze. Verlag Maruscha & Berendt, Breslau 1935. 118 S. Preis 4 Mark 50.

Diese Sammlung verschiedener Aufsätze und Vorträge, die dem Fachmann ohnehin bekannt sind, rechtfertigt sich durch den inneren Zusammenhang der einzelnen Stücke, die immer wieder das Wesen und die Entstehungsbursachen der Sage zu erfassen suchen und dabei neue Wege der Forschung aufschließen. Wenn der Verfasser selbst die grundsätzliche Ausrichtung auf das Lebendige in Sage und

Glauben, die alle Auffätze kennzeichnet, hervorhebt, dann hätten bei einem Neudruck aber doch auch die in der jüngsten Gegenwart gesammelten Sagen berücksichtigt werden sollen, die sich hie und da nicht unwesentlich von älteren Sagen unterscheiden. Der Verfasser aber hat fast nur Sagenworte der Vorkriegszeit benützt, ein Fehler, der sich in den Anmerkungen zu den Auffätzen, wenn diese selbst auch schon vor Jahren geschrieben wurden, leicht hätte ausbessern lassen. Auch die gerade das Biologische der Sage betreffenden Arbeiten von A. Karasjef-Langer hätten in den Anmerkungen berücksichtigt werden können.

Matthias J e n d e r, Volksagen der Westeifel. Band 1 von „Deutsches Volkstum am Rhein.“ Ludwig Röhrscheid Verlag, Bonn a. Rh. 1935. 372 S. Preis geh. 8 Mark 50.

Das stattliche Buch, das 1298 Sagen und sagenhafte Überlieferungen enthält, ist eine bedeutende Leistung. Der ganze Stoff ist erst in den letzten Jahren aus dem Volksmunde gesammelt worden, daher ist dieses Sagenwerk für das Lebendige der Sage wichtiger als so manche gelehrte Untersuchung. Durch einen Vergleich mit älteren Sammlungen aus derselben Landschaft und ihrem Umland — der Verfasser verweist im Vorwort selbst auf die Eifeler Sagen von Schmitz (1850) und die Luxemburger Sagen von Gredt (1885) — läßt sich feststellen, welche Sagenstoffe eingeschrumpft oder ganz verschwunden sind und welche sich dagegen vermehrt oder neu gebildet haben. Während z. B. Sagen von den Schießschlangen, die Gredt liefert, heute in der Westeifel ganz unbekannt sind, stehen gegenwärtig, wie übrigens in vielen anderen deutschen Landschaften, die Hexen- und Gespensteragen sichtlich im Vordergrund. Das Dr. Josef Müller gewidmete Buch bringt auch einige treffliche Lichtbildaufnahmen von Sagen erzählern.

G. J u n g b a u e r, Deutsche Sagen aus der Tschechoslowakischen Republik. 1. und 2. Teil. Band 3 und 4 der Deutschen Jugendbücherei, geleitet von Dr. Richard Schroubek und Dr. Franz Vongin. Staatliche Verlagsanstalt in Prag, 1934 und 1935. 117. und 125 S. Preis 7 Kč und 7 Kč 50.

Nun liegen beide Bände dieser Ausgabe vor, die mit ihren 360 Sagen — durchweg Erzählungen, da bloße sagenhafte Bemerkungen und Überlieferungen ausgeschlossen blieben — das bisher größte Sagenwerk der Sudetendeutschen bildet. Die Sagen sind in keiner Weise bearbeitet, so daß sie auch als Unterlage für wissenschaftliche Untersuchungen dienen können. Diese werden erleichtert durch einen 3. Teil, der auch in der gleichen Verlagsanstalt, aber außerhalb der Jugendbücherei erscheinen und neben Angabe der Quellen Anmerkungen und Erklärungen bringen wird. Dieser 3. Teil, dessen Preis 3—4 Kč betragen wird, ist bereits im Druck.

Dr. Anton B l a s c h k a, Die St. Wenzelslegende Kaiser Karl IV. 14. Band der Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte. Herausgegeben von der Historischen Kommission der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg. Prag 1934. 182 S.

In gründlicher Weise setzt sich der Verfasser mit dieser Legende, die mehr wegen des Dichters als wegen des behandelten Heiligen von Bedeutung ist, auseinander, er bietet sorgfältige Texte und liefert hiezu einen eingehenden Kommentar. Von volkstümlichem Standpunkte sind bemerkenswert die Abschnitte „Fußstapfenmunder“ (vgl. Handwörterbuch Aberglaube III. 240ff.), „Michaelsminne“ (vgl. ebd. VI. 241f), „Das unabwuschbare Blut“ (vgl. ebd. I. 1439ff.) und das auf S. 129 zum Bahrrecht Gesagte (vgl. ebd. III. 1046ff.).

Dr. Viktor R a r e l l, Burgen und Schlösser des Erzgebirges und Egerlandes. 1. Band. Verlag Vinzenz Uhl, Raaden, 1935. 128. S. Preis geheftet 16.50 Kč.

Das mit sehr hübschen Bildern von Otto Bertl geschmückte Buch gibt zunächst die Beschreibung und Geschichte der Burgen und hierauf die Burgenagen, die aller-

dings in manchen Fällen keineswegs als Volkslagen bezeichnet werden können. Der Hauptwert des Buches liegt in dem geschichtlichen Teil, zu dem der Verfasser das einschlägige Schrifttum erschöpfend herangezogen hat.

Dr. Viktor **K a r e l l**, Karlsbad. 44. Heft der Sudetendeutschen Heimatgalerie. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg o. J. (1935). 55 S. Preis 5 Kr.

Das mit mehreren Bildern versehene Heftchen bringt neben anderen kleinen vollstündlichen Beiträgen auch einen etwas gekürzten Abdruck des Aufsatzes „Hirsch und Hund in der Karlsbader Gründungsfrage“ aus dem Jahrgang 1932 unserer Zeitschrift.

Hugo **S c h o l z**, Hof, Dorf und Heimat. Verlag „Echolle“, Braunau i. B., 1934. 25 S. Preis 2 Kr.

Auch dieses 6. Heft der „Bauern- und Volkspredigten“, das vor allem die Bedeutung der Familie für den Bauernstand und das ganze Volk darlegt, zeichnet sich durch kernigen und gesunden Inhalt und die volkstümliche Sprache aus.

Franz **H ö l l e r**, Die Studenten. Roman einer Gemeinschaft. Adam Krafft Verlag, Karlsbad-Drahowitz und Leipzig 1934. 301 S. Preis geheftet 28.50 Kr., geb. 45.60 Kr.

Höllner, dessen Buch über den Maler und Zeichner Franz Grub und dessen Gedichtband „Aufbruch“ durch Gehalt und Sprachgewalt Aufsehen erregt haben, bietet auch mit diesem Roman eine beachtenswerte Leistung. Davin ist Erlebnis und Dichtung zu einer wunderbaren Einheit zusammengeschweißt. Man steht auf dem Boden der Tatsachen und fühlt mit dem heutigen Prager Studenten, der ein ganz anderer Mensch als der Vorkriegsstudent ist, Not und Leid, aber auch frohe Lebenslust mit. Zugleich jedoch fühlt man sich erhoben in das weite, herrliche Reich der Dichtung und Schönheit, das fern von dem traurigen Alltagsleben liegt, mag es sich nun um die vom Verfasser so geliebten Prager Kunstwerke handeln, oder um das Erwachen der ersten Liebe, oder um ein großes Naturerlebnis, oder um den Zukunftstraum der großen sudetendeutschen Volksgemeinschaft.

W i m a n a c h auf das Jahr 1935. V. Staatsmann Verlag in Leipzig.

Das geschmackvoll ausgestattete Büchlein bringt nach dem Kalendarium eine prächtige Auswahl aus den Werken der Heimatdichter, die schon seit Peter Kolosger im Verlag Staatsmann ihren verständnisvollen Mittelpunkt gefunden haben.

Emil **B e h m a n n**, Herbstfeier. Lebensbetrachtungen. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1934. 48 S. Preis geh. 10 Kr., geb. 15 Kr.

Diese Sammlung von Dichtungen bildet die 7. Folge der Selbstbiographie Lehmanns „Sudetendeutscher Gang zu Gott“, die 10 Teile umfassen wird. Sie enthält Betrachtungen über verschiedene Erlebnisse, Tagesfragen u. a. und ist den wie der Dichter im Herbst des Lebens stehenden Männern von 1880 im deutschen Grenzland gewidmet.

Dr. Heinrich **D o n a t**, Die deutschen Katholiken in der Tschechoslowakischen Republik. Eine Sammlung von Beiträgen zur geistigen und religiösen Lage des Katholizismus und des Deutschtums. Verlag Ambr. Opitz, Warnsdorf 1934. 360 S. und zwei Karten. Preis geb. 85 Kr.

Zu diesem Buche schreibt unser Mitarbeiter Dr. Ernst Hoher: An drei Duzend Aufsätzen aus der Feder führender Persönlichkeiten des politischen, geistigen und kulturellen Lebens der sudeten- und karpathendeutschen Katholiken sind zu einem Sammelwerke zusammengefaßt worden, das sich nach dem Plane des Herausgebers den Darstellungen der Lage des Katholizismus in Österreich und in Italien anschließen soll, die den Rektor der Anima in Rom, Bischof Dr. Gudal, zum Verfasser haben. Mit Zug und Recht kann dieses Sammelwerk als „wohlfundiertes“ und „umfassendes Handbuch zur Gesamtlage des deutschen Katholizismus in der Tschechoslowakei“ bezeichnet werden. Als solches bietet es auch für die

vollständige Forschung sehr erwünschte Angaben, trotzdem u. a. „auf eine Untersuchung des künstlerischen Wirtens unter den sudetendeutschen Katholiken“ absichtlich verzichtet wurde. Es sei da z. B. nur auf die Aufsätze „Die liturgische Bewegung“ von Abt Dr. Dominik Prokop O. S. B. und „Die kirchenmusikalische Bewegung in den Sudetenländern“ von Lehrer Rudolf Duobla verwiesen.

Karl Gaff, Institutionen des deutschen Privatrechts. II. Band: Familienrecht. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart 1934. XV und 158 S. Preis geh. 8 Mark.

Der Verfasser will zeigen, „wie die Wirkungskraft der germanisch-deutschen Rechtsgedanken merkwürdig zäh . . . bis in die Gegenwart sich erhalten hat“, und damit gewinnt dieses in erster Reihe für Juristen geschriebene Buch berechtigtes Interesse auch für die deutsche Volkstunde, der für die Deutung bestehender Volksbräuche durch die auf alle Rechts- und Schriftdenkmäler zurückgehende Darstellung wertvolle Fingerzeige gegeben werden. (Dr. Ernst Hoyer.)

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. Band 19 (Lou—Wam). 784 S. Preis 23.40 Mark, bei Rückgabe eines alten Legitons 21.15 Mark.

Dieser Band ist für den volkstündlichen Arbeiter der wichtigste, weil er alle Zusammenhänge mit dem Worte „Volk“ enthält. Der Artikel *Volkstunde* selbst ist etwas dürrig ausgefallen. Zum Schrifttum sei bemerkt, daß P. (Paul), nicht W. Geiger die volkstündliche Bibliographie herausgibt, ferner daß die Sudetendeutschen eine vollständige Bibliographie ihrer Volkstunde besitzen, nicht bloß die allein angeführte für Mähren und Schlesien von Hovinka, sondern auch die für Böhmen von Hauffen-Jungbauer (1931) und die für die Karpathenländer von Réz (1934). Statt der allgemeinen Landes- und Volkstunde von Blau, die ja auch die nichtdeutschen Völker behandelt, wäre Lehmanns Sudetendeutsche Volkstunde eher zu nennen; unter den Zeitschriften fehlt unsere Zeitschrift. Beim Artikel *Volkslied* müßte doch erwähnt werden das Buch von P. Leoh „Geschichte des Begriffes Volkslied“, ferner die Tatsache, daß die Tschechoslowakei als einziger Staat der Welt eine „Staatsanstalt für das Volkslied“ mit einer deutschen Abteilung besitzt, und endlich, daß in Wien die Monatschrift „Das deutsche Volkslied“ schon seit 1899 besteht. Zu nennen sind noch der nur drei Sätze umfassende Artikel *Volkstracht*, ferner *Volksbücher* (1½ Spalte), *Volksefeste*, *Volkskunst* mit zwei Bildtafeln, *Volksmedizin*, *Volksmusik*, *Volkstänze* und *Volkstrachten* (hier 4 prächtige, zum Teil farbige Bildtafeln). Von sonstigen volkstündlichen Artikeln seien noch erwähnt: *Trachtenkunde* (mit vier Bildtafeln), *Umgebende*, *Walen* (*Venediger*).

Der Band, der eine Reihe großer Artikel (Tschechen und Tschechoslowakei, Türkei, Turnen, Ungarn, Uniformen, Universtätt, Vereinigte Staaten von Amerika, Vererbung, Waffen, Wagner Richard u. a.) enthält, verzeichnet folgende Sudetendeutsche: Chr. Touaillon, geb. Nupitz, Literaturhistorikerin, geb. 1878 Jglau; G. Tichermat, Adler von Sehsenegg, Mineralog, 1836 Littau bei Olmütz, und sein Sohn Armin, Pflanznolog, geb. 1870 Wien, dtz. Professor an der Deutschen Universtätt in Prag; O. Tumlitz, Pädagog und Psycholog, 1890 Rosenberg i. B., dtz. Univ.-Prof. in Graz; F. Ullmann, polit. Schriftsteller, 1884 Tephly-Schonau; Ulrich von Eschenbach, mhd. Epiker, lebte gegen Ende des 13. Jahrhunderts am Hofe König Wenzels II. von Böhmen; E. Utih, Philosoph, 1883 Prag; L. Waber, Politiker, 1875 Mähr.-Neustadt; E. Wachstein (eigentlich Max), Ritter von, Bildhauer, 1810 Bürgstein, gest. 1901 Prag; W. E. Wahlberg, Jurist, 1824 Prag; L. Wähmund, Kirchenrechtslehrer, gest. 1932 Prag; Albrecht von Wallenstein, Feldherr, geb. 1583 Germanie bei Königgrätz; Fr. Wallisch, Schriftsteller, 1890 Mähr.-Weißkirchen.

* * *

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). 2. Heft des 5. (43.) Bandes (1933): H. Wolfram, Die Frühform des Ländlers; L. Schmidt, Die Attribute der Engel in der deutschen Volksauffassung; P. Dieß, „Kurz und lang — Hobelbank“ bei den Weißslawen u. a. Besprochen wird die Bibliographie von Réz.

Westdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Wuppertal-Elberfeld). — Unter diesem Titel erscheint der 31. Jahrgang (1934) der früheren „Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde“. Aus dem Inhalt des Bandes, der alle vier Hefte des Jahrgangs vereinigt: P. Sartori, Der Heidenkönig im goldenen Sarge (Beispiel für den Zusammenhang zwischen Vorgeschichte und Volkskunde).

Hessische Blätter für Volkskunde (Gießen). — Aus dem 32. Band (1933): A. Wesselski, Das Märlein vom Tode des Hühnchens und andere Rettenmärlein u. a. Besprochen werden die 1932 und 1934 erschienenen Bände der „Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde“ und Lieferung 4 und 5 der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Aus dem 1./2. Heft 1935: R. M. Alier, „Gia popcia“ — ein griechisches Lied? Ferner die Fortsetzung der Übersicht: Eisterreichische Volkslieder auf Schallplatten. Besprochen wird die Bibliographie von Rez. In dem Beiblatt „Blätter für Volkstanzgruppen“ wird der Tanz „Dreißig und dreißig Hühner“ aus Bolenwald in Mähren (= Nr. 9 der Rukhändler Tänze von Fritz Kubiena) gebracht.

R. Smetana, Tiskání a nakladatelé českých písní kramářských. (Drucker und Verleger der tschechischen Krämerlieder.) Sonderdruck aus dem 58. Jahrgang (1934) der Zeitschrift „Matica Moravská“. Brünn 1934. 12 S.

Dieses Verzeichnis ist auch für die deutsche Flugblattliteratur wichtig, weil die hier aufgezählten Drucker und Verleger gewöhnlich auch deutsche Lieder auf Jahrmärktgedrucken verbreitet haben, besonders die Drucker Berger und später Augustin in Leitomischl, Enders in Neutitschein, Hilgartner und Sandfras in Neuhaus, Hoffmann und Lent in Znaim, Rippl in Jglau u. a.

S. Zwicker, Vom Aberglauben in der Tiermedizin. Sonderdruck aus dem Prager tierärztlichen Archiv, 14. Jahrgang (1934). 5 S.

Dieser kleine Beitrag beweist, daß Aberglaube — mehr als man glaubt — noch immer im Volke lebendig ist. Der Verfasser, Oberbezirkskriegerarzt in Prachatic im Böhmerwald, bringt eine Reihe von nahezu unglaublichen Tatsachen aus seiner eigenen Erfahrung.

Karpatenland (Reichenberg). — 4. Heft 1934: R. Zeisel, Das Bergmannsgebiet und die geistlichen Bergmannslieder in der Krennitzer Umgebung; A. Karafel-Ranger, Tagesgebete aus Münichwies u. a. Besprochen wird die Bibliographie von Rez.

Heimatsbildung (Reichenberg). — 9./10. Heft 1934: H. Zimprich, Die deutsche Jugendbewegung, ihr Wesen und ihr Weg u. a. — 11./12. Heft 1934: J. Pšikner, Geschichtliches Schicksal der Sudetendeutschen und Tschechen u. a.

Im 1. Heft 1935 beginnt der Abdruck einer „Geschichte der Sudetendeutschen“ von J. Pšikner. Nach methodischen Vorbemerkungen wird die Herrschaft der Germanen in den Sudetenländern (bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts n. Chr.) und die Stellung der Deutschen als Vermittler und Träger der Westkultur in den Staaten der Sudetenlawen (bis zum Ende des 12. Jahrhunderts) behandelt.

Sudetendeutsche Monatshefte (Tepliz-Schönbau). — Mit Beginn 1935 erscheint die frühere Zeitschrift „Der Bund“ unter diesem Titel als Zeitschrift des Bundes der Deutschen, dessen Betätigungsfeld sich nun nicht mehr auf Böhmen beschränkt, sondern das ganze deutsche Gebiet der Tschechoslowakei in sich schließt. Im 1. Heft 1935 findet sich neben zahlreichen anderen Beiträgen auch eine Würdigung der Mundartdichterin Anna Waldhauser in Schönlinde von Laura Zimmer.

Das Dorf (Braunau i. B.). — Die von dem Bauerndichter Hugo Scholz herausgegebene Halbmonatsschrift, die guten und volkstümlichen Stoff sowohl zur Belehrung wie auch zur Unterhaltung bietet, trat 1935 in den 13. Jahrgang ein. Sie verdient namentlich in ländlichen Kreisen weiteste Verbreitung.



Auskünfte

Oberst J. Für weitere Einsendungen zur deutschen Soldaten-
sprache des alten Österreichs oder der Tschechoslowakei wären wir sehr
dankbar. Mit den 10.000 Fragebogen, die das Ministerium für National-
verteidigung bei den einzelnen Truppenkörpern ausfüllen ließ, liegt wohl
ein großer Stoff vor, mit dessen Verarbeitung Univ.-Prof. Dr. E. Rippl
zur Zeit bereits begonnen hat. Aber eben für die wissenschaftliche Ver-
arbeitung des Stoffes sind Beiträge von Herren, die auch aus altösterrei-
chischer Erfahrung schöpfen können und so das heutige, amtliche und in
gewissem Sinne einseitige Material ergänzen, überaus willkommen.

Fördert die Heimatzeitschriften!

In seinem 9. Rundschreiben (April 1934) richtete der Deutsche Verband
für Heimatforschung und Heimatbildung diese Mahnung an die sudeten-
deutsche Bevölkerung und empfahl die folgenden Zeitschriften:

Heimatbildung, Reichenberg (für Erwachsenenbildung),
Fitzgenwald, Reichenberg (für Geographie und Geologie),
Natur und Heimat, Auffig (für Pflanzen- und Tierkunde),
Sudeta, Reichenberg (für Vor- und Frühgeschichte),
Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde, Prag,
Sudetendeutsche Familienforschung, Auffig,
Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen,
Prag,
Zeitschrift des Deutschen Vereines für die Geschichte Mährens und
Schlesiens, Brünn.

Zur Beachtung!

Wie alle anderen Zeitschriften hat auch unsere Zeitschrift unter der
Wirtschaftsnot und dem dadurch veranlaßten Ausfall von Zuwendungen
und Abfall von Beziehern stark zu leiden. Umso erfreulicher ist es, daß ein-
zelne ihrer Mitarbeiter und Abnehmer aus eigenem Antriebe für die Ge-
winnung neuer Bezieher sorgen und so den Bestand der Zeitschrift sichern
helfen. Mit herzlichem Dank für diese Förderung in schwerer
Zeit verbindet die Leitung der Zeitschrift das Ersuchen, auch weiterhin
durch Bekanntgabe von Anschriften, an die mit Erfolg Probehefte gefandt
werden können, die gute Sache zu unterstützen.



Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlobo nám. 28.
Druck von Heinr. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarten bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Československá časopisná revue pro lidstvo

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

8. Jahrgang 1935

2./3. Heft

Grasliger Sagen

Mitgeteilt von Dr. Gustav Treizler

In Graslitz und Umgebung erzählte man sich, etwa beim „Fußgehen“ oder an den langen Winterabenden am Kamin, Sagen, die ja vielfach nicht anders klingen als anderswo in deutschen Landen, hie und da aber doch auch eigene Züge aufweisen und von denen im Nachstehenden einige erzählt werden mögen, um sie vor völliger Vergessenheit zu bewahren, der sie mit dem stärkeren Verkehr der Bewohner mit der Außenwelt und ihrer dadurch steigenden Blasiertheit, aber auch infolge der höheren Schulbildung der Kinder und durch den häufigen Besuch des Bichtspielhauses anheimfallen. Schon jetzt weiß die Jugend vielfach nichts mehr vom Höimandl, vom Dietrich (einer Waldwiese bei Schönwerth), von der Schlacht am Lautensflüß (d. h. dem Totenslüßchen) u. a. Glücklicherweise wurden schon früher einige Grasliger Sagen veröffentlicht: von G r o h m a n n wurde 1863 ein „Sagenbuch von Böhmen und Mähren“ herausgegeben, in welchem D. M ü h l s t e i n bereits die Hausbergschafsfagen, jene von den verwunschenen Schloßfräulein und die vom Fußstapfen der heiligen Maria erzählte, anderes findet sich in dem verdienstvollen Werkchen des ältesten Grasliger Chronisten Franz E r m o l d, die Sagen vom Hohen Stein brachte der bekannte Heimatforscher Professor Johann B ö h m 1881 in der „Erzgebirgszeitung“ und all diese Erzählungen, noch vermehrt durch solche aus Heinrichsgrün („der grüne Heinrich“, das alte Schloß, das Bergglöckchen, die Weiße Frau im Heinrichsgrüner Schloß), sowie um die Sagen von der Zerstörung der Hausbergburg, von der Prophezeiung der Zigeuner, daß in Graslitz künstlich nie mehr als drei Häuser auf einmal abbrennen würden, von den Walen oder Benedigermännchen und von Zdenka von Hertenberg, erschienen im Druck wieder in Hermann B r a n d l s hübschem Büchlein „Sagen und geschichtliche Erzählungen aus dem westlichen Erzgebirge für die Jugend“, Rothau 1927, Selbstverlag. Auch Julius Ernst F ö d i s c h hat schon in den ersten Jahrgängen der „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“ manches gelegentlich berührt, Siegfried S i e b e r behandelte im 54. Jahrgang derselben Zeitschrift das Egerer Fahnenstapfen und Anton S c h m i e d l verewigte im 23. Jahrgang der „Erzgebirgszeitung“ das Schradagerl. Als weitere Ergänzung dieser Mitteilungen mögen nun die folgenden Erzählungen dienen, die zum Teil von dem Schreiber dieser Zeilen im Laufe der letzten Jahre aus dem Munde

alter und junger Grasslitzer gesammelt wurden, zum größeren Teil aber einer Reihe von Notizheften des Titels „Heimatspiegel“ entnommen sind, die sein ehemaliger Schüler, jetzt Dr. jur., Alfred Riedl, seit der IV. Gymnasialklasse zusammenschrieb und die sich als wahre Schatzkammer für die Volkskunde des Grasslitzer Bezirkes ausweisen; sie enthalten noch eine Menge anderer Angaben und ich habe die Absicht, mit Bewilligung des Sammlers noch verschiedenes andere daraus zu veröffentlichen.

Die eigentlichen Grasslitzer Sagen beziehen sich zumeist auf den steil inmitten der Stadt bis zu 711 Meter Seehöhe (relativ etwa 200 Meter vom Fuß an gerechnet) aufragenden Hausberg, auf dem ursprünglich die jetzt eben in ihren Grundlagen zur Ausgrabung gelangende Burg (= Haus) stand, die den Namen „Das Neue Haus“ trug, sei es zum Unterschied von anderen älteren Burgen der Gegend, sei es, um auf eine spätere Erneuerung oder Erweiterung der ältesten Anlage hinzuweisen. Sie soll angeblich um 1250 erbaut worden sein, höchstwahrscheinlich von einem der Besitzer des Vogtlandes, die alle Heinrich hießen, als Grenzburg gegen das Gebiet der Abtei Waldsassen, und war anfänglich vermutlich von einem Vasallen jener „Herren von Plauen“ bewohnt, als deren einen ich jenen Eberhard von Mhlau ansehe, der den Waldsassenern die Hälfte des Dorfes Friedersgrün verkaufte, jedenfalls diejenige, die links oder östlich der Zwobau lag, denn den rechtsufrigen Teil des Ortes besaßen sie schon längst. Im Jahre 1274 genehmigten die Plauener diesen Ankauf. Die Burg auf dem anfangs „Gräslas“ geheißenen Berg wurde später mit dem gleichen Namen bezeichnet, der zuletzt von ihr auf den am Fuße des Hausberges durch Zusammenwachsen mehrerer kleinerer Orte entstandenen Markttort übertragen wurde. Den Namen, aus dem sich die jetzige Form Grasslitz entwickelte, leitet Professor Dr. E. Schwarz vom mhd. graz ab, was Fichtensprossen oder Nadelholzweige bedeutet. Die Burg wurde mehrmals zerstört und immer wieder auferbaut. Eine dieser Zerstörungen, vielleicht noch nicht die erste, erfolgte im August 1412 durch die Egerer und ihre Bundesgenossen, weil die damaligen Besitzer, die Brüder Rahtenbach, die sie seit 1401 innehatten, mit ihnen im Kriege lagen, den sie nach der üblichen Sitte der Zeit durch Märdern und Brandschäzen ihrer Untertanen, als Raubritter, führten, eine zweite vielleicht 1452, da im August die Stadt Grasslitz wieder durch Egerische Truppen zerstört wurde, eine dritte anfangs 1466 durch Heinrich II. von Plauen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts verfiel das Neue Haus, 1542 wird es zum letztenmal urkundlich erwähnt. Doch blieben noch bis ins 19. Jahrhundert Trümmer sichtbar, bis die Herrschaft Grasslitzer Bürgern die Steine zum Bau von Stadthäusern überließ. Natürlich knüpften sich an diese Ruinen mancherlei sagenhafte Erzählungen, wenn man auch von den Kämpfen um die Feste nur noch ganz unbestimmte Berichte kannte. Eine zweite Reihe von Geschichten handelt von einer angeblich auf dem Hohen Stein, südlich von Grasslitz, gestandenen anderen Befestigung, über welche meines Wissens gar keine historische Nachricht vorhanden ist. Man hat sogar vermutet, auf dem Hohen Stein sei Maroboduus Burg Maroboduum gestanden; wenigstens wird davon in dem merkwürdigen

Büchlein „Aukhari, der Held vom Hohen Stein“ von Friß Jäger gesprochen, das im Verlag von Richard Hüttel in Plauen i. Vogtland, schon in zweiter Auflage erschien, und sich auf eine alte Sage beruft.

Die übrigen vorkommenden Orte, Stein und Ursprung, Schönau und Schönwerth, Ruhstadt, Schwaderbach, Pechbach und Frankenhammer sowie das Städtchen Heinrichsgrün liegen sämtlich im Bezirk Graslitz, Fröhfuß, Annatal und Hartenberg unmittelbar außerhalb seiner Grenzen.

1. Die Zerstörung der Hausbergburg

Die Burg Greßlaw gehörte den Herren von Plauen, die auf ihr Verwalter sitzen hatten. Diese aber waren im Anfang des 15. Jahrhunderts Raubritter. Ihr letzter, namens Dietrich, belästigte besonders die Reisenden auf der von Erfurt über Plauen nach Prag führenden Königsstraße. Als er um die Hand der Tochter des Grafen von Wildstein warb, wurde er abgewiesen und der erzürnte Vater sammelte seine Dienstmannen und zog, durch die Fleischer- und Luchknappen von Eger verstärkt, im August 1412 gegen Dietrichs Burg. Bei der heutigen Knappschaffsmühle sammelten sich die Angreifer zum Sturm, beim Einbruch der Dunkelheit wurde das Schloß angegriffen und in kurzem erobert. Als Dietrich sah, daß alles verloren sei, spornte er sein Roß und stürzte sich mit ihm in den Abgrund gegen den Fluß Wondra, wo er auf den Felsen den Tod fand. Dies geschah bei jenem Felsblod, der noch heute den Namen „Rittersporn“ trägt und in dem zur Erinnerung an Dietrichs Tod ein Reiterstiefel, ein Sporn und ein Trinkhumpen eingemeißelt sind. Auf der Spitze des Bergfrieds des Schlosses war ein silberner Knopf befestigt, der im Sonnenlicht weithin erglänzte (nach anderen war es ein silbernes Glöckchen) und der bei der Zerstörung der Burg durch einen wohlgezielten Schuß in das Bett der Wondra geschleudert wurde, die seit der Zeit der „Silberbach“ hieß. Die Herren von Plauen bauten die Burg nicht wieder auf, die allmählich ganz verfiel.

(S. Gmold S. 12 und Brandl S. 8) Anm. Der Name Dietrich ist ganz unhistorisch. Die Burg wurde, wie erwähnt, wieder hergestellt. Der Silberbach führt seinen neuen Namen jedenfalls von Silberfunden, die man an oder in ihm gemacht hatte oder zu haben glaubte, und zwar seit dem 15. Jahrhundert, seit dem Aufschwung des Graslitzer Bergbaues, und wird ihn wahrscheinlich von den neu eingewanderten Bergknappen erhalten haben, die den früheren nicht mehr kannten. Die Knappschaffsmühle, heute Musikinstrumentenfabrik von F. E. Müller, in der Knappschaffgasse, wo angeblich ein Gasthaus stand, in dem die Knappen der Burg zu zechen pflegten, hat natürlich ihren Namen von den Bergknappen, die hier eben damals, als der Bergbau um Graslitz, besonders auf Kupfer, so stark aufblühte, eine ihrer Vereinigung, der Knappschaff, gehörige Mühle, die zweit- oder drittälteste der Stadt, erbauten. Der Felsen Rittersporn ist noch sichtbar, ebenso besteht noch neben der einstigen Burg ein offenbar innerhalb ihrer Umwallung gegrabener Brunnen, der angeblich früher 25 Meter tief war, jetzt aber bis auf etwa fünf Meter der Sicherheit wegen zugeschüttet ist und mit einem großen Stein überdeckt wurde. Aus den Steinen der Burg sollen einige der Graslitzer Bürgerhäuser erbaut worden sein, so angeblich 1835 die beiden Häuser, die jetzt dem Kaufmann Seemann gehören, in der Goethestraße (ursprünglich von dem Graslitzer Großindustriellen und zeitweise Bürgermeister Johann David Starck errichtet), ferner das Haus der oberen Apotheke „Zum goldenen Adler“ (dessen Besitzer der Arzt, Stadtrat und Apotheker Johann Florian Dopauer, der Vater des bekannten Politikers und Wohltäters Richard H. v. Dopauer und Verfasser einer guten alten Stadtkronik war),

das des Fleischnhauers Robert Niedl („Muzler“) und noch ein viertes, alle in der gleichen Gasse, die seit jeher zu den vornehmsten der Stadt gehörte; sie hieß früher die Lange Gasse und trug dereinst auch die Namen Herrengasse und, zur Zeit, da Graslitz im Besitz der Herren von Schönburg stand (1675—1686), die ihren gewöhnlichen Wohnsitz in Glauchau in Sachsen hatten, auch Glauchaer Straße. Sie führt vom Kirchenplatz am Westfuß des Hausbergs zur heutigen Klingentalerstraße und weiterhin nach Sachsen, ihr Ende war einst der Stadtteil Vogelstange, wo die bürgerliche Schützengesellschaft die alljährlichen Vogelschießen abhielt, nach meiner Meinung zuerst im Dorfe Markhausen, das bald vollständig verschwindet und statt dessen erst im 18. Jahrhundert etwa einen Kilometer weiter entfernt an der Staatsgrenze das neue Dorf gleichen Namens entstand. Angeblich haben die Egerer Fleischer seit der Eroberung des Neuen Hauses das Recht des Fahnenstümpfens.

2. Der Schatz im Hausberg

In einem Felsen auf dem Hausberg liegen viel Gold und andere Kostbarkeiten. Er öffnet sich aber nur einmal im Jahr, nur während der Messe am Karfreitag, und schließt sich sofort wieder, sobald sie zu Ende ist. Einst kam ein armes Weib mit ihrem Kind eben dazu, als die Höhlung offen stand. Vom Anblick der Schätze, die sie sah, wurde ihr ganz schwindlig, sie setzte das Kind auf einen Haufen Gold und raffte eilig in ihre Schürze, soviel sie in der Schnelligkeit erlangen konnte. Als sie aber mit ihrem neuen Besitz aus der Höhle trat, war es eben die höchste Zeit gewesen, die Öffnung schloß sich und man konnte keine Spur mehr davon sehen. Aber das Kind hatte sie vergessen. Ein ganzes Jahr verging ihr in Trauer und Selbstwürfen, bis wieder der Karfreitag kam. Da ging die Frau wieder auf den Berg und siehe, die Höhle erschien wieder und auf einem Goldhaufen sah das Weib ihr Kind, frisch und munter. Voll Freude ergriff sie es und enteilte mit ihm, das inzwischen von einer schönen Jungfrau gehütet worden war. Seither war das Weib mit seinem bescheidenen Los zufrieden und dankbar für die Rettung ihres Kindes.

(Brandl erzählt S. 35 eine gleiche Sage vom Hohen Stein.) Anm. Zu den Sagen von Schätzen auf dem Hausberg mögen auch die mancherlei Öffnungen auf dem Berg beitragen, die jedenfalls Schächte sind, denn in der Bergbauzeit wurde die ganze Umgebung von Graslitz von zahlreichen Unternehmern durchwühlt und besonders auf dem Hausberg wurden auch, wie das Graslitzer Bergbuch zeigt, eine Reihe von Fundgruben angelegt, offenbar ohne sonderlichen Erfolg. Auch am Abhang des Berges gingen derartige Schächte oft tief ins Innere des Berges, aus denen man späterhin Keller der östlichen Häuserreihe der Goethestraße machte. Auch an anderen Berghängen in Graslitz finden sich noch heute solche tiefe, kühle Keller, die aus einstigen Schachtanlagen entstanden, z. B. in der Hübelpoint im jetzigen Gebäude des Staatsrealgymnasiums und der staatlichen Stidereihschule.

3. Eine andere Schatzsage

Im Hausberg liegt ein großer Schatz, der immer seinen Ort wechselt und bald in Gestalt feuriger Kohlen, bald als Raub oder als Sägespäne sichtbar wird. Doch nur ein Glückskind kann ihn finden. Manches wurde davon schon weggetragen, aber das meiste ist noch vorhanden. Einmal fanden ein paar Weiber kleine runde Scheiben, die sie ihren Kindern zum Spielen mitnahmen. Zu Hause hatten sie sich in Silbertaler verwandelt.

(Nach Brandl, S. 10, waren es Buchstaben, die zu Silber wurden.)

4. Das graue Männchen

Einem armen Mann erschien im Traum ein graues Männchen, das zu ihm sagte: „Folg mir, du wirst es nicht bereuen!“ Da sich der Traum auch in der folgenden Nacht wiederholte, stand der Mann auf, sah wirklich das Männlein und folgte ihm, nachdem es ihm verboten hatte, etwas zu sprechen. Es führte ihn auf den Berg und durch lange Gänge in einen unterirdischen Saal, in dem es von lauter Gold und Silber nur so blühte, und sagte ihm, er dürfe sich von den Schätzen mitnehmen, so viel er wolle. Da packte er eifrig ein, bis er auf einmal etwas zu Boden fallen hörte und sagte: „Jetzt ist etwas hinuntergefallen.“ Sofort verschwand alles, der Mann stand in tiefster Finsternis da, tappte sich allmählich heraus und kam zuerst in einen verfallenen Stollen, der endlich im Bärenloche endete.

Ann. Das Bärenloch, am Nordende der Stadt über ihr im Hohen Stein, der mit dem gleichnamigen Berg bei Stein und Ursprung nicht zu verwechseln ist, könnte vielleicht wirklich darnach genannt sein, daß einmal in ihm Bären hausten; ich vermute, daß der kleine Ort Bärnhäusen, wahrscheinlich auch eines jener vier Dörfer, aus denen Graslitz entstand, unter ihm am Steinbach gelegen habe. Angeblich sollen sich die Graslitzer während des Dreißigjährigen Krieges vor den Schweden darin mit ihrer Habe und ihrem Vieh verborgen haben. In der That wurde aber Graslitz, weil es abseits von den Heerstraßen im Gebirge lag und die Zufahrtsstraßen dahin schlecht und vielleicht noch verrammelt und von Verteidigern besetzt waren, wahrscheinlich weder von den Hussiten noch von den Schweden überfallen, wohl aber von kaiserlichen Truppen unter Holk 1632 ausgeplündert und niedergebrannt. Erst unter Banér kamen 1639 auch die Schweden nach Graslitz, schonten es aber auf Grund eines Schutzbriefes des Feldherrn, weil es damals ganz protestantisch war und einem protestantischen Adelsgeschlechte gehörte. — Auch Brandl erzählt (nach Grohmann), S. 9, von einem Weib, das im Traum aufgefordert wurde, auf den Berg zu gehen, und dort von einem Zicklein geführt wurde; siehe ebendort eine weitere Sage von einem alten Männlein!

5. Der Graf auf der Hausbergburg

Einst wohnte im Schloß ein Graf, der wegen seiner Gewaltthatigkeit weit und breit gefürchtet war. Der war einmal auf der Jagd müde und durstig geworden und forderte in einem Häuschen am Fuße des Bergs von einem dort wohnenden Mädchen von unbeschreiblicher Schönheit einen Trunk Wasser. Sie reichte ihm einen frischen Trunk, er aber folgte ihr dann ins Haus und sah dort ihre 6 gleich schönen Schwestern, worauf er sie alle zu Frauen begehrte. Sie wiesen ihn jedoch entrüstet zurück und er verließ zornig die Hütte, kam aber bald wieder mit einer Schar Knappen und führte nun die Jungfrauen in seine Burg. Doch sie sann auf Rache und erdolchten den Grafen des Nachts, wobei sein Blut ihre weißen Kleider bespritzte. Sie konnten sie in den sieben Brunnlein, die auf dem Berg entsprangen, trotz aller Mühe nicht mehr rein bekommen und müssen nun ununterbrochen an den Flecken waschen. Nur am Karfreitag gelingt es ihnen auf kurze Zeit während der Messe, worauf sie die Kleider zum Trocknen ausbreiten. Aber dann erscheinen die Blutsflecken sofort wieder und so sind sie bis ans Ende der Zeiten zum Waschen verdammt.

6. Die verwunschenen Schloßjungfrauen

Einmal ging ein Mann am Palmsonntag in den Grasliker Amtshof, da erblickte er auf dem Hausberg weiße Gestalten. Er wurde neugierig, ging darauf zu und sah, daß es 7 weißgekleidete Mädchen seien, die Wäsche an der Luft trockneten. Er konnte aber nicht ganz zu ihnen hingelangen, denn um so viel er näher kam, ebenso weit entfernten sie sich von ihm, und als er zu laufen begann, verschwanden sie mit ihrer Wäsche und er war plötzlich in Spinnweben eingehüllt, aus denen er sich nur mit Mühe herauswickeln konnte.

(S. Brandl S. 10, nach Großmann!) Anm. Nach anderen waren die 7 Mädchen die Töchter des Schloßbesizers, die einen bei ihnen als Gast eingelehrten Grafen ermordeten und dafür verwünscht wurden. — Das Grasliker Amtshaus war seit etwa dem 17. Jahrhundert das heutige Haus Nr. 320 Hofplatz, gegenwärtig im Besitze der Unionbank. Früher war es herrschaftliches Brauhaus und Gasthaus, die „Amtsschenke“. Es steht unmittelbar am Fuße des Berges, auf den eben hier ein steiler Aufstieg hinaufführt.

7. Der Geistergraf und der Barbier

Das Schloß am Hausberg ist in Schutt gesunken, aber unter seinen Ruinen wohnt noch der Geistergraf mit 12 Getreuen und in der heiligen Nacht um 12 Uhr öffnet sich eine Tür und man kann sie dann alle an einem Tisch sitzen sehen. Einst stieg um diese Zeit ein armer Barbier aus dem Tal, der unverschuldete in Not geraten war und eine zahlreiche Familie hatte, mit seinem Werkzeug auf den Berg und trat in die eben geöffnete Pforte. Der Graf schrie ihn an: „Verwegener, was willst du?“ Der Barbier erwiderte zitternd: „Ich und meine Kinder leiden Not, gib mir einen Verdienst!“ Da führte ihn der Graf in den Saal, wo er den zwölf Rittern den Bart abscheren mußte, dann gab ihm der Graf einen Beutel voll Geld, führte ihn wieder zur Tür hinaus und warnte ihn, noch einmal zu kommen, er würde ihn erbarmungslos zerschmettern. Der Barbier war nun außer aller Not, verpraßte aber das Geld bald und wollte die Sache im nächsten Jahr in der heiligen Nacht nochmals versuchen. Man fand ihn aber am Morgen zerschmettert am Fuße des Berges.

8. Die Himmelsleiter

Ein altes, gebrechliches Mütterchen in Grasliß wäre gern schon in den Himmel gekommen. An einem trüben Tag machte es sich auf, bestieg den Hausberg und betete dort um Einlaß. Es war an der steilen Ostseite des Berges emporgestiegen, als es aber mit großer Mühe oben ankam, da fand es keinen Himmel, nur hoch über ihm hingen zwei Regenwolken. Enttäuscht ging das Weiblein heim, aber bald darauf starb es und kam nun wirklich in den Himmel. Der Weg aber, den es gemacht hatte, von der Räumermühle (in der Silberbacherstraße) hinauf zur Höhe, heißt angeblich noch heute „die Himmelsleiter“.

9. Die Fußstapfen Marias

Zwischen dem Hausberg und der Felsgruppe Rabengfelsch zieht sich ein feinsandiges Tal, die „Räumer“ genannt, hin; in ihm liegt auch ein

Stein, der deutlich den Eindruck eines menschlichen Fußes zeigt und angeblich die Eigenschaft besitzt, daß da jedes Menschen Fuß hineinpast. Als die heilige Maria übers Gebirg zu ihrer Base Elisabeth ging, kam sie auch hieher. Weil sie durch den weiten Weg schon müde war, strauchelte sie und wäre gefallen, wenn sie nicht auf jenen Stein getreten wäre und so wieder festen Halt gefunden hätte. — Andere erzählen, an der Stelle sei ein Mädchen von einem Bösewicht ermordet worden und habe im Todeskampfe die Vertiefung in den Stein getreten.

(Nach D. Wühlstein erz. von Brandl S. 11.)

10. Das erste Haus von Graslitz

Das erste Haus von Graslitz soll das eines Jägers gewesen sein und stand dort, wo sich jetzt das Haus des Gastwirthes und Fleischers Julius Rohler (mit dem Hausnamen Traveri) erhebt. Graslitz hat seinen Namen davon, daß die Bewohner der umliegenden Orte von dem Platz der jetzigen Stadt Gras zu holen pflegten. Beim Heimweg ruhten sie häufig da aus, wo sich jetzt der Ort Ruhstadt findet. Die Nachbardörfer der Stadt, Schönau und Schönwerth, sind nämlich älter als Graslitz. Sie wurden von fränkischen Bergleuten erbaut.

(S. Ermold, Historisch-topographisch-statistische Erzählung von Graslitz, Eger 1860.) Anm. Die Ableitungen der Namen Graslitz von Gras und Ruhstadt von Ausruhen sind volksetymologische. Ruhstadt könnte nach einer ansprechenden Vermutung Brandls eine Ruhestätte für die Bewohner des nördlichen Theils des Waldsaffischen Gebietes bedeuten haben. Daß Schönau und Schönwerth älter als die Stadt Graslitz, d. h. als die zu jenem vermutlich zusammengewachsenen Orte Friedersgrün, Bärnshausen, Neudorf und das älteste Marthausen seien, kann schon stimmen, ebenso daß einige der ersten Bewohner der Ortschaften fränkischer Abkunft gewesen seien. Doch kamen sie zweifellos hauptsächlich aus der Oberpfalz und dem Egerland, durch die Waldsaffener Zisterzienser hergeführt. Diefem Kloster verdanken wohl die meisten Orte des Graslitzer Bezirkes ihre Entstehung. Der Dialekt der Bevölkerung ist, wenn sich auch mancherlei fremdartiger Einschub bemerkbar macht, im Wesen der bairische. Ob das erste Haus der Stadt gerade an der Stelle des heutigen Hauses Rathausgasse 17 (Julius Rohler) stand, ist nicht auszumachen. Jedenfalls mußte es aber heißen „das erste Haus im Suburbium der Hausbergburg“, denn keiner der genannten Orte, aus denen die Stadt erwuchs, kann sich bis in jene Gegend erstreckt haben.

11. Bestrafte Neugierde

Ein Mann, der gern wissen wollte, wie lang er noch leben werde, ging in der Silbesternacht um Mitternacht auf einen Kreuzweg und beschwor die geheimnisvollen Mächte, ihm seine Lebensdauer anzuzeigen. Da hörte er den Ruf: „A Möldal volla Darma“. Jetzt überkam ihn heillofe Angst, er lief davon, stolperte im Dunklen und fiel in eine daliegende Eisenstange, die ihm den Bauch aufriß, so daß er sofort starb. Dies geschah auf dem Wege, der mit Überschreitung des Bahngeleises von Graslitz nach Schönwerth führt und seither „Schlimma Strich“ heißt.

12. Der Hemann

a) Der Hemann ist eine geisterhafte Figur, die sich in der Graslitzer Gegend aufhält. Er ist den Menschen im allgemeinen nicht übel gesinnt,

nur wenn sie ihn verspotten, straft er streng. Einst gingen ein paar Weiber aus Graslitz in die Wälder bei Stein, um Beeren zu sammeln. Als ihre Krüge abends voll waren, machten sie sich auf den Heimweg, aber am Waldrand angekommen, drehten sie sich um und riefen dreimal voll Übermut: „Hej!“ in den Wald. Sofort brachen ihnen die Hentel von ihren Krügen, diese fielen zu Boden und zerschellten und die Weiber hatten zu Haus noch den Spott zu ihrem Schaden.

b) Ein reicher Bauer, der aber nie genug Geld kriegen konnte, ver setzte einmal in der Nacht einen Grenzstein zum Schaden seines Nachbarn. Als er den Stein beim Schein einer alten Laterne mit großer Anstrengung aus der Erde gehoben hatte, setzte er sich nieder und überlegte, wohin er ihn nun stellen solle. Er sagte zu sich selber: „Hej, wau tou i nan hi(n)?“ Da sprach hinter ihm eine fürchterliche Stimme: „Lounan hi(n), wauft nan gnumma host!“ Der Bauer erschrak, sah zwar niemand, ließ aber gleich alles im Stich und lief heim. Am nächsten Morgen fanden die Leute den ausgegrabenen Stein, den Spaten und die Laterne, deren Eigentümer sie kannten, worauf ihm jener, den er schädigen wollte, tüchtige Prügel ber setzte.

c) Einst fuhren einige Holzhauer in den Wald um Holz. Sie ließen ihre Karren stehen und machten sich zuerst an eine tüchtige Fichte, deren Wipfel bald unter ihren wuchtigen Schlägen zu zittern begann. Da hörten sie hinter sich ein heiseres Richern, sahen sich um und bemerkten, daß alle ihre Fuhrwerke in einer Richtung standen und zwar gerade so, daß sie von dem stürzenden Baum zerschmettert werden mußten, und gleich darauf geschah es auch so. Der Hemann hatte es ihnen getan.

(S. Brandl, S. 30! Der Hemann oder Hemann heißt in Graslitz auch Hahmann.)

13. Das Mooswaberl

Auch dies ist so eine geisterhafte Gestalt des Waldes. Es ist ein kleines altes Weibchen, das einen Schurz aus Baumrinden trägt und auf dem Rücken ein Körbchen hat. Es wohnt in den Wäldern bei Neudorf und pflegt des Nachts zwischen 12 und 1 Uhr Moos zu sammeln, wobei es fortwährend „greint und gammat“. Fragt man es, warum es jammere, so gibt es keine Antwort, sondern lamentiert weiter. Auch das Mooswaberl meint es mit den Leuten gut, man darf es aber nicht ärgern. Wer mit ihm gut umgeht, dem hilft es im Haus. Trotzdem glauben manche, wenn ein Stück Vieh umsteht oder wenn ein Haus brennt, das Waberl habe es getan. Um es bei guter Laune zu erhalten, suchen ihm die Leute Moos zusammen, das sie ihm in Höhlen zum Lager herrichten, oder sie stellen ihm Essen in den Wald. Wenn man von ihm etwas will, braucht man nur in der Mitternachtsstunde im Wald einigemal „Mooswaberl!“ zu rufen und gleich hört man es, ohne es aber zu sehen. Es hat auch ein steinernes Krüglein. Wenn es seinen Korb voll Moos gesammelt hat, weint es das Krüglein voll.

(S. Brandl, S. 37. Mooswaberl heißt wohl so viel als „Moosweibchen“. Brandl nennt es auch das „Buschweibchen“.)

14. Das Schradagerl

Das Schradagerl (oder Schragagerl) ist ein kleines Hausgeistchen, das in vielen Orten der Gegend vorkommt. Es ist ein altes graues Männlein, das im Futtertrog oder in einem Winkel des Stalles schläft. Man pflegt ihm dort ein Strohlager herzurichten. Wenn man es gut behandelt, geht alles gut, wenn aber nicht, dann schadet es: die Tiere stehen um, auf den Feldern wächst nichts und zuletzt brennt wohl gar das Haus ab. Den Mädchen verfißt es gern die Haare. Die Kinder werden, wenn sie nicht ruhig sind, mit ihm erschreckt, indem man ihnen sagt: „Das Schradagerl kommt“.

(S. Brandl, S. 48, nach A. Böhm, und Schmiedl in der Erzgebirgszeitung, 23. Jahrgang; ferner „Volkbildungsblätter“ der Bez.-Bild.-Aussh. Falkenau und Graßlitz (1935, 4. Folge). Auch in einem Graßlitzer Haus in der „Steingrube“ lebte einst das Schradagerl.)

15. Der vertwunschene Räuber

Einst trieb sich in den Wäldern von Frühbuß ein Räuber um, der der Schrecken der ganzen Gegend war. Einmal raubte er einer armen Witwe ihre einzige Henne. Dafür verfluchte sie ihn, er solle nimmer Ruhe finden. Sogleich stürzte er tot zu Boden und sein Geist muß nun ständig im Walde umhergehen, bis ihn einmal eine mitleidige Seele erlösen wird.

16. Der Semmelstein

Unweit von Schönau stehen im Wald ein paar Häuser, welche die „Schlada“ oder die „Bauhäuser“ heißen und auch „Semmelstein“ genannt werden, wahrscheinlich nach einem dort liegenden großen Stein. Als man einst in Graßlitz eine neue Schule bauen wollte, bewarben sich um die Arbeit auch zwei Bauleute aus Schönau. Der eine von ihnen erhielt sie, der andere aber beneidete ihn deshalb und legte ihm eine vergiftete Semmel auf jenen Stein, an dem ihn sein Weg vorüberführen mußte. Wirklich fand sie der andere, aß sie und verschied bald unter großen Schmerzen. Der Täter stellte sich, von Reue ergriffen, selbst dem Gericht, wurde zum Tode verurteilt und auf dem Galgenberg auf einem dreieckigen Feld, das der Gemeinde gehört, wo der „Hohe Weg“ eine starke Krümmung macht, gehängt.

Anm. Die Geschichte ist leider wahr und kann nur in den Nebenumständen als Sage bezeichnet werden. S. meine „Besefrüchte aus den Kirchenmatriken von Graßlitz“ in den „Hausblättern“ s. d. Dekanalgemeinde Graßlitz“, 7. Jahrgang, Nr. 17 vom 1. Sept. 1933, wo es heißt: „Am 28. April 1744 verschied in Graßlitz der 48jährige Zimmermann Johann Sandner aus Schönau, wobei es dem Arzt gleich vorkam, als ob er vergiftet worden sei. Weiteres über den Fall wissen wir nicht, aber daß man es in der Tat mit einem Giftmord zu tun habe, muß bald klar geworden sein und auch den Missetäter entdeckte man in der Person des Zimmermeisters Johann Josef Fischer, der gewiß zur Erforschung der Wahrheit gefoltert und, als alles klar gestellt war, am Jahrestage des Todes seines Mitmeisters, am 28. April 1745, auf der alten Hinrichtungsstätte, dem Galgenberg, vom Joachimstaler Freimann nach den schrecklichen Bestimmungen der zu jener Zeit geltenden Karolinischen Halsgerichtsordnung gerädert wurde. Er hatte Sandner mit vergifteten Semmeln aus dem Leben geschafft, vielleicht aus Eifersucht (?). 6 Stunden dauerte es, bis ihn der Tod von seinen Leiden erlöste. Die Sache muß in Graßlitz umso mehr Aufsehen erregt haben, als Fischer mit den vornehmsten städtischen Familien verwandt war; seine Frau (seit 28. Jänner 1744, Marie Eli-

sabeth) war eine Tochter des angesehenen Bädermeisters und Ratsmitgliedes Johann Adam Rößler.

17. Warum die Grasliher die „Kreuzelberseher“ heißen

Einst gingen einige Grasliher nach Kulm wallfahrten. Untertwegs, in Gossengrün, bemerkten sie, daß sie ihr Geld zu Hause vergessen hatten. Da verfehten sie das mitgetragene Kreuz bei einem Wirt. Als sie nach Kulm kamen, war eben die letzte Messe zu Ende. Da setzten sie sich in ein Wirtshaus und tranken sich tüchtig mit Bier an. Auch auf dem späten Heimweg dachte keiner von ihnen an das verfehte Kreuz und so soll es noch heute in Gossengrün in der Gaststube hängen.

Anm. Noch heute pfehen die Grasliher nach Mariatulum zu wallfahrten. Die Geschichte macht den Eindruck eines Schwankes, wahrscheinlich erfunden, um den Spitznamen „Kreuzelberseher“, den die Grasliher danach geführt hätten, zu erklären. Er ist jetzt wohl in Vergessenheit geraten und durch einen anderen ersetzt, mit dem die Bewohner der Stadt von ihren Nachbarn geneht werden, dessen Gebrauch aber dann schon wiederholt zu heftigen Kaufhändeln führte. Natürlich haben auch die Nachbarorte ähnliche Rednamen.

18. Der Hohe Stein

a) Wo man jetzt die Felsgruppe auf dem Hohen Stein sieht, stand einst ein Schloß, dessen Besizer ein weit und breit gefürchteter Raubritter war. Seine gottesfürchtige Frau machte ihm oft Vorwürfe wegen seines Lebenswandels, doch umsonst. Er drohte, sie dafür zu mißhandeln. Endlich floh sie vor ihm auf ihr Schloß in Frankenhammer, der Mann aber wurde zur Strafe für seine Missetaten mitsamt seinen Spießgefellern in Stein verwandelt.

b) Einmal kam einer der im Berg Verschwundenen ins Dorf Stein und betrat ein Bauernhaus, in dem die Leute eben beim Essen saßen. Alle erstaunten über den Ankömmling, doch traute sich keiner, etwas zu reden. Nach geraumer Zeit ging der Fremde wieder weg. Seitdem hat man nie mehr wieder etwas von ihm gesehen. — Wenn der Pfarrer in Stein am Palmsonntag die Passion vorliest, steht das Tor zu dem vermunschten Schloß offen. Wer da hineinträte, würde sonderbare Dinge sehen.

c) Einer der Herren des festen Schlosses auf dem Hohen Stein hatte eine schöne Tochter, in die sich ein armer Spielmann verliebte. Aber der stolze Vater verweigerte ihm ihre Hand. Da sprach der Spielmann einen schrecklichen Fluch aus und sofort wurde das Schloß mit seinen Bewohnern und mit allen darin liegenden Schätzen in Stein verwandelt. Alle 100 Jahre in der Nacht vor Johanni öffnet sich die Tür zu den Schatzgewölben, aber nur ein Sonntagskind, das die Zauberformel kennt, darf sie betreten. Dem hilft dann der Schloßherr selbst beim Heraus-schaffen der Schätze, denn dann ist er erlöst.

(Vgl. auch die Sagen vom Hohen Stein, die Johann Böhm in der Erzgebirgszeitung 1881 und danach Brandl, S. 34—48 veröffentlichte.)

19. Die Steiner Kirche

Als man die Kirche von Stein bauen wollte, wurde von den Ortsbewohnern das nötige Bauholz an einen Ort gebracht, wo die Kirche stehen

solte, aber in der Nacht wurde es von Unbekannten von der Stelle weg und auf einen benachbarten Hügel geschafft. Man holte es von dort oben wieder herunter, aber am nächsten Morgen lag es wieder oben, und so ging es noch mehrmals, ohne daß man gewußt hätte, wer das getan habe. Da versteckte sich ein beherzter Mann im Gebüsch. Am Mitternacht erschien ein langer Zug von Zwergen aus den Höhlen am Hohen Stein, die in kurzem wieder das ganze Holz hinaufgeschleppt hatten. Da beschloß man, die Kirche auf jenen Hügel zu stellen, und der Bau gedieh rasch, da die Zwerge eifrig mithalfen. Zur Erinnerung daran wurden zwei Zwergenbilder an der Außenseite der Kirche angebracht, die man noch heute sieht.

Ann. Man bildet sich in der Gegend auch ein, daß die Steiner Kirche noch aus der Römerzeit herrühre. In der Tat verdankt sie ihre erste Entstehung wohl den Waldsassener Zisterziensern, doch dürfte der jetzige Bau zweifellos weit jünger sein. In der Reformationszeit war Stein eine Zeit lang evangelische Pfarre, dann wieder nur Filiale der Pfarre Schönbach. Die jetzige katholische Pfarre wurde 1740 errichtet. (S. auch Brandl, S. 89 und 40.)

20. Geschichten vom Steiner Pfarrer

a) In Stein war einmal ein Pfarrer, der etwas derb, aber redlich durch und durch und bei seinen Pfarrkindern sehr beliebt war. Wie er hieß, ist unbekannt, man nannte ihn allgemein nur den „Steiner Pfarrer“. Es muß gegen Ende des 18. Jahrhunderts gewesen sein. Einst ging er des Nachts in bester Laune aus dem Wirtshaus nach Hause, wo er die Gesellschaft mehrerer guter Freunde gefunden hatte. Sein Weg führte ihn an einigen Feldern unweit des Dorfes vorüber, die von den Dorfbewohnern gemieden zu werden pflegten, weil dort der Hejmann umgehen sollte. Wer des Nachts dreimal: „Hej!“ rief, dem setzte er sich auf den Rücken und ließ ihn nicht eher frei, bis er die Grenze seines Gebietes erreicht hatte. Im Übermut ließ auch der Pfarrer jenen Ruf ertönen und sofort fühlte er sich von hinten umklammert. Er verlor aber die Geistesgegenwart nicht, sondern hieb mit seinem Stod so lange nach rückwärts, bis die Gestalt zu Boden fiel. Als er sich dann umsah, sah er einen alten Bauer auf der Erde liegen, der eben Grenzsteine versetzt hatte und sich jetzt die erhaltenen Prügel zur Lehre dienen ließ.

b) Ein anderesmal wollte ein junger Bursch den Pfarrer erschrecken. Er hüllte sich in eine Bärenhaut und wartete auf ihn. Es war schon ziemlich spät, als der wieder aus dem Wirtshaus kam und plötzlich einen Bären auf sich zukommen sah. Er faßte seinen Stod fester und schlug so lang auf das Tier ein, bis dieses zu Boden fiel. Dann ging der Pfarrer ruhig nach Haus. Am Morgen fand man den Burschen im Bärenfell, der sich vor Schmerzen kaum rühren konnte. Der Pfarrer aber lachte ihn aus, als er dies erfuhr.

21. Der Nordbrunnen

Unweit von Stein im Wald liegt der Nordbrunnen. Während des Dreißigjährigen Krieges plünderte eine Schar schwedischer Reiter unter Führung eines Generals das Dorf Stein aus. Bei jenem Brunnen veranstalteten sie darauf ein Zechgelage, bis alle berauscht waren. Die Bauern

aber hatten sich gesammelt, überfielen die Schlafenden mit Sensen, Äxten und Morgensternen und erschlugen alle, worauf sie die Leichen in den Brunnen warfen, dessen Wasser seither übel riecht, trüb und gelbrot ist.

Ann. Auch im Gebiet der Gemeinde Schwaderbach gibt es den Flurnamen Schwedenheide („Schwenheid“). Vermutlich hiedelten sich daselbst aus dem Dreißigjährigen Krieg heimkehrende schwedische Soldaten an (etwa 1650) oder fand man etwa dort ein Schwedengrab.

22. Die lange Wiese

Eine und eine halbe Stunde von Grasslitz entfernt liegt die moorige „Lange Wiese“. Vor vielen hundert Jahren stand hier eine Stadt, deren Bewohner anfangs fleißig und gottesfürchtig waren, aber mit zunehmendem Reichtum in die ärgsten Laster verfielen. Die prächtige Kirche stand stets leer, denn nur wenige der Bewohner waren gut geblieben, dafür waren die Wirtschaftshäuser immer voll Zecher. Endlich war das Maß voll, aber zuvor wollte Gott die Leute noch warnen. Es erschien auf einmal in der Stadt ein uraltes Weiblein, das alle ermahnte, Buße zu tun, es wurde aber allenthalben nur verlacht. Da forderte es die wenigen brav Gebliebenen auf, mit ihm hinwegzugehen, und sprach über die anderen seinen Fluch aus, worauf die Stadt augenblicklich mit Mann und Maus versank. In klaren Sommernächten hört man noch manchmal ein feines Klingeln von den unter die Erde versunkenen Glocken und hie und da werden morsche Balken und Stämme vom Wasser aus der Tiefe emporgehüht.

Ann. In der Tat sieht man auf der Langen Wiese noch heute schwache Spuren, daß da dereinst Häuser gestanden hätten. Ich vermute, es sei hier eines jener im Jahre 1348 noch bestehenden Dörfer gestanden, die dann spurlos verschollen. Da Bärnhausen an der Zwodau und offenbar auch Friedersgrün an der Grenze des Waldsaffischen Besitzes, demnach gleichfalls am Flusse, gelegen haben müssen und, wie schon erwähnt, beide auf heutigem Grasslitzer Stadtgrund zu suchen sein dürften, kann es sich nur noch um Frauengrün handeln, das sich schon durch seinen Namen als Waldsaffische Gründung erweist, da die heilige Maria, nach der es genannt ist, die Schutzpatronin des Klosters war; Frauengrün aber änderte seinen Namen späterhin in Frankengrün und heißt jetzt Frankenhammer. Wenn somit die Ansiedlung auf der Langen Wiese das älteste Frauengrün war, so ist wohl anzunehmen, daß seine Bewohner ihre Wohnstätten einmal aus unbekannter Ursache verließen und sich etwas weiter südlich neu ansiedelten.

23. Das Schloß in Frankenhammer

In Frankenhammer erhebt sich ein Hügel, der „Schloßhügel“ genannt. Hier stand einmal ein Jagdschloß, das dann vollständig in Schutt sank. In der Tiefe sind große Schätze vergraben. Nur ein Sonntagskind kann sie heben. Es muß in der Weihnacht um 12 Uhr Mitternachts graben und darf sich nicht fürchten.

24. Das Buchmannl

Unweit von Frankenhammer gibt es im Walde einen unwegsamen Hau, den Buchhau, wo es früher nicht recht geheuer war und wo man sich noch jetzt leicht verirrt. Im Orte lebte einmal ein reicher Bauer, der aber nie genug hatte und seinen Besitz noch immer vermehren wollte. Des Nachts ver setzte er seinem braven Nachbarn immer wieder die Rainsteine

und hatte ihn allmählich schon um ein recht namhaftes Stück Grund betrogen, ohne daß ihm der andere beikommen konnte. Da sprach der einen Fluch über den Missetäter aus, er solle auch nach seinem Tode so lang arbeiten müssen, bis er alle Steine wieder an ihren ursprünglichen Platz gesetzt hätte. Bald darauf starb der reiche Mann und wirklich hörte man seitdem das Buchmannl jede Nacht schwer arbeiten und leuchten. Beim Versehen der Steine sagte er immer: „Wau tou i an hi?“ Die Felder des Mannes wurden nicht mehr bebaut und es wuchs auf ihnen dichtes Gestrüpp. Einst aber nach Jahren ging ein Wanderer durchs Holz, der das Buchmannl stöhnen hörte und ihm sagte: „Lou 'n durt hi, mauftn gnumma hauft!“ Man fand den Stein Tags darauf am richtigen Platz, der Geist aber war erlöst.

25. Die Kirche von Schönau

Diese war ursprünglich den 14 Nothelfern geweiht, deren Standbilder außen um sie herum standen. Aber eines nach dem andern verschwand durch Brand, Raub und Zerstörung, bis nur das des heiligen Jakob des Größeren übrig war, und weil die Schönauer kein Geld hatten, die fehlenden Bilder zu ersetzen, blieb er der Kirchenpatron.

Anm. Auch diese Kirche ist uralt und verdankt den Waldsassener Zisterziensern ihre Entstehung. Ich vermute, Schönau sei ursprünglich die Pfarre für den nördlichsten Teil des Klosterlandes gewesen, bis die Waldsassener in dem 1274 neu erworbenen Landstrich östlich von der Zwodau und in dem daselbst neu errichteten Ort Neudorf, ebenfalls einem Teil des späteren Graßlitz, eine neue Kirche samt Pfarrhaus und daneben einen Friedhof errichteten.

26. Jakobifagen

a) Einst wollten die Dörfer um Graßlitz unten im Zwodautal eine Kirche bauen. Sie führten das zum Bau nötige Holz herzu, aber über Nacht verschwand alles und man fand es oben auf dem Berg bei Schönau wieder und das geschah wiederholt so. Zuletzt legten sich ein paar beherzte Leute auf die Lauer. Da sahen sie, daß sich gegen Mitternacht eine Helle verbreitete, ein Fuhrmann kam mit Pferd und Wagen, lud die vorbereiteten Stämme ohne Mühe auf und fuhr davon, indem er sagte: „Schimmel, zeg a(n)! 's Beagl gäjts na(n).“ Das wurde als Wink des Himmels betrachtet und die Kirche wurde an der Stelle erbaut, wo der Fuhrmann, der der heilige Jakob gewesen sein soll, die Stämme ablad.

b) Einst ging ein gefürchteter Kaufbold aus dem Wirtshaus nach Haus. Als er bei der Schönauer Kirche vorbeikam, schleuderte er einen Stein gegen sie und forderte den heiligen Jakob zum Kaufen heraus. Als er zu seinem Haus kam, sah er dort vor seiner Tür eine seltsame Gestalt sitzen. Jetzt erfaßte ihn Furcht, er dachte aber, wenn die Gestalt vorn steht, so werde er eben von hinten ins Haus gehen. Aber auch dort stand jene, er getraute sich schließlich überhaupt nicht mehr heim, wurde aus Angst irrsinnig und starb bald darauf. In der Schönauer Kirche hängen angeblich zwei Bilder, welche diese Geschichte darstellen.

c) Kurz vor dem Weltkrieg waren einmal die Bewohner der Gegend zu Tausenden in Schönau versammelt. Da trat ein altertümllich gekleidetes

fremdes Männlein in die Kirche und läutete mit den Glocken. Das kam den versammelten Leuten spaßig vor und einige lachten. Das Männlein aber wandte sich um und sagte: „Aufs Jahr lachts nimma.“ Darauf verschwand es; es war der heilige Jakob. Von den Anwesenden aber gingen viele im großen Krieg zu Grunde.

Anm. Es ist beachtenswert, daß sich die sagenbildende Kraft des Volkes auch noch in den allerjüngsten Jahren betätigt.

27. Die Entstehung von Pechbach

Dort, wo jetzt der Ort Pechbach steht, stand einst die elende Hütte eines armen, alten Mannes, den Unglück und Krankheit zwingen zu Betteln. Als er einmal mißmutig vor seiner Wohnung saß, fiel ihm ein, daß ihm vor vielen Jahren ein altes Weib erzählt habe, im Graslitzer Hausberg liege ein gewaltiger Schatz begraben, der nur während der Karfreitagmesse zu heben sei, doch müsse man den Hin- und Rückweg schweigend zurücklegen. Der Mann beschloß, am nächsten Karfreitag das Glück zu versuchen, und stieg wirklich an dem Tag mit einem großen Sack schweigend auf den Berg. Er war eben zurecht gekommen, denn der Berg öffnete sich und zeigte ihm eine Höhle voll Gold und Edelsteinen. Eilig raffte der Alte zusammen, was in seinen Sack ging, und war soeben fertig geworden und aus der Höhle herausgetreten, als sich diese hinter ihm wieder schloß. Da er auf dem Heimweg durch die Stadt Graslitz gehen mußte und dort eben die Leute aus der Kirche gingen, wurde er von vielen gefragt, was er denn im Sack habe und woher er komme. Er aber antwortete niemand, so daß man ihn für verrückt hielt. Auch die Schulkinder folgten ihm und neckten ihn, bis er ihnen endlich auf ihre Fragen zurief: „Pech hab ich im Sack, daß 's es nur wißt.“ Als er zu Haus ankam, öffnete er den Sack und richtig, das Gold hatte sich in Pech verwandelt. Da schleuderte er den Sack zornig auf eine Wiese bei seiner Hütte. Wo er hinfiel, da entsprang aus dem Boden ein Quell, den die Leute, als sie von dem Mißgeschick des Alten erfuhren, den Pechbach nannten. Später siedelten sich da mehr Leute an und es entstand eine ganze Ortschaft, die ebenso hieß wie der Bach.

Anm. Zweifellos heißt Pechbach darnach, daß hier dereinst Pechbrenner wohnten. Die Geschichte von der Entstehung des Ortes kommt mir recht neu und künstlich gebildet vor.

28. Annatal

In den Unternächten geht bei Annatal ein fürchterliches Ungeheuer um, das man gar nicht lang anschauen kann: ein großer Bär ohne Kopf.

Anm. Dasselbe wird auch in Frankenhammer erzählt.

29.—31. Sagen aus Heinrichsgrün

Die hier spielenden Sagen von der Entstehung von Heinrichsgrün, vom Bergglöckchen und von der weißen Frau im Heinrichsgrüner Schloß f. bei Brandl S. 12—14.

32. Die Ahnfrau der Henneberger

Vier Stunden südlich von Graslitz erhebt sich auf einem hohen Felsen am rechten Ufer der Zwodau das Schloß Hartenberg, das früher Hertenberg

berg hieß. Hier wurde oft gekämpft und während der Hussitenkämpfe hinderte Hertenberg die wilden Horden am weiteren Vordringen, und das kam so: Die Feinde belagerten das Schloß schon lange Zeit und jetzt kam ihnen auch noch der Hunger zu Hilfe. Da erschien plötzlich die Ahnfrau des im Schlosse sitzenden Geschlechts und erwirkte den Belagerten ehrenvollen Abzug mit Waffen und mit ihrem ganzen Hab und Gut. Kaum hatten die letzten das Schloß verlassen, so drangen die Feinde ein und begannen zu plündern. Dabei kamen einige auch in ein unterirdisches Gemach, dort stand neben einem offenen Pulverfaß ein schwarzes Weib (eben die Ahnfrau) mit einer brennenden Fadel in der Hand und rief: „Waget es nicht, noch einen Schritt weiter zu tun, sonst sprengt ich euch samt dem Schlosse in die Luft!“ Die Eindringlinge standen starr da vor Schrecken. In dem Augenblicke aber hörte man Hörnerklang aus dem Burghof, österreichische Reiter waren eingedrungen und machten die Feinde nach kurzem Widerstande nieder. Die Belagerten hatten nämlich schon früher Boten an eine in der Nähe befindliche Truppe gesendet und eben zur rechten Zeit kam dieser Entsatz, den der Feldherr gesendet hatte.

Ann. Henneberger soll wohl richtig heißen „Hertenberger“. S. auch bei Brandl, S. 58, wo die Ahnfrau Zdenka von Hertenberg heißt.

33. Das Totenflüßchen

Bei Schönwerth gibt es ein Bächlein, das den Namen „Lautenflüßel“ trägt. Hier gab es einmal im Dreißigjährigen Krieg einen heftigen Kampf zwischen kaiserlichen und schwedischen Truppen, in dem viele von beiden Seiten fielen.

Ann. Näheres über diese sagenhafte Schlacht ist mir nicht bekannt geworden. Irgendwie dürfte da auch die sumpfige Waldwiese Dietrich damit verknüpft sein.

Rodenganggeschichten (Sagen) aus Wachtl

Von Georg Tilscher

Als junger Lehrer habe ich vor 30 Jahren in Wachtl (Deutsch-Brudeker Sprachinsel) einige Rodenganggeschichten aufgezeichnet. Die drei ersten Geschichten haben gleiche Motive. Die dritte von ihnen stammt aber nicht aus Wachtl, sondern aus dem Schönhengst (Kornitz) und wurde absichtlich mit aufgenommen. Die Bewohner von Wachtl sind nämlich, nach ihrer Mundart zu schließen, wahrscheinlich Schönhengster*). Der Umstand, daß Wachtl als einziger Ort der Sprachinsel alljährlich in einer feierlichen Prozession am Portiuntulafeste in Mähr.-Trübau teilnimmt und damit gleichsam seine Verbundenheit mit dem Schönhengste bekundet, bestärkt in dieser Annahme. Tun das nicht auch die gleichen Motive in den erwähnten Geschichten?

Die folgenden Geschichten sind, um den Eindruck der Unmittelbarkeit nicht zu verwischen, bis auf kleine Änderungen im Satzbaue und auf die

*) Vgl. G. Schwarz, Sudetendeutsche Sprachräume. München 1935. S. 262 ff.

Verwendung der Mitbergangenheit statt der Vergangenheit so festgehalten, wie sie erzählt wurden.

1. In einem Rodengange wettete einmal eine Spinnerin, daß sie auf den Friedhof gehen und aus dem Beinhause das Gestell (Gerippe) ihres verstorbenen Mannes holen werde. Sie machte sich auch wirklich auf, und es dauerte nicht lange, so brachte sie es in der Schürze und warf es auf die Ofenbank. Eine Weile blieb es hier ruhig liegen, dann begannen sich die Knochen zu regen und langsam aufzustellen. Als das die Rodengängerinnen sahen, packte sie das Entsetzen und schreiend drängten sie sich zur Thür, um davonzulaufen. Da kam gerade der Pfarrer, der bei einem Kranken gewesen war, vorbei. Er hörte den Lärm und ging in die Stube hinein. Als er hier den Frevel sah, bannte er schnell den Toten durch einen lateinischen Spruch fest. Dann mußten alle dem Gerippe die Hand reichen. Die Frevlerin fürchtete sich sehr und getraute sich nicht. Erst auf Zureden des Pfarrers tat sie es. In dem Augenblicke zerfiel der Tote zu Staub. Den nahm sie dann in die Schürze und trug ihn auf den Friedhof zurück.

2. In einem Rodengange waren einmal mehrere Mädchen beisammen und erzählten einander Geschichten. Da sagte eine: „Ich getraue mich auf den Friedhof zu gehen und von dem fremden Manne, der in der Totenkammer liegt, den Hut zu bringen.“ Sie ließ sich nicht abhalten und ging. Als sie auf dem Kirchplatze anlangte, kam der Mann vom Friedhofe herunter. Ein Windstoß nahm ihm den Hut und trieb ihn bis vor die Füße des Mädchens. Das hob ihn auf und lief damit zu den Kameradinnen. Da stand der Tote auch schon vor dem Fenster und verlangte den Hut zurück. Doch niemand wagte es, zu ihm hinauszugehen. Da kam er, sich ihn selbst holen. Bei seinem Anblicke schrien alle vor Angst auf. Zum Glück hörte ein Priester, der versehen gewesen war, den Lärm. Er ging in die Stube hinein, und es mußten alle dem Toten die Hand geben, worauf dieser wieder wegging.

3. (Geschichte aus Kornitz.) Ein Bursche war gehenkt worden und schaukelte am Galgen. In einem Rodengange vermaß sich eine Magd, ihm die Mühe vom Kopf zu nehmen und sie zu bringen. In der schwarzen Sturmnacht machte sie sich auf den Weg zur Richtstätte, die ein Stück außerhalb des Ortes stand. Wie sie die Mühe ergriff, sprang ihr der Gehentke auf die Schultern und sie mußte ihn bis zur Haustüre tragen.

4. Es war einmal eine Mutter und eine Tochter. Sie hatten einander sehr gern. Da starb die Mutter. Die Tochter konnte sie nicht vergessen und ging jede Nacht um 12 Uhr auf den Friedhof zum Grabe beten. Einmal stand der Tod dort. Da erschraf sie und lief nach Hause. Der Tod lief ihr bis zur Thüre nach. Dann verlor er sich. Als sie sich aber niederlegte, war er auf einmal bei ihrem Bette und befahl ihr, aufzustehen und mitzugehen. Voll Angst drehte sie sich auf die Seite und blieb liegen. Der Tod wich aber nicht und verlangte zum zweiten Male, daß sie mitgehe. Da legte sie sich auf das Gesicht und drückte es in das Kissen. Der Tod ließ jedoch nicht nach und hieß sie, schon böse, zum dritten Male mitgehen. Nun wußte sie sich nicht mehr zu

helfen, stand auf, zog sich an und folgte ihm. Als sie zur Pfarre kamen, sprang sie geschwind hinein, verriegelte die Türe und blieb bis zum Morgen dort. Als sie wegging, gab ihr der Pfarrer geweihte Kreide. Damit zog sie zu Hause um ihr Bett einen Kreis. In der nächsten Nacht kam der Tod wieder. Als er aber in den Kreis trat, verschwand er und sie hatte von der Zeit an Ruhe.

5. Es war einmal eine Magd. Ihr Geliebter war in die Fremde gezogen und hatte schon lange nichts von sich hören lassen. Da wurde der Magd bange, und sie ging zu einer alten Heze und fragte sie um Rat, was sie tun solle, daß ihr Geliebter wieder zurückkehre. Die Heze sagte, sie solle auf dem Friedhose einen Totenkopf ausgraben und darin in der nächsten Mitternacht Hirse kochen. Sie tat, wie ihr die Heze geraten hatte, und als die Hirse im Totenschädel zu plappern anfang, klopfte es ans Fenster. Wie sie dazu trat, sah sie draußen ihren Geliebten. Er saß auf einem schwarzen Pferde und winkte ihr. Völl Freude eilte sie zu ihm hinaus. Da zog er sie zu sich und gab dem Roß die Sporen. Das erhob sich und im Saus ging es durch die Luft. „Heinliebchen, fürchtest du dich?“ raunte er ihr ins Ohr. „Warum soll ich mich fürchten; ich bin ja bei dir“, gab sie zur Antwort und schmiegte sich an ihn. Und da waren sie schon vor einem Friedhose. Die Mauer war nur niedrig und er hieß sie hinüberklettern. Sie tat es und stand vor einem offenen Grabe. „Springe hinab!“ befahl er. Ihr wurde unheimlich und sie sagte: „Springe du zuerst!“ Da sprang er. Sie aber nahm geschwind Steine von der Mauer und warf sie auf ihn, damit er nicht heraus könne. Dann lief sie, so schnell sie konnte, davon. In einem Häuschen sah sie Licht. Dorthin lief sie. Mitten in der Stube lag auf einem Schragen ein Toter. Sie erschrak wohl; aber dann bekreuzte sie sich, sprang rasch auf den Ofen (Badofen) und verkroch sich unter der Decke, die sich dort befand. Da war auch schon ihr Geliebter da, trat zu dem Toten und sagte: „Gib mir den Mensch heraus!“ Der Tote hob langsam eine Hand, dann die andere, einen Fuß, den zweiten und auf einmal sprang er auf und wollte das Mädchen packen. In dem Augenblicke hob die Uhr aus und schlug Eins. Da legte sich der Tote wieder und der Geliebte kehrte ins Grab zurück. Das Mädchen war gerettet*).

6. In Wachtl lebte vor langer Zeit die Frau Anscha. Sie war ein böses Weib und erhängte sich auf der Ofenstange. Man begrub sie im Runarzner Walde. Wenn man in einem Walde ist, darf man nicht an sie denken oder sie gar rufen. Sie verführt sonst einen, daß man den Weg nimmer weiß und lange nicht herausfindet.

7. Es war einmal ein Weib gestorben. Als man sie begrub und die Steine auf ihren Sarg polterten, kam sie wieder zu sich und schrie. Man machte den Sarg auf und half ihr aus dem Grabe. Sie lebte aber nur mehr einen Tag. Dann starb sie wirklich.

*) Vgl. den Artikel Venore im Handwörterbuch Aberglaube und unsere Zeitschrift, Jahrgang 1933, S. 34 f.

8. Es waren einmal mehrere Frauen im Rodengange beisammen. Da sagte eine: „Heute wird gewiß niemand ängstigen kommen.“ Indem Klopste es ans Fenster und jemand bat um Einlaß. Als man öffnete, trat ein schöner Jüngling herein. Er setzte sich, ohne ein Wort zu reden, in den Winkel hinter den Tisch und schaute den Spinnerinnen zu. Da fiel einer Frau die Schnur vom Spinnrade, und wie sie sich bückte, sie zu richten, sah sie, daß d'r Fremde einen Pferdefuß hatte, also der Teufel war. Geistesgegenwärtig rief sie: „Singt Hl. Barbara!“ und stimmte das Lied laut an. Da gab ihr der Teufel einen Schlag und fuhr unter großem Gestank zur Decke hinaus. Das Loch ließ sich nicht mehr schließen.

9. An einem Palmsonntage unter der Passion ist einmal ein Mann auf den Schloßberg (Durana) gegangen. Da sind dort zwei glühende Hunde mit einem Reiche gestanden, und wie der Mann näher gekommen ist, sind sie auf ihn losgegangen. Da ist er entlaufen.

10. Zu einem anderen Manne ist an einem Palmsonntage auf dem Schloßberge ein Schwein gekommen, das hat einen Schlüssel im Rüssel gehabt und hat gesagt: „Nimm mir den Schlüssel heraus, so wirst mich zur Königin machen!“ Der Mann aber hat Angst getriegt und ist davon gelaufen. Da hat ihm das Schwein nachgerufen: „So muß ich den Schlüssel noch 100 Jahre tragen.“

11. Einmal ging ein Bauer von Wachtl spät abends von auswärts nach Hause, da sah er auf dem Plane hinter dem Hause seines Nachbars ein Pferd weiden. Er dachte, es gehöre diesem und rief: „No, Brauer, mußt dr heit dei Abndmohl selbr suchn?“ „Gihihie!“ antwortete dieses, „Häst nár d'holzleet (Rosenkranz) ni miet, hätt ich dich heit miet'gumma“ und sprengte davon.

12. In Runarz fing ein Mann einmal ein Irrlicht ein und trug es in einem Sack nach Hause. Als er ihn öffnete, lag ein blutiger Pferdekopf darin. Er trachtete, ihn zu beseitigen. Aber es war unmöglich; er war immer wieder da. Da fragte er den Pfarrer um Rat. Dieser sagte, er solle sich aufs Pferd setzen, den Pferdekopf an die Stelle, wo er das Irrlicht eingefangen hatte, zurücktun und dann schnell zurückreiten; aber sich auf keinen Fall, es geschehe, was wolle, umschauen und, zu Hause angekommen, rasch das Hofthor schließen. Der Mann befolgte den Rat. Als er den Sack hingelegt hatte und das Pferd wendete, hörte er hinter sich ein furchtbares Heulen und Brausen, das immer näher zu kommen schien. Er aber schaute sich nicht um und trieb das Pferd zur größten Eile an. In Schweiß gebadet, brachte es ihn glücklich nach Hause. Rasch schloß er das Thor, und da polterten auch schon schwere Steine, von unsichtbarer Hand geworfen, an dasselbe. Der blutige Pferdekopfkehrte nicht mehr wieder.



Ostmährischer Osterbrauch

Von Franz Götz

Schon die Vorosterzeit ist an verschiedenen Bräuchen und Sitten reich und von allerlei Aberglauben durchweht.*) So soll man sich in der „Schwarzen Woche“, d. i. in der Woche vor dem Palmsonntag, nicht kämmen, um nicht Läuse zu bekommen. In dieser Woche darf man auch nicht Wäsche waschen, sonst werden darin das ganze Jahr Flöhe sein und sie wird nie rein. Die Beute gehen in die Seimühle und lassen dort Seinsamen pressen. Das Seinöl wird in den Fasttagen (Mittwoch und Freitag) als Fastenspeise verwendet; den gepressten Ölfuchen erhält das Vieh als Futterbeigabe. Um aber die Schweine und das Vieh vor bösen Krankheiten zu bewahren, dürfen sie in der Schwarzen Woche nur in der Früh und am Abend gefüttert werden. Nach einem alten Glauben müssen am Schwarzen Sonntag drei Rinder ertrinken. Daher passen die Eltern an diesem Tage strenge auf, daß kein Kind zum Wasser geht.

Der Sonntag vor der Karwoche heißt der **Palmsonntag**. An diesem Tage werden Weidenläschen, Holz und Wasser geweiht. Auch Haselpalmen und Eibischreisig wird geweiht. Die geweihten Palmkästchen (Palmen) steckt man hinter Heiligenbilder oder oberhalb der Haustür, um das Haus vor Krankheit, bösen Geistern und Feuergefährden zu bewahren. Aus dem geweihten Holze werden einfache Kreuzchen hergestellt und je drei davon in jede Ecke des Ackers gesteckt und mit Weihwasser übergossen. Dies soll vor Mißernte, aber auch vor Hagelschlag schützen. Auch in die Scheune werden „Palmen“ gegeben, damit das Korn recht lange ausreicht. Im Stall schützen sie vor Hezen. Sogar in den Düngerhaufen werden sie am Oster-sonntag vor Sonnenaufgang gesteckt, wobei der Mist bei gleichzeitigem Hersagen eines Spruches getreten wird. (Dies wird noch heute in Boschkau in den Häusern Nr. 29, 43 und 79 getan. Vgl. den unten stehenden Spruch „Mist, ich tret' dich“.) Die Palmkästchen sollen entweder am Palmsonntag vor Sonnenaufgang oder auch am vorherigen Samstag nach Sonnenuntergang geschnitten werden. Wer nach der Palmweihe drei Weidenläschen schluckt, der wird das ganze Jahr nicht krank; wer aber Weihwasser trinkt, der wird dumm. Wenn man nicht alle Palmen ins Feld steckt, so soll man die übrig gebliebenen unter das Dach auf dem Dachboden legen. Das schützt vor Blitzschlag.

Am **Gründonnerstag**, d. i. dem Freidonnerstag, von greinen — weinen, weil Christus viel leiden mußte, soll man zeitlich früh, bevor noch eine Krähe über den Bach fliegt, zum Bach gehen und sich darin Gesicht und Füße waschen und dann im Garten oder sonst irgendwo im Freien noch vor Sonnenaufgang sein Morgengebet verrichten. Wäscht man sich aber nicht im Bache oder Flusse selbst, so muß man noch vor Sonnenaufgang Wasser aus dem Bache oder Flusse in der Richtung, wohin es läuft, in ein Gefäß schöpfen. Dann wäscht man sich mit dem Wasser. Dieses

*) Die geschilderten Bräuche sind in der Gegend von Boschkau und Bodenstadt daheim.

Wasser ist segensbringend. Es schützt vor Sommersprossen, vor bösen Kopfgeschwüren und Gesichtskrankheiten, wie überhaupt vor jeder Krankheit. Eine unreine Gesichtshaut wird zart und wehe Augen werden gesund. Man ist vor jedem Unglück sicher. Manche Leute heben dieses Wasser auf und trinken es, wenn sie von „inneren Leiden“ geplagt werden. Im Stalle werden damit dem Viehe die Tröge gewaschen; dies schützt vor den Hegen.

Man soll sich im Bachwasser noch vor Sonnenaufgang die Füße waschen, weil Jesus Christus seinen Jüngern ebenfalls im Bachwasser die Füße wusch. Viele Leute waschen sich auch darin, weil sie glauben, dieses Wasser reinige ihre Seele von den Sünden.

Während des Waschens vor Sonnenaufgang treten manche Leute den grünen Rasen am Ufer und sagen dabei folgenden Spruch:

„Geit es grine Dome(r)schtog.

Do trat ech met borbein Fißn of grin Roasn,

wou Schlanga und Notern sech oft hundert tausend Klost ve(r)triechn!“

Noch vor Sonnenaufgang soll man auf den Mist treten und dreimal sagen: „Du bist gebenedelt!“ Dabei darf man aber nicht lachen. Andere wieder treten den Mist und sprechen dabei:

„Herr Jesu Christ, ich bitte dich:

wenn mich eine giftige Schlange sichts,

daß sie sich 44 Klaster tief in die Erde vertriecht!“

Oder:

„Du bist gebenedelt, daß mich das ganze Jahr keine Schlange beißt!“

Andere wieder gehen noch vor Sonnenaufgang auf den Mist (Düngerhaufen), treten ihn um und um und sagen dabei folgenden Spruch:

„Mist (Mest), ich tritt dech,

Gebenedeiter, ech bett (Bitt) dech!

Wen(n) aina Rat(t)e mich sichts (sieht) oder richt (rieht),

das sa (sie) 44 (vierunfzjäch) Klostern (Klaster)

ei da Wjd (in der Erde) nei trächt (triecht).“

Nach dem Waschen im Bache wird gefrühstückt; sonst wird den ganzen Tag gefastet. Am Abend wird ein Gericht von Fisoln (Bohnen), in denen ein Salzhering zerschnitten ist, geschmaust. Manchmal wird auch eine Suppe gekocht, in die viel Grünzeug (Sellerie, Peterfilie u. a.) gegeben werden soll. An diesem Tage sollen die Wohnräume mit einem neuen Besen gekehrt werden.

Von 9 Uhr früh des Gründonnerstages bis 9 Uhr früh am Karfreitag sind alle Glocken verstummt. Die Glocken werden gebunden und die Leute sagen, sie (die Glocken) fliegen nach Rom, um dort vom Papste noch einmal geweiht zu werden. An Stelle des Glockengeläutes gehen die Knaben um 12 Uhr mittags und um 6 und 8 Uhr nachmittags durchs Dorf mit ihren „Klappern“ oder „Ratschen“ „ratschen“ oder „perren“. Der Älteste unter ihnen ist der Anführer, der sich noch aus der Reihe der Jungen zwei oder drei Aufseher wählt. Stolz und würdevoll marschiert der Anführer an der Spitze seiner Truppe und hält zum Zeichen seiner Würde und zum Aufrechterhalten der Ordnung eine Rute in der Hand. Drollig ist es,

wenn die kleine Schar am Schulhause vorbei geht. Mit lauter Stimme gebietet der Anführer zum Halten; alle schreien mit lauter Stimme „Heil!“, schwenken dabei ihre Mütze und der Zug geht weiter. Bei der Dorfkirche bleiben sie wieder stehen und beten, während der Anführer mit seinen Gehilfen vom Kirchhübel, manchmal auch vom Turm selbst, wenn es der „Kirchvotä“, d. i. der Kirchendiener erlaubt, so vielmal herunterklappert oder herunterperrt, als es spät ist. Dann geht es zum Oberdorf, wo sich alle nach einer kurzen Belehrung zerstreuen. Wer spät kommt, wird gestraft.

Manche Jahre gehen nur zwei oder drei Buben von Haus zu Haus, öffnen die Haustür und klappern entweder ohne Takt oder im $\frac{1}{4}$ -Takte, je nachdem, zu welcher Stunde sie klappern. Alte Leute erzählten mir, daß sie in ihrer Jugend in dem Hausflur oder im Vorhaus nur „ratschten“ und dabei den folgenden Spruch im Chore riefen:

„Wir ratschen, wir ratschen den Englischen Gruß,
daß jeder katholische Christ weiß, daß er beten muß!“

(Erzählt von Frau Theresia Gampel.)

Die Kreuze in der Kirche, und auch solche zu Hause, werden während der drei Kartage mit einem violetten oder auch mit einem schwarzen Tuch, auf dem ein weißes Tuch-Kreuz angenäht ist, verhüllt.

Am Abend gehen die Leute in den Garten beten, weil Jesus auch im Garten gebetet hatte.

Am Karfreitag perren wieder die Buben um 6 Uhr früh, um 12 Uhr mittags, um 3 Uhr nachm. und um 6 Uhr abends. Um 3 Uhr nachm. ist Jesus Christus gestorben. Alles pilgert in die Stadt in die Pfarrkirche zum heiligen Grab. Hier wird das Karfreitaggebet gebetet.*)

Aber auch zu Hause wird dieses Gebet verrichtet, und zwar kniend je dreimal vor jeder Hauptmahlzeit; also dreimal vor dem Frühstück, dreimal vor dem Mittagessen und dreimal vor dem Nachtmahl. An gewöhnlichen Freitagen betet man es nur einmal vor jeder Mahlzeit.

Am Karfreitag darf man weder im Dünge noch in der Erde herumgraben, weil Jesus im Grabe (Erde) liegt. Jede Feldarbeit muß ruhen. Bäckt man am Karfreitag Brot, so regnet es in der Gegend nicht, alle Gewitter ziehen fort. Kommt aber doch ein Gewitter, dann blüzt und donnert es stark. Auch hat man deshalb das ganze Jahr schwarzes Brot und Unglück. Am Freitag soll man auch keine Erbsen säen, da man auf einen Kelch tritt. (Die Erbsen haben einen kleinen Kelch.) Sieht ein Reiter eine Erbsen am Boden liegen, so soll er vom Pferde abspringen und sie aufheben; denn auf der Erbsen ist ein Kelch mit der heiligen Hostie. Das ganze Jahr hat man Unglück, wenn man am Karfreitag fortgeht und gleich darauf zurückkommt, weil man etwas vergessen hat. Auch soll man an diesem Tage nicht die Zimmer „weißigen“ (ausmalen), weil man sonst dem blutenden Jesus die Wunden verschmiert. Daß Karfreitagregen keinen Segen bringt, sagt schon ein alter Spruch.

*) Zwei vom Verfasser aufgezeichnete Karfreitagsgedete wurden dem Archiv einverleibt.

Der nächste Tag der Karwoche ist der **Kar samstag**. Um 6 Uhr früh perren und klappern die Knaben durch das Dorf. Dann gehen ihre Anführer von Haus zu Haus, um Gaben zu bitten, nachdem sie vorher noch im Vorhaus oder vor dem Hause durch Klappern ihr Erscheinen angekündigt haben. Die gesammelten Gaben werden dann dem Range und dem Alter entsprechend unter den Mitgliedern der „Osterklapperer“ verteilt (Geld, Kuchen, Eier u. ä.) Ungerechte Teilungen führen auch zu heftigen Keilereien, zu Pläschereien (Bluesch) unter den Buben. Sind einige Gassen in dem Orte, so ist für jede Gasse eine Abteilung von „Klapperern“ für sich (Reipnit). Am Samstag, dem Sammeltag, sind die Jungen der Nachbargassen etwas kampflustig. Es kommt nämlich oft vor, daß eine Abteilung in einem fremden „Sprengel“ sammelt, bevor noch die eigene Abteilung dies besorgt. Das gibt natürlich oft einen harten Kampf, weil die Orts(Gassen)bewohner zum zweiten Male nichts geben wollen.

In den Häusern selbst herrscht ein reges Leben. Während der Karfreitag mehr dem Gebete gilt, wird der Samstagvormittag zum Reinemachen und zum Kuchenbaden verwendet. Erst um neun Uhr vormittag ertönen die Stimmen der Glocken, die seit dem Gründonnerstag gebunden waren. Während des „Glorialäutens“ schütteln meist junge Leute die Obstbäume, damit sie recht viel Blüten tragen; die „Alten“ dagegen knien sich unter die Bäume und beten, damit sie recht viel Obst tragen.

Am Karfreitag wird schon um 6 Uhr früh die Holzweihe und Wasserweihe vorgenommen. Aus dem geweihten Holze werden einfache Kreuzchen gemacht. Noch vor dem Mittag sollen in die Winterfaat je drei Kreuzchen und ein bis drei geweihte Palmkästchen in jede Ecke des Ackers gesteckt werden. Wenn das bis Mittag nicht geschieht, so kommt der „Sackschlepper“ und schleppt das Korn fort, d. h. das Korn wird schlecht wachsen. Der Sackschlepper ist als eine geisterhafte Gestalt gedacht, die das Getreide „verträgt“. Am Nachmittag werden je drei Kreuzchen mit je einem Palmkästchen in die Ecken einer jeden Brache gesteckt; dann wird dieser Ort mit etwas Weihwasser begossen. Dabei betet man, damit das Getreide besser wachse und vor Hagelschlag geschützt werde.

An diesem Tage wird ein Brot, in das ein Stück Wurst oder Raucherfleisch kommt, gebacken. Man nennt es Osterbrot und isst es am Oster Sonntag; alle Hausbewohner werden damit beteiligt. Manche Leute nennen es Schulterbrot.

Rehrt man mit dem Weihwasser aus der Kirche nach Hause, dann soll man das Gefäß mit dem Wasser zuerst vor dem Hause stehen lassen. Erst am Oster Sonntag soll man damit vor Sonnenaufgang dreimal um das Haus gehen und es besprengen, damit darin das ganze Jahr Segen walte. Dann erst kann man das Haus mit dem Weihwasser betreten.

Um 5 Uhr nachmittag findet die Auferstehungsfeier in Bodenstadt statt. Alles pilgert in Sonntagskleidern dorthin zum Umzug. Früher veranstalteten die Poschläuer die Auferstehungsfeier am Abend selbst ohne Priester. Junge Burschen und Mädchen trugen brennende Kerzen und zogen

unter Absingen von heiligen Liedern um das Dorf. Die übrigen Dorfbewohner folgten ihnen singend und betend nach.

Nach der Auferstehungsfeierlichkeit werden Ostereier gefärbt oder gemalt. Manchmal wird diese Arbeit erst am Ostersonntag nachmittag besorgt.

Herrscht an den drei Kartagen ein starker Wind, so sagen die Leute, es habe sich jemand aufgehängt.

Der Oster Sonntag ist ein großer Feiertag. Alle Arbeit ruht. Überall herrscht eine festliche Stimmung. Noch vor dem Frühstück soll die Mutter ein Ei im Weihwasser kochen und vor dem Frühstück allen Familienmitgliedern zum Essen verteilen. Verirrt man sich irgendwo, so braucht man nur an dieses Ei denken und sofort wird man heimtreffen. In der Frühmesse werden gefärbte „Ostereier“ und ein „Eugelhupf“ geweiht. Zu Mittag wird dies unter die Familienmitglieder verteilt. Nachmittag werden noch Eier gefärbt und für den nächsten Tag zum „Schmedostern“ vorbereitet. Aber auch die Sonne freut sich über das Erwachen der Natur. Noch vor Sonnenaufgang gehen viele Leute auf einen nahen Hügel und warten sehnsuchtsvoll, scherzend und lachend, auf das Erscheinen der Sonne. Endlich ist sie da! Man sieht die Sonne drei Sprünge machen und dann tanzen, d. h. sie geht fortwährend im Kreise herum. Noch um das Jahr 1910 versammelten sich die Bodensstädter schon um 4 Uhr früh auf dem „Sofienbüchel“ mit Musik und Mörkern und begrüßten den Aufgang der Sonne mit Musik und Böllerschüssen.

Nach dem Mittagessen erhält ein jedes Familienmitglied ein geweihtes Ei. Der Genuß desselben schützt vor „bösen Krankheiten“. Wer Ostereier noch nicht gefärbt hat, besorgt es an diesem Tage. Auch der Brauch des „Saatreitens“ hat sich in unserer Gegend noch erhalten. Noch vor Sonnenaufgang umreiten die Saatreiter auf schön gepuften Rossen die Gemarkungen der Gemeinde und begeben sich dann in die Nachbargemeinden, in denen keine Saatreiter vorhanden sind.

Der Oster Montag bringt wieder ein buntes Treiben ins Dorf. Schon in der Nacht vom Sonntag auf den Montag gehen Burschen zu den Mädchen „schmedostern“, und zwar in jenes Haus, in dem eine Magd oder sonst ein Liebchen gerade wohnt. Das Mädchen weiß gewöhnlich schon im voraus, daß die Burschen zu ihm kommen werden und bereitet den Osterschmapp vor. Die Hausfrau läßt oft das Haustor offen, um den Burschen das Eindringen ins Haus zu erleichtern. Das tolle Treiben dauert oft eine geraume Zeit, bis dann endlich Ruhe eingetreten ist. Der bevorzugte Liebhaber bleibt gewöhnlich bei dem Mädels bis zum Morgengrauen allein, während die anderen Burschen ihr Glück an anderen Orten versuchen. Zu einem Mädchen, das unter den Musikern einen Geliebten hat, geht sogar eine ganze Musikbande schmedostern. Schon aus Gefälligkeit spielen die Musiker dem Liebchen ihres Freundes auf und scheuen dabei keinen Weg und kein Wetter, in der angenehmen Erwartung, von dem Mädchen, bzw. von seinen Eltern auf das freundlichste bewirtet zu werden. Kuchen, Kaffee, Tee und Ostereier werden an alle verabreicht; nicht selten auch Gulasch

und Bier neben dem Osterchnaps. Dieses ganze Ostervergönnen dauert oft bis in die späten Vormittagsstunden. Die nächste Nacht kommt gewöhnlich der Geliebte nur allein.

Sonst gehen nur Kinder Schmeckostern: Ostermontag die Knaben, Osterdienstag die Mädchen. Die Kinder haben einfache Weidenruten, während die Knechte Wacholdereruten (Kronabearruten) verwenden. Oft versammeln sich auch die Burschen am Sonntag Abend im Gasthaus und gehen dann in die Häuser, in denen ihre Mädchen wohnen und weden sie durchs Klopfen an die Tür auf. Manchmal machen die Mädchen aus Angst das Haus zu. Die Hausleute sperren aber heimlich auf und lassen die Burschen herein, weil sie eine Freude daran haben, wenn ihre „Moed“ aus dem Bett herausgejagt wird und dabei oft die tollsten Späße getrieben werden. Oft kriechen die Burschen durch das Fenster herein, das ihnen die Hausfrau heimlich geöffnet hat. Im allgemeinen wird keiner der Burschen bevorzugt; alle werden gleich beteilt. Der bevorzugte Liebhaber kommt aber gewöhnlich nicht mit den anderen mit. Ihm macht das Mädchen ein besonderes Geschenk und schickt es ihm entweder durch einen Boten oder durch die Post als „Osterpaclet“ (eine Halsbinde, Zuckervort und Osterchnaps).

Ostereier werden den Burschen nach Belieben verteilt. Sind ihrer mehr, so erhalten sie weniger und umgekehrt. Sie werden auch in beliebiger Anzahl verschenkt und werden gewöhnlich erst zu Hause gegessen. Nach einem solchen Schmeckostern sind viele Burschen schon betrunken. Mit dem am stärksten Betrunkenen werden allerhand Späße getrieben. Ihm werden heimlich rohe Eier in die Taschen gesteckt, und man trachtet, ihn zum Sturze zu bringen, wobei die Eier in seiner Tasche zerquetscht werden. Andere bewerfen sich mit den Eiern, wieder andere versuchen das Ei auf die Spitze zu stellen oder das zwischen den Handflächen der Länge nach gelagerte Ei zu zerquetschen, was fast nie oder nur sehr selten gelingt. Oft wird auch entweder um Eier oder um Geld gewettet. Einer hält ein Ei in der Hand, während ein anderer wieder versucht, ein Geldstück hineinzuworfen. Bleibt es stecken, dann gehört das Ei dem Werfer und umgekehrt. Manchmal werden die Eier ausgeblasen, mit Sägespänen gefüllt und dann sorgfältig bemalt, damit es nicht auffällt. Solche Eier verschenken gewöhnlich die Mädchen jenen Burschen, auf die sie böse sind. Andere Jungen, darauf aufmerksam gemacht, klopfen ihm auf die Tasche und lachen ihn dann aus, wenn das Ei in seiner Tasche zerquetscht wird. Will sich dieser Bursche niedersetzen, so legen ihm die anderen unbemerkt ein rohes Ei unter, so daß es beim Niedersetzen zerbricht. Nicht selten erhält ein solcher „Knacht“ ein faules Ei. Um die Burschen zu ärgern, baden manche Leute in die Osterfuchen Pfeffer, Pflaumenkerne, Zwiebel oder Knoblauch ein. Wenn die Knechte (Burschen) auf der Bank sitzen, so kommt es vor, daß einer unbemerkt unter die Bank kriecht, einem andern die Schuhe (Stiefel) auszieht und ein faules oder ein rohes Ei hineingibt. Wenn jener seine Schuhe anzieht, haben die andern Grund zum Lachen und Spotten. Stammen der Knecht und die Magd aus demselben Hause, so geschieht es nicht selten, daß der Bursche

verhöhlen dem Mädchen den Osterschnaps austrinkt und die Flasche mit Wasser füllt. Auch die Eier stiehlt er. Nachdem er den Aufbewahrungsort auch den andern Burschen verraten hat und alles schon verschlungen ist, kommen sie alle das Mädchen „schmedostern“. Dieses gerät dadurch in Verlegenheit und wird beschämt. Um sich aber dann an den Burschen zu rächen, reicht es ihnen ausgeblasene und mit Essig gefüllte Eier.

Anstatt zu Weihnachten geben die Paten ihren Patentkindern verschiedene Geschenke, wie Kleider, Schuhe, Gebäck u. a. erst zu Ostern als Ostergabe. Dies beobachtete ich zu Pöschlau, Bodenstadt, Böltzen, Neudorf bei Böltzen und in Dobischwald in Schlesiens.

Am Ostermontag können die Kinder den Morgen kaum erwarten; sie stehen schon früher auf als sonst und eilen in den Garten, um hier die Gaben des Osterhasen zu suchen. Außer der Christbescherung ist dies wohl der schönste Jubeltag der Kleinen, aber auch der Großen. Mit einer Weidenrute oder einer Rute vom Wacholderbeerstrauch (Kronäbär) bewaffnet, zieht das junge Volk zu den Verwandten und Bekannten schmedostern. Die männliche Jugend schmedostert Montag, die weibliche Dienstag. Dabei werden verschiedene Schmedostersprüche*) aufgesagt.

Die Kinder bekommen Ostereier (oft Zuckereier, Zuckerverk, Kuchen) oder ein Geldstück, während die Großen wieder meist mit Osterschnaps und mit Ostereiern bewirtet werden.

Wenn am Ostermontag der erste Schmedostergast kommt, so soll man ihm die Rute wegnehmen, mit ihr in den Stall gehen und jedem Kinde drei Streiche (Schläge) geben. So wird man das ganze Jahr reichlich Milch von feinen Kühen bekommen. Ist der erste Gast eine männliche Person, so wird das Kind lauter „Ochsen“ werfen; im andern Falle sind dies wieder lauter „Kühhälber“.

Mit einer Ostermusik (Ostertanz am Ostermontag), die manchmal noch bis zum Osterdienstag dauert, an welchem Tage erst die weibliche Jugend zu ihrem Rechte kommt, endigt gewöhnlich der ganze Osterjubel**).

Alte Schützengebräuche

Von Prof. Dr. Theodor Deimel, Zlabings (Südmähren)

Im Besitze des Bürgerlichen Schützenkorps von Zlabings befindet sich eine Originalurkunde aus dem Jahre 1716, welche unter dem Titel 'Schützen Ordnung und Freiheit' alle Gebräuche in zwölf 'Artikul' oder 'Abtheil' zusammenfaßt und neuerdings in Erinnerung bringt, die in früheren Zeiten (1580 und 1654) dem Bürgerlichen Schützenkorps von Zlabings von den Landesherren gewährt worden waren. Die Urkunde ist von dem

*) Vom Verfasser wurden mehrere Sprüche eingesandt und dem Archiv übergeben.

**) Zu den geschilderten Bräuchen vgl. besonders die Artikel Gründonnerstag.

**) Zu den geschilderten Bräuchen vgl. besonders die Artikel Gründonnerstag.

Bürgermeister und Rat der Hochgräfl. Siechtensteinischen Stadt Zlabings am „Tag des Heil. Anton von Padua, 13. Juni nach Christi unsers Einigen Erlösers und Seligmachers Geburt im Siebenzehn Hundert und Sechzehnden Jahr ausgestellt und mit dem Von Ihro Röm. Kayfl. Majest. Ferdinand den III. Neu erhaltenen größeren Sekret Insignl bestätigt und konfirmiert“ worden.

Über die Veranlassung der Neuaufrichtung der Schützenordnung heißt es in der Urkunde: „Etliche unserer lieben Nachbarn und Bürger, welche der Hochberühmten Kunst der gezogenen Röhr und Büchsen schüßens nachzustreben Verlangen und erfahren sind, die baten uns Hohen Fleißes nach, alldieweilen vor Uralter zeit her o Bant derer noch im Fünffzehnden Hundert und Achzigsten und dann widerum in Sechzehnden Hundert Vier und Fünffzigsten Jahr Confirmierten und zu beedermalen Neu aufgerichteten schützen Ordnung und Freyheit diese berühmte Kunst des Schüßens sowohl in den Heil. Pfinqst Feyer t ä g e n nach dem Vogl, als auch an anderen Sonn und Feyer t ä g e n zur schießen oder Latschen bei allhiefiger Stadt Böbl. geübt worden. — Wenn wir dann hierüber nicht unbillig in gute Betracht gezogen, daß diese Böbl. Kunst des Schüßens nicht allein dem Menschen im Nothfall sehr gut und dienlich ist, sondern auch ein feines wohlberühmtes Exerzizium Lust und Kurzweil ist, insonderheit da gute Ordnung dabei beobachtet und angehalten wird, als ohne deren kein Regiment Kommando oder Polizei, in sich selbst in wohl und sicher bestehen kann. Dahero haben wir in erwögunng das dieses Vogl schüßen bei allhiefiger Stadt zwar ein Uralter wohlhergebrachter Gebrauch gewesen, Jedoch aber vor einigen Jahren so wohl in bei allhiefiger Stadt aus Erheblichen Ursachen in abschlag und gar ins aufhören gekommen: Also auch in allen Rönigl. und andern Herren Städten der gleichen Vogl Schüßen von undenklicher Zeit nicht in Übung noch zu hören, sondern anstatt desselben ein sogenanntes Rönig- oder Haupt schüßen indroziert und Eingeführt worden. Mithin auch allhier bei Gemeiner Stadt ein gleichmäßiges Rönig- oder Haupt schüßen, nebst denen gewöhnl. Kontinuirenden Kranz schüßen, auf der gesampten schützen Billiges Weggehen Ein und willigen nicht weniger verweigern können, sondern derselben hierinten beschriebenen Artikulos unter Unseren größeren Sekret Insignl hiermit Bekräftigen und Konfirmieren sollen und wollen.“

Laut Ratsprotokoll der Stadt wurde 1667, 2. April das „Vogel schießen“ als ein „böbl. von uralten und unerdenklichen Jahren her aufgericht gewest Exerzizium nach dem Vogel auf der Stange zu schießen“ bezeichnet. Gleichzeitig wird erwähnt, daß sich die Schützen Gilde an den Propst von Neuhaus Georg Rodischnik, Inspeltor aller hochgräfl. Slamathischen Herrschaften, bittlich gewandt habe, daß er „hochvermögend“ beim Grafen interveniere, daß das „unbilliger Weise eingestellte und gleichsam unterdrückte Vogelschießen“ wieder stattfinden könne.

Die Urkunde

Erste abtheil oder Artikel.

Nach dem Beispiele anderer Städte wird das sogenannte Haupt- oder Königsschießen zu den Pfingstfeiertagen auf dem Schützenzwinger (rechter Hand, wenn man zum unteren Thor hinaus geht, gelegen) gestattet*).

Zweite abtheil.

Wer Aufnahme finden will, muß sich beim ‚Herrn Schützenkönig oder bei den bestellten Herren Schützenmeistern‘ gebührend melden. Fremden ist die Aufnahme zu verweigern. Ausgenommen wenn die Schützenmeister ‚spezialiter‘ einladen oder wenn das ‚mitschüssen‘ aus besonderen Gründen erlaubt wird.

Dritte abtheil.

Zum ‚Königschüssen‘ wird ‚Jeder ordinari Schütz, Freund und Liebhaber‘ nur dann zugelassen, wenn er ‚das ganze Jahr hindurch das ordinari Kranzschüssen zu halten sich obligirt hat‘. Er muß mit ‚zwei gezogenen Röhren‘ erscheinen und ehe er einen Schuß abgibt vorher ‚das Statuirte Begegeld von jedem Schuß 10 kr (Kreuzer) bei den Herren Schützenmeistern erlegen‘. Jeder Schütze hat 12 Schüsse abzugeben und sich vor jedem Schuß mit Angabe der abgegebenen Schüsse zu melden. Wer es unterläßt muß 15 kr ‚Pönn in die Schützenlad erlegen‘ und verliert das Recht zu weiteren Schüssen.

Vierte abtheil.

Ein ‚Extra ordinari Schütz‘, der sich zum obligaten ‚Kranzschüssen‘ nicht verpflichten will, muß für jeden Schuß 15 kr (zusammen für 12 Schüsse) 3 fl erlegen.

Fünfte abtheil.

Jede ungebührliche Handlung (Verhindern, gespött-Treiben, auslachen oder Wetten) wird mit 15 beziehungsweise 5 kr bestraft.

Sechste abtheil.

Vor Beginn des Königsschießens sollen die Schützen den ‚Ehrsamem Rat‘ um Entsendung von 2 ‚schützen Kommissarien‘ erfuchen. Diese sollen ‚gleich einer angelegten Obrigkeit‘ jede ungebührliche Handlung, (insonderheit das abschauliche Gotteslästern, schelten und Fluchen) verbieten und bestrafen. Wer sich widersetzt, wird vor den Herrn Bürgermeister, Richter und Rat abgeführt.

Siebende abtheil.

Die Kommissäre und Schützenmeister haben zu wachen, daß keinerlei ‚Zauberkünste, Raufeley und aberglaube‘ getrieben werde. Derlei Dinge

*) Ratsprotokoll 1638, 24. u. 25. Mai. Wird berichtet, daß im Beisein von mehr als 40 Schützen und des Ehrsamem Rates auf den ‚Vogel‘ geschossen wurde. ‚Matthias Proschinger wurde König‘. Der Neue König hat die Ketten überantwortet 45 Stuch mit samt dem Vogel. Nach alten löblichen und gewöhnlichen gebrauch feindt dem König dem Neuen präsentiert worden zu guetter gubernation 7 fl. (Eine Armbrust aus dem 15. Jahrhundert befindet sich derzeit noch in der ‚Waffenabteilung‘ des städt. Museums in Zlabings.).

werden bestraft (10 Mähr. Thaler für die Schützenlade, Rohr, Pulver und Blei werden abgenommen). Der Missetäter wird, in gemeiner Stadt Custodi geführt' und, wenn notwendig nach dem Königsschießen dem Gericht überliefert'. Gleich wie es auch geziemet, in anderen Werken, alles mit Gott angefangen und geendet, Einsfolglicly aller witracht, Haß, Müßgunst und Widerwärtigkeit gemeidet, und hingegen von Einem dem andern alle Freundlichkeit, Liebe, Ehre und Höflichkeit jederzeit bewisen werden.'

Achte abtheil.

Der beste Schütze wird ‚König‘, der nächste ‚Rechter Marschall‘ und der drittbeste ‚Linker Marschall‘ und ‚jeder, wie auch der den Besten gewünscht hat‘, soll ‚ein Fahn bekommen‘. Der ‚König‘ erhält ‚das vor den König ausgefetzte Beste und die übrigen von Einem Ehrsamem Rath Bewilligte Freyheiten‘. ‚Wurde aber ein ‚Frembder ‚König‘, so hat er zwar des Königs Best zu Empfangen, den Schant und Spiel nutzen aber an Einem anfähigen verhandeln und ablösen geben‘. Dem König gehört ferner das Schant-Spiel- und Standgeld. Eine besondere Auszeichnung des Königs bestand darin, daß er zu Pfingsten, Weihnachten und Ostern um den Hals ein ‚Silbernes Schild‘ tragen und beim Gottesdienste ‚den Vortritt vor dem gesambten Ehrsamem Räte‘ hatte. Nach Beendigung des Königsschießens wurde der König feierlich in seine Wohnung geführt. Er hatte aber auch Verpflichtungen: ‚Denen Herren Schützen wenigstens Vor 1 Mähr. Thl. eine Ehre anzuthun, dann auch Schützenschreiber, zähler und Musikanten 1 Mähr. Thl. zum Trinkgeld zu geben, will er sich aber Besser sehen lassen, den nächsten Sonntag das wird in seiner Willkür gestellt. Item soll er den nächsten Sonntag darauf ein gewöhnl. Kranzschüssen halten, wie auch an der Königsschild Ein Denkschild pr. 2 fl. machen und anhenken lassen.'

Neunde abtheil.

Falls ein nichtanfässiger Schütze König werde, soll er ‚wie ein Bürgerl. König in einer aufgezeigten Behausung Eingeführt werden und umb zwey Mähr. Thl. Eine Ehre anthun‘. Die früher aufgezählten Verpflichtungen bleiben auch für ihn bestehen.

Zehende abtheil.

‚Wenn aber das Königsthumb der Schützenlad, mittelst ihren Freyschuß (die 2 Schützenmeister geben ‚ohne Leggeld‘ für die Lade je 6 Schüsse ab), anheimb fallet, so hat dieselbe dasjenige, was in vorgehender 9. abtheil. enthalten, zu genießen und auszustehen.‘ Besonders soll sie den Schützenstand in guten Zustand erhalten.

Elfte abtheil.

Die Schützenmeister ordnen, in welcher Reihenfolge die Schützen zum Schuß kommen. Das Schießen dauert 3 Tage zu Pfingsten. ‚Den 3ten Tag um 3 längstens um 4 Uhr solle völlig abgeschossen und der König Eingeführt werden.‘ ‚Gählschüsse‘ und ein dreimaliges Versagen des ‚Rohres‘ zählen nicht. ‚Wer ‚ohne ansagen in den Stand tritt‘, wer zwar ansagt, aber ‚das Glück dabei nicht leutet‘ oder ‚wer ohne aufhabenden Rapl schüßet oder im Herausgehen das Rapl nicht ablegt oder auch mit dem aufgesetzten

Haan auf der zinntpsan des Rohres aus dem Stand Tretten thuet', muß der Schützenlad 1 Kr Straf erlegen. Ebenso derjenige, der des andern Rohr in der Schüsslat ohne Erlaubniß antasten und angreifen wird'. Und wer vor den Schützenstand ohne Erlaubnis hinaus Tretten würde, dieser ist zu 14 Kr Verhalten.'

Zwölfte abtheil.

Die schützenlad solle alle König schüssen eine glückscheiben auf eigene Kosten aufstellen und darauf nach vermögen etwas aufsetzen, worauf für jeden schuß 3 Kr gelegt werden sollen. Wenn aber der Aufsatz nicht ausgeschossen wurde, so solle solcher aufsatz ebenfalls wider der Schützenlaad zurückfallen und Verbleiben.'

Und mit diesen hat die schützen Ordnung soviel das König Schüssen anbetrifft ein Ende, wornach sich ein jeder richten und gebührendes Verhalten solle.'

So haben sich die Schützengebräuche fast ein halbes Jahrtausend von Geschlecht auf Geschlecht fortererbt und bestehen noch heutzutage. Während früher auf der sogenannten ‚Vogelwiesen‘, später im Schützenzwinger (zwischen den alten Stadtmauern) geschossen wurde, besitzt die Schützen-gesellschaft derzeit auf dem Galgenberg eine modern eingerichtete Schießstätte.

Zum pädagogischen Uberglauben in Nordmähren

Von Hans Englisch

Anknüpfend an die „volkstümlichen Anstandslehren“ von Doktor R. Zimprich in Heft 2/3 1934 ergänze ich seine Ausführungen für das nordmährische Gebiet und will besonders die Abweichungen hier anführen. Die angeführten Redewendungen sind so, wie sie mir als Kind gesagt wurden, auch heute noch im Brauche und sind in den drastischen Folgen, die sie für Unarten und Vergehen in Aussicht stellen, sicher als sehr wirksam zu bezeichnen. Es ist Erziehung durch Furchterweckung, Furcht vor körperlichen Schäden, Furcht, göttliche Personen zu beleidigen, Furcht vor Drohendem Unglück. Die Grenze zwischen Kindern und Erwachsenen ist nicht scharf ausgeprägt.

Wer in fließendes Wasser pißt, wird bestraft, weil das der Mutter Gottes in die Augen geht; unfolgsamen Kindern sagt man beim Wollen des Donners, der Himmelvater zürnt oder zankt; ebenfalls betrübt den Herrgott, wer Brot auf die Erde wirft oder sonst nicht in Ehren hält, denn „Brot ist Gottes Gobl“. Man darf es nicht verkehrt auf den Tisch legen, weil sonst die armen Seelen leiden müssen, was auch der Fall ist, wenn man Strohseile verbrennt, ohne vorher den Knoten aufzumachen, oder wenn man einen Rechen mit den Zinken nach oben legt, desgleichen eine Gabel, denn „die armen Seelen stechen sich daran!“

Wer Tiere quält, der kommt in die Hölle. In Analogie zu Dr. Zimprich führe ich hier das Marienkäferchen an, das im Volksmund „Mailäbla“ (Mailäbchen) genannt wird. Man setzt sie auf die Hand, bewegt diese hin und her und spricht dabei die Verse: „Mailäbla, flieg aus, flieg ei Mutters Brauthaus, breng mer a Stedla Ruchn raus“ (oder auch: breng mer Schuh und Strimpla raus). Vor allem darf man Kröten nicht töten, weil diese das Gift aus den Brunnen an sich ziehen. Dagegen soll der Kohlweißling vernichtet werden, der im Volksmunde bei uns „Molkendieb“ genannt wurde, ein Name, der jetzt in Vergessenheit gerät.

Wer bei Tisch mit den Füßen pendelt, der „läutet der alten Sau aus!“ An eine rätselhafte Redewendung aus meiner Kindheit erinnere ich mich noch, wenn wir mit schmutzigen Schuhen auf den Bänken herumturtelten: „Ihr Kinder steigt auf die Bänk!, die Meerschweine kriegen die Gewalt!“

Vor dem Genuß heißer Speisen warnt man mit dem Hinweis, daß man davon den Krebs bekomme. Verschmähten wir eine Speise, so hieß es: „Davon wird dir der Magen nicht laufig werden.“ Heimliches Naschen von Eßwaren, besonders aus der Zuckerdose, macht Grinde um den Mund und einem Kinde mit Ekzemen pflegt man zu sagen: „Du hast der Mutter die Griesen (Grieben) genascht.“ Um die Kinder von Teichen und Brunnen fernzuhalten, sagt man, daß sie der Wassermann hinabzieht, wenn sie zu nahe gehen. Am Abend dürfen sie das Haus nicht mehr verlassen, sonst holt sie der Popelmann; auch vor Zigeunern werden sie gewarnt, denn „die nehmen kleine Kinder mit.“ „Wer im zeitlichen Frühjahr schon barfuß geht, muß sterben, denn da steigen die giftigen Dünste aus der Erde“.

Unreifes Obst darf nicht gegessen werden, denn „der Tod wohnt drin“ und man bekommt davon „Loatschen“ (Ekzeme) um den Mund. Mädchen werden von der Unart des Pfeisens abgehalten durch den Spruch: „Die Mädlen, die pfeisen, die Hühner, die krähn, den soll man beizeiten den Kragen verdrehn!“

Von widerspenstigen Kindern sagt man, sie „haben Kaprizen, mehr wie der Hund Flöh!“

Spizige Gegenstände, wie Scheren und Messer, nimmt man Kindern weg, denn: Gabel, Messer, Scher' und Bicht

Gehör'n für kleine Kinder nicht!

Strenge wird auf Ehrerbietung den Eltern gegenüber gehalten. „Wer seine Hand gegen die Eltern erhebt, dem soll sie abgehakt werden!“ (In anderen Orten: „Dem wächst sie aus dem Grab heraus!“) Ein Kind, das sein Nachtgebet nicht verrichtet, betrübt den Schutzengel. Es muß kniend verrichtet werden, denn „fogar das unvernünftige Vieh kniet erst nieder, bevor es zur Ruhe geht!“ Besonders warnt man die Kinder, sich eine Schlinge um den Hals zu legen beim Spiel, denn „der Teufel zieht sie zu!“ und „fogar an einem Strohhaln kann man sich erhängen!“

Man sieht es nicht gerne, wenn kleine Mädchen schon zeitlich beim Spiegel stehen, denn das ist ein Zeichen, daß sie eitel werden und „Hoffart kommet vor dem Fall . . .!“

Nicht mehr direkt an das Kind allein gerichtet sind andere Redewendungen. Ein Mädchen, das einen Männerhut aufsetzt, bekommt sieben Jahre keinen Mann (zur Zeit der Kopftüchel galt es als Ungezogenheit, wenn sich ein Mädchen einen Männerhut aufsetzte). Am Abend kehrt man nicht aus, „weil das die Hexen tun“ und man sonst „das Glück hinauszufehrt“. Wenn ich als Junge meiner Mutter beim Butterschlagen half, mußte ich immer mit dem Rücken zur Tür stehen, da ich sonst „das Glück aus dem Hause gebuttert hätte!“ Wer beim Eintritt in ein Zimmer über eine Türschwelle stolpert, muß nochmals zurückgehen, sonst bringt es Unglück. Ebenso, wenn man nach Verlassen des Hauses wieder umkehrt, um etwas Vergessenes zu holen. So wie zu Neujahr die Ordnung ist, so wird sie das ganze Jahr über sein. Aus diesem Grunde darf über Neujahr keine Wäsche am Boden hängen, in allen Häusern wird zu Silvester großes Reinemachen veranstaltet.

Mädchen, die sich beim Waschen die Schürzen naß machen, bekommen einen „besoffenen Mann“.

Tritt man in ein fremdes Haus, so erfordert die Höflichkeit, daß man nicht steht, sondern sich wenigstens auf einige Minuten niedersetzt, denn „man trägt sonst die Ruhe aus dem Haus“. Nadeln jeder Art soll man wohl borgen, darf sie aber nicht schenken und der Borger muß sie immer zurückgeben, denn „sie zerstechen die Freundschaft!“

Wer abfällig und spöttisch über gewisse Dinge spricht, dem sagt man warnend: „Daß dir nur nicht das Spothhäußl brennend wird!“

Über jemand, der am Boden liegt, darf man nicht steigen, da er sonst nicht mehr wächst.

Den Großteil dieser ernst- oder scherzhaften pädagogischen Redewendungen, wie sie in Nordmähren gebräuchlich sind, dürfte ich hier angeführt haben. Es wäre sicherlich von Wert, diese volkstümlichen Anstandslehren für das ganze sudetendeutsche Sprachgebiet einheitlich zu ergänzen und zu sammeln.

Kinderspiele im Egerländer Dorf

Von Adolf Horner, Königswertch

Wenn sich in den letzten dreißig Jahren ein bedeutender Wandel im Brauchtum unserer Dörfer, ja häufig sogar ein völliger Schwund eines althergebrachten Brauches feststellen läßt, so ist dieser Wandel besonders stark zu bemerken auf dem Gebiete der Kinderspiele, von denen viele heute schon der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Der Fußball hat sich unter den Kindern bis ins letzte Gebirgsdörflein hinauf seine Anhänger erworben, ebenso setzten sich die Turnvereine nach dem Kriege auch auf dem flachen Lande durch und auch sie brachten neue Spiele in das Dorf. Alle diese Spiele haben allerdings einen durchaus sachlichen Hintergrund, nämlich die körperliche Ertüchtigung, während unsere alten dörflichen Spiele doch zunächst nur des Spieles wegen gespielt wurden, obwohl auch den meisten von ihnen ein Wert als Leibesübung

nicht abgesprochen werden kann. Es war auch zu diesen Kinderspielen häufig ein Gerät nötig, allerdings ein solches recht einfacher Art, das von den Kindern selber angefertigt werden konnte, ein Vorteil also gegenüber unseren heutigen Spielen, die mitunter recht kostspielige Gerätschaften erfordern. Wenn auch unseren alten Spielen nun weiter keine Absicht zu Grunde lag, als eben nur Spiele zu sein — Spiele werden übrigens von den Kindern genau so ernst genommen wie von den Erwachsenen die Arbeit, auf die sie ja letzten Endes vorbereiten — so sind sie uns doch als altes Brauchtum wertvoll und sie verdienen festgehalten zu werden. Eine Eigentümlichkeit dieser Spiele war, daß sie nicht selten an eine bestimmte Jahreszeit gebunden waren, ohne daß sich dafür häufig ein anderer Grund finden läßt als eben nur der Einfluß der Überlieferung.

So wird das heute noch beliebte „Tschekern“ — in manchen Gegenden „Tschegln“ genannt — nur zu Anfang des Frühlings nach der Schneeschmelze ausgiebig betrieben, obwohl die Bedingungen für dieses Spiel bis in den Herbst hinein gegeben wären. Das Tschekern, das Spiel mit kleinen Kugeln kann schon auf ein recht ehrwürdiges Alter zurückblicken. Es wurde ursprünglich mit Marmorkügelchen, den Marmeln gespielt, welches Wort sich in dem heute nur noch selten für die Tscheker-Kugel gebrauchten Ausdruck „Wertwerk“ erhalten hat. Unser bedeutender Landmann Kaspar Bruschius weiß bereits 1542 in seiner „Gründlichen Beschreibung des Fichtelbergs“ zu erzählen:

Von Thierszheim. In diesem Marck wird jährlich eine vnzehlige Menge der Kugeln / damit die Kinder spielen / Item der grossen Kugeln, so man aus Büchsen schiesset / aus einen zählen vnd frischen Erdreich (welches die Bewohner Schmerstein nennen / vnd es vmb den Flecken allenthalben herumb aussgraben) von allen Einwohnern Alten vnd Jungen Leuten gemacht / die werden darnach vom Feuer gehertet / und mit viel Wägen gen Nürnberg geführt.

Die Erzeugung dieser Tonkugeln hat sich bis heute erhalten. Daneben finden wir jetzt allerdings auch die schönen Glaskugeln, unter welchen diejenigen sehr geschätzt sind, die in ihrem Inneren farbige, gewundene GlASFÄDEN zeigen. Häufig verwendet man für das Spiel auch die kleinen Bohnen oder auch die größeren Fisolen, hier „Fasoln“ genannt. Früher gab es drei Formen des Tschekerns, seit etwa drei Jahren ist eine vierte dazu gekommen. Beim gewöhnlichen Tschekern kommt es darauf an, daß man die letzte Kugel in das in die Erde gestampfte Tschekerloch rollt, um zu gewinnen. Beim „Tschoppeln“ werden die Kugeln in den hohlen Händen über dem Tschekerloch geschüttelt und dann in dasselbe fallen gelassen. Wer auf diese Weise mehr Kugeln in das Loch bringt, hat gewonnen. Beim „Nradeln“ endlich läßt man die Kugeln über ein an einer Wand schiefgestelltes Brett ablaufen, wobei derjenige Spieler gewinnt, dessen Kugel diejenige des Mitspielers „titst“, d. h. berührt. In neuester Zeit ist das Spiel „Titst und Spann“ beliebt, das von den Kindern während des Gehens besonders auf dem Schulwege gespielt wird, wobei sie die Kugeln vor sich herwerfen. Die Kugeln müssen „titstchen“ und dürfen

nachher nur eine Spanne auseinander liegen. Die Bezeichnung „Tschelern“ dürfte zum mittelhochdeutschen „schooken“ = stoßen zu stellen sein. Gespielt wird dieses Spiel sowohl von Knaben als auch von Mädchen.

Im Frühling wurde früher auch stets das „Stelzenlaufen“ gepflegt, das jetzt ganz verschwunden ist, während man in den letzten Jahren häufig das Hochspringen mittels einer Stange beobachteten kann.

Ein weiteres sehr beliebtes Spiel war bis in die Zeit vor dem Krieg das „Säutreiben“, „Gulasautreiben“ oder „Tschotstschlertreiben“. Bei diesem Spiel wurde auf einen flachen Stein ein kleiner Holzkegel gestellt, die „Sau“ oder der „Tschotstschlern“. In einiger Entfernung von demselben wurde ein Strich gezogen, hinter welchem sich die mit Prügel bewaffneten Mitspieler aufstellten. Diese warfen nun mit den Prügeln nach dem Kegel und trieben ihn möglichst weit ins Feld. Waren alle Prügel im Spielfeld, so mußten die Besitzer dieselben zurückholen, während der Hirte mit dem Kegel auf den Stein kloppte und derjenige Spieler, der zuletzt den Strich überschritt, nunmehr den Hirten machen mußte. Es war also Sache der Spieler, den Kegel so weit zu treiben, daß der Hirt keinen von ihnen abklopfen konnte. „Gulasau“ heißt demnach: hole die Sau! Über die Sprachgrenze herüber ist auf bisher nicht festgestelltem Wege bis ins Falkenauer Land der Name „Tschotstschlern“ eingewandert, da ein ähnliches Spiel im Tschechischen „čacka“ heißt.

Eine solche Namensentlehnung finden wir auffallenderweise noch einmal bei dem früher sehr eifrig betriebenen „Patscheden“, dem ein tschechisches „hra vo spačka“ gegenübersteht. (spaček = Star.)¹⁾ Bei diesem Spiele stand ein Spieler in einem Kreis und trieb mit einem schaufelförmig geschnitzten Brettchen, dem „Patscheltbrettl“, den „Patschel“, einen kleinen Doppelkegel aus Holz, hinaus in das Spielfeld. Die dort stehenden Spieler suchten den Patschel zu fangen und ihn in den Kreis zu werfen, was der Schläger durch Vorhalten des Brettes verhinderte. In diesem Spiel haben wir eigentlich einen Vorläufer unseres heutigen Schlagballs zu sehen, der früher bekanntlich auch mit einem schaufelförmigen Schlagholz getrieben wurde.

Als Rasenspiel wäre zunächst das nun ganz verschwundene „Pongern“ zu erwähnen. Im Mittelhochdeutschen bedeutet „pangeren“ so viel wie herumtollen, spielen. Bei diesem Spiel wurden in den Rasen runde Böcher geschnitten, und zwar eines weniger, als Spieler beteiligt waren. Wer bei der Verteilung der Böcher leer ausging, mußte nun trachten, einen Ball — gewöhnlich einen selbstverfertigten kunstlosen Fledelball — in eines der Böcher zu rollen. Der Besitzer des Loches hatte nun einen der dabonstiebenden Spieler mit dem Ball zu treffen, wenn er nicht sein Loch verlieren wollte.

Ein mehr von Mädchen gepflegtes Spiel war das „Binern“, das man auch heute noch mitunter sehen kann. Dazu wird ein großes Rechteck auf den Boden gezeichnet, das in verschiedenartige Fächer unterteilt wird. In diese Fächer wird nun ein farbiger Scherben geworfen, und zwar immer

¹⁾ Vgl. unsere 12. Umfrage!

weiter von der Standlinie weg, der auf einem Bein hüpfend und unter anderen Erschwernissen wieder herausgeholt werden muß. Sprachlich gehört das Wort wohl zum mittelhochdeutschen „binnen“ d. i. innen, da man mit dem Scherben immer in das Innere eines Faches werfen mußte.

Ein recht harmloses Spiel war das „Zu Huthüpfeln tun“, das Huthüpfen. Es wurden die Hüte der Mitspieler in einer Reihe ausgelegt und die Spieler mußten darüber springen. Dann wurden die Hüte immer mehr über einander gelegt, über die die Spieler ohne zu streifen springen mußten.

Neben den bisher angeführten Bewegungsspielen, die immer mehrere Mitspieler erforderten, gab es natürlich auch eine Anzahl von Spielen, mit denen sich der Einzelne vergnügen konnte. Da war zunächst das auch heute noch betriebene „Räseln“, das Reifenschlagen, wozu man sich einstens allerdings tatsächlich eines alten Wagen- oder Fahrreifes bediente. Ebenso wurde das „Hufschien“, das Ballhaschen gepflegt. Der Kampf- und Wurfsgewandtheit der Buben kam das „Schleudern“ entgegen, bei dem ein Behmfügelchen an eine Rute gesteckt und mit dieser in die Weite geschleudert wurde. Heute noch sagt man, daß die reddegewandten Mädchen der Dorfmadchen gehen wie eine „Dreckschleuder“. Ebenso hatte das „Pfitzcherpfeilschießen“ zahlreiche Anhänger. Schon im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen ist der „Kizpfeil“ bekannt. In einen in der Schaftmitte eingekerbten Pfeil wurde das Pflöckchen an der Schnur eines peitschenähnlich vorgerichteten Schießgerätes gelegt, mit dem der Pfeil fortgeschleudert wurde. Außerdem wurde auch das „Messerschmeißen“ geübt, bei dem ein offenes oder halb eingeknicktes Messer kunstgerecht geworfen werden mußte, so daß es in einem Brett oder im Rasen stecken blieb.

Schlimme Hütbuben trieben mit ihren ahnungslosen Gefährten mitunter auch zwei böse Spiele, das „Houtbrumellets“ — das „In den Hut brummen“ und das „D' Hofnunta d' Schupfmgehn“ — das „die Hasen unter den Schupfen jagen“, von deren näherer Beschreibung aber abgesehen sein soll.

Für alle die vorangeführten Spiele benötigte man ein Spielgerät. Es gab aber auch verschiedene einfache Spiele, die solche nicht erforderten. So schlugen sich beim „Praxeln“ zwei Spieler einfach gegenseitig auf die Spitzen der Zeige- und Mittelfinger, bis der eine infolge der Schmerzen das Spiel aufgab. Man sieht auch jetzt noch mitunter das „Zu Racklauseletztun“, Fangen spielen, das dem heutigen „Bäumwehjel“ ähnelt. Eifrig gab man sich auch dem „Berstedelen“ hin, bei dem ein Spieler „Lugen“ mußte und der die in verschiedenen Winkeln versteckten Mitspieler erst suchen durfte, wenn diese „kommen!“ riefen. Ebenso war das „Löchelberstedeln“ ein ganz einfaches Spiel, bei dem ein kleines Loch in den Rasen geschritten und dann wieder sorgfältig versteckt wurde, so daß es nicht leicht war, den herausgeschnittenen Pfropfen zu finden. Daneben gibt es immer noch Spiele, die durch ein zeitliches Ereignis bedingt sind, wie etwa „Ruff und Japanner“, das nach dem russisch-japani-

sehen Krieg sehr beliebt war. Auch das heute noch zu sehende „Räuber und Gendarm“ gehört hierher. Auffallend ist die sprachliche Bildung der Benennungen vieler dieser Spiele durch die mittelhochdeutsche Verkleinerungssilbe „-leins“, denn unser „a farles käu(n)“ entspricht einem „ze pferdleins tuen“.

Spiele ohne Geräte wurden besonders von den Mädchen viele gespielt. Es seien erwähnt das „Seinwandmessen“, das „Engeltragen“, dann „Mi — ra — rutsch, wir fahren in der Rutsch“, das „Vogelraten“, das „Graupenseihen“, endlich „Brütlein ist zerbrochen“ und die den alten Egerländer „Käja“, den Reigentanz zur Grundlage habenden Tanzspiele „Ringer — ringer — Käja, da Fuchs frißt d' Aia“ und „Aia — Aia — Ringerla, wos machn meina Kinderla.“

Verschiedene dieser Spiele wurden unter Auffagung von Sprüchlein gespielt, die in jenem eigenartigen Gemisch von Mundart und Schriftdeutsch gehalten sind, wie wir dies beim Egerländer häufig dort finden, wo er in feststehenden Formen zu sprechen hat. Als Beispiel seien die Reime für „Brütlein ist zerbrochen“ angeführt:

's Brütlein is z'broch'n.
 Wäsln ma's wieda baua,
 Mit was denn, mit was denn?
 Mit Engeln und Sprengeln.
 Fahrt immerzu, fährt immerzu,
 Die Letzte soll gefangen sein!

Ähnliche Reime werden auch beim Auszählen der Spieler, wie dies bei manchem Spiel notwendig ist, angewendet. Dieses Auszählen heißt egerländisch „Auszickern“, das zum mittelhochdeutschen „zickern“ — leicht schlagen — gehört, da beim Auszählen jeder Spieler leicht berührt wird.

Solche Auszählreime lauten:

Ma(n) Wätta häut an Gärt'n kast,
 In dean Gärt'n stäiht a Bam,
 Af dean Bam däu is a Nias,
 In dean Nias däu is a Aa,
 In dean Aa däu is a Duatan,
 In dean Duatan is a Vouß,
 Gopja Duat! — du bist drauß!

Oder:

Anin — tänin — Tinknfoß,
 Gäh in d' Schöll und lerne wos!
 Ist der Lehrer noch so fleißig,
 Sind die Kinder noch so dumm,
 Machens Alle: Dumm — bumm — bumm!

Ein Dritter:

Eins — zwei — drei.
 In der Deckantei
 Ist ein Kind geboren.
 Wie soll es heißen?
 Anna Marie Stumpelkasten!
 Wer soll die Windeln waschen?
 Ich oder du?
 Drauß bist du!

Für unbotmäßige Spieler gab es auch Strafen. Sie wurden auf einem Brett oder einer Bank „gehobelt“, oder sie wurden „in den Futzarten gespannt“, d. h. es wurden ihnen Hände und Füße auf den Rücken gebunden und ein Besenstiel durchgesteckt.

Alle die vorerwähnten Spiele wurden in den schönen Jahreszeiten betrieben. Aber auch im Winter blieben die Kinder nicht hinter dem Ofen hocken. Neben dem „Schneeballen“, dem Schneeballwerfen, wurde fleißig „getschinert“ oder auch „gehalzelt“ (mittelhochdeutsch: schintern und heizen — gleiten). Dazu richtete man sich eine glatte Eisbahn meist über einen Bergabhang herab, auf der mittels abgetretener Holzpantoffeln gefahren wurde. Die Eisbahn hieß „die Tschinern“. Zwar kannte man noch keine Rodelschritten, aber dafür gab es das „Schlitteln“ oder „Rutscheln“ mit einem kleinen Handschlitten. Wer sich einen solchen nicht leisten konnte, baute sich einen kunstlosen „Brettelrutscher“ aus drei zusammengefügteten Brettlein. Der hölzerne Handschlitten hieß auch „Böckel“. Um die Jahrhundertwende kamen auch eiserne Handschlitten in Gebrauch, auf die die Besitzer besonders stolz waren, doch hat sich heute der Rodelschlitten, der „Rodler“ allgemein eingebürgert. Auf den Leichen vergnügte man sich früher mit „Biegeis machen“ und auch Schlittschuhe wurden hergestellt, indem man die eisernen Bügel eines alten Reibeisens auf Brettchen nagelte, die mit Spagatschnürlein an die Schuhe gebunden wurden. Heute kennt man selbstverständlich nur den gekauftsten Schlittschuh und das Schifahren findet auch unter unserer Dorfjugend immer mehr Eingang, wobei zunächst ein Paar Fajbdauben die zünftigen Bretteln ersetzen mußten.

Auch die Spiele der größeren Dorfjugend, besonders der Burschen sind heute fast ganz verschwunden. Früher wurde an Sonntagnachmittagen „angeradelt“, wobei man die Geldstücke über ein schiefgestelltes Brett ablaufen ließ. Auch „Kopf oder Adler“ oder „Kopf oder Schrift“ wurde häufig gespielt. Dabei gewann derjenige Spieler, der erriet, ob ein in die Luft geworfenes Geldstück auf die Kopf- oder Schriftseite fiel. Ebenso ist das Schießen mit „Schlüsselbüchsen“ heute ganz abgekommen. Selbst das einstmal so beliebte Kegelscheiben ist heute selten geworden. Gut Egerländisch heißt dieses Spiel „Bäußeln“ und die Regelbahn der „Bäußelsteich“. Wir haben da das mittelhochdeutsche Wort „bözen“ (= Regel spielen) vor uns. In einem Restripte aus dem Jahre 1455 finden wir bereits: VII Steinpüchsen die schiessen als gros als ein posekugel. Heute noch sagen wir „Bäußelkugel“, während der Regel „Ral“ (= Reil, Regel) heißt.

Aus der vorangeführten beträchtlichen Zahl von Spielen, zu denen je nach der Gegend noch das eine oder das andere kommen wird, erkennen wir, daß es unserer Dorfjugend früher keineswegs an Unterhaltung und auch nicht an Leibesübungen fehlte. Manche dieser Spiele waren so wertvoll, daß es uns leid tun kann, daß sie sich nicht erhalten konnten. Im übrigen ist uns aber damit ein altes Stück Volkstum verloren gegangen, denn diese Spiele haben, wie schon die Namen verraten, ihren Ursprung im frühen Mittelalter gehabt. So wie der alte Bierzeiler und das Mundartlied immer mehr dem modernen Gassenhauer weichen müssen, so wurden auch die

alten Spiele von den Errungenschaften der neuen Zeit verdrängt. Immerhin aber wollen wir, wenn wir auch Lotes nicht mehr lebendig machen können, dem Alten ein ehrendes Andenken bewahren, um so mehr, als dieses Alte in Lied und Spiel für viele von uns ein frohes Rückerinnern bedeutet an ein verlorenes Paradies, an unsere sonnenlichte Jugendzeit im Egerländer Bauerndorf.

Prinz Karolus, Prinz Kuchel und Prinz Zudi

Märchen aus Krickerhau in der Kremnitzer Sprachinsel, Slowakei,
aufgezeichnet von Alfred Karafel-Langer

Ein König war mit seiner Frau und die haben kein Kind gehabt. Ein Fischer hat einen Fisch gefangen und da war auf dem Fisch mit goldenen Buchstaben geschrieben: „Welches Frauenzimmer von dem Fisch Fleisch essen tut, die gebärt einen Sohn!“ Und da hat der König der Köchin befohlen, sie soll den Fisch herrichten für die Königin, aber niemand soll essen davon. Also, das ist der Königin vorgestellt worden. Die Köchin hat aber auch gekostet von dem Fisch. Wie der Fisch gegessen war, hat man gesagt, die Gebeiner soll man eingraben, daß niemand dazu kommt. Die Gebeiner haben die aber in die Düngergrube geworfen, und die Königin hat einen Hund gehabt, ein Weibel, die hat wieder die Gebeiner zusammengefressen von dem Fisch.

In dreiviertel Jahren hat die Königin einen Sohn gehabt, die Köchin und der Hund auch. Der König hat gesagt: „Bis jetzt hab ich keinen Sohn gehabt und wenn ich jetzt drei hab, so werden alle drei mir gehören!“ Von der Königin das war der Prinz Karolus, von der Köchin Prinz Kuchel und von der Hündin Prinz Zudi.

Wie die sind erwachsen, die drei schönen Prinzen, stark waren sie, sagen sie, sie wollen Welt probieren gehen. Der König hat es ihnen erlaubt, hat aber jedem gegeben die ganzen Waffen, auch ein jedem ein starkes Pferd. Jetzt sind sie gereist, zu sehen alle drei Welt. Sind sie gekommen ein paar Tage, wie sie gereist sind, an einem Abend zu einer Brücke zu einem Fluß. Dort war ein kleines Häufel neben dem Fluß und drei Hunde waren dort drinnen. Das waren auch drei verwunschene Prinzen, die hätten sie nicht hineingelassen, aber weil sie haben gehabt den Geruch, daß einer von einer Hündin ist, so haben sie ihnen ein Nachtquartier geben. Das waren Hunde von Gestalt, aber sprechen haben sie gekannt und sie haben gesagt, daß einer muß immer wachen draußen.

Die beiden andern, der Prinz Karolus und der Prinz Kuchel, waren nicht so tapfer wie der Prinz Zudi. „Du,“ haben sie ihm gesagt, „du, Bruder, bleib heute draußen wachen die erste Nacht!“ Sagt er: „Ich werd gehen wachen, aber wenn die Hunde werden unruhig werden, dann müßt ihr sie herauslassen und die Tür öffnen!“, wo sie ihm das Versprechen haben gegeben. Wie es ist gekommen um zwölfte, ist kommen geritten ein dreiköpfiger Drache. Der Prinz Zudi hat soviel gekämpft mit ihm, bis er ihm hat

können die Köpfe herunterschlagen, alle drei. Der Drach hat ein schöneres Pferd gehabt und hat er ihm das Pferd genommen.

Die zweite Nacht hat ein anderer sollen gehen, aber die andern zwei haben sich gefürchtet und haben ihn solange überredet, bis der Prinz Zudi wieder ist gegangen. Er hat aber gesagt, sie sollen die Hunde herauslassen, sonst wird es ihm heute schlechter gehn als die letzte Nacht. Die haben aber wieder geschlafen und wieder die Hunde nicht herausgelassen. Um zwölf Uhr ist kommen geritten ein sechsköpfiger Drach. Da hat er schon schwere Kämpfe mit dem gehabt, aber er hat ihn können überkämpfen. Der hat schon wieder ein stärkeres Pferd gehabt und der Prinz Zudi hat wieder das Pferd zu sich genommen nach Haus.

Die dritte Nacht hat er schon wollen nicht mehr gehen, aber doch haben sie ihm zum Ende so weit gebracht, der Prinz Karolus und der Prinz Ruchel, daß er wieder ist gegangen. Er hat aber seinen Brüdern wieder dasselbe anbefohlen mit den Hunden. Um zwölf ist wieder kommen ein neunköpfiger Drach, der hat ein stärkeres Pferd gehabt. Mit diesem hat er schon so gekämpft, daß er wär gelegen (= unterlegen) in diesem Kampfe. Nur die Hunde haben sich unter der Tür schnell können graben einen Gang und sind herausgekommen. Wie er die Köpfe hat heruntergehackt dem Drach, die Reihe nach, haben sie das Blut abgелеckt, die Hunde, und da hat er ihn können bestiegen und hat das Pferd wieder genommen, das war aber das stärkste Pferd von allen.

Wie sie sind hereingekommen, die Hunde in das Haus, jetzt waren das auch drei Burschen und sie waren erlöst von dem Drachenblut. Sagt der Prinz Zudi zum Prinz Karolus und zum Prinz Ruchel: „Ich hab sie erkämpft, das sind drei Prinzen!“ Und sie haben ihnen gegeben ein Pferd und sie selbst haben sich behalten von den drei Drachen die Pferde. Der Prinz Zudi hat sich genommen das stärkste Pferd von dem neunköpfigen Drachen, der Prinz Ruchel hat gehabt das sechsköpfige Pferd und der Prinz Karolus das dreiköpfige Pferd. Jetzt haben sie schon folgen müssen beide dem Prinz Zudi, weil er war der Kommandant. Jetzt sind die gleich weg losgeritten, die drei, und die drei erlösten Prinzen hat man gehen lassen nach Haus, wo sie haben wollen hingehen.

U paar Kilometer von der Brücke weg sind sie kommen in einen Wald. Von weitem haben sie gesehen ein Häusel und ein Lichtl drinnen brennen. Jetzt sagt der Prinz Zudi zu seine Brüder, sie sollen ihm das Pferd halten und er will schauen, was dort drinnen ist in dem Häusel. Da haben dort drinnen die geratschlagt, was sie machen sollen. Das waren die drei Weiber von den Drachen und auch die alte Mutter. Sie haben geratschlagt, weil sie haben gewußt von dem Prinzen Zudi. Sagt die Erste: „Was, mein Mann ist draußen blieben? Er hat schon lang sollen zurückkommen! Wahrscheinlich hat ihn der Prinz Zudi gemacht tot!“ Sagte die Zweite: „Wir werden sie bekommen auf eine schöne Rose. Wird einer kommen, der wird mich abbrechen und wird riechen müssen dran, und dann werden sie alle drei zerplätzen von dem Geruch!“ Sagt die Alte: „Das ist nichts! Der Prinz Zudi wird mit dem Schwert das Kreuz machen und dann wird die Rose ver-

schwinden!" Sagte die Dritte: „Ich werd mich machen auf einen Brunnen! Sie werden durstig sein und werden Wasser kommen trinken. Und wenn sie werden haben getrunken, so werden sie zerplahen!" Sagte die Alte: „Das ist nichts! Der Prinz Zudi wird wieder über dich das Kreuz machen mit dem Schwert und du wirst verschwinden!" Jetzt kommt die Andre, die sagt: „Es wird große Hitze sein, wenn sie werden reifen. Ich werd machen mich auf (= zu) einem Baum mit schönem Schatten. Wenn sie unter den Schatten kommen, dann werd ich sie alle drei ermördern!" Sagt die Alte: „Das ist nichts! Der Prinz Zudi wird über dir mit dem Schwert ein Kreuz machen und dann wird der Baum verschwinden!" Sagt dann die Alte weiter: „Aber ich, ich werd mich machen auf einen Wolkenbruch und werd ihnen nachfahren und werd sie alle ertränken! Mir kann der Prinz Zudi mit dem Schwert nicht das Kreuz machen, weil dann möcht sie der Blitz treffen aus dem Wolkenbruch und sie wären tot alle drei!"

No, so war es auch! Sie sind gereist weiter, die drei Prinzen, und die beiden andern haben nichts gewißt von dem, was die Reden waren unter den vier Hexn (= Hexen), nur der Prinz Zudi. Jetzt sind sie kommen zu der Rosen. Der Prinz Karolus ist gleich hin und hat wollen die Rosen abbrechen, weil sie war so schön und hat gehabt so einen schönen Geruch. Der Prinz Zudi hat das Kreuz gemacht und da war die Rose verschwunden. Die beiden Prinzen waren über das zornig. Kommen sie zum Brunnen. Die haben einen großen Durst gehabt, sind gleich vom Pferd heruntergesprungen. Der Prinz Ruchel, der hat wollen Wasser trinken. Hat der Prinz Zudi das Schwert gezogen, das Kreuz gemacht und war wieder der Brunnen verschwunden. Jetzt waren sie aber sehr böse auf ihn, die beiden. Sind sie weiter, sind zum Baum gekommen und haben wollen unter den Baum in den Schatten. Hat wieder der Prinz Zudi das Kreuz gemacht mit dem Schwert, war der Baum gleich verschwunden. Jetzt sagte er: „Ihr Brüder, jetzt treibts die Pferde, wie ihr treiben könnt! Es ist nicht weit ein Dorf, daß wir noch rechtzeitig in das Dorf kommen!" Er ist vor dem Wolkenbruch noch rechtzeitig durchgekommen in das Dorf, in das erste Haus hinein und das war der Schmied. Die anderen zwei hat die Hext erwischt, sie hat sie aber nicht ertränkt, sondern verschlungen hat sie sie.

Jetzt hat die alte Hext gesehen, sie hat den Prinzen Zudi nicht bekommen. Ist sie gelaufen dem seiner Spur nach zum Schmied in das Dorf und hat den Dritten auch verlangt vom Schmied. Sagt der Prinz Zudi zum Schmied: er soll in die Tür ein Loch machen mit einem glühenden Eisen und die Alte soll dort die Zunge hineinstecken in das Loch. Dann haben sie eine Zange glühend gemacht und haben sie damit bei der Zunge gepackt und haben sie so lange gehaut, bis sie die zwei Brüder hat herausgespeit und ist vor Zorn draußen zerplatzt.

Jetzt sind die drei Prinzen wieder nach Haus zurück zum König. Der König war eben im Hof, wie die Söhne sind alle drei nach Haus gekommen und hat sie schon empfangen. Jetzt fragt er sie, was sie haben probiert. Jeder soll ihm erzählen, was er hat mitgemacht und sie sollen ihm das

zeigen an den Säbeln. Der Prinz Karolus hat den Säbel herausgezogen und hat ihn ihm gezeigt. Der König sagt gleich: „Ja, ja, nichts mitgemacht!“ weil der Säbel ist ganz verrostet. Kommt er zum Prinz Kuchel, da hat derselbe ebenfalls so ausgeschaut. Kommt er zum Prinz Zudi, sagte der: „Vater, Ihr müßt heraufgehen ins Schloß im dritten Stock und durch Glas schauen herunter, sonst werdet Ihr blind, wenn Ihr meinen Säbel mit freien Augen anschaut!“ Der Vater ist in ersten Stock gegangen, aber er hat das Fenster aufgemacht, wie der Prinz Zudi hat den Säbel gezeigt. Der Säbel war aber so gepußt, daß der Vater ist blind geworden von dem Glanz.

No, der König war jetzt blind. Sagt der Prinz Zudi: „Vater, ich hab Euch blind gemacht mit meinem Säbel, ich werd Euch wieder sehend machen!“ und ist gleich weggereist mit seinen beiden Brüdern. Jetzt sind sie kommen auf einen Platz, wo sich zwei Wege haben geteilt. Prinz Zudi ist den einen Weg nachgegangen, Prinz Karolus und Prinz Kuchel aber den andern Weg. Dort, wo sie sich geteilt haben, dort ist ein Baum gestanden. Dort hat ein jeder ein Messer hineingesteckt in den Baum, und sie haben sich gesagt: ein Jahr zirta bleiben sie aus. Nach einem Jahr werden sie zurückkommen. Welches Messer das rostige wird sein in dem Baum, der ist tot und auf den braucht man nicht mehr zu warten.

Also, der Prinz Zudi ist gereist sehr weit. Er war in einem andern Land und ist kommen in einem Schloß, wo eine verwünschte Königstochter war, und das ganze Land war dort verwünscht. Er ist in das Schloß und hat sich verlangt, daß er nicht könnte in Dienst bleiben. Man hat ihm gesagt: Ja, er kann dort bleiben, aber eine Schlange ist dort, die muß er jeden Tag drei Male reinigen. Das war die Königstochter, die hat eine Schlangenhaut gehabt über sich. Er hat das befohlen (= gemacht). Bei der Nacht, so zwei Stunden, ist die Haut immer von ihr gefallen, da war sie als Frau. Dann hat er mit ihr geschlafen.

Also, wie die Dienstzeit aus war, da hat sie ihm als Person den Rat gegeben, daß dort und dort so ein Brunnen ist mit Wasser. Damit kann sie werden erlöst und das Wasser ist so, daß wenn auch ein Blinder sich dort tut waschen mit dem Wasser, der kann gleich sehen. Der Prinz Zudi ist hin und hat sich das Wasser genommen und ist nach Haus gereist. Wie er zu dem Baum ist kommen, wie sich die Brüder haben geteilt, die Brüder waren noch nicht dort, hat er sich niedergelegt und ist eingeschlafen. Während dem Schlafen sind die Brüder gekommen und haben bemerkt, daß er eine Flasche mit Wasser bei sich hat. Sie haben die Flasche genommen und das Wasser in ihre Flasche gegossen und ihm haben sie schlechtes Wasser in seine Flasche gegossen. Erst dann haben sie ihn aufgeweckt.

Jetzt, wie sie zu Haus sind kommen, ist er gleich zum Vater und hat dem Vater das Wasser gegeben zum Waschen. Wie der Vater sich gewaschen hat, da hat es ihm wollen alles herausbrennen. Da war es ihm dann noch schlechter mit die Augen. Jetzt haben die zwei ihr Wasser genommen und haben dem Vater gegeben zum Auswaschen und wirklich war er gleich

davon sehend. Jetzt hat der Vater gesagt zum Zudi: „Du, um die Augen hast du mich gebracht und jetzt hast mich wieder noch schlechter machen! Schau, daß du wegstommst, ich will dich nicht mehr mein Sebttag sehen!“ Jetzt ist er weg und ist wo in ein anderes Land zu einem Schuhmacher, hat dort Schusterei gelernt und hat dort gearbeitet als Schuster.

Unter der Zeit war diese verwünschte Prinzessin schwanger und sie war so verwünscht, daß, wenn sie einen Buben wird haben, dann ist sie erlöst. Hat ihre Mutter geschrieben dem König dorthin, der Betreffende, was das Wasser hat genommen, der soll sofort hinkommen. Voller Freude hat der Vater geschickt den Prinzen Karolus, weil das ein größeres Königreich war als seines. Wie der ist kommen hin, haben sie ihm gleich lassen den Kopf herunterhauen, weil die Prinzessin ihn nicht hat anerkannt als den Vater von ihrem Bürschchen. Jetzt haben sie dem König geschrieben, wenn er nicht schickt den Betreffenden, so werden sie ihm den Krieg erklären. No, jetzt hat er geschickt den Prinzen Ruchel, dem ist es ebenso ergangen wie dem ersten: den Kopf heruntergeschlagen. Sie haben dem König wieder geschrieben, er soll den Richtigen schicken, und die Prinzessin gibt ihm nur mehr eine kurze Zeit Frist. Wenn der nicht kommt, so wird sie dem Land Krieg erklären.

Jetzt ist der König gewesen in einer großen Angst. Er hat gleich geschickt einen Minister zu der Prinzessin und hat gebittet um Pardon. Dann hat er Rundmachungen geschickt überall nach dem Sohn, dem Prinzen Zudi. Photographien hat er überall angeschlagen bei der Polizei, die Soldaten haben müssen das Land durchsuchen und in den Zeiten ist überall geschrieben worden von dem Prinzen Zudi, wie er ausschaut, was er hat für eine Montur und daß er soll sofort nach Hause kommen. Der Prinz Zudi hat die Kunde gehört bis zu dem Schuhmacher. Der Schuhmacher hat eine einzige Tochter gehabt und die hat ihn gewollt als Mann.

Jetzt hat er sich aber einen Urlaub ausgebeten vom Meister und ist zu Haus gefahren, wo man ihn mit großen Freuden empfangen hat. Der Vater hat ihn dort hingeschickt zu der Königin und wie er ist dort hingekommen, jetzt war dort alles voller Freude. Mit großem Jubel hat man ihn empfangen und war auch gleich die Hochzeit. Ich war dann auch dabei und da hat man dort getanzt und alles mögliche. Und bei dem Tanz war ein Fußboden, der hat es nicht getragen, war so dünn wie Papier. Da bin ich durchgebrochen beim Springen und bin auf einmal durchgerutscht, grad hierher auf diesen Stodlerl und da sitz ich noch.)*



*) Erzählt 1932 vom Gemeinbediener Josef Derer, Arickerhau Nr. 477. Josef Derer war früher auch Fürsprecher bei Hochzeiten und hat als solcher Dr. Hanitsch für das Buch „Hochzeitsträuche der Kremsitzer Sprachinsel“ (Reichenberg 1927) ein guter Gewährsmann sein können.

Neue Namen für die volkstudliche Wissenschaft

Mit der gewaltigen Umstellung im Deutschen Reiche hängt eine eigentümliche Erscheinung auf wissenschaftlichem Boden zusammen. Alle möglichen neuen Wissenschaften tauchen auf, darunter nicht wenige, die bei näherem Zusehen nichts anderes als bloße Umbenennungen der alten Volkskunde sind. An dieser hat man gar viel herumzundrgeln und nicht selten stellt sich dabei heraus, daß die Verkünder der neuen Wissenschaften sehr mangelhafte Kenntnisse vom Wesen und von den bisherigen Leistungen der Volkskunde besitzen.

In seiner ausgezeichneten Schrift „Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk“*) nimmt der Leiter der Hochschule für Lehrerbildung in Hirschberg im Riesengebirge Herbert Freudenthal diese „neuen Wissenschaften“, die nur Verwirrung schaffen, unter die Lupe. Es sind dies vor allem: Volkswissenschaft, deutsche Soziologie, Kulturbio-logie, Massenpsychologie, Artkunde, völkische Anthropologie. Diese Wissenschaften, die sich unter ausdrücklichem Hinweis auf ihre volkserzieherische Sendung im politischen Augenblick auf das eigenständige Volk richten und daher nichts anderes sind als die bisherige „angewandte Volkskunde“, hatten nach Freudenthal schon vor 1933 einen Vorläufer in der sogenannten Sozialwissenschaft, „die sich gelehrt naturwissenschaftlich oder philosophisch über die Struktur von Masse und Klasse, Gesellschaft und Gemeinschaft verbreitete und die geistig-seelische Wirklichkeit nationalvölkischen Lebens durchweg totschwieg“. Hierzu bemerkt der Verfasser weiter: „In diese Sozialwissenschaft wurden alle neuen volkstudlichen Ansätze, die sich nicht mit der Sammlung von Überlieferungen begnügen wollten, abgedrängt, und da sie hier dann doch keine rechte Heimstatt fanden, verselbständigten sie sich etwa zu einer Geophilosophie oder Geographiepsychologie, zu einer Kulturmorphologie oder Charakterologie, zu einer Psychopolitik oder Berufskunde, zu einer Gegenwarts- oder Standortskunde usw.“

Die deutsche Volkskunde wird es selbstverständlich begrüßen, wenn ihr aus den Reihen der Psychologen, Rassenforscher und Soziologen Mitarbeiter zuwachsen, aber sie muß es entschieden ablehnen, wenn diese Totalitätsansprüche stellen, sich als Vertreter einer neuen deutschen Gesamtwissenschaft gebärden und die deutsche Volkskunde in den Hintergrund drängen. Mit Recht bemerkt Freudenthal: „Wenn eine der bisherigen Wissenschaften den Totalitätsanspruch hätte erheben dürfen, dann wäre es die deutsche Volkskunde gewesen, die von Spamer einmal als »Lebenswissenschaft vom deutschen Volkstum« bezeichnet worden ist“.

Bei dieser Gelegenheit sei noch auf eine Tatsache, die später einmal ausführlich zu erörtern sein wird, kurz hingewiesen. Seit die deutsche Volkskunde zu einem aussichtsreichen Fach geworden ist, tauchen alle möglichen

*) Zur volkserzieherischen Sendung der Volkskunde. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig, 1935.

„Forscher“ auf und machen sich mit lautem Lärm bemerkbar. Entweder sind es Leute, von denen man nie etwas gehört hat, die plötzlich ihre Liebe für die Volkskunde entdeckt haben, oder es sind alte Bekannte, die bisher niemand ernst genommen hat, z. B. die unbelehrbaren Astral- und Zahlmythologen, die entsprechend der heutigen Lage im Deutschen Reich nun auch noch fürsorglich die Rassenkunde in die Volkskunde eingliedern. Beiden Gruppen aber ist gemeinsam, daß sie die bisherigen Vertreter der deutschen Volkskunde in der schärfsten Weise angreifen. Es braucht wohl nicht erst ausdrücklich hervorgehoben werden, daß Forscher, die sich mit der deutschen Volkskunde in einer Zeit befaßt haben, wo diese Wissenschaft bei den maßgebenden Stellen mißachtet war und für ihre Vertreter keinerlei persönliche Vorteile oder günstige Aussichten, z. B. ein Lehrstuhl an der Berliner oder einer anderen Universität, bestanden, mit den gekennzeichneten geschäftstüchtigen Neulingen oder unheilbaren Phantasten, die ich in meiner „Geschichte der deutschen Volkskunde“ (S. 150 ff.) in einzelnen Musterstücken vorführe, gar nichts gemein haben und turmhoch über ihnen stehen. Und da ist es wohl ein sehr trauriges Zeichen der Zeit, in der die Politik alle Wissenschaft totzuschlagen beginnt, wenn man bei Besetzungsvorschlägen diese erprobten Fachleute und ernstesten Forscher hinter jenen ansetzt. G. J.

Zentralstelle für das Volkslied der Auslandsdeutschen

Eine solche wurde mit dem 1. April 1935 dem Archiv deutscher Volkslieder, Berlin, angegliedert; ihr Aufbau und ihre Leitung liegen in den Händen eines Auslandsdeutschen, Guido Waldmann, Berlin.

Das Archiv der Zentralstelle wird das Liedgut aller auslandsdeutschen Gebiete umfassen; in einer Bücherei werden die wichtigsten Liedsammlungen zusammengetragen. Archiv und Bücherei stehen allen, die an der praktischen Volkskunsarbeit beteiligt sind, zur Verfügung. Es wird eine Bibliographie geschaffen, die zum ersten Male die Möglichkeit gibt, sich über die verschiedenen Sammlungen und alle wesentlichen Arbeiten über das auslandsdeutsche Volkslied zu orientieren. Durch Herausgabe von Viederblättern, eigene Veröffentlichungen, beratende Mitarbeit in den verschiedensten Organisationen wird das Volksliedgut der Auslandsdeutschen verbreitet und dadurch dem Deutschen im Reich Wesen und Eigenart seiner Volksgenossen jenseits der Reichsgrenze nahegebracht.

Ferner wird es die Aufgabe der Zentralstelle sein, zwischen all denen, die in den verschiedenen auslandsdeutschen Gebieten arbeiten, einen Austausch von Erfahrungen herbeizuführen; es muß festgestellt werden, welche Gebiete besonders gefährdet sind, um dort eine zweckmäßige Arbeit einzusetzen; die Arbeit einzelner Menschen und Organisationen soll nach Maßgabe des Möglichen gestützt werden. Berichte über Singwochen, kirchliche Musikpflege, Chorwesen im Auslandsdeutschtum dienen dem gleichen Zweck, Jugendgruppen, die in auslandsdeutsches Gebiet wandern, bedürfen einer Vorbereitung auch hinsichtlich des Liedmaterials, mit dem

sie hinausziehen. Die Zentralstelle berät sie, sie wertet auch die Beobachtungen und Erfahrungen der Gruppe aus.

Die Arbeit im auslanddeutschen Gebiet selbst geht von dem Gedanken aus, daß es nicht nur Kräfte des Verstandes und des Willens sind, die den Auslanddeutschen seinem Volkstum erhalten. Stärker noch als diese bewußten Kräfte sind die vegetativen, sie wirken im Stillen, entscheiden aber letzten Endes über den vollstlichen Bestand eines Gebiets. Um diese unbewußten Kräfte wirksam zu steigern, muß das Volkslied noch mehr als bisher im Mittelpunkt auslanddeutscher Volkstumsarbeit stehen.

So sieht die Zentralstelle in der Verbindung von wissenschaftlicher Volksliedforschung und praktischer Volkstumsarbeit ihre wesentlichste Aufgabe. Sie wendet sich an alle, denen das Schicksal der 28 Millionen Auslanddeutschen am Herzen liegt, mit der Bitte um tätige Mitarbeit.

Kleine Mitteilungen

Der Erabrosenkranz

Als Schulkind wallfahrte ich alljährlich mit der Prozession aus meinem Heimatort Mähr.-Rosen-dorf am Pfingstamstag nach Mariahilf bei Zudmantel. In Erinnerung ist mir der Rosenkranz geblieben, der am Heimweg gesungen wurde. Er hatte ein flottes Marschtempo, das wir Kinder möglichst beschleunigten, bis den alten Frauen der Atem ausging. Statt der 10 Begrüß-leist-du-Maria im gebeteten Rosenkranz wurde hier 10mal folgender Text im Wechselgesang verwendet:

Vorbeter: O du heil'ge Mutter Anna, Sankt Anna,
Drei Lilien und Rosen!

Wallfahrer: Trost im Leid,
Schuß vorm Feind,
Jesus, Maria, Josef, Joachim, Sankt Anna!

Nur bei dieser Wallfahrt wird der Erabrosenkranz gesungen. Ein zweiter gesungener Rosenkranz mit anderem Text ist am Fronleichnamstage vor dem Nachmittagsfegen in Verwendung.

Mähr.-Rosen-dorf—P r a g.

MUC. Hans Englich.

Schmedostersprüche einst und jetzt

Als wir noch Buben waren, da sagten wir am Ostermontag beim „Schmedostergehen“ in Jglau folgendes Sprüchlein:

„Schmedostern, Schmedostern,
Gebt's ma rote Eier,
Wenn's kane rote hobt's,
So gebt's ma weiße,
Wer'n Euch net d'Flöh beiß'n!“

Die junge Generation, wahrscheinlich von häuslichen Einflüssen bedingt, sagt jetzt:

„Ich bin der kleine Eierkönig,
Seht's ma net zu wenig;
Dopt's me net long steh'n,
Ich muß a Häufel weiter geh'n!“

So äußert sich heute bei diesem Volksbrauch eine gewisse Geschäftsmäßigkeit, wie der nun übliche Spruch beweist.

I g l a u.

Ignaz B ö t h.

Aus dem Brauchtum der Slowaken

Durch liebenswürdige Mitteilung des Herrn Prof. Chotel (Tschechische Univerſität in Prag) erhielt ich Kenntnis von einigen slowakischen Bräuchen, die als Vergleichsmaterial auch für die deutsche Volkskunde von Interesse sind.

In der Gegend von Krupina trugen noch vor kurzem die Mädchen auf ihrer Kopfbedeckung (bárta) Schmuckstücke (Bijouteriewaren), aus deren Zahl die Mitgift, welche das Mädchen einmal bekommt, ersichtlich war. Je mehr Mitgift ein Mädchen bekam, desto mehr Schmuckstücke trug sie. Ihre Geschlechtsgenossinnen, denen die materiellen Verhältnisse jeder einzelnen Familie gut bekannt waren, wachten darüber, daß keine von ihnen einen Reichtum vorgab, den sie nicht besaß. In derselben Gegend war auch aus der Zahl der Stidereien auf der Kopfbedeckung zu sehen, wie alt jedes Mädchen, bzw. jede Frau war. Frauen über 50 Jahre trugen auf der Rückseite der Kopfbedeckung ein schwarzes Kreuz.

Noch zu Beginn dieses Jahrhunderts mußte bei einem Todesfalle der Beher eine Ansprache in Versen verfassen, wofür er eine Entlohnung (z. B. für eine Ansprache von ungefähr 200 Versen 1 Krone) erhielt. Diese Rede las er am offenen Grabe vor. Sie wurde im Namen des Verstorbenen vorgebracht und war gewissermaßen eine Moralpredigt für die Verwandten des Toten. Es wurden jedem Familienangehörigen seine Fehler (z. B. Trunksucht, schlechte Behandlung der Gattin u. a.) vorgehalten mit der Ermahnung, sich zu bessern.

O l m ü z.

Wilhelm R s c h o w a l.

* * *

Atlas der deutschen Volkskunde. Die Hauptstelle in Berlin hat nun den 5. Fragebogen versandt. Er bezieht sich ausschließlich auf das Verhalten des Volksmenschen im Alltag, so daß seine Beantwortung den Mitarbeitern keine Schwierigkeiten bereitet. Dem Fragebogen liegt Heft 5 der „Mitteilungen“ bei, in dem über die Änderungen in der Hauptleitung des Unternehmens berichtet wird, die mit der Eingliederung des Atlas in die „Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung“ zusammenhängen. Und zwar ist der Atlas in den Aufgabenkreis der Abteilung Volkskunde der Reichsgemeinschaft eingeordnet, deren Leiter Prof. Dr. A. Spamer ist. In den „Mitteilungen“ wird ferner begründet, warum dieser 5. Fragebogen,

der eine Brücke zwischen Stadt und Land schlagen soll, ganz auf die Gegenwartsvolkskunde eingestellt wurde. Endlich werden Erläuterungen zu den einzelnen Fragen gegeben.

Die tschechoslowakische Arbeitsstelle des Atlas der deutschen Volkskunde wird den 5. Fragebogen bis Anfang Juni an alle Mitarbeiter versenden und ersucht um Rückstellung der ausgefüllten Fragebogen bis spätestens Mitte Juli. Neue Mitarbeiter mögen sich beim Leiter Dr. G. Jungbauer, Prag XII., Thlovo nám 28, anmelden.

Staatsanstalt für das Volkslied. Der **Arbeitsausschuß für das deutsche Volkslied** hielt am 22. Feber seine Jahresversammlung ab, bei der vom Vorsitzenden Prof. Jungbauer ein Bericht über die Tätigkeit im Jahre 1934 erstattet wurde. Mit Bedauern wurde bemerkt, daß die 6. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“, deren Druck schon zu Mitte 1934 nahezu abgeschlossen war, bis zu dem Sitzungstage nicht erschienen war und so das Jahr 1934 ohne Lieferung geblieben ist. Da der Ausschuß das Mitglied A. Kahler durch den Tod und das Mitglied Doktor Schier durch seine Übersiedlung nach Deutschland verloren hat, erwies sich die Heranziehung neuer Kräfte als notwendig. Es wurde daher Professor Dr. Hans Klein in Jägerndorf dem Ministerium für Schulwesen und Volkskultur zur Ernennung zum ordentlichen Mitglied des Ausschusses vorgeschlagen.

An der Jahresitzung der **Staatsanstalt für das Volkslied** am 2. März nahmen vom deutschen Arbeitsausschuß Prof. Jungbauer und Prof. Hanika teil. Die Berichte des Geschäftsleiters Univ.-Prof. Dr. J. Horál und der Vertreter der einzelnen Arbeitsausschüsse zeugten von eifriger und fruchtbarer Tätigkeit. Unter anderen Anträgen wurde ein von Professor Dr. Jakubec gestellter besonders begrüßt und einstimmig angenommen, nach dem in Zukunft getrachtet werden soll, Volksliedausgaben nicht in Lieferungen, die sich jahrelang hinziehen, sondern in abgeschlossenen Teiltänden erscheinen zu lassen.

Die deutsche Soldatensprache in der ČSR. Univ.-Prof. Dr. Eugen Rippl, dem das Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag den Stoff zur wissenschaftlichen Verarbeitung überlassen hat, hielt am 2. April in der Deutschen Gesellschaft für Altertumskunde einenesselnden Vortrag über die bisher vom Verteidigungsministerium ausgefolgten rund 4000 ausgefüllten Fragebogen. Aus seinen Ausführungen ging die wichtige Tatsache hervor, daß der deutsche Soldat der ČSR. sich sprachschöpferisch viel stärker betätigt als der nichtdeutsche Soldat, wofür zahlreiche gelungene und humorvolle Neubildungen, die der altösterreichischen Soldatensprache noch unbekannt waren, Zeugnis ablegen. Prof. Rippl wird nach gründlicher Durchsicht und Verarbeitung des ganzen Stoffes in unserer Zeitschrift eine übersichtliche Darstellung der Ergebnisse geben.

Mischlieder. — Guido Waldmann, Berlin, macht unsere Zeitschrift darauf aufmerksam, daß die deutsch-russischen Mischlieder bei Schönemann, Lied der deutschen Kolonisten in Rußland (Nr. 264 und 265) den Kurländer Ed. Grunwaldt (1821—1891) zum Verfasser haben. Grunwaldt — über ihn

schrieb Paul Th. Jall im Jahrgang 55 (1913) der Baltischen Monatshefte — dichtete nicht bloß viele Studentenlieder, die in Dorpat beliebt waren, sondern auch zahlreiche deutsch-russische Mischlieder, wozu er vielleicht durch deutsch-lateinische Studentenlieder angeregt wurde.

Arbeitsgemeinschaft für nordböhmisches Volkskunde. — Eine solche wurde innerhalb des Nordböhmisches Lehrervereines gebildet. Die Leitung (Oberlehrer Wilhelm Schowak in Schönlinde) arbeitet im Einvernehmen mit dem Seminar für deutsche Volkskunde der Deutschen Universität in Prag.

Karlsbader Heimatkunde. — Zweck der Herausgabe einer großen Heimatkunde für den Bezirk und die Stadt Karlsbad, die mit Unterstützung der Lehrerverbände des Bezirkes Karlsbad erfolgt, hat sich ein Ausschuß gebildet, dem Prof. Dr. Herold, Hauptschriftleiter Dr. Gutter, Prof. Doktor Karell, Lehrer Klug und Archivverwalter Rudolf angehören. Das Seminar für deutsche Volkskunde in Prag mit dem angeschlossenen Volksliedarchiv, dem Archiv für sudetendeutsche Volkskunde und der Arbeitsstelle des Atlas der deutschen Volkskunde wird das Unternehmen nach Kräften fördern und für den volkskundlichen Teil der Heimatkunde benötigten Stoff beistellen.

Veränderungen im Brauchtum. — Dieser Beitrag von J. Maschel im letzten Heft hat viel Beifall gefunden. Er wurde in mehreren Zeitungen abgedruckt. Unser Mitarbeiter Univ.-Prof. Dr. E. S o y e r schreibt hiezu:

„Der sehr aufschlußreiche Aufsatz bringt einen geradezu klassischen Beweis für die Richtigkeit der Voraussetzungen, von denen ich bei meiner Abhandlung ‚Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde‘ (3. Beiheft der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde, Prag 1935) ausgegangen war und die sich für mich aus — ich möchte sagen — rein theoretischen Erwägungen ergeben hatten. Wie stark muß sich die von mir behauptete ‚Gefährliche Beeinflussung des Brauchtums‘ im Falle einer plötzlich statt-habenden Überlagerung von einander bislang fremden Rechts- und Brauchtumskreisen geltend machen, wenn schon ein Verschieben des Schwerpunktes innerhalb des einen dieser beiden sonst ungeänderten Kreise so augenfällige Umwandlungen in Sitte und Brauch mit sich bringt! Was in Holschischen bei Pilsen bemerkt wurde, das wird natürlich auch andernorts vor sich gegangen sein oder vor sich gehen. Solche, durch politische Umstände mannig-fachster Art bedingte Änderungen im Brauchtum eines Ortes festzustellen, hat aber nicht allein hohes wissenschaftliches Interesse, es ermöglicht das auch, bewußt an dem ererbten Brauche der Väter festzuhalten. Welche Bedeutung aber gerade hierin für uns liegt, das bedarf wohl keines besonderen Beweises; noch viel weniger als die Bedeutung der Abfassung eines ‚Atlases der deutschen Volkskunde‘, was einem Abstecken der Grenzen deutschen Brauchtums gleichkommt; Grenzen, die zu halten unser Bestreben sein muß.“

Über die Veränderungen im Brauchtum ihrer Heimat übermittelten K. S r u s c h l a (Südmähren) und G. E n g l i s c h (Nordmähren) Beiträge, die in den nächsten Heften zum Abdruck kommen.

Über die Verhältnisse um Klein-Mohrau in Mähren berichtet Franz J. L a n g e r, daß an Stelle der früheren R o d e n g ä n g e gefellige Zu-

sammenkünfte jüngerer und auch älterer Leute getreten sind, die man aber noch immer Rodengänge nennt, ferner daß sich der frühere Hochzeitsbrauch vereinfacht hat, indem die Hochzeit nicht mehr drei Tage dauert und eine Art Dorffest ist, sondern nur mehr einen Tag lang im engsten Rahmen gefeiert wird, wobei die Gestalt des Hochzeitsbitters (Druschmann) schon verschwunden ist, dann daß das Maibaumfest, bzw. Maibaumfällen, das früher eine allgemeine Volksbelustigung war, in den letzten Jahren zu einem Fest der sozialdemokratisch eingestellten Arbeiter geworden ist, und daß endlich die Theateraufführungen durch Viehhaber nach dem Aufkommen der Lichtspiele immer mehr zurückgegangen sind. Zugleich bemerkt er, daß in Hohenluß das früher am 26. Dezember üblich gewesene Stephaniekränzchen abgekommen ist, daß aber dafür die Jugend heute an jedem Sonntag abends oder auch schon nachmittags Tanztees oder Tanzkurse besucht. Das Saatreiten, das schon ganz vergessen war, wurde in Klein-Mohrau vor fünf Jahren wieder eingeführt.

Nachträge. — Zum Aufsatz „Zum Lebenslaufe einer Anek-dote“ sendet unser Mitarbeiter A. v. Klement (Reichenberg) das folgende Scherzgespräch, das im Neuen Wiener Journal vom 20. März 1935 unter „Humor vom Tage“ abgedruckt war:

Wirt: Was? Dem Bodenbauer sei Bua will unsere Steffie heiraten? Der Bua is ja no z'dumm zum Heiraten!

Wirtin: Geh'. Der is g'scheiter als du!

Wirt: Nacha heirat' er überhaupt nöl! —

Im Anschluß an den Beitrag „Zur Geschichte der Staats-hymne“ berichtet Dr. Friedrich Adler in der „Reichenberger Zeitung“ vom 13. März 1935 über den Verfasser der amtlich eingeführten Übersetzung Wenzel Ernst. Dieser (geboren 1830 zu Röhrsdorf bei Haida, gestorben 1910 in Wien) war mit anderen Prager Hochschülern wegen Beziehungen zu Batunin verhaftet und nach fast zweijähriger Unterfuchung zu 15 Jahren Festungshaft verurteilt worden. 1854 wurde er anlässlich der Vermählung des Kaisers Franz Josef begnadigt und vollendete — noch immer unter Polizeiaufsicht — seine Studien in Prag. Er war von 1860 an Professor an der Realschule in Böhm.-Weipa, wurde 1869 nach Wien versetzt und trat 1891 als Bezirksschulinspektor in den Ruhestand. Wie er in seinen „Gefängnisserlebnissen“, die seine Frau im Jahre 1913 in Wien (Selbstverlag) herausgab, erzählt, übersetzte er in der Haft in Munkács mehrere tschechische Lieder, darunter auch das „Kde domov můj?“

Nach einer Mitteilung von J. Maschel (Goleischen) wurde das Lied beim 98. Inf.-Reg. in den Jahren 1916/17 folgendermaßen gesungen:

Wo ist mein Heim? Wo ist mein Heim?
 Bächlein murmeln am Wiesentain,
 Wälder rauschen am Felsgestein,
 Gärten prangen in Blütenpracht,
 Das Paradies scheint neu erwacht,
 Schau ich auf dich, du schönes Land,
 Du meine Heimat, Böhmerland!

Zum Schwanz „Der sich blind stellende Ghe mann“ haben J. Bolte (Berlin) und Otto F. Babler (Olmütz) eine Reihe literarischer Nachweise übermittelt, aus denen die weite Verbreitung des auch in Ungarn, Griechenland, Rußland und anderen Ländern bekannten Motivs hervorgeht.

Zur deutschen Volkskunde in Karpathenrußland. Die seit kurzem erscheinenden Mitteilungen des Bezirksverbandes Karpathenrußland des Deutschen Kulturverbandes bringen nach den Verbandsmitteilungen stets einen volkskundlich beachtenswerten Beitrag. So enthalten die im Februar, März und April erschienenen Folgen Nr. 1—3 Aufsätze von Fachlehrer J. Thomas (Munkács) über die deutschen Siedler von Pusznjal, die aus dem Böhmerwaldort Fürstehut im Jahre 1871 ausgewandert waren, über Sinjal, das um 1893 von Böhmerwäldlern aus Ober- und Unterzassau bei Wallern begründet wurde, und über die Deutschen im Terešwatale (Deutsch- und Russisch-Mokra und Königsfeld), die im Jahre 1775 aus der Gegend von Ischl und Smunden eingewandert waren. Der erste Aufsatz ist auch im Nachrichtenblatt des D. R. V. „Volksdienst“ vom 1. März enthalten.

Iglauer Schallplatten. — Unter den neuen Aufnahmen des Phonogramm-Archivs der Akademie der Wissenschaften in Wien befinden sich auch drei Iglauer Schallplatten, die Hochzeits- und Kirchweihbrauch, Sieder und Bierzeiler bringen. Sie kosten bloß 9 Schilling.

Volkskundliche Vorlesungen. — Im Wintersemester 1934/35 betrug die Zahl der eingeschriebenen Hörer der Vorlesungen (Das deutsche Volkslied; Märchenkunde) und der Teilnehmer an den Seminarübungen Professor Jungbauers 265.

Antworten

(Einlauf bis 30. April 1935)

261. In Kronsdorf (Bez. Jägerndorf) besteht die Meinung, daß man am **Krummen Mittwoch** nicht barfuß gehen soll, weil man sonst krumme Beine bekommt. Die zwei Tage vor dem Krummen Mittwoch heißen: **Blauer Montag** und **Gelber Dienstag**. (J. Schreiber, Grosse.)

287. Das dreimalige **Riesen** bedeutet **Glück** oder ein **Geschenk**. (J. Maschel, Holeischen.) Um **Komotau** heißt es bei dreimaligem Riesen auf nächstem Magen: **Montag** beschenkt, **Dienstag** getränkt, **Mittwoch** geliebt, **Donnerstag** betrübt, **Freitag** Herzeleid, **Samstag** große Freud'. (Marie Maschel, Holeischen.)

302. Beim **ersten Donner** im Frühjahr soll man auf den Rücken fallen, damit einem das Kreuz nicht weh tut. (J. Schreiber, Grosse, für Kronsdorf.)

306. Ein **Gerstenkorn** (Beanefe) bekommen jene, die auf einem Fußsteig die große Not verrichtet haben. (A. Wesslerle, Deutsch-Proben.)

308. Zum **Sensen scharfe** pflegen die Wäher meist **Harn** in den **Weskumpf**, der hier „Schloterkäs“ heißt, zu gießen. (A. Wesslerle.)

312. In Runarj (Sprachinsel Deutsch-Propel) bedeutet *F a n u ß l e n* Bart im allgemeinen. Fanußlen haben, ist so viel wie bärtig sein. Der Schmurzbart heißt Schnaur. (G. Lilscher, Korniß.)

315. Die gleiche Begebenheit mit der Zigeunerin erzählte man in der Deutsch-Propeler Sprachinsel schon vor 85 Jahren. Daß sich Frauen ihre *B r u s t m i l c h* selbst ausdrücken, habe ich noch nicht gehört. Dagegen habe ich schon wiederholt gesehen, wie die Milch mittels eigener Sauggläschen abgeseugt wurde. Einmal war ich Zeuge, wie eine Mutter, die einen Säugling zu Hause hatte, sich von einer bekannten Frau deren Kind erbat, um es zu stillen, weil ihr die Milch große Schmerzen bereitete. (G. Lilscher.) Das Ausstrinken der Muttermilch ist nicht bekannt. Die Frauen behalften sich damit, daß sie einen Ziegel auf der heißen Ofenplatte stark erwärmten, auf diesen Essig schütteten und die Brüste über den entstehenden Dampf hielten, worauf die Milch leicht auslief. (A. Horner, Königswertb.)

316. Früher waren *W e t t e r m ä n n c h e n* bekannt. Man sagt, daß in dem und dem Monat ein Wettermännlein regiere, und meint damit Heilige (wahrscheinlich die in den Wetterregeln vorkommenden). Auch die drei Eisheiligen Pantraz, Servaz und Bomisaz und das Eisweibel Sophie gehören hierher. (A. Horner.)

317. Den Geruch verliert man, wenn man an *F r i e d h o f b l u m e n* riecht. Pflückt man sie, so muß man sterben, oder es wächst eine Totenhand aus dem Grabe. (A. Horner.) Wer Friedhofblumen stiehlt, den holt der Tod. Durch Riechen an Grabblumen oder für einen Toten bestimmten Blumen verliert man den Geruch. An Blumen, die als Schmucl der Altäre dienen, darf man nicht riechen, weil sie dann dem lieben Gott nicht mehr gefallen. (A. Wesserle.)

318. In der Piaristenkirche in Priewidza hängen an der Wand neben dem Altar des Brückenheiligen zwei Bilder, auf denen *N e p o m u k s - j u n g e n* inmitten eines Strahlenkranzes dargestellt sind. (A. Wesserle.)

322. *Stürmischer Nordwind* in der Christnacht bedeutet ein gutes Jahr. (A. Wesserle.) Es bedeutet aber auch einen strengen Winter, der auch dann zu erwarten ist, wenn zu Allerheiligen der Wind von Morgen geht. (A. Horner.)

325. Als *H o c h z e i t s t a g* wird bevorzugt der Dienstag (von „besseren“ Leuten der Samstag) in Holeischen (J. Maschel), in der Umgebung von Grazen, wo aber in neuester Zeit auch an anderen Wochentagen mit Ausnahme des Freitags Hochzeiten stattfinden (A. Gasse, Grazen), und in Runarj (G. Lilscher). Der Bauer hält noch am Dienstag fest, während die Arbeiterbevölkerung den Samstag bevorzugt. (A. Horner.) In Deutsch-Propen finden die Hochzeiten nur am Dienstag oder Mittwoch, in Schmiedshäu am Sonntag statt. (A. Wesserle.)

326. Früher wurde das *H o c h z e i t s h e m d* gewöhnlich auch als Leichenhemd verwendet. Heute noch wird der verheiratete Mann meist mit seinem Bräutigamsanzug begraben und auch bei Frauen findet man mitunter das Brautkleid als Totenkleid. Wenn jedoch der Wittwer nach einer so Begrabenen ein zweitesmal heiratet, so stirbt ihm auch diese Frau. (A.

Hörner.) Das Hochzeitshemd und Taschentüchlein nimmt jeder mit ins Grab. (A. Wesseler.)

327. Männern wurde früher ein Hufeisen in den Sarg gelegt und Frauen das viel kleinere Stiefeleisen. Diese Eisen sollte man jedoch womöglich „ungebants“ gefunden, also nicht eigens gesucht haben. (A. Hörner.) Hufeisen, bzw. Sichel als Grabbeigaben sind hier unbekannt. Jeder Lote bekommt eine Geldmünze auf die Reise, Rauchern pflegt man die Pfeife und Trinkern ihr Gläschen mitzugeben. (A. Wesseler.)

328. Daß unschuldig Ermordete im Wasser nicht untergehen, ist allgemeiner Glaube. (A. Wesseler.) Auch hier besteht derselbe Glaube. Ertrunkene kommen nach drei Tagen an die Oberfläche. Wollte man einen in einem Teich Ertrunkenen suchen, so warf man einen Laib Brot hinein, der so lange schwamm, bis er über dem Toten stehen blieb. (A. Hörner.)

329. Unser beliebtester Wallfahrtsort ist das berühmte Maria-Kulm. Dann gehen Wallfahrten jährlich nach St. Voretto bei Alt-Rinsberg und zur Kapelle Kneipelbach bei Markusgrün. Solche nach dem weit entfernten Filippsdorf oder nach dem Heiligen Berg bei Prjibram werden nur noch selten unternommen. Beliebt ist eine Wallfahrt „ausß Kreuz“, d. i. zu einem großen Holzkreuz bei Höfen in der Nähe von Elbogen. Auch nach Maria-Sorg bei St. Joachimsthal wird in neuerer Zeit öfter gegangen, während die Wallfahrten nach Königswart ganz ausgehört haben, ebenso wie die nach Maria-Hilf und Heilige Dreifaltigkeit bei Waldaffen in Batern. Von vierzehnheiligen in Bayern hört man jetzt wieder öfter. Früher ging zuweilen eine Wallfahrt auch zur St. Annakapelle in Elbogen und der alte Königswärther Vorbeter Schmieddavid führte eine solche jedes Jahr einmal nach Reudel, das zwar kein Wallfahrtsort ist, aber einen groß angelegten Kalvarienberg hat, auf dem die Stationen gebetet wurden. (A. Hörner.) Wallfahrtsorte für die Bevölkerung der Sprachinsel Deutsch-Pröben sind: Maria Schößberg Sästin (Pfingsten, eine Woche zu Fuß), Altgebirg (drei Tage), Schemnitz (2. Mai, drei Tage), Frauenwald (Pfingsten und am 7. September, zwei Tage), Wisnovo (1. Juli, drei Tage), Priewidza (15. August, ein Tag), Dubnica und Topoldany (drei Tage). Heute benutzt man überall die Eisenbahn, nur nach dem nahen Frauenwald geht man zu Fuß. Früher unternahmen manche Wallfahrten zu Fuß bis nach Tschenschow (Polen).

In Deutsch-Pröben lebt noch ein alter Lebzelter Stefan Schwertschid, der aus reinem, ungebleichtem Bienenzwachs Opfergaben (Hände, Füße, Köpfe, Puppen, Tiere u. a.) in den uralten Holzformen gießt, sie herrichtet und in Frauenwald verkauft. Er „schlägt“ auch das alte Marienbild auf Stoff oder Seide zum „Stapulier“. (A. Wesseler.)

Eine ausführliche Schilderung der Wallfahrtskirche Annaberg bei Lobendau mit Lichtbild überfandte Franz Macz, Oberlehrer i. R., Lobendau.

330. Der Rod und die Zoppe heißen nie Janker, sondern nur der in den letzten Jahren aus den Alpenländern eingeführte, meist farbige und gestreifte Bauernjanker. Einen solchen trug ich seit meiner Studienzeit in

Seoben, ging aber hier damit nicht in die Öffentlichkeit, weil man damit in unserer Gegend früher auffiel. (A. Horner.)

331. Schon der bisherige Einlauf läßt erkennen, daß noch weitere volkstümliche R e g i m e n t s n a m e n und Spottnamen aus dem altösterreichischen Heere verbreitet sind. So hatte das 35. J.R. (Pilsen) den Namen Spagátnici, Spachaterer, Spachatbrüder, Brüder vom Spagat. Bei einer bevorstehenden Inspizierung des Regiments, das zu 60% aus Tschechen und zu 40% aus Deutschen bestand, soll ein findiger Major angeordnet haben, die Reihen durch gespannte Spagatschnüre auszurichten. Daß der Platz einer Inspizierung durch Kalfstrieche oder durch Grasnarben von etwa 1 cm Breite angedeutet wurde, hat der Gewährsmann während des Krieges selbst erlebt. Das J.R. 75 (Neuhaus), das zu 80% aus Tschechen und zu 20% aus Deutschen bestand, hieß smutní bratři (traurige Brüder), wohl wegen der dunkelblauen Aufschläge, dann aber auch Plärröschsen, Heulöschsen, M—e—äh. Die Landwehr (Schützen) neckte man mit den Zurufen „Kraak, kraak, ksch, ksch“; die Artilleristen hießen: Pulverjuden, Pulverfäcke und während des Krieges „bei der Lebensversicherung“. (Josef Drachler, Bürgergeldirektor, Bischofteinitz.) Daß die Soldaten des Pilsener Hausregiments Spagátnici hießen, berichtet auch Prof. Dr. H. Kubitschek. Pilsen.

Im alten Österreich wurde besonders die Landwehr verspottet, die man als Gänsetreiber bezeichnete und durch die bei Hühnern üblichen Scheuchrufe (Hei, hei; ksch, ksch) verhöhnzte. (Herausgeber, für den Böhmerwald.) Die Landwehr wurde überhaupt geringschäßig behandelt. Hatte ein Stellungspflichtiger keine Aussicht, Soldat zu werden, so wurde ihm scherzweise gesagt: „Nun, zur Landwehr bist du lang gut!“ über die Landwehr wurde ein längeres Lied gesungen, in dem es hieß: „Bauer, gib die Erdäpfel raus, die Landwehr kommt, die Landwehr ist schon da!“ Der Landwehr wurde allgemein „ksch, ksch“ zugerufen, weil der Tschako, den sie früher trug, mit Federn geschmückt war. Manche aber behaupten, daß damit ihre Unzuverlässigkeit angedeutet werden sollte, indem sie sich wie die Hühner durch diesen Ruf verschrecken ließen. Wenn Soldaten vom J.R. 35 (Pilsen), die „Spagatara“ hießen, Landwehrleuten begegneten, so klatschten jene auf die Knie und riefen „ksch, ksch“; diese aber zogen ein Stück Spagat aus der Tasche und schwenkten es in der erhobenen Hand. Dies wirkte auf die 35er wie ein rotes Tuch. Beim Landwehr-(Schützen-) Regiment Nr. 7 (Pilsen), die „Krauara“ (Krähen) nach den früher üblichen schwarzen Rappen hießen, pflegten die 35er „Qua, qua“ zu rufen. — Das 9. Landwehr-(Schützen-) Regiment (Leitmeritz) nannte sich „eiserne Kreuzer“. Die Soldaten des 75. J.R. (Neuhaus) hießen „die traurigen Brüder“ (siehe oben), die des 92. J.R. (Komotau) nach den weißen Aufschlägen „Mehlstauber“. Die Soldaten böhmischer Regimenter, in welchen meist auch Deutsche waren, werden sich wohl noch der blutigen Raufereien erinnern, die mit ungarischen Soldaten während des Krieges stattfanden. Diese pflegten beim Begegnen von Leuten der in Ungarn stationierten böhmischen Regimenter die Hände hoch zu heben. Andererseits hatten die böhmischen Sol-

daten von den ungarischen Honveds keine gute Meinung. Man hielt sie für disziplinlos und für Plünderer. (J. Maschet, Holeischen.) Nach A. Horner (Königswerth) hieß auch das heimische Landwehrinfanterieregiment (im Kriege Schützenregiment) Nr. 6, die „Eisernen Sechser“, allgemein „Die Spagaterer“, weil diese Truppe angeblich Spagatschnüre spannen mußte, um ausgerichtet zu stehen. Sonst nannte man den „Landwehrer“ auch spöttisch „Landwächler“ und als besonderer Hohn galt, wenn man ihm nachrief:

„Rsch — Rsch — tout 's d' Gäina ei(n)!“

Gesungen wurde auch folgendes Lied, das allerdings nur in seiner zweiten Strophe bodenständig zu sein scheint:

Tra — tra — die Landwehr kommt,
die Landwehr kommt,
die Landwehr kommt,

Tra — tra — die Landwehr kommt,
die Landwehr kommt,

Die Landwehr ist schon da!
Auf der Wiesen stehn die Röh,
D' Landwehr denkt, 's ist Kavallerie.

Tra — tra — usw.

Mutta, trägt 's döi Dältn ei(n),

Sinst pfäut'scht döi damtscha Landwehr ei(n)!

Das 12. Jk. (Komorn) hatte den Namen „Bacskoráten“. (A. Wesseler.)

332. Das *Laurenzlied* (Fassung mit 27 Gesäßen und Singweise aus Wachtl) überfandte G. Tilscher. Eine ausführliche Fassung steht in einem 1842 geschriebenen „Sefangsbuch“ des Johann Suprich, das A. Wesseler besitzt.

334. Vgl. die „Kleinen Mitteilungen“!

335. In den Städten der Slowakei betreiben die Burschen beim Schmedostern das Besprühen der Mädchen aus Parfümzerstäubern mit einer Leidenschaft, die an Unfug grenzt. (O. F. Babler, Olmütz.) Auch in Deutsch-Proben werden *Parfümsprühen* verwendet. (A. Wesseler.)

336. Das „Gmausgehen“ vor Sonnenaufgang wird in Oberhaid bei Kaplitz noch geübt, und zwar in gemeinsamer Prozession auf den Kreuzberg. Nach einer Mitteilung des Pfarrers P. Friedrich Quatember (Oberhaid) bestand derselbe Brauch früher auch in Deutschreichenau bei Graßen, wo die Prozession unter Führung eines Priesters vor Sonnenaufgang zur Kapelle Hasenbrunn ging. (P. Severin Gottsmich, Oberhaid.) Von dem in der Gegend von Falkenau a. d. Eger noch üblichen Osterschiesßen, das am Oster Sonntag vor Sonnenaufgang stattfindet, lieferte A. Horner eine eingehende Schilderung. In Deutsch-Proben geht man am Ostermorgen ins Freie, um den Sonnenaufgang zu bewundern. Die Sonne soll an diesem Tage drei Freudenprünge bei ihrem Aufgang machen. (A. Wesseler.) Vgl. auch den obigen Beitrag von Franz Göb.

337. Eine andere Art der *Zukunftserforschung* ist folgende: Man legt dem kleinen Kinde ein Geldstück und ein Buch zur Seite. Greift

es nach dem Gelde, so wird es reich; greift es nach dem Buche, so wird es gut lernen. (J. Maschek.) Oder man legt vor das Kind ein Stück Brot und einige Münzen. Käuft das Kind auf das Brot zu, so wird es sich stets sein Essen verdienen; greift es aber nach dem Gelde, so wird es ihm nie an solchem fehlen und es wird reich werden. (A. Horner.) Eine ähnliche Probe läßt in einer rabbinischen Legende der Sammlung Midrasch Schemot Rabba der Pharao mit dem Kinde Moses anstellen, um es auf seine geistige Entwicklung hin zu prüfen: Man bringt einen goldenen Teller und einen Teller mit glühenden Kohlen. Der Erzengel Gabriel leitet die Hand des Kindes, welches dann nach den glühenden Kohlen greift und ein Stück davon in den Mund steckt. Es wird so als unvernünftig und somit als unschädlich erkannt, hat sich aber dabei die Zunge verbrannt. — Das ist natürlich eine Erklärung des Bibelverses Exodus, 4, 10: „... impeditioris et tardioris linguae sum.“ (D. F. Babler.)

338. In Gaidel bewahrt man in der Kirche zwei mit Namen und Sprüchen bemalte Totenschädel auf. (A. Wesseler.) A. v. Klement (Reichenberg) macht auf eine Stelle bei J. N. Vogl, Osterreichischer Volkskalender für das Jahr 1851 (Wien), S. 170f., aufmerksam. Vogl beschreibt den aus Totenschädeln gebildeten Altar in einem Friedhofsgewölbe zu Hallstatt, der auf S. 170 auch abgebildet ist, und berichtet, daß ihm bei seinem Besuche der Totengräber einen Schädel zeigte, um dessen Schläfe statt des gewöhnlichen Rosenkranzes eine Schlange gemalt war. Dieser Schädel sollte von einem Bergmann stammen, der im Schlafe von einer Schlange gebissen wurde und davon starb.

Umfragen

341. Früher war es um Klein-Mohrau in Mähren Brauch, sich am Ostertag früh vor Sonnenaufgang zu waschen und dabei nach Mitteilung von Franz J. Langer (Prag) zu beten:

O Jesu, ich wasche meine Hände,
Sib mir ein glückseliges Ende!
Ich wasche mir mein Angesicht,
O Jesu mein, verlaß mich nicht!

Wo ist dasselbe Gebet noch üblich?

342. Ähnlich dem von uns im Jahrgang 1931 veröffentlichten 92er Lied gab es noch mehr Regimentslieder im alten Osterreich. Wie J. Maschek mitteilt, begann das Lied der 35er mit den Worten „A Korporal von Fünfunddreißig kommt in a andere Garnison“. Wer kennt solche Regimentslieder oder auch Spottlieder, wie die auf die Landwehr (vgl. die Antworten auf Umfrage Nr. 331)?

343. An welchen körperlichen Merkmalen erkennt man, daß jemand zweimal heiraten wird? Nach einer Einsendung von J. Schreiber (Grosze) hat ein solcher einen doppelten Wirbel von Haaren auf dem Kopfe.

344. Nach verbreitetem Glauben kommt ein Besuch, wenn sich die Nase pußt. Dabei gibt es, wie im Handwörterbuch Aberglaube IV. 1107

ausgeführt wird, noch verschiedene Einzelheiten, die sich ausdeuten lassen. J. Maschel berichtet eine weitere: Man fragt dann „Kaj' va da Wäsch', wian san Gäst' mei owa dei?“ (Kaje von der Wäsche, werden sein Gäste meine oder deine?). Wenn die Kaje nach der Frage aufschaut, so erhält man Besuch; wenn sie nicht aufschaut, so erhält sie Besuch. Wo ist die gleiche Volksmeinung daheim?

345. Wie G. Tilscher berichtet, war nach Angaben seines Vaters in Runarj früher das Einsegnen der Röhre üblich. Sie wurden sechs Wochen nach dem Ablassen unter Beten und Singen um einen Steinrücken (Haufen von Klaubsteinen, die oft mit Buschwerk bewachsen sind) geführt, wobei man zu Beginn sang:

„Singt, singt, ihr Kerchal
Geit siehr ich mei Kiehla zur Kercha.“

Ist dieser sichtlich der Einsegnung der Wöchnerinnen in der Kirche nachgebildete Brauch auch sonstwo zu finden?

346. Ist auch in deutschen Gegenden, wie bei den Slowaken (vgl. oben die „Kleinen Mitteilungen“), aus der Sonntagskleidung oder aus dem Schmud der Mädchen die Höhe der Mitgift ersichtlich?

347. Wo wird ebenfalls ein Traubrosenkranz (vgl. oben die „Kleinen Mitteilungen“) gesungen oder wo sind besondere Formen beim Beten des Rosenkranzes, z. B. indem man dabei um den in die Mitte der Stube gestellten Tisch herumgeht, üblich?

348. Wo gibt es auf sudetendeutschem Boden Beibrecher vor den Toren alter Friedhöfe? Diese heute gewöhnlich mit Gras überwachsenen Eisengitter hatten den Zweck, Tieren und vor allem Schweinen das Betreten des Friedhofes unmöglich zu machen.

349. In „Des Knaben Wunderhorn“ steht das „Prager Lied“: „O allerhöchste Jesulein, Du Pragerisches, Lieb und Klein...“ Ist dieses Lied vom Prager Jesulein auch bei den Sudetendeutschen im Volksmunde feststellbar? Oder läßt sich die Verehrung des Prager Jesuleins bei den Deutschen auch sonst in Liedern, Gebeten u. a. nachweisen?¹⁾

350. Wie die „Deutschen Gaue“ (Kaufbeuren) in der 1. Vieserung 1935 mitteilen, wird von der berühmten Schauspielerin Fanny Janauschek (geb. 1830 in Prag, gest. 1904 in New York) erzählt, daß sie als Modell für das Brustbild der Frankfurta auf dem Frankfurter Taler diente. Gibt es andere Sudetendeutsche, die im alten Österreich oder in anderen Ländern als Modelle für Bilder auf Banknoten, Münzen u. a. und für Standbilder gedient haben?

Schrifttum

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv. I. Band: Balladen. Unter Mit Hilfe von H. Scherwe und E. Seemann gemeinsam mit W. Heiske und F. Duellmalz herausgegeben von John Meier. 1. Teil. Leipzig-Ottav. IV,

¹⁾ Diese Frage stellt D. J. Babler, Heiliger Berg bei Olmütz.

196 S. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1935. Preis 8 Mark.

Endlich liegt der 1. Teil der schon lange vorbereiteten, umfassenden und streng wissenschaftlichen Ausgabe deutscher Volkslieder vor. Das ganze Werk wird in neun Bänden erscheinen (1. u. 2. Balladen; 3. Historische Lieder; 4. u. 5. Liebes- u. Wehliedslieder; 6. Geselligkeits- u. Gemeinschaftslieder; 7. Ständelieder; 8. Geistliche Lieder; 9. Einleitung, Bibliographie, Register). Für später sind außerdem noch zwei Bände Kinderlieder vorgesehen.

Der vorliegende 1. Band des I. Bandes befriedigt alle Erwartungen in vollkommener Weise. Man erkennt, daß gewissenhafte Fachgelehrte der Germanistik und Musikwissenschaft einträchtig am Werke waren und ihren vereinten Bestreben Mustergültiges geschaffen haben. Behandelt werden 19 Balladen der ältesten Zeit (1. Das jüngere Hildebrandslied. 2. Ermenrichs Tod. 3. Brautwerbung. 4. Die Meererin. 5. Der Jäger aus Griechenland. 6. Der verkleidete Markgrafensohn. 7. Die Geburt im Walde. 8. Die Nähterin. 9. Liebestod. 10. Herzog Ernst. 11. Heimkehr des Gemannes. 12. Der edle Moringer. 13. Der Markgraf von Badenweil. 14. Graf von Rom. 15. Der Lannhäuser. 16. Der Brenberger. 17. Graufiges Mahl. 18. Arenstein. 19. Der Abendgang). Drei von diesen alten Balladen (Nr. 1, 2 und 16) hat John Meier bereits im 4. Band des Jahrbuches für deutsche Volksliedforschung untersucht. Bei jedem Liede werden zuerst die wichtigsten Texte und Singweisen abgedruckt, woran sich nach einer kurzen Inhaltsangabe die Aufzählung der im Druck und in Handschriften vorliegenden weiteren Fassungen anschließt. Danach folgen ausführliche Entwicklungsgeschichten des Textes, wobei sich wegen des Zusammenhanges mit der Sage die weitesten Ausblicke ergeben, und der Melodie. Zu empfehlen wäre, wenn bei besonders wichtigen Motiven, z. B. dem, daß der betrogene Gemann seiner ungetrauten Frau das Herz des Liebhabers vorsetzt (vgl. Nr. Myrop, Sangerens hjerte, Kopenhagen 1908, und Handwörterbuch Aberglaube III., 1802), nicht bloß die Entwicklung und Verbreitung dargestellt, sondern auch die psychologische Begründung gegeben und die Bedeutung im Volksglauben kurz gekennzeichnet würde.

G. Freudenthal, Deutsche Wissenschaft im Kampf um das Volk. Zur volkerzieherischen Sendung der Volkskunde. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935. 52 S. Preis geh. 90 Pfennig.

Auf einen Teil dieser vorzüglichen Schrift haben wir bereits an anderer Stelle aufmerksam gemacht. Sie ist insbesondere für den Lehrer wichtig, weil sie zeigt, wie der Unterricht auf volkstümlicher Grundlage zu gestalten ist.

Hans Teske, Der Begriff des Volkstums. Ein Vortrag. Verlag der Weißschen Univ.-Buchhandlung, Heidelberg 1934. 27 S. Preis geh. 1 Mark.

Der Verfasser sucht nachzuweisen, daß nicht in der Sprache oder in der geistigen Gemeinschaft das Volkstum bewahrt, sondern daß seine wesentlichsten Grundlagen „Blut und Boden, ererbte Rasse und erfüllter Raum“ sind. Vom auslanddeutschen Standpunkt muß dazu bemerkt werden, daß denn doch die „Sprach- und Kulturgemeinschaft“ maßgebend ist und bleibt. Nicht der Körper (Blut, Rasse) oder äußerliches (Boden, Raum) entscheiden, sondern der Geist und Innerliches-Seelisches.

Adolf Hebel, Was ist deutsche Volksgeschichte? Ziele, Aufgaben und Wege. Mit 19 Karten. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin u. Leipzig 1935. 70 S. Preis geh. 3 Mark 30.

Unter Volksgeschichte versteht Hebel die „Entwicklungsgeschichte des Volksleibes als Organismus aus seinen naturhaften und seelischen Grundlagen heraus.“ Seine Vorschläge eines Instituts der deutschen Volksforschung haben mittlerweile in der „Reichsgemeinschaft der Deutschen Volksforschung“ ihre Verwirklichung gefunden. Bemerkenswert ist, was im Vorwort zu den zwei Forderungen, Urgeschichte und Volkskunde zu einer Wissenschaft zu verbinden und die Volkskunde nur als Gegenwartswissenschaft zu betreiben, gesagt wird. Es heißt dazu: „Die erstere (Forderung) übersehen, daß die ganze Entwicklung unseres Volkes seit der Germanen-

zeit bis heute unterschlagen würde, wollte man von der Urzeit den Sprung sofort in die Gegenwart form des Volkslebens tun. Die andere übersieht, daß die Gegenwartskultur eines großen Volkes, eben als Ausprägung des Vergangenen, eine Zukunft hat, ohne die sie nicht verstanden werden kann.

H. Helbig, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. Vergleichende Studien zur deutschen Rassen-, Kultur- und Staatsgeschichte. 1. Bieferung (4 Vogen Text und 24 Karten). Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935. Preis 5 Mark.

Dieses große, auf 10 bis 12 Bieferungen berechnete Werk, das etwa 700 Seiten und 126 Karten umfassen wird, bietet die praktische Anwendung der theoretischen Forderungen, die Helbig in der Schrift „Was ist deutsche Volksgeschichte?“ für eine neue Form der Volksforschung aufgestellt hat, an einem einzigartigen Beispiel, an den zwei Vändern und Völkern, deren Verhältnis zueinander seit Jahrhunderten das Schicksal Europas und heute der ganzen Welt in sich schließt. Es ist gerade deshalb eine wissenschaftlich gründlich unterbaute Untersuchung der historischen Wechselbeziehungen zwischen Erde und Volk, wie sie Helbig in dieser alle einschlägigen Wissenschaften, voran die Siedlungsforschung und Volkskunde, in gleichem Maße berücksichtigenden Gesamtschau liefert, von bleibendem Werte.

Die erste Bieferung enthält nach einer allgemeinen Darstellung der „Aufgaben“ einen Überblick über die für das Volks- und Kulturleben der beiden Vänder wichtigsten geographischen Tatsachen und den Anfang des I. Abschnittes „Die Urlandschaft und die vormittelalterlichen Lebensräume beider Vänder“ (Dichte des Waldes, Waldarten, Kulturland und Wildnis). Vorzüglich sind die in einem besonderen Umschlag vereinigten Karten.

H. Hoet, Psychologie des Bauerntums. Dritte, neubearbeitete und ergänzte Auflage. Verlag J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), Tübingen 1935. 368 S. Preis geh. 3 Mark, in Ganzleinen geb. 4 Mark 80.

Trotz manchen Einseitigkeiten — der Verfasser hat vorwiegend den protestantischen Bauern Norddeutschlands vor Augen, von dem sich der katholische Bauer Süddeutschlands in gar vieler Hinsicht unterscheidet — ist dieses Buch ein gutes Handbuch für jeden, der sich in die Welt und in das Seelenleben des bäuerlichen Menschen vertiefen will. Einer der neuen Abschnitte nimmt zur Rassenkunde Stellung: „Vor 3000 Jahren oder vor 800 hätte man die Parole ausgeben können: Die nordische Rasse ist die eigentliche Rasse zum Herrschen, die nordische Rasse soll allein herrschen! Die westliche und dinarische Rasse sind die eigentlichen für Musik und Kunst, sie allein sollen Musik und Kunst treiben! Und man hätte in der Sache vielleicht etwas tun können. Aber damals kam noch niemand auf dergleichen Gedanken. Seit aber die Eisenbahn alle Weiber und die Zeitungen alle Seelen durcheinandergewirbelt haben . . . sind derartige praktische Folgerungen kaum mehr denkbar. Eine Frage nach den fünf Rassen (Guthers) würde die meisten von uns in 3, 4, 5 Teile zerlegen.“ Viel wichtiger ist dem Verfasser das Verhältnis von Stadt und Land. Denn „das sind die beiden Dinge, auf die der unsrige wie jeder europäische Kulturstaat in erster Linie heute Rücksicht nehmen muß. Das ist der Unterschied, vor dem man in Deutschland sowohl die Rassen- wie die Stammesunterschiede auch in der Tat stark verschwinden läßt. Der deutsche Bauer muß auf die richtige Weise gepflegt werden nicht als nordischer oder dinarischer oder westlicher Mann, sondern als Bauer gegenüber der Kultur und der Großstadt.“

Gottlieb Brandt, Die Martin Felmer-Handschrift. Eine Darstellung der Geschichte und Volkskunde der Siebenbürger Sachsen aus dem Jahre 1764. 5. Heft der Quellen zur deutschen Volkskunde, hg. von W. v. Gieramb und S. Madensen. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935. 170 S. Preis geh. 10 Mark.

Martin Felmer, Pfarrer zu Heltou und später Stadtpfarrer zu Hermannstadt, hat mit seiner Niederschrift, die hier zum ersten Mal im Druck erscheint, die älteste sächsische Volkskunde Siebenbürgens geliefert. Der Herausgeber hat die Ori-

ginalhandschrift Felmers, die sich in Hermannstadt befindet, dem Abdruck zu Grunde gelegt, aber auch die Abweichungen jener Abschrift berücksichtigt, die in der Schatzkammer des Gymnasialbibliothek aufbewahrt wird. Von den volkskundlichen Abschnitten sind besonders ausführlich die über Nomen (Mundart) und Tracht.

Dr. Heinrich R é z, Bibliographie zur Volkskunde der Donauschwaben. Nr. 1 der Schriftenreihe der Deutschungarischen Heimatblätter, geleitet von Franz Basch. Budapest 1935. 156 S.

Mit dieser Arbeit, die in einem Anhang auch die Bibliographie der deutschen Volkskunde Westungarns (Derzeit Westungarn und österreichisches Burgenland) bietet, und seiner 1934 erschienenen „Bibliographie der deutschen Volkskunde in den Karpatenländern“ (Beiträge zur sudetendeutschen Volkskunde, 18. Band, 2. Heft) hat R é z nun eine vollständige volkskundliche Bibliographie des alten Großungarns mit Ausnahme der Siebenbürger Sachsen geliefert. Der Stoff ist in gleicher Weise gegliedert wie in den sudetendeutschen Bibliographien.

Karl M. Klier, Wir lernen Volkslieder! Erstes Duzend aus der Lehrstunde des Wiener Senders. Verlag der Augustinus-Druckerei, Klosterneuburg bei Wien, 1935. 29 S. Preis 50 Groschen.

Das handliche Heft, das auch ein Bild des Herausgebers bringt, enthält nicht bloß jene zwölf Lieder im zweistimmigen Satz mit einfacher Harmoniebegleitung, die Klier vom Oktober 1934 bis April 1935 seinem Hörerkreis gelehrt hat, sondern auch die im Lauf der Sendungen von Zuhörern übermittelten Ergänzungsstrophen. Jedem Lied ist ein passendes Bild beigegeben und ein erläuterndes Verwort.

Carl von Stern, Estnische Volkslagen. Ins Deutsche übertragen. Mit einem Nachwort von Prof. Dr. L. Madensen. Band 1 der Veröffentlichungen der volkskundlichen Forschungsstelle am Herderinstitut zu Riga. Verlag der UG. „Ernst Platés“, Riga 1935. 247 S. Preis geh. 4 Mark 80.

Diese verdienstliche Ausgabe gibt einen trefflichen Einblick in die eigenartige Sagenwelt der Esten. Wie Madensen in seinem Nachwort betont, stehen da uraltnische Züge, die estnische Eigenart sind, einer Fülle von Einfluß aus dem germanischen und slawischen Kulturkreis gegenüber. Namentlich mit dem skandinavischen Erzählgut zeigen sich viele Zusammenhänge. So stammt von dort das Schwannmotiv, Stride aus Sand drehen zu lassen; denn im slawischen Kulturkreis treten gewöhnlich Seele aus Spreu als unerfüllbare Aufgabe auf.

E. Vogel s a n g, Luthers Kampf gegen die Juden. Verlag J. C. P. Mohr (P. Siebeck), Tübingen 1933. 33 S. Preis 1.50 Mark.

Die als Nr. 168 der Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte erschienene Arbeit berichtet die bisher einzige Gesamtdarstellung von „Luthers Stellung zu den Juden“, die der Rabbiner Dr. R. Berwin 1911 herausgab, in wesentlichen Punkten.

E. Vogel s a n g, Umbruch des deutschen Glaubens von Ragnarök zu Christus. Verlag J. C. P. Mohr (P. Siebeck), Tübingen 1934. 72 S. Preis 2 Mark.

Die mitten in die Glaubenskämpfe des heutigen Deutschlands führende Untersuchung zeigt an einigen großen Gestalten der deutschen Dichtung und Geschichte (Geliand, Wolframs Parzival, Luther), wie sich der innere Umbruch zum Christtuglauben in Wirklichkeit vollzogen hat.

Gerhard Eis, Beiträge zur mittelhochdeutschen Legende und Mythik. Untersuchungen und Texte. Heft 161 der Germanischen Studien. Verlag Dr. Emil Ebering, Berlin 1935. 398 S. Preis geh. 16 Mark.

Den Kernpunkt dieser wichtigen Beiträge bilden drei Untersuchungen. Die Untersuchungen über Lutwins „Adam und Eva“ und die Alexiuslegende A bringen den Nachweis, daß diese zwei Dichtungen vom Magnum Legendarium Austriacum abhängig sind. Die dritte Untersuchung befaßt sich mit einer mhd. Versdichtung über Maria Magdalena, deren Text hier zum ersten Mal im Druck erscheint.

Dr. Ernst Hofer, Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde. 3. Beiheft der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde. Im Buchhandel durch die J. G. Calve'sche Univ.-Buchhandlung, Prag 1935. 54 S. Preis 12 Ks.

Diese bereits am 5./6. Heft 1934 unserer Zeitschrift angekündigte Arbeit des Kirchenrechtlers der Prager deutschen Universität ist nun erschienen. Im Anschluß an einzelne Fragen des „Atlas der deutschen Volkskunde“ wird nachgewiesen, daß in vielen Fällen weltliche und kirchliche Vorschriften für die Einführung und den Bestand eines Brauches maßgebend sind. Insbesondere wird der bisher zu wenig bekannte und unterschätzte Einfluß des Rituals Romanum auf das Brauchtum untersucht. Da alle lateinischen Quellen mit größter Genauigkeit zitiert sind, emweist sich die Schrift als ein verlässliches Handbuch für jeden wissenschaftlichen Arbeiter.

G. Jungbauer, Volkslieder aus dem Böhmerwalde. I. Band. 6. Lieferung. Herausgegeben von der Staatsanstalt für das Volkslied in der ČSR. In Kommission bei J. G. Calve, Prag 1935. 96 S. Preis 25 Ks.

Diese Lieferung enthält den Schluß des VI. Abschnittes (Ständelieder) mit besonders vielen Lob- und Spottliedern auf Bauern, Handwerker u. a. und den Anfang des VII. Abschnittes (Spott und Scherz), der auch allerlei örtliche und politische Satiren bietet, deren Verfasser — einfache Leute aus dem Volke — sich zuweilen feststellen ließen.

Anton Hier. Jariš, Heimatsklänge. Eine Blütenlese deutscher Mundartendichtung aus der Tschechoslowakei, gesichtet und vermehrt von Hans R. Kreibich. 7. Auflage. Verlag Ambr. Opiz, Warnsdorf 1935. 232 S. Preis geh. 24 Ks, geb. 28 Ks.

Mit Freude wird jeder Sudetendeutsche dieses Buch begrüßen. Es ist eigentlich gar keine Neuauflage der völlig veralteten „Heimatsklänge“, sondern die neueste und beste Übersicht über unsere wichtigsten Mundartdichter. Die Überschrift könnte ruhig lauten: Hans R. Kreibich, Blütenlese usw. Denn Kreibich hat mit Recht alles Schlechte der früheren Ausgaben gestrichen und den so gewonnenen Raum durch 93 Proben aus den Werken der besten neueren Mundartdichter ausgefüllt. Der Leser des hübsch ausgestatteten Buches macht dabei einen Rundgang durch das ganze deutsche Gebiet der Tschechoslowakei. Der Stoff ist folgendermaßen geordnet: 1. Nordböhmisches Niederland. 2. Vepa und Polzengebiet. 3. Jeschlen- und Jsergebirge. 4. Ostböhmen. 5. Nordmähren und Schlesien. 6. Zipš. 7. Südmähren. 8. Böhmerwald. 9. Egerland. 10. Erzgebirge. 11. Saazerland. 12. Elbegegend. Bei jedem Beitrag sind schwerer verständliche Ausdrücke der Mundart in ihrer hochdeutschen Form angegeben, ein Verzeichnis der Dichter und ihrer mundartlichen Werke schließt das empfehlenswerte Buch ab.

Josef Hofmann, Die Egerländer Heimatdichter. Mit einem Anhang über Egerländer Ländlicher und Liederfammer. Hg. vom Bunde der Eghalanda Smoi(n), Sitz Bodenbach. Selbstverlag des Bundes, 1935. 120 S. Preis 5 Ks 50.

Aus dieser Gesamtschau, die zuerst in Fortsetzungen in der Zeitung des Bundes der Eghalanda Smoi(n) erschienen ist, kann man ersehen, wie reich das Egerland an Heimat- und Mundartdichtern ist und wie vielseitig ihr Schaffen ist, das in ersten und heiteren Dichtungen, in Erzählungen, Liedern und dramatischen Versuchen zum Ausdruck kommt. Der Anhang gibt auch über die Egerländer Volksliedsammlungen Auskunft. Hier wäre noch zu erwähnen die älteste Sammlung, die aus 1816 stammende Handschrift des Lehrers R. Kraus aus Lobbs bei Falkenau, und die neueste Auswahl von „Egerländer Volksliedern“, die in der vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde (Freiburg i. Br.) herausgegebenen Reihe „Landschaftliche Volkslieder“ erschienen und mit trefflichen Bildern von Toni Schneder gesäumt sind.

Ahren, Blumen, Sonne, Neue südmährische Strik. Mit einem Vorwort von Karl Hans Strobl. Verlag Carl Winiker, Brünn 1935. 56 S.

Die schöne Sammlung bietet neben Dichtungen von R. G. Strobl, Ilse Klingler-Kellner, R. Bachner, Erida Spann-Rheinisch und Edl. Resweda Gedichte der Nikoläburger Grete Motylka, Herbert Hovantrich, Emmi Baum-Dittrich und des aus Neustiedl bei Nikolsburg stammenden Ernst Stof. Schollenwerbundenheit und Heimatliebe geben dem Buche sein Gepräge.

Dr. Rudolf Schreiber, Das Elbogener Urbar der Grafen Schlic von 1525. Mit einer Karte. Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. Prag 1934. 108 S.

Die Arbeit erschien als 1. Band einer neuen Schriftenreihe „Sudetendeutsches Historisches Archiv“. Wie W. W o s t r h, der im Auftrage der Historischen Kommission der genannten Gesellschaft die Schriftenreihe leitet, in einer „Einführung“ darlegt, werden künftig in diesem „Archiv“ alle wissenschaftlichen Untersuchungen und kritischen Quellenausgaben veröffentlicht werden, die sich auf die Geschichte der Sudetenländer und des Sudetendeutschtums beziehen, während die seit 1922 erscheinenden „Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte“ (von jetzt an „aus dem Gebiete der allgemeinen Geschichte“) nur mehr Beiträge aus der allgemeinen, nicht sudetendeutschen Geschichte aufnehmen werden.

Das Buch Schreibers ist als eine vorbildliche Leistung zu bezeichnen. Hier ist ein Muster, wie man ein Urbar in streng wissenschaftlicher Weise herausgeben soll. In der Einleitung wird die Bedeutung des Urbars, die Handschrift und ihre äußere Form, Schrift, Sprache und Entstehungszeit besprochen. Daran schließen sich kritische Bemerkungen zum Inhalt und überlieferten Text und eine Würdigung des Inhaltes. Hierauf folgt der sorgfältige Abdruck des Textes. Angehängt sind Verzeichnisse der Personennamen — wichtig für Familienforscher — und Ortsnamen, endlich auch ein Sachweiser und Wörterbuch.

Leonhard Franz, Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens. Mit 34 Tafeln. Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg. Prag 1935. 83 S. Preis geh. 20 Kč, 2 Mark 50.

In der Einleitung wird ein ausführlicher Bericht über die fruchtbare Tätigkeit erstattet, die Prof. Franz seit seiner Berufung auf die neuerrichtete Lehrkanzel für Urgeschichte an der Deutschen Universität (1929) — zum Teil mit Unterstützung der Gesellschaft — entfaltet hat (Geländeuntersuchungen, Ausgrabungen, Beratung von Museen u. a.). Das Buch selbst befaßt sich zunächst mit den reichen Funden, die in der Nachkriegszeit im Böhmenerwald gemacht wurden, wo insbesondere in der Gegend zwischen Stein, Ralsching und Krummau durch Oberlehrer Bublík ein bisher vorgeschichtlich nahezu unerforschtes Gebiet erschlossen und von Franz untersucht wurde. Im zweiten Teil macht das Buch mit einer jungsteinzeitlichen Siedlung bei Dráms (Bez. Böhm.-Verpa) bekannt. Hier hat Franz durch seine Grabungen zum ersten Male in der Tschechoslowakei einen steinzeitlichen Baugrundriß zutage gefördert und wahrscheinlich gemacht, daß es sich bei den vorgefundenen Resten eines Holzbaues um einen Getreideseicher handelte.

Ernst Schw arz, Die Flurnamen des Bezirkes Gablonz. 1. Heft des Sudetendeutschen Flurnamen-Buches. Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 176 S. und eine Karte.

Diese erste Veröffentlichung der 1929 begründeten Flurnamenstelle der genannten Gesellschaft, die zugleich mit einer Darstellung der Ortsnamen des Bezirkes als Heft 2/3 der Heimatkunde für den Bezirk Gablonz erschienen ist, läßt erken-

nen, wie wichtig besonders für uns Sprachgrenzdeutsche die Flurnamenforschung ist. Die Flurnamen werden ihrer Herkunft nach in Abschnitten (Ortsorte, Haus und Hof, Gewerbe und Industrie usw.) zusammengefaßt und besprochen. Aus der beigegebenen Karte ist ersichtlich, daß tschechischer Einfluß mit wenigen Ausnahmen nur im äußersten Süden des Bezirkes in Betracht kommt. Wenn die weiteren Bände diesen ersten an Gründlichkeit und Bediegenheit gleichen, so wird einst das vollständige Sudetenendeutsche Flurnamen-Buch nicht allein der Gesellschaft der Wissenschaften, sondern der gesamten deutschen Wissenschaft zur höchsten Ehre gereichen.

Werner Stark, Ursprung und Aufstieg des landwirtschaftlichen Großbetriebes in den böhmischen Ländern. 7. Heft der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Abhandlungen, hg. im Auftrage der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Deutschen Universität in Prag. Verlag Rudolf M. Rohrer, Brünn-Prag-Leipzig-Wien 1934. 84 S. Preis 30 Ks.

Das inhaltsreiche Buch zeigt, wie die mittelalterliche Agrarverfassung der Grundherrschaft sich auflösen mußte, als durch die Inflation des 16. Jahrhunderts die Renten, auf denen sie beruhte, vernichtet worden waren. Der Ritter- und Herrenstand wandte sich nun dem einträglichen Betriebe der Landwirtschaft zu. Da durch die langen und blutigen Kriege die Bevölkerung sich sehr vermindert hatte, konnten die Herrschenden ihren Besitz leicht abrunden und zu Großbetrieben ausbauen. Zu gleicher Zeit mußte wegen der Knappheit an Arbeitskräften dieser Gutsbetrieb auf Zwangsdienste der Bauern aufgebaut werden, was zu einer unerträglichen Steigerung der Fronendienste führte. Die neuen Großgrundbesitzer verstanden es außerdem, sich in Brauerei, Mühlenbetrieb und Leinwandwirtschaft ein Alleinrecht zu schaffen und dabei reiche Einnahmen zu gewinnen.

Dr. Ernst Hoher, Ordensrecht und Arbeitsrecht. Drei Aufsätze. Verlag Heinrich Pfeifer, Rumburg 1935. 63 S.

Diese Schrift vereinigt drei auch volkrechtlich und volkswirtschaftlich beachtenswerte Aufsätze, die vorher in Zeitschriften, bzw. Zeitungen erschienen sind: 1. Die Religionen und der Arbeitsmarkt, worin die Bedeutung der Mitglieder klösterlicher Genossenschaften für den heimischen Arbeitsmarkt und die Frage einer Konkurrenzierung der weltlichen Arbeitskräfte durch solche aus dem Ordensstande erörtert wird. 2. Die Religionen und die Sozialversicherung. 3. Die geistlichen Schwestern fremder Staatszugehörigkeit und das tschechoslowakische Gesetz zum Schutze des heimischen Arbeitsmarktes.

Bayerischer Heimat- u. u. Zeitschrift für Volkskunst und Volkskunde, Heimat- u. Denkmalpflege, hg. vom Bayerischen Landesverein für Heimat- u. Denkmalpflege, in Verbindung mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und dem Bayer. Nationalmuseum (München). — Der 30. Jahrgang (1934) dieses von J. M. Ritz geleiteten Jahrbuches zeichnet sich durch seinen reichen und vielseitigen Inhalt und die Fülle prächtiger Abbildungen aus. Er bietet unter anderem die Beiträge: Volkskundliches aus der West- und Saarpfalz (Siedlungsnamen, Bauernhaus), Haat und Bart in der romanischen Plastik, Schreckgestalten der Winternächte in Altbayern, Der westmittelfränkische Bräutelswagen in alter Zeit, Das Ostmarkmuseum auf der Feste Oberhaus in Passau (hier sind jetzt das Stadtmuseum und das Dörfelmannmuseum untergebracht, wozu weitere Sammlungen und eine eben im Entstehen begriffene volkskundliche Abteilung kommen), Volkskundliches aus altbayerischen Grabstätten, Der Drachentampf in Umzügen und Spielen, Bauernwaffen, Beiträge zur Rummernisforschung u. a.

Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde (Bühl in Baden). — Der 8. Jahrgang (1934), als stattlicher Band erschienen, enthält unter anderem: E. Febrle, Das Halentkrenz (mit 53 Abbildungen); S. Güntert, Runen, Runenbrauch und Runeninschriften der Germanen (mit 35 Abbildungen)¹⁾; E. Lendl, Wandlungen in den Siedlungsformen im Gebiet der Budweiser deutschen Sprachinsel.

¹⁾ Dabei wird auf S. 85 auch eine Runeninschrift auf einer kupfernen Zierart aus Hainzbach (Nordböhmen) kurz behandelt.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Das Märzheft bringt ein Seitenstück zu dem auch im Böhmerwald verbreiteten Lied „Und von zehn bis auf zwanzig“ aus dem Salzburgerischen, zu dem A. Böschl im Aprilheft mit Recht bemerkt, daß statt des immer wiederkehrenden „geh“ das Fragewort „geht“ gesetzt werden muß. Vgl. dazu die Lesarten in der 3. Lieferung der „Volkslieder aus dem Böhmerwalde“ (Nr. 183) von G. Jungbauer.

Heimatbildung (Reichenberg). — Aus dem 2./3. Heft 1935: J. Böhmer, Die Geschichte der Sudeten-Deutschen (Fortsetzung); E. Schlinger, Neusprachenunterricht und Volkstunde.

Das Dorf (Braunau). — Aus dem 4. Heft: Franz Weiß, Vom Bauernhaufe im Daubaer Lande (mit vier Lichtbildern).

Karpatenland (Reichenberg). — Aus dem 1. Heft 1935: R. Zeisel, Die „Zech“ und die Zecherleut im Reigenpiel des Jahres; Derl., Das Bergmannsgebet und die geistlichen Bergmannslieder in der Krennitzer Umgebung; A. Damko, Kinderspiele und Reime aus Runeschau.

Deutsch-Ungarische Heimatblätter (Budapest). — Aus dem 1. Heft 1935: Deutscher Volksglaube in Ungarn; Nibelungenland-Maberloche-Gelburg (Schluß); Stammheftlichkeitsfragen in der deutschen Volksschauspielschichtung in Ungarn.

Germanoslavica. Vierteljahrsschrift für die Erforschung der germanisch-slavischen Kulturbeziehungen. Verlag Rudolf W. Rohrer, Brünn-Prag-Weipzig-Wien. III. Jahrgang (1935), Heft 1—2. 228 S. Preis 50 Kr.

Im vorliegenden Hefte beginnt der Schriftleiter der Zeitschrift R. Wittner mit dem Abdruck einer aufklärenden und richtungsgebenden Abhandlung über „Methodologisches zur vergleichenden germanisch-slavischen Literaturwissenschaft“, B. J. Jarcho (Moskau) schreibt über die „Organische Struktur des russischen Schnaderhüpfels (Castuska)“ mit Ausblicken auf das deutsche Schnaderhüpfel und S. Hauptmann (Agram) steuert eine Untersuchung „Kroaten, Goten und Sarmaten“ bei. Nach einer Reihe kleinerer Beiträge — darunter E. Preißig, Deutsche Bergmannslieder in den Balkansprachen nach einem Zeugnis der französischen Renaissance — folgen ausführliche Besprechungen von Neuerscheinungen, die allein über 60 Seiten des Bandes füllen.

Советская Етнография (Sowjetskaja Etnografija). Herausgegeben von der Akademie der Wissenschaften in Leningrad. — Diese jährlich in 6 Heften erscheinende Zeitschrift bringt nicht allein wissenschaftliche Abhandlungen zur russischen Volks- und Völkertunde, sondern auch regelmäßige Berichte über den Stand der volkskundlichen Forschung in anderen Ländern, z. B. in Amerika (2. Heft 1932), über die Slavistik (mit Einschluß der Volkstunde) in Westeuropa (3. und 4. Heft 1932; hier ist auf S. 111 des 3. Heftes als Verfasser des Wertes „Herders Geschichtsphilosophie und die Slaven“ ein B. Konrad angeführt, was richtig Konrad Wittner heißen soll) u. a. Im 2. Heft 1933 befaßt sich Schjunnowski mit den „Zielen und Aufgaben der mundartlichen und volkskundlichen Erforschung der deutschen Siedlungen in СССР“ und im 3. Heft 1934 setzt sich Nikiforoff in einer 18 Seiten umfassenden Besprechung mit dem Buche „Versuch einer Theorie des Märchens“ von A. Wesselski auseinander.

Der Große Brockhaus. Handbuch des Wissens in zwanzig Bänden. 15. Auflage. Band 20 (Wan—Zz). 778 S. Preis geb. 23.40 Mark, bei Rückgabe eines alten Lexikons 21.15 Mark. Verlag F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit diesem letzten Band, dem zu Ende des Jahres noch ein Ergänzungsband folgen wird, ist der Große Brockhaus abgeschlossen und damit eine gewaltige Aufgabe in der besten und zuverlässigsten Weise erfüllt worden. Im 20. Band sind folgende Sudeten-Deutsche verzeichnet: G. Wahlf, geb. 1879 Unterhaid; J. Ritter von Weilen, Schriftsteller, 1828 Letin i. B.; R. Weinert, Astronom, gest. 1913 als Univ.-Professor in Prag; A. Weisbach, Militärarzt und Anthropolog, 1837 Komotau; E. Weiß, Astronom, 1837 Freivaldau; F. Wersel, Dichter, 1890 Prag; R. W.

Berner, Literaturhistoriker, 1854 Jglau; E. Berurfsky, Historiker, 1850 Mies; Friedr. Wettstein, Ritter v. Wetzstein, Botaniker, 1895 Prag, wo sein Vater Richard von 1892 bis 1899 Univ.-Prof. war; J. W. Widmann, Dichter, 1842 Kennowitz i. M.; O. Wiener, Schriftsteller, 1873 Prag; J. Ritter v. Wiesner, Botaniker, 1888 Tscheken bei Wischau; A. Wilhelm, Althistoriker und Epigraphiker, 1864 Leitschen-Liebwerd; G. W. Willkomm, Botaniker, 1874 bis 1892 Univ.-Prof. in Prag, gest. 1895 Schloß Wartenberg; O. Willmann, Philosoph und Pädagog, 1872 bis 1903 Univ.-Prof. in Prag, gest. 1920 Veitmeritz; F. Windler, Politiker, 1890, Joidau; M. Winteritz, Indolog, 1902 bis 1934 Univ.-Prof. in Prag; W. Winteritz, Mediziner, 1834 Josefstadt; M. Wlassak, Rechtshistoriker, 1854 Brünn; J. Wolf, Volkswirtschaftler, 1862 Brünn; R. G. Wolf, Politiker, 1862 Eger; A. Wölfler, Chirurg, 1850 Kopezen (nicht Kopezen) bei Madrau; R. Wollan, Literaturhistoriker, 1860 Prelausch; F. Woytisch, Ländlicher, 1860 Kroppan; F. X. Freiherr v. Zach, Astronom, 1754 Preßburg; J. Chr. Feh. v. Zedlitz, Dichter, 1790 Schloß Johannsburg; R. v. Zimmer, Philosoph und Ästhetiker, 1824, Prag; O. Zoff, Schriftsteller, 1890 Prag; R. Zuderkandl, Volkswirtschaftler, gest. 1926 Prag; G. Zudermann, Schriftsteller, 1881 Eger, gest. ebd. 1914; J. Zuth, Gitarrist, 1879 Fischern, gest. Wien 1932.

Der Band enthält wieder neben einer Reihe großer Artikel (Wasser mit Zusammenfassungen, Weberei, Wein, Weltkrieg, Wien, Wirtschaft, Zeitung, Zucker u. a.) viele volkstümliche Stichwörter, z. B. Wappensage, Weihnacht, Weissagung, Weiße Frau (hier wäre das Buch von M. Wähler nachzutragen), Werwolf, Wilde Jagd, Zauber, Zwerge u. a., und zahlreiche Verweise auf Volkslieder und volkstümliche Kunstlieder.

Für den sudetendeutschen Benutzer liegt hier und da manches, das nicht erwähnt wird, näher als das Erwähnte, z. B. die nicht erwähnte deutsche Stadt Wartenberg bei Niemes (1061 Einwohner), wogegen die tschechische Kalkwasserheilanstalt Sedmihorky, die unter der deutschen Bezeichnung Wartenberg angeführt wird, in dem Dorfe Nová Ves (309 Einwohner) bei Turnau wohl weniger bedeutend ist. Oder man würde an Stelle des einen oder anderen der obigen Dichter und Schriftsteller einen anderen Namen erwarten, z. B. Bruno Hans Mittel. Diese Bemerkungen sollen den Wert des großartigen Nachschlagewerkes nicht schmälern. Auch dieser Band zeichnet sich durch die reichen Beigaben von prächtigen Bildern, Plänen, Zeichnungen und Karten aus. Unter den Bildern zum Artikel Zigeuner ist ein Lichtbild, das ein Klassenzimmer der Zigeunerschule in Uzhorod zeigt. So schöne und gut ausgestattete, mit elektrischer Beleuchtung versehene Räume haben sudetendeutsche Schulen nur ausnahmsweise.

Ausflünfte

A. Stifter und Tolstoi. Es ist möglich, daß Tolstoi, als er „Die Rosen“ (1852) schrieb, den 11 Jahre früher erschienenen „Hochwald“ A. Stifters gekannt hat. Bei näherem Zusehen erklären sich aber die auffallenden Übereinstimmungen zwischen den beiden Erzählungen, die nicht allein in der Gestalt des Jeroschka bei Tolstoi und des Gregor bei Stifter liegen, sondern auch in dem Preise der Natur mit ihren unveränderlichen Lebensformen und ewigen Gesetzen, aus der Abhängigkeit von der gleichen Quelle, nämlich von den Lederstrumpf-Romanen J. F. Coopers.

Für A. Stifters ist dies bereits genau untersucht in der Abhandlung „Über den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche“ von August Sauer, die jetzt bequem zugänglich ist in dem von D. Pouzar herausgegebenen 1. Band von A. Sauers Gesammelten Schriften „Probleme und Gestalten“ (Stuttgart 1933).

Und Tolstoi verweist in seiner Erzählung selbst auf seine Quelle, indem es darin von Olenin heißt, daß ihm unwillkürlich der Gedanke an Coopers Pfadfinder durch den Kopf schoß. (S. 244 von S. N. Tolstoi, Erzählungen, 1. Band, der als 85. Band der Bibliothek der Romane im Leipziger Inselverlag 1924 erschienen ist.)

J. G. in F. Das Lied „J h a n h a l t a H ä u f l a m R o a (n)“, das immer wieder — besonders in Rundfunksendungen — als echtes Egerländer Volkslied auftaucht, hat J. F. Castelli (1822) zum Verfasser.

Lehrer in D. Der 3. Teil der „Deutschen Sagen aus der OSK.“ wurde von der Staatlichen Verlagsanstalt in Prag bis heute nicht fertiggestellt. Er wird aber, da am 22. Mai die ersten Bürstenabzüge einliefen, wahrscheinlich bis Ende Juni erscheinen. Der Verfasser hat die Handschrift zu Beginn Jänner 1935 abgeliefert, so daß ihn keine Schuld an dieser Verzögerung trifft.

Rundfunk. Der freie Rundfunkempfang ist nur in ganz wenigen Staaten verboten, bzw. eingeschränkt. In Litauen z. B. ist das Anhören reichsdeutscher Sendungen vollständig verboten. In der OSK. ist der Gemeinschaftsempfang reichsdeutscher Sendungen politischen — also keineswegs volkstümlichen — Inhalts verboten. Ein Gemeinschaftsempfang liegt auch dann vor, wenn in der eigenen Wohnung Personen, die nicht Familienangehörige sind, als Zuhörer festgestellt werden.

Ks oder K? Der Verband der deutschen Selbstverwaltungskörper ist von der Bezirksbehörde in Teplitz-Schönbau aufgefordert worden, im öffentlichen Drucke für die Bezeichnung der tschechoslowakischen Währungseinheit Ks zu gebrauchen, widrigenfalls nach den Bestimmungen der Ministerialverordnung vom 30. September 1937, RGBl. Nr. 198, eingeschritten werden müßte. Dagegen hat der Verband eine sehr gut begründete Beschwerde überreicht, die in der 8. Folge der „Zeitschrift für Kommunalverwaltung“ (20. April 1935) abgedruckt ist.



Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Thlobo nám. 23.
Druck von Geint. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928.
Aufgabepostamt: Prag 25.

Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

8. Jahrgang 1935

4. Heft



Adalbert Stifter

Zum 130. Geburtstag am 23. Oktober

Das Brot im Brauch und Glauben des deutschen Südwestmährers

Von Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya.

Als wichtigstes Nahrungsmittel ist das Brot¹⁾ zum Sinnbild der menschlichen Nahrung geworden; dies wird nicht nur aus der Gebetsstelle im „Vaterunser“: „Gib uns heute unser tägliches Brot!“ ersichtlich, sondern auch durch verschiedene Redensarten bezeugt, wie beispielsweise: „sich sein Brot verdienen“, „Brotherr“, bzw. „Brotgeber sein“, „dem Broterwerb nachgehen“, „sich einem Brotstudium widmen“, „jemanden um sein Brot bringen“, „brotlos werden“, „das Brot nicht vergönnen“, „Brotneid haben“, „einer brotlosen Kunst leben“ u. a. und es ist daher nur selbstverständlich, daß die große Wertschätzung, deren sich besonders das als „Hausbrot“ bezeichnete, schmachhafte und würzig duftende Schwarzbrot beim Landvolk erfreut, in manchem teils sinnigen, teils seltsam anmutenden Brauch zum Ausdruck kommt.

Bereits an der Herstellung des Brotes haften mancherlei Bräuche; so darf am Karfreitag kein Brot gebacken werden, wie überhaupt an diesem Tage jede Arbeit, besonders auf dem Felde, ruht, damit die Grabesruhe des Herrn nicht gestört werde. Ist der Teig „eingemacht“, läßt man ihn „gehn“, d. i. gären. Dann entnimmt die Hausfrau der Teigmasse einen kleinen Teil für den „Feuerzelt“, der gleich in den glutgefüllten Ofen geschoben wird, und formt hierauf die Laibe, die sie segnet, indem sie mit der unteren Kante der gestreckten rechten Hand in jeden derselben das Kreuzzeichen eindrückt, und aus „Bokarl“ (Bachförschen) oder „Simperl“, d. i. die aus Stroh geflochtene Bachschüssel, legt. Hierbei ist der Teig derart aufgeteilt worden, daß alle Laibe, deren oft, je nach der Größe des Backofens, 8 bis 14 und mehr geformt werden, annähernd die gleiche Größe erhalten und noch das „Mirel“ oder „Miral“, d. i. der Sauerteig, übrigbleibt. Wenn auch heute das Landvolk die Herstellung des „Feuerzeltens“, der häufig im Ofen verbrennt, damit begründet, daß er als Ersatz gedacht ist, bis das frische Brot ausgebacken und genutzreif ist, dürfte es sich bei diesem Brauch um den Rest eines germanischen Opfers handeln.

Sind dann die Laibe auf den Bachschüsseln so hoch „gegangen“, daß das eingedrückte Kreuzzeichen nicht mehr sichtbar ist, wird die Glut aus dem Ofen entfernt und das Brot „eingeschossen“, während welcher Tätigkeit die Hausfrau ein „Vaterunser“ für die armen Seelen belet und es nicht gerne sieht, durch fremde Besucher gestört zu werden. Nach ungefähr 2½ Stunden wird das Brot, dessen Rinde inzwischen eine schöne braune Farbe angenommen hat, mit der „Dufakruca“ dem Backofen entnommen, darf aber noch nicht angeschnitten werden, weil sonst die „Schmuln“ oder „Proisn“, d. i. die Krume, speckig wird.

Auf dem Lande wird kein frisches Brot angeschnitten, ohne daß es nicht vorher mit der Messerspitze auf der flachen, mehlbestäubten Unterseite

¹⁾ Vgl. Handwörterbuch Aberglaube I. 1590ff.

mit drei Kreuzzeichen versehen worden wäre; das soll heißen, daß es der Herr segne und ergiebig mache. Hat ja auch Christus das Brot gesegnet, ehe er es verteilte!

Der abgeschnittene Teil, das „Scherz“, muß eine ebene Schnittfläche ergeben; wem dies nicht gelingt, von dem sagt man, daß er heute schon gelogen habe und auch sonst sich nicht mit den Menschen „vergleiche“, also unvertäglich sei. Je nach dem Appetit wird nun vom Brotlaib ein kurzes oder langes Stück der unteren („Menscher-“) oder oberen (Buima-“) Seite abgeschnitten, das je nach der Größe „Schnidl“ (= kleine Schnitte) oder „Schnuden“ (= lange Schnitte) heißt. Wird das Stück aus der Mitte des Brotlaibes herausgeschnitten, so daß es seitlich sowohl von der unteren, als auch oberen Rinde begrenzt wird, führt es den Namen „Widüwer“ (= Witwer). Als „Migerl“ bezeichnet das Volk ein über die Rundseite des Laibes abgeschnittenes kleines Stück Brot, während eine „Mugl“ die größere Auflage eines „Migerls“ ist. Hat diese Mugel nun die Form eines Keiles dadurch erhalten, daß das abgeschnittene Stück Brot an der Rundseite 3—4 Finger hoch ist, dann heißt sie „Zwidl“ oder „Kal“ (= Keil), auch „Kaln“ (= Keule), „Knaln“ und „Kmuln“.

Der Brotlaib darf niemals auf der oberen Rinde, der „Buimaseiten“ (in Hölleschitz „Eselseiten“), liegen, weil sonst der Teufel auf ihm reitet und der Segen aus dem Hause flieht. Das Brot muß mit der angeschnittenen Seite so in den Tisch gelegt werden, daß die Schnittfläche der Rückwand der Tischlade zugeteilt ist, sonst geht die Wirtschaft zurück. Aus Brot Kügelchen zu machen und damit zu spielen, gilt für ebenso sündhaft wie das Zerstechen und zwecklose Zerschneiden des Brotes. Auch darf man das Messer nicht im Brot stecken oder mit der Schneidseite nach oben liegen lassen, weil dadurch die Qualen der armen Seelen im Fegefeuer vergrößert werden. Jedenfalls sind diese abergläubisch scheinenden Gebräuche gut verkleidete Regeln der Sittlichkeit und der häuslichen Ordnung!

Wenn jemandem Brot angeboten wird, darf er es nicht ablehnen; denn es ist ein Geschenk Gottes und gilt als heilig! Es hebt daher auch die Hausfrau das ihr auf den Boden gefallene Brot sogleich auf und küßt es gleichsam zur Entschuldigung für ihre Unachtsamkeit! Wer Brot am Boden liegen läßt und es nicht aufhebt, begeht eine Sünde an den armen Seelen und wird mit Armut bestraft. Ebenso wird im Alter Hunger leiden, wer Brot wegwirft. „Wer fortwirft Brot, leidet im Alter Not!“ sagt das Sprichwort. Brosamen dürfen nicht am Boden liegen bleiben; sie könnten mit den Füßen getreten werden, müssen daher sorgsam gesammelt und für die armen Seelen ins Feuer geworfen werden. Jedes „Brotbrödel“, das gesehen und nicht aufgehoben wird, verwandelt sich für den Brotfrevler zu einem Scheit Holz im Fegefeuer. Überhaupt verwirkt seine Ruhe und muß nach dem Tode „umgehen“, wer sich irgendwie am Brote versündigt.

Im Hausbrot steckt der Hausgeist, der den Bewohnern des Hauses wirksamen Schutz gegen die bösen Geister gewährt; daher soll Brot zu sich stecken, wer in die Fremde geht, denn „A Stückl Brot is a quida G'fähr!“ und bewahrt vor Heimweh. Nach dem Sprichwort „A Stückl Brot is besser

als a Stoa (Stein) in der Tasch'n" steckt sich der Bauer Brot in die Tasche, wenn er über Feld geht. Er nimmt sich auch Brot zur Feldarbeit mit; wird es oder ein Teil desselben nicht gegessen, nimmt er es wieder mit nach Hause. Solches Brot heißt „Hasenbrot“ und wird von den Kindern gern gegessen.

Mit Brot wird das junge Ehepaar nach der kirchlichen Trauung im Brauthaus empfangen; die Braut hat den ihr dargereichten Brotlaib anzuschneiden und beweist mit der Größe des abgeschnittenen Stückes ihre Güte! (Vgl. meinen Beitrag „Eine Bauernhochzeit in Südwestmähren“ in dieser Zeitschrift, 1930, S. 72). In Holleschitz wurde früher das von der Braut abgeschnittene „Scherzl“ von der Hausfrau zur Erinnerung an die Hochzeit dauernd aufbewahrt.

Nach einem Begräbnis werden beim Reichenschmaus die Trauergäste mit Brot und Bier bewirtet; wer bei einem solchen Anlaß Brot in die Tasche steckt und mit nach Hause nimmt, der trägt sich die Not oder den Tod ins Haus.

Wer groß werden will und stark wie ein Schimmel, der muß angeschimmeltes Brot essen, sagt man den Kindern! Wer eine angebrannte Rinde isst, wird von der Drude nicht geplagt.

Gekautes Brot mit Rindschmalz vermischt, wird als Zugmittel auf Geschwüre aufgelegt; bei „gezogenem Nabel“ legt man auf denselben eine Brotkrinde, auf welche ein brennender Kerzenstumpf gesetzt wurde, und überdeckt sie mit einem Glase. Man vermag aber auch die „Abzehrung (Schwindsucht) zu wenden“, wenn man mit einer in eine Mischung von Rindschmalz und Salz getauchte Brotkrinde zuerst den Unterarm des Kranken vom Handteller aus und dann vom Genick entlang die Wirbelsäule hinunter dreimal einreibt, anhaut und hiezu den Spruch sagt:

„N. (Name des Kranken), du host Dzehrat (Abzehrung)!
Dzehrat, wou stimmst du her?
Sib' oder Kält',
Gift oder kalter Trunt?
Draußen am Berg steht a Brunn',
da bleibst du steh'n!
Da hilfst dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist!“

Der Kranke darf dann durch drei Tage kein frischgebackenes Brot essen. Wer an Fallsucht leidet, kann geheilt werden, wenn er das erste, einem neuerbauten Backofen entnommene Brot isst. Diese Heilbräuche gehen jedenfalls auf den Glauben zurück, daß dem Brot eine geheimnisvolle Kraft und Wirkung innewohnt.

In dieser Annahme wird auch Tieren, die an „Windharmverschlag“¹⁾ leiden, Brot mit Weisalz und Raminpech²⁾ gegeben, die rechte Hand flach auf die Wirbelsäule gelegt und die Krankheit dreimal nacheinander folgend angesprochen:

¹⁾ Die Tiere leiden an Winden und können den Harn nicht abgeben.

²⁾ Dieses sammelt sich beim Seizen mit Föhrenholz im Rauchfang an; es findet sich auch an den Kleidern des Rauchfangkehrers.

„Es geh'n drei Zimmerleut' über die Bruden,
haden Holz und winden,
helsen mein' „Scheckl“ (oder Schimmel) von Harn (= Harn)
und Winden!

Hilf Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist.“

Oder:

„Es geht a Mann mit a Rodingerhoda.
Was machst mit dera Rodingerhoda?
Du mußt hoda Dschyn (Eipen) und Lind',
dem „Scheckl“ seine Horn und Wind'.
Da hilft Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist!“

Bei den Worten der letzten Zeile wird mit der aufgestellten Hand dreimal das Kreuzzeichen auf dem Rücken des Tieres gemacht und der Vorgang innerhalb zweier Stunden dreimal wiederholt. Auch bekommt ein Stier, der nicht „springen“ will, Brot mit Hasenwolle und Wachs von der Osterkerze.

Brot darf in die rohe Milch nicht geschnitten, sondern muß gebröckelt werden, weil man sonst den Tieren die Milch „abschneidet“. Damit das Vieh beim ersten Austrieb auf die Weide nicht verhext werde, bindet man den Kindern eine rote Masche an die Schwanzquaste und reicht ihnen Brot mit geweihtem Salz. Aus demselben Grunde und um gegen das „wilde Feuer“ (= Fieber) im kommenden Jahre geschützt zu sein, erhalten alle Tiere auch am Weihnachtsabend neben Striezel, Klößen (gedörrten Birnen), Nüssen und Äpfeln ein großes Stück Brot mit Weisalz, Weihwasser und Brannkwein. In Urwik werden für die heilige Nacht eigene Brote zubereitet, die, mit Weihwasser und Weisalz unter Beigabe von Nüssen, Äpfeln und Knoblauch eingemacht, den Haustieren am heil. Abend verabreicht werden. Ebenso wird einer Kuh, die zum Stier getrieben werden soll, geweihtes Brot verabreicht, damit sie nicht „golt“ (= gelt, unfruchtbar) bleibe.

Beim Kalben des Kindes wird aus der Nachgeburt („Birdl“) eine sich zwischen den Häuten derselben bewegende Masse von gelblichbrauner Farbe und der Form eines großen Knopfes, der sogenannte „Nußen“³⁾, entnommen, zwischen zwei mit Weisalz gewürzte Brotstücke gelegt und dem Muttertier eingegeben. In Urwik erhält die Kuh zu dem Brot noch eine, vom heil. Abend für diese Zwecke aufgehobene Nuß und die erste Milch („Bias“) zum Becken, die „übers Kreuz“⁴⁾ in eine Schüssel gemolken wurde. Dadurch behält das Muttertier den „Nußen“, d. h. es geht in der Milchergiebigkeit und Fruchtbarkeit nicht zurück. Wird nach 3 bis 4 Wochen das Kalb entwöhnt, dann gibt man ihm, bevor es auf seinen neuen Standplatz („Gleudfleck“) kommt, zwei mit Weisalz bestrichene Brotstücke ein, zwischen welche vom Halse der Kuh entnommene Haare gelegt wurden; dadurch wird eine Milderung des „Trennungsschmerzes“ und das Gedeihen des Tieres erreicht. Das Abspenen erfolgt übrigens an einem Sonntag nach dem Kirchgang, wobei der Landwirt im Sonntagsgleid den Abspenling (Kalb,

³⁾ Ist geronnene Uterinmilch.

⁴⁾ Es wird zuerst aus der linken vorderen und rechten hinteren, dann rechten vorderen und linken hinteren Zitze gemolken.

Ziege, Fohlen) mit einem am heil. Abend benützten Tischtuch „aschlings“ (= rücklings) auf den neuen Standort führt; dann fährt er mit der flachen Hand dem Tier dreimal vom Kopf über den Rücken bis zum Schwanz, spuckt dreimal aus und sagt ebensooft folgenden Spruch:

„Schedat's (salb's, weiß's) Raibl, i wisch di(ch) o
van Kopf bis zum Kreuz,
van Kreuz bis zum Rucken,
daß dir neamd schod'n tuut und verzuden.
Hilf dir Gott Vater, Gott Sohn, Gott heil'ger Geist!“

Wer eine schwangere Frau zu fahren hat, muß die Pferde vor der Ausfahrt mit Brot füttern, sonst schwoizen sie übermäßig! In Urwiß tut dies die schwangere Frau selbst.

Hühner und Gänse, die durch Tausch oder Kauf auf einen fremden Hof kamen, werden von der neuen Hausfrau mit Brot gefüttert, das unter der Fußleiste des Küchentisches durchgezogen wurde; sie gewöhnen leicht ein und werden zutraulich. In Urwiß und Wutten wird außerdem noch die Henne (Gans) dreimal um den Fuß des Küchentisches herumgereicht; dasselbe tut man auch in Schwalkowiß, wobei dreimal gesagt wird: „Hennel (Ganserl), do g'hörst her!“ und läßt das Tier schließlich durch den Schornstein blicken. Auch ein neu eingestelltes Stück Vieh erhält, bevor es in den Stall geführt wird, Brot, damit es gedeihe und zutraulich werde!

Kann eine Zuchtgans ihre Eier nur schwer legen, dann füttert man sie mit Brot, das sich die Hausfrau auf folgende Weise verschafft hat: sie geht in ein ihr befreundetes Haus, grüßt und spricht nicht, entnimmt der Tischlade⁵⁾ Brot und Messer, schneidet sich vor den Augen der Hausleute ein Stück davon ab und verläßt ebenso stumm, wie sie gekommen ist, wieder das Haus.

Im nahen Urwiß wird bei einer Feuersbrunst der Tisch mit der Platte auf den Fußboden gestürzt und an die Stelle der entfernten Tischlade ein Raib Brot gelegt; dadurch wird ein Weitergreifen des Feuers verhindert.

Der Bauer, der in seiner Hilflosigkeit gegenüber den Naturgewalten den Erfolg seiner Arbeit nicht beeinflussen kann, sucht wenigstens gute Vorbedingungen für eine günstige Ernte zu schaffen; er nimmt daher am „Barthlmaitag“ (24. August) drei volle Kornähren und legt davon eine früh, die andere mittags und die dritte abends in die Erde. Nach der Aupigkeit der keimenden Ähren bestimmt er dann die Zeit des Herbstanbaues. Ist nämlich die erste, also die am Morgen ausgelegte Ähre am schönsten angewachsen, verlegt er den Kornanbau in die „Frauenwoche“, d. i. die Woche um den 8. September; zeigt die zweite Ähre den schönsten Wuchs, dann wählt er für den Anbau die Woche des „Birnhiasl“ (Matthäus, 21. Sept.) und beim besten Gedeihen der dritten Kornähre die Michaeliswoche, das sind die Tage um den 29. September. Die Hölleschiker Landwirte betrachten außerdem am Bartholomäustag den Wind und sagen: „Kinunt er vom Wold, bau hold!“ Den Bauer interessiert naturgemäß auch die Ernte des nächsten Jahres; er klebt oder bindet daher am Weihnachtsabend auf eine

⁵⁾ In manchen Häusern wird das Brot im Fußteil des Bettes aufbewahrt, damit es nicht „aper“, d. i. trocken, werde.

Seite des Messers Brot, auf die andere Seite ein Stück Striezel und läßt das Messer über Nacht unter dem Tischtuch an jener Stelle liegen, wo er saß. Zeigt am nächsten Morgen eine Seite des Messers Rost, so wird im kommenden Jahre die betreffende Kornfrucht nicht gedeihen.

Damit die Ernte des nächsten Jahres gesegnet sei, wird in Urwitz am heil. Abend vor dem Abendessen eine mit sämlichen im Orte gebauten Fruchtgattungen gefüllte Backschüssel unter den Tisch gestellt, die hier die Nacht hindurch verbleibt; am Christtag früh werden dann die Körner und Samen dem Geflügel vorgeworfen.

Der Bauer verfolgt auch im zeitigen Frühling das Wetter und ist froh, wenn er bald donnern hört; denn der frühe Donner deutet auf ein gutes Jahr, das nach dem Sprichwort „Bolda Duna (Donner), spoda Hunga“ die Hungersnot hinauschiebt. Als Profitmensch beobachtet er auch im Frühling gern den Wachtelschlag im Kornfeld; denn sooft sie schlägt, so viele Gulden wird im Herbst der Meßen Korn kosten!

Das Brauchtum um das „Liebe“ Brot ist, wie das gesamte Brauchtum, ein überliefertes Stück weisheitsvoller Welt unserer Vorfahren; wenn es auch mit aller Klarheit zeigt, daß im Bauerntum, dem frömmsten Stande, die heidnischen Vorstellungen noch tief verwurzelt sind und fast dieselbe bezwingende Macht ausüben wie der christliche Kultus, darf uns dennoch dieses Brauchtum nicht fremd werden!

Veränderungen im Brauchtum Nordmährens

Von Dr. Hans English, Mähr.-Kozendorf

Viel altes Brauchtum ist durch den Krieg verloren gegangen¹⁾, neue, bisher unbekannte Bräuche tauchten auf und da die alte Generation im Aussterben ist, ist es an der Zeit, das noch Erhaltene zu sammeln.

Die Monate Jänner bis März waren, bevor die modernen Maschinen kamen, die Zeit des Flegeldreschens. Mancher Brauch ist seither vergessen worden wie z. B. „der Moaz“, das ist derjenige, der den letzten Flegelschlag tat und dann mit Strohseilen geschlagen oder um die Scheune gejagt wurde. Auch das „Moazessen“ anläßlich des letzten Druschtages ist nur selten mehr zu finden. In Vergessenheit gerieten auch die Flegel- und Drescherreime, die den Takt bestimmten.

Ganz verschwunden ist heute das Spinnrad aus der Bauernstube und der „Kochengang“ zur Winterszeit, da nirgends mehr gesponnen wird. Im Kriege, zur Zeit der Leinenknappheit, holten die alten Leute Spinnrad, Hechel, „Brach“ und „Wäf“ vorübergehend vom Boden, die Jugend kennt heute kaum mehr die Namen für diese Gegenstände. Ähnlich ist es mit der jetzt ausgestorbenen Hausweberei. Von einem alten Handtuchweber hörte ich noch folgenden derben Schiffschenspruch:

„Tscherlacke, tscherlacke, nennm's beim Orsch und beim Sacke!“

¹⁾ Die angeführten Veränderungen gelten für die meisten Gemeinden des Römerstädter Bezirks und auch für die angrenzenden schlesischen Orte.

Erhalten hat sich das gemeinsame Federnschleifen an Winternachmittagen und -abenden; man geht von einem Haus ins andre, singt und erzählt Geschichten bei der Arbeit und nachher gibt es Kaffee. Viele Bauern aber geben bereits ihre Federn alten Frauen zum Schleifen, denn oft hat die Jugend keine Lust mehr zum Stillsitzen und geht lieber rodeln oder Stilaufen.

Von „Rauhnächten“ und ihrer Bedeutung wissen nur mehr alte Leute. In meiner Knabenzeit zogen zur Faschingszeit noch Masken durch den Ort und sammelten fürs „Bastbegraben“. Dieser Brauch ist nur noch vereinzelt zu finden.

Geblichen sind die Dorfbälle und „Maskenbälle“, deren repräsentativster überall der Feuerwehrball ist. In meinem Heimatsort wurde heuer zum erstenmal von einem Bauern ein „Hausball“ abgehalten, ein Brauch, den es früher hier nicht gab.

F a s t e n z e i t: Früher mußte wenigstens ein Familienmitglied zur Fastenzeit täglich zur Messe gehen, heute sind nur alte Frauen dort. Der Freitag wird noch allgemein als Fasttag gehalten. Zur „Wasserweihe“ schickt man nur noch vereinzelt die Kinder.

O s t e r n: Viel an Bedeutung hat die Karwoche eingebüßt, der Kirchenbesuch an diesen Tagen ist sehr zurückgegangen, meist sind die Leute auch schon beim Frühjahrsanbau, der übrigens ebenso wie die Ernte jetzt viel früher als zur Zeit unsrer Eltern vorgenommen wird. Klappern und Ratschen und Schnarren sind noch bei Kindern in Verwendung, ebenso schickt man diese noch zur Holzweihe am Karfreitag, wenn auch nicht mehr allgemein. Mancher Junge bringt einen ganzen Arm voll Holzscheite aus einer Reihe von Häusern, während früher eine Person aus jedem Hause zur Feuerweihe ging. „Palmzweige“ und Kreuze aus geweihtem Holz steckt man noch vor Sonnenaufgang in die Felder, mancher geht aber erst am Nachmittag, was früher als wertlos galt.

Die Auferstehungsfeier am Karfreitag ist mit den Oster- und Weihnachtsfeiertagen am besten besucht, selbst von Leuten, die sonst nie zur Kirche gehen. Bei uns steht auch die Feuerwehr jetzt wieder Ehrenwache am hl. Grabe.

Verschwunden ist der Brauch, sich am Ostermorgen in fließendem Wasser zu waschen. Neu eingeführt wurde nach dem Kriege das Osterschießen zu Karfreitag und am Ostermorgen, bevor die Sonne aufgeht, ebenso das „Osterreiten“.

F r ü h l i n g: Kugelschießen und Ballspiel sind noch beliebte Frühlingsspiele, wenig sieht man das Reifentreiben, die größeren Kinder aber spielen jetzt sportmäßig Fuß- und Faustball und sind meist durch Mitschüler, die eine Stadtschule besuchen, über Sportereignisse glänzend unterrichtet.

Im Anbau hat sich mit Ausnahme der früher wenig oder nicht bekannten Kunstdünger Verwendung wenig geändert, nur die alten Ackergeräte sind durch moderne ersetzt worden. Ich führe sie zum Schlusse an. Segensprüche und Gebete vor Beginn der ersten Arbeit findet man fast nicht mehr.

Aus den Hausgärten sind die alten Heilpflanzen verschwunden wie Wermut, Kamille, Pfefferminze, Weinraute und Ringelblumen. Heute pflanzen die jungen Mädchen früher ganz unbekannte Blumen in Menge und es gibt geradezu Wettstreite um den schönsten Blumengarten.

Der Name Sonnwendfeuer war hier früher unbekannt, wir sprachen noch vom Johannisfeuer. Während des Krieges verschwand dieser Brauch und wurde nachher meist von Mitgliedern der jetzt aufgelösten beiden Parteien als Jul- oder Sonnwendfeuer wieder eingeführt.

Fronleichnam: Dieses Fest hat nach wie vor als kirchliches Fest am Dorfe große Bedeutung und wird wie früher mit Umgang zu den vier Altären durch die mit Birkenstämmchen geschmückten und mit Gras und Blumen bestreuten Gassen unter Beteiligung aller Vereine gefeiert. Zurück geht der Brauch, Birkenreisfer von den Altären ins Weinfeld zu stecken, damit der Flachs so lang wie die Reiser wachse.

Erntefeste werden wieder abgehalten, heute aber meist von der organisierten Landjugend veranstaltet.

Allerseelen: Als eigentlicher Feiertag gilt Allerheiligen, an welchem Tage auch meist die Gräber besucht werden. Naturblumen haben zum Teil die Papierblumen verdrängt.

Nikolaus, der hier auch früher nicht in Gestalt des Bischofs kam, hat seine Bedeutung verloren, da die Kinder nicht mehr an ihn glauben.

Fast ganz vergessen ist der Brauch, Barbarazweige ins Wasser zu stellen, ebenso die Erforschung der Zukunft am Andreasabend durch „Rehmflöße heben“ und Bleigießen.

Weihnachten: Dies ist wohl das einzige Fest, das sich am Dorfe mit all seinen Sitten und Bräuchen bis auf den heutigen Tag unverändert erhalten hat. Vereinzelt und neu ist die Sitte, am hl. Abend auf Kindergräber einen geschmückten Christbaum zu stellen, regelmäßig findet man ihn aber hier bei den Kriegerdenkmälern.

Familienleben, Religion, Namen usw.: Die einschneidendsten Veränderungen finden wir im Familienleben, der innige Zusammenhalt ist geschwunden, schon deshalb, weil man heute den Kindern viel mehr Freiheit läßt und diese sich Zerstreuung außer Haus suchen. Die jungen Burschen fahren heute am Sonntagnachmittag mit den Rädern oder auch dem Motorrad „aus“, man geht mit den Mädchen ins Kino, ja selbst ins Kaffeehaus, die Zeitungen haben Interesse und Beschäftigung mit Politik ins Haus gebracht. In manchen Dorfgasthäusern finden am Sonntagnachmittag Tanzveranstaltungen nach Art der 5-Uhr-Tees in der Stadt statt.

In religiöser Hinsicht ist die alte sprichwörtliche Dorffrömmigkeit zumindest bei der jüngeren Generation geschwunden. Mittag- und Abendgebet wird allmählich unbekannt, die Feldarbeit wird auch nicht mehr beim Dreihrläuten am Freitag für ein Gebet unterbrochen. Weihwasserkessel findet man noch in den Häusern, aber ohne Weihwasser. Vergessen ist der Brauch, einem abreisenden Familienmitglied mit Weihwasser ein Kreuz auf die Stirne zu machen, ebenso ein neu zugekaufted Rind oder Pferd, bevor es in den Stall gebracht wird, mit Weihwasser zu besprengen.

Bestimmte Kirchensitze gibt es nicht mehr, wenn auch die alten Namens tafeln an den Bänken zum Teil noch zu finden sind. Heute sitzt die Jugend vorn, dahinter die Mädchen und Frauen, rückwärts die Männer. Die Bur schen haben ihre Sitze am Chor oder beim Eingang.

Die alten Trachten werden nicht mehr getragen und sind oft mit wun derschönem Hausrat am Boden zu finden, soweit nicht Händler und Museen diese Dinge aufgekauft haben. Beliebt und eine Art Ersatz dafür sind die neuen Einheitskleidungen der Landjugend; auch Erwachsene tragen, soweit sie organisiert sind, wenigstens den Hut der Ständeorganisation.

Der alte Gruß „Gelobt sei Jesus Christus!“ wird nicht mehr gebraucht — ebenso wie Adjes — und ist durch „Grüß Gott!“, den Tageszeiten wunsch, und „Auf Wiedersehen!“ ersetzt worden.

Ziemlich unverändert ist das Brauchtum bei Hochzeit, Taufe und Be gräbnis geblieben; Totenwachen werden nicht mehr gehalten.

Volkslied und Volkstanz werden heute wieder auf den Heimabenden der Landjugend gepflegt, doch geht viel altes Gut bei diesen „Erneuerun gen“ verloren. Die modernen Tänze haben auch am Dorfe Eingang gefun den und von alten Tänzen haben sich eigentlich nur Polka und Walzer gehalten.

Ganz verloren gehen allmählich die alten Volksmärchen und Sagen, weil sie heute den Kindern niemand mehr, außer vielleicht einer ganz alten Großmutter, erzählt.

Verschwunden ist auch fast ganz die alte Holzwiege. Die neue Bau weise hat die Inneneinrichtung und Ausstattung des Bauernhauses von Grund auf geändert. In Neubauten finden wir nicht mehr eine große Bohrstube, die Küche und Aufenthaltsort zugleich war und meist auch den Backofen enthielt. Zum Schlafen diente ein kleines „Nebenstübel“. Heute haben wir schöne und lichte Zimmer, moderne Landwirte haben eine ge trennte Futterküche zum Kochen fürs Vieh.

Große Veränderungen finden wir in der Namensgebung. So gut wie nicht mehr werden folgende Namen verwendet: Eleonore, Franziska, Monika, Barbara, Thekla, Theresia, Katharina, Augustine, Magdalena, Agnes, Florian, Vinzenz, Gustav, August u. a. Städtischer Einfluß und nationale Momente sind hier deutlich zu merken.

Verschwunden sind aus dem Dorfleben gewisse Personen und Berufe, die in meiner Kindheit uns wohlbekannt waren. Da ist zunächst der „Harz mann“, der ein heilkräftiges Harzpflaster gegen alle möglichen Krankheiten feilbot, dann der „Saftmann“, der Wacholderbeersaft (Kranelbeersaft) und getrocknete Kräuter verkaufte, und besonders der „Wagenschmiermann“. Auch die Tätigkeit des Lumpensammlers ist eingeschränkt. An ihre Stelle traten der „Grünzeug- und Obstmann“ und in neuester Zeit der Saccharin schmuggler, die periodisch wie seinerzeit die alten Typen die Dörfer heim suchen. Harz-, Saft- und Wagenschmiermann gehörten untrennbar zum Dorfleben. Nicht so alt sind der „Sieb- und Rechenmann“.

Volkskundliche Veränderungen sind schließlich auch durch Einführung der modernen Maschinen eingetreten, gewisse Namen für alte Geräte und

Bestandteile kennt die Jugend heute gar nicht mehr. Ich führe zum Schluß einige alte Maschinen und Geräte und daneben den modernen Erfsatz an:

Flegel	Reistroh-drescher,
Reißer	Kultivator,
Kartoffelhacken	Jäter mit Streichblech,
Göpel (liegend, stehend)	Elektro-, Benzinmotor,
Siedlade	Häckselmaschine,
Dengelstod	Dengelmaschine,
Handsieb auf Rollen	bereits mit der Dreschmaschine kombiniert,
Zugjoch	Kummet,
Zugstrang	Lederzugblatt mit Ketten kombiniert,
Mohnstampfe	Mohnmühle,
Bröselreibe	Bröselmaschine,
Schmettenleser	Zentrifuge,
Holzachse am Wagen	nur mehr eiserne Achsen.

Im Rahmen dieser Ausführungen konnte nur ein Überblick gegeben werden, der in mancher Hinsicht zu ergänzen sein wird. Er zeigt aber, daß wir allen Grund haben, überlieferte Sitte und Bräuche zu sammeln, denn es besteht die Gefahr, daß wertvolles Volksgut verloren geht, das nie mehr erfaßt werden kann.

Slawische Fassungen des Feuersegens „Willkommen, du feuriger Gast . . .“

Von Otto F. Vabler

Die Ballade „Das Feuerbesprechen“ aus „Des Knaben Wunderhorn“ (Originalausgabe S. 21, Griesebach'sche Ausgabe S. 13, Bremers Ausgabe S. 18), die bei Armin und Brentano die Quellenangabe „Mündlich“ führt, wird von Ferdinand Nieser¹⁾ zu den sieben Liedern gezählt, von denen er sagt: „Nicht nachgewiesen, gehören wohl alle den Herausgebern an“, wodurch er unzweideutig die beiden Herausgeber des „Wunderhorns“ als ihre Verfasser hinstellt. Dies trifft wohl nur im allerbeschränktesten Maße zu, denn wir sind nachzuweisen imstande, daß nicht nur die Fabel der Ballade und die in ihr enthaltene Feuerbeschwörungsformel aus alter Tradition geschöpft sein müssen, sondern daß sie auch früh in die slawische Volksüberlieferung Eingang gefunden haben. Die betreffenden Strophen lauten:

Jetzt spricht er: „Willkommen, du feuriger Gast,
Nichts greife weiter, als was du hast,
Das sag ich dir, Feuer, zu deiner Ruß,
Im Namen Christi des Blut hier auch floß.

¹⁾ Des Knaben Wunderhorn und seine Quellen, Dortmund 1907, S. 51. — (Eine spätere, sehr erweiterte Ausgabe von Niesers Arbeit liegt mir leider nicht vor.)

Ich sage dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
 Die alles thut und alles schafft,
 Du wollest also stille stehn,
 Wie Christus wollt im Jordan stehn.

Ich sag dir, Feuer, behalt dein Flamm,
 Wie einst Maria, die heil'ge Dam,
 Hielt Jungfrauschaft so keusch und rein,
 So stelle Flamm deine Reinigung ein.“²⁾

Wichtig zur Geschichte unserer Dichtung und ihrer Beschwörungsformel ist ein Aufsatz von Jindřich S. Baar, den ich im „Čestý lid“³⁾ finde. Dieser beliebte Schriftsteller, dem wir auch manche interessante volkstümliche Arbeit zu verdanken haben, teilte dort den Inhalt zweier Talismane mit, zweier vergilbten Papierbogen, die ihm ein tschechischer Müller in Südböhmen zeigte, welcher sie hinter einem die Jahreszahl 1680 tragenden Dachbalken seiner Mühle als Schutz gegen Feuerbrunst verwahrt hielt. Der eine Spruch, offenbar der ältere, war in deutscher Sprache verfaßt, der andere stellt eine wohlgeglückte tschechische Übertragung des ersteren dar. Der deutsche Text lautet nach dem Abdrucke im „Čestý lid“ buchstäblich:

„Im Jahre Christi 1517 wurden in Stadt Königsberg sieben zigeuner von leben zum tod verurthelt. Den 12. Julii wurden 6 mit dem Prang von leben zum tod gebracht, der siebente aber als ein Mann von achzig Jahren, und ein König der zigeuner wurde also den 14. ausgefurth, weil aber zu allen seinem gluck eine unversehene feuerbrunst auskam, so wurde bemelder Mann alsogleich hingefurt, worüber er dann mit Bewunderung vieler hundert Menschen das feuer alsobald besprochen, das dieses in einer halben Viertel Stund aufgehört, und keinen tritt weiter gekommen ist. So wurde bemelter Mann alsogleich losgelassen und auf freyen fuß gestellt, weisen er solches entdeket, und von einer königlich preußischen Regierung durchsuchet, von den Superintendenten vor gut befunden, und öffentlich zu denken⁴⁾ erlaubet worden. — Die Versprechung lautet also: Sey mir willkommen,

²⁾ In meinem Büchlein *Devět balad (Svatý Kopeček 1933)*, S. 14ff. übersehte ich — ohne noch die hier beschriebenen Zusammenhänge zu ahnen — auch unsere Ballade, und die angeführten Strophen lauten in dieser Übertragung:

Buď vítán, ohnivý hoste náš,
 nesahej dál než po tom, co máš!
 To říkám ti jménem Kristovým, hled' —
 vždyť jeho krev tu tekla i teď.

A říkám ti při všem, co v Bohu je,
 jenž vládne všemu a panuje,
 bys stál tak tiše a oddaně,
 jak Kristus kdysi stál v Jordáně.

Ohni, zdrž požár svůj, říkám ti já!
 Jak přesvatá Panna Maria
 si zachovala svou čistotu,
 tak plamen tvůj zadrž žhavost tu!

³⁾ Jg. XVIII, Prag 1909, S. 209ff.

⁴⁾ Wohl Baars's Leichfelder für drucken.

du feuer-gast, greife nicht weiter, als du hast, das sage ich dir, Feuer, zu einer Buß, das du augenblicklich stehen mußt. Im Nahmen Gott des Vatters . . . Ich gebiete dir, Feuer, durch Gottes kraft, der alles kann und alles schafft, das du augenblicklich mußt stehen, und keinen tritt darfst weiter gehen, so wahr Maria still stant, als si geböhren Gottes Sohn, als zehl ich dir, feuer, zu einer buß, daß du augenblicklich stehen mußt. Im Nahmen . . . Ich gebiete dir, feuer, das du still stehest, und keinen tritt nicht weiter gehest, so wahr Jesus Christus still gestanten, als ihm getauft der heil. Mann Johannes in Jordan. Das zehl dir, feuer, zu einer buß, im Nahmen . . . Ich gebiete dir, feuer, das du still stehest, so wahr Maria ihre Jungfrauschaft vor allen Jungfrauen behielt. Das zehl ich dir, feuer, zu einer buß, im Nahmen . . . Jesus von Nazaret, ein König der Juden, bewahre dieses Haus, und gränz für feuerknoth und Pestilenz, so sey du, o feuer, verschlossen und versprochen. Das rosenfarbe Blut Jesu Christi sey rund um dir, das du nicht weiter kannst. Consumatum est. Wer diesen zettel in seinen hausse hat, derselbe ist befreht vor allen feuer und ansteckenden Krankheiten, es kann sich keine zauberey In einem solchen Hauß aufhalten, oder kann denselben Vieh einen Nutzen nehmen, dannenhero soll kein mensch nicht sehn, der nicht eine solchen zettel in seinen hause hat. Bitte täglich zu Ehren des leiden und Sterben Jesu Christi 3 Vater unser und 3 Ave Maria, so wirst du in allen deinen Vorhaben jederzeit glücklich sehn. Jesus † Maria † Joseph † Joachim † Anna. C † M † B †. Heli † Heli † Iym So † taer. Ema † nuel. Saba † oth. A † gia, Tetra † grammoton, Ha † gios, Ot † heos, Isch † ros, Atha † natos, Jeho † va. Udo † nah, Homo † lion, Mes † fias. Gey † e. Ecce Crucem Domini † Jugitte patres adversae.“

Vom tschechischen Texte drucke ich bloß die uns hier angehenden Zaubersprüche ab:

Buď mi vítanej, ohnivej hosti,
 cos sežral, na tom měj dosti.
 Ohni, pokání činit teď skusíš,
 za trest se ihned zastavit musíš —

ve jménu Boha Otce, i Syna, i Duchu svatého. — Amen.

Poručím ti, ohni, moci boží,
 která chrání všeho světa zboží,
 ani o krok dál se hnát,
 na svém místě tise stát —
 jako Panna Maria stála tise,
 když porodila Pána Ježíše —
 to počtu tobě, ohni, za pokání,
 že zastavíš se ihned, bez váhání.

Ve jménu nejsvětější Trojice, Boha Otce, Syna a Duchu sv. Amen.

Poručím ti, ohni, abys tise stál,
 k nám ani o krok nešel dál,
 jak v Jordánu Kristus tise byl,

když svatej Jan ho vodou křtil,
to počtu tobě, ohni, za pokání,
že zastavíš se v chůzi, bez váhání,
ve jménu Boha Otce, i Syna, i Ducha svatého. Amen.

Poroučím ti, ohni, dům náš stůj v jistotě,
jak Maria stála v panenské čistotě,
to ukládám ti, ohni, za pokání,
zastav se v letu, v skoku bez váhání.
Ve jménu Boha Otce, i Syna, i Ducha svatého. — Amen.

Ježiš Nazaretský, židovský král,
od hranic našich zažeň tě dál,
ochraňuj dům náš i komoru
od ohně, hladu a od moru.
Tak budíž, ohni, zaříkán:
růžová krev, co prolil Kristus Pán,
nač kolem tebe všude být,
abys nemoh dále jít.
Dokonáno jest.

Eine interessante Parallele zu den hier angeführten Versionen der Zauberformel fand ich in einem Aufsätze des Archwars František Teplý, die religiösen Zwiespälte in Böhmen zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts betreffend.⁵⁾ Der Verfasser führt darin u. a. auch das sehr aufschlußreiche Verhör eines hundertjährigen, der Hexerei angeklagten Weibes an. Das Weib gestand, auch Feuer zu beschwören, und zwar mit der folgenden Formel:

Vítej, vítej, nevděčný hosti,
co jsi zasáh, na tom měj dosti,
jako Kristus Pán měl dosti,
když na kříži vyli krve množství.

Die Verwandtschaft dieser Formel mit der ersten zitierten Strophe aus „Des Knaben Wunderhorn“ und mit der von Baar angeführten Beschwörung ist nicht abzuleugnen, und so liegt die Vermutung nahe, daß es sich um eine in Mitteleuropa ziemlich verbreitete Zauberformel handelt. Diese Vermutung wird durch das Vorhandensein einer polnischen Version bestätigt. Marcell Eisef bringt nämlich in seiner volkstümlichen Materialiensammlung aus dem Städtchen Żolnia im Bezirke Przemysł⁶⁾ auch die Aufzeichnung einer volkstümlichen Feuerbeschwörung:

⁵⁾ Frant. Teplý, O zrušení husitského kostelika na Křížánku, in der dem Historiker Josef Pefar zum hundertjährigen Geburtstage geweihten Festschrift *Od pravěku k dnešku*, Prag 1930, Bd. II, S. 133—150.

⁶⁾ *Materyjaly etnograficzne z miasteczka Żolnia w powiecie Przemyskim*, in der Sammelchrift *Zbiór wiadomości do antropologii krajowej*, Bd. XIII, Krafau 1889, Abt. 3, S. 77.

Witum cie gościu,
w czerwonym płoszczu,
nie szerz sie szeroko,
tylko wysoko.

(D. i. wörtlich: „Ich heiße dich willkommen, Gast — im roten Mantel, — werde nicht breit, — nur hoch.“) Hier deutet allerdings nur der erste Vers, das Willkommenheißes des Feuers als Gast, auf eine Verwandtschaft mit den angeführten Formeln, doch halte ich trotzdem diese Verwandtschaft und auch ihre gemeinsame Abhängigkeit von einer älteren, vielleicht gerade in Baars Zaubersprüchen nachgewiesenen Fassung für unzweifelhaft.)

Die Quelle von Sippls „Pfungstorgel“

Von Dr. Rudolf Kubitschek

Dem kesslierten Soldaten Flohreiber, der gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf dem Wallerer Gemeindevamte um eine milde Gabe vorsprach, wäre es sicher nicht im Traume eingefallen, daß um ihn herum einmal ein literarischer Streit entstehen könnte.

Der merkwürdige Name Flohreiber, der wohl kaum irgendwo noch vorkommen dürfte, war mir einst beim Durchblättern alter Wallerer Gemeindevbücher im Gedächtnisse haften geblieben. Als ich später die Geschichte von der „Bärnlocher Orgel“ schrieb, benannte ich die Hauptperson, einen herumziehenden Bettelmann, der, in seiner Bettlerehre gekränkt, den einzigen Bärnlochern eine Orgel zusammenbettelt und schenkt, Bartholomä Flohreiber.

Die Erzählung ist von mir freier erfunden, knüpft aber an Tatsächliches an. In fröhlicher Gesellschaft hänselten wir oft den unvergessenen Oberlehrer von Pfefferschlag Karl Hofer, einen meiner besten Freunde, weil er ab und zu auf der kleinen Orgel der Filialkirche zu Pfefferschlag spielen mußte; einmal trieb ich den Spott auf die Spitze — unter uns waren nach einem bekannten Spruche Hänseleien gang und gäbe — und brachte, nicht ganz ohne Grund, die Geschichte von dem Bettelmann auf, der den Pfefferschlagern die Orgel geschenkt habe. Dem Bettelmann meiner Erzählung schob ich auch das Schwankmärchen von der Orgel, die Junge bekommt, in die Schuhe, das in den Dörfern zwischen Prachatitz und Wallern erzählt wird. Ich hatte es als Student von einem alten Bauern, auf die Pfefferschlagern gemünzt, gehört. So entstand unter Verwendung einer Menge weiterer volkstümlicher Überlieferungen und Redensarten des Böhmerwaldes meine Erzählung, die zuerst am 3. Mai 1924 in der Prager Deutschen Zeitung „Bohemia“ erschien, einige Male nachgedruckt wurde und jetzt in meinem Büchlein „Waldler“, 1934, (im Anfange etwas verändert) enthalten ist; seither wurde sie aus dem Büchlein oft nachgedruckt.

7) Über die Verbreitung dieses Feuersegens auf dem deutschen Gebiet Böhmens vgl. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen, Prag 1913, S. 360, Nr. 2472, S. 362, Nr. 2496, 2502 u. a. Ferner vgl. Handwörterbuch Aberglaube II, 1436, 1405 u. S. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch (Berlin u. Leipzig 1931), S. 404ff.

Der Name Bartholomä Flohreiter und der Kern meiner Erzählung ist heute in weitesten Kreisen des In- und Auslandes — hier noch mehr als bei uns — bekannt geworden Durch das vielgespielte Volksstück „Die P f i n g s t o r g e l“ des Münchner Alois Johannes Lipp l, zum ersten Mal 1933 aufgeführt, im Druck erschienen bei Val. Höfling, Verlag und Bühnenvertrieb, München, in einigen Auflagen.

Es bedarf keines langen Nachweises, daß das Lipp l'sche Stück auf meine Erzählung zurückgeht: die Hauptperson heißt wie in meiner Erzählung Bartholomäus Flohreiter und der Kern der Handlung ist derselbe wie bei mir: der in seiner Ehre gekränkte herumziehende Musikant Bartholomäus Flohreiter erbettelt den geizigen Bauern eines Dorfes eine Orgel. Auf diese Zusammenhänge kommt jeder, der beide Dichtungen nur oberflächlich vergleicht. Als einzigen Zeugen führe ich daher bloß den bekannten Wiener Journalisten und Germanisten Dr. Paul Risch (Dr. P. R.) an, der, ohne von den wirklichen Zusammenhängen etwas zu wissen, in der „Neuen Freien Presse“ vom 7. April 1935, Seite 29, gelegentlich einer Besprechung meiner „Waldler“ schreibt: „Besonders hübsch ist das Geschichtlein von der Bärnlocher Orgel, die der Schnaps-Bartel, rekte Bartholomä Flohreiter, Bettelmann, den biedereren Bärnlocher Bauern sich auf der Walz ersicht, ein fröhlicher Schwank, der den Kern der Handlung des viel gespielten Stückes von A. J. Lipp l Die P f i n g s t o r g e l e n t h ä l t.“

Lipp l, von mir um Aufklärung ersucht — ich kannte damals das Stück nur zufällig als Hörspiel, — konnte die auffallende Übereinstimmung natürlich nicht leugnen, gab aber einen merkwürdigen Weg an, auf dem er die Geschichte erfahren haben will: er hätte in Gesellschaft von Freunden die Geschichte erzählen gehört.

Ich will aber im folgenden zeigen, daß Lipp l meine Erzählung gelesen haben muß.

Gebildete Gewährsmänner hätten ihm gewiß die Quelle genannt; auch durfte er von solchen eine Erzählung nicht weiter verwenden, ohne befürchten zu müssen, daß sie irgendwo gedruckt steht. Einfachere Menschen sind kaum seine Gewährsmänner gewesen, denn das Volk erzählt gewöhnlich — was jedem Volkskundler bekannt ist — keine Geschichten weiter, die es aus Kalendern, Zeitungen usw. kennt, sondern nur Überlieferungen; schon gar nicht längere und umständliche Erzählungen. Weiter: in meiner Erzählung heißt die Hauptperson nach der Fassung, die Lipp l vorgelegen hat, zehnmal Schnaps-Bartel oder Bartel und nur einmal an der Stelle, wo die Inschrift der erneuerten Orgel wiedergegeben ist, Bartholomä Flohreiter. Jeder Nacherzähler würde die Hauptperson bestimmt Schnaps-Bartel oder Bartel und nicht Bartholomä Flohreiter nennen. Weiter: etwa zehn auffallende Übereinstimmungen in Nebensächlichkeiten beweisen, daß Lipp l die Erzählung gelesen haben muß.

Ich bin aber auch in der Lage, die Quelle zu nennen, aus der Lipp l meine Erzählung entnommen hat. Die Geschichte ist in den N i e d e r b a h r i s c h e n H e i m a t g l o c k e n, Beilage zur Passauer Donau-Zeitung vom 22. Mai 1926 — gefürzt, ohne das Schwankmärchen — abgedruckt; Lipp l,

der aus der Passauer Gegend stammt und sämtliche Hefte der Heimatlocken erwarb, kann sich aus der betreffenden Nummer überzeugen, daß es die Pfingstnummer ist; hier hat er meine Erzählung gelesen und, durch den pfingstlichen Inhalt des Heftes veranlaßt — von neun Beiträgen haben fünf das Wort Pfingsten in der Überschrift, — dem Stück den Namen Pfingstorgel gegeben; eine Notwendigkeit, das Stück so zu heißen, ergibt sich nämlich aus dem Stück selber nicht.

Zusammenfassend also: Der Name der Hauptperson und der Kern des Rippischen Stückes gehen auf meine Erzählung zurück, die der Dichter in den Niederbairischen Heimatlocken gelesen hat. Obwohl die Rippische „Pfingstorgel“ sonst ein ganz selbständiges und eigenartiges Werk ist, stelle ich — vielfach werde ich verdächtigt, mich mit fremden Federn zu schmücken — öffentlich die Frage, ob die Benützung einer erzählenden Dichtung ohne Nennung der Quelle korrekt ist, selbst dann, wenn sie rechtlich nicht anfechtbar wäre.

Kleine Mitteilungen

Wie Spottnamen entstehen

Bei uns war ein Mann, der immer den Ausspruch tat: „Ich hätt' 's hält gern a wenig komod (bequem).“ Aus dieser Äußerung heraus entstand ein Spottname, der zum Hausnamen „Komod“ wurde. Im Jahr 1928 fuhr ich von einer sächsischen Kleinstadt täglich nach Chemnitz in die Arbeit. Während der Fahrt spielten manche Männer Skat. Da die Züge meist überfüllt waren, standen viele Leute herum. Da geschah es, daß ein Fabriksmädchen, das jeden Tag diese Strecke mitfuhr, einer Spielgruppe immer dreinredete. Ein Spieler, dem dies auf die Nerven ging, sagte einigemal: „Halte die Schnauze oder du kriegst e Paar in die Gusch!“ Und wahrhaftig, als sie wieder dreinredete, verfecht er dem Mädchen eine gewaltige Ohrfeige. Das Mädchen wußte nichts Giltigeres zu tun, als nach der Notbremse zu springen und sie zu ziehen. Der Zug stand. Große Bestürzung! Wie der gerichtliche Ausgang war, konnte ich nicht vernehmen, aber das eine ist mir noch bekannt, daß dieses Mädchen von diesem Tage an nicht anders als die „Notbremse“ benannt wurde.

Uittwa.

Otto Zerlik.

Das Spiel vom Kaisertod

(Aus der Umgebung von Luditz.)

Am Totensonntag, das ist der Sonntag vor dem Palmsonntage, zogen im Dorfe Nebosedl zwölf- bis vierzehnjährige Knaben von Haus zu Haus und führten ein Spiel auf, das der Kaisertod genannt wurde.

Zur einzelnen Spielgruppe gehörten fünf Knaben, die entsprechend verkleidet einen Diener oder Vorläufer, einen König, dessen Tochterlein, einen Greis und den Tod darstellten. Der Greis hatte einen langen Bart aus Flachß und der Tod trug eine stumpfe Sichel bei sich.

Der Diener (mit einem Teller zum Einsammeln kleiner Geldgeschenke, betritt die Stube und kündigt das Eintreffen der Spieler an):

Ich bin der Diener voran,
Ich zeige meine Herrschaft an.

Hierauf tritt der König ein:

Ich bin der König von England,
Ich trage mein Schwert in der rechten Hand,
Hab' auch ein Töchterlein,
Von Gold, Silber und Edelstein,
Wollt Ihr es sehen, so ruf' ich's herein.
Herein, mein Töchterlein!

Töchterlein (mit einem Körbchen am Arme eintretend):

Was wünschst du mein liebes Väterlein von mir?

König:

Stell dich einmal an meine rechte Seite,
Und du wirst sehen, wie der Tod mit mir streitet.

Indem tritt der Greis ein und spricht:

Ich bin ein Greis von einhundertfünfundsiebzig Jahr,
Hab' silberweiße, graue Haar'
Heute über drei Tage werde ich nicht mehr leben,
Sondern auf der Totenbahre stehen.

Tod (eintretend):

Ich bin der Tod und Menschenfresser,
Bei mir hilft kein Bitten und kein Flehen.

(Mit der Sichel nach dem Halse des Greises langend):

Her mit dem Kopf und marsch mit mir!

(Der Greis stürzt wie leblos zur Erde).

Nachdem die Knaben ein kleines Geldgeschenk und ein bis zwei Eier erhalten hatten, zogen sie weiter ins nächste Haus.¹⁾

Graben.

Augustin Galfé.

Wie man früher einen Freiersmann beobachtete

Nach Mitteilungen meiner Mutter und ihrer Freundinnen war es vor Jahrzehnten in städtisch-bürgerlichen Kreisen üblich, den aufstaudenden Freier scharf zu beobachten und aus allerlei Einzelheiten Schlüsse zu ziehen.

Hielt er beim Niesen die Hand mit ausgespritzten Fingern vor die Nase, dann war er mißtrauisch und rechthaberisch. Legte er nach dem Speisen Messer und Gabel kreuzweise über den Teller, dann war er unwirtschaftlich.

Hatte er angewachsene Ohrfläppchen, so war er ein Häfsergucker und Knauerer.

¹⁾ Vgl. das Seitenstück aus der Saazer Gegend in den *Verh. Böhm.* 56 (1898), S. 253–257.

Hatte er große Ehestandswinkel, dann war Gefahr, daß er ein schlechter Vater werde.

Waren seine Schneidezähne oder zwei derselben spitz zugeschliffen wie die Zähne einer Maus, dann war er eifersüchtig, engherzig und kleinlich.

Ungünstig war es auch, wenn er gesalzene Speisen den gezuckerten Gerichten vorzog.

Die Mädchen „prüften“ die jungen Männer, indem sie ihnen unversehens etwas in den Schoß warfen. Riß der Mann in seinem Erschrecken die Knie auseinander, so wurde er kein guter Ehemann. Klappte er die Knie jedoch zusammen, dann hatte er Sinn für gemütliche Häuslichkeit.

Wieviele Kinder von einem Manne zu erwarten seien, wurde aus den Hautlinien der Fingerspitzen festgestellt. Sovieomal die Linien in ein kleines geschlossenes Ringlein zusammenlaufen, so viele Kinder wird es geben. Die Ringlein an der linken Hand kündigen Buben an, die an der rechten Hand Mädchen.

B r ü n n.

Ernest A. Potucek.

Wann muß mit den Steuern aufgehört werden?

(Ein Märchen)

Es war einmal ein König. Der sandte seine Räte aus, damit sie feststellten, was die Bauern über die Steuern dächten und sprächen. Sie kamen bald zurück und berichteten, daß man überall über die vielen und hohen Steuern klage. Daraufhin schrieb der König noch mehr Steuern aus.

Nach einiger Zeit sandte er wiederum seine Räte mit dem gleichen Auftrag aus. Nach ihrer Rückkehr meldeten sie, daß die Bevölkerung noch viel mehr als früher über die Steuerlast klage und schimpfe. „Da geht's schon noch!“ sagte der König und schrieb nochmals neue Steuern vor.

Wie nun das nächstemal die Räte über die Stimmung im Lande zu berichten hatten, erzählten sie, daß die Bauern lustig und fröhlich seien und all ihr Hab und Gut verschwendeten und verschleuderten. Da sagte der König erschrocken: „Jetzt müssen wir mit den Steuern aufhören, jetzt ist höchste Zeit!“

S o l e i s c h e n.

Josef M a s c h e l.*)

* * *

Drei unerseßliche Verluste. Es starben am 4. Juli der ausgezeichnete Mundartdichter des Böhmerwaldes Zephyrin Z e t t l, am 1. August der Begründer der Egerländer Volkskunde Alois J o h n und am 5. August der schlesische Heimatdichter Viktor H e e g e r. Die Verdienste Zettls und Heeger's wurden in unserer Zeitschrift (3. und 6. Jahrgang) von Dr. C. Eisenmeier und Dr. C. Popp ausführlich gewürdigt, über John haben wir

*) Erzählt von dem Ausgedinger Karl Rauch in Soleischen, der zu dem gleichen Stoff noch das folgende Gleichnis vorbrachte. Das an einen schweren Wagen gespannte Pferd zieht auf Zuruf. Geht es schwerer, so wird die Peitsche genommen und das Pferd gibt sein Lehtes her. Sieht es aber, daß es die Last unmöglich weiterbringen kann, dann wird es bödig, schlägt aus und geht trotz Schlägen eher zurück als vorwärts.

im 3. Jahrgang anlässlich seines 70. Geburtstages einen kurzen Beitrag veröffentlicht und seine volkskundlichen Hauptwerke angeführt. Die sudetendeutsche Volkskunde wird den Dahingegangenen ein dankbares Gedenken bewahren.

Museum für deutsche Volkskunde. Die in der Klosterstraße in Berlin in völlig ungenügenden Räumen untergebrachte „Sammlung für deutsche Volkskunde“ wurde unter der rührigen Leitung von Konrad Hahn zu einem gesamtdeutschen Volkskundemuseum mit Berücksichtigung des Auslandsdeutschtums ausgebaut und erhielt nun würdige Räume in dem Schloß Bellevue zugewiesen, wo die feierliche Eröffnung dieses neuen Museums für deutsche Volkskunde am 1. Oktober d. J. stattfand.

Atlas der deutschen Volkskunde. Der 5. Fragebogen wurde vor Beginn der Schulferien an die Mitarbeiter versandt und von den meisten bereits ausgefüllt zurückgesandt. Es wird gebeten, die noch ausstehenden Fragebogen bis spätestens 31. Oktober zu beantworten.

Zur karpathendeutschen Volkskunde. Den Mitteilungen Nr. 4 des Bezirksverbandes Karpathenrußland des D. R. B. in Munkács vom 15. Mai 1935 ist eine Darstellung von Unter-Grabowicz beigegeben. Dieser Ort wurde um 1830 von Böhmerwäldlern aus der Gegend von Prachatitz begründet, die auf mit Plachen bedeckten Wagen die fast 900 Kilometer weite Reise machten. Noch heute kennt man ein damals gefungenes Schnaderhüpfel:

Aus'n Böh'm foahr i her,
Koa(n) quat's Räd hän i mehr;
Und da Schimm'l, der geht krump
Und koa(n) Geld hät der Lump.

Zum 130. Geburtstag A. Stifters. Am 23. Oktober sind 130 Jahre vergangen, seit der feinsinnige Dichter in Oberplan das Licht der Welt erblickt hat. Aus diesem Anlaß hat der Verein Böhmerwaldmuseum in Oberplan Großbilder des Dichters herstellen lassen, die zum Preise von 8 Kč in Rollen, die jede Beschädigung ausschließen, versandt werden.

Prager Rundfunk. über den gegenwärtigen Stand der volkskundlichen Forschung in der Tschechoslowakischen Republik sprach Günther J a r o s c h in der deutschen Sendung vom 25. Mai 1935.

Hans Englisch, unser Mitarbeiter, wurde am 7. Juni d. J. an der Deutschen Universität in Prag zum Doktor der gesamten Heilkunde promoviert. Herzliche Glückwünsche!

Nachträge. Zur Besprechung der „Estonischen Volksagen“ im letzten Heft (S. 90) macht Otto F. Babler aufmerksam, daß das Motiv, Stricke aus Sand zu drehen, auch im slawischen Volksmärchen vorkommt und verweist auf André Mazon, Contes slaves de la Macédoine sud-occidentale (Paris 1923), S. 142 und 218.

Zur Soldatensprache. Hierzu erhielt unsere Schriftleitung vom Deutschmeisterbund in Wien das folgende, von dem 1. und 2. Vorsitzenden Obstk.

Seifert und Gen.-Mjr. Hans Frh. von Odelga unterfertigte Schreiben vom 12. Juni 1935:

»Bezugnehmend auf eine Veröffentlichung der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde“, 8. Jahrgang 1935, 1. Heft, erlaubt sich der Deutschmeisterbund zu dem Artikel „Vollstümliche Regimentsnamen im altösterreichischen Heere“ zu der auf Seite 3 veröffentlichten Abhandlung über das Infanterieregiment „Hoch- und Deutschmeister Nr. 4“ mitzuteilen, daß der Absatz „K e n n e r b u a m“ vollständig irrwegig ist. — Das Deutschmeisterregiment hat nie und niemals diese Bezeichnung geführt. Eine Umfrage bei den Kriegsteilnehmern aller Bataillone hat — wiewohl es von Haus aus schon feststehen, daß diese Bezeichnung nie stattgefunden hat — dasselbe Resultat ergeben.

„Kennerbuam“ waren die Söhne des gewissen K e n n e r, der in Wien am Trabrennplatz lange vor dem Kriege mit einem selbstkonstruierten Bentballon in Anwesenheit des Kaisers Franz Josef aufgestiegen ist; seine Söhne, die dadurch populär wurden, hießen im Volksmunde die „Kennerbuam“, an welchen Ausdruck sich noch alle Vorkriegswiener erinnern. Diese „Kennerbuam“ dienten im Kriege nicht beim Regiment Deutschmeister, sondern im Landwehr-Regiment Wien Nr. 1. — Wir ersuchen Sie, diesbezüglich zu berichtigen.

Wir kommen bei dieser Gelegenheit auch auf den 6. Jahrgang 1933, 2./3. Heft der „Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde“ zurück, in welchem Hefte auf Seite 85 unter „Weitere Proben der Soldatensprache“ unter 2), letzter Absatz, eine ähnliche Erklärung gegeben wird.

Zum Schluß aber habe ich den Auftrag, im Namen des gesamten Offizierskorps, der Unteroffiziere und Mannschaften des ehemaligen Deutschmeisterregimentes (zusammen über 8000 im Deutschmeisterbunde vereinigte Männer) schärfstens gegen die Auslegung zu protestieren, die auf Seite 84 dieses Heftes (14. Zeile von oben) mit folgendem Satze erklärt wird: „J. R. 4 = Kennerbuam, Edelknaben; (im Krieg „Kennerbuam“ = Buben, die davonrennen, weil sich das Regiment nicht immer tapfer gehalten hat.“

Der Brief betont hierauf, daß das Regiment Deutschmeister auf allen Kriegsschauplätzen Hervorragendes geleistet hat, und schließt mit der Aufforderung: „Wir wollen hoffen, daß Sie diese lägenhafte Beschmutzung des glorreichen und deutschesten Regimentes der alten Habsburger Monarchie ehestens reinwaschen und historisch richtigstellen.“

Zu dieser Zuschrift und insbesondere zum Schlußwort hat die Schriftleitung folgendes zu bemerken. Die wissenschaftliche Volkskunde hat alle Überlieferungen gleichmäßig zu berücksichtigen und alle Tatsachen zu verzeichnen, ohne Rücksicht darauf, ob das Volk dabei im Rechte ist oder nicht, ob sie begründet sind oder nicht. Das Vorhandensein des Spottnamens „Kennerbuam“ und seiner Deutung wurde durch die Verfasser des erwähnten Beitrages als Tatsache festgestellt. Daß der Ausdruck Kriegsteilnehmern des Regimentes selbst unbekannt ist, ist kein Gegenbeweis. Weder der Verfasser noch die Schriftleitung der Zeitschrift haben darüber, ob der Ausdruck und seine Deutung berechtigt ist, ihre subjektive Meinung geäußert. Sie haben daher nichts richtigzustellen.

Antworten

(Einlauf bis 30. September)

277. Nachrichten über Harnbeschauer übermittelt J. Maschek (Holeischen). In Daubrawka bei Pilsen behandelt der tschechische Pensionist Pechmann die Kranken nach Harnproben und verschreibt Tee und Salben. Beim Wafenmeister Wenzel Ubl in Jabor (Bz. Taus) brauchen die Kranken nicht selbst kommen, sondern es genügt, dem Heilkünstler den Harn des Kranken, dessen Alter anzugeben ist, zu senden. Über andere Volksärzte und Kurpfuscher macht Maschek folgende Mitteilungen: In Boffin versandte der Landwirt und Kaufmann Bartholomäus Karl Werbeschriften, in denen er sich als Ratgeber in Fällen, die von Ärzten als hoffnungslos bezeichnet werden, und insbesondere bei Krebs ausgibt. Auf seinem Hause steht deutsch und tschechisch:

Ich mache Kranke gesund,
Das ist gewiß auf der Welt der edelste Fund.

Dieser Mann soll die Krankheiten mittels eines Horchapparates feststellen. Aus der Staaber Gegend, aus Bayern und weiterher kommen massenhaft Kranke zu dem Pfarrer Thomas in Hals bei Tachau. Es wird erzählt, daß er die Krankheit nach einem Sacktuch, das am Herzen des Kranken lag, mittels des siderischen Pendels feststellt. Er verschreibt durchweg Arzneimittel, die eine Teplizer Firma vertreibt. Die Straßen des Ortes ließ er auf seine Kosten herrichten. In Pivana bei Mies behandelte früher ein Mann Geistesranke mit Kaltwasserkuren. In Weipert ist der Kräuterdoktor Zahn daheim, der auch in Komotau an bestimmten Tagen Sprechstunden hat. In der Komotauer und Görkauer Gegend wird die Udwißer Salbe viel gebraucht, die man bei einer Frau in Udwiß erhält. Weit bekannt ist endlich der Wunderdoktor J. Richter in Mariaschein, zu dem Kranke auch aus dem Auslande kommen. Er hat an seinem Hause eine Tafel mit der Aufschrift „Ratgeber“.

Nach Mitteilung von Dr. F. Englisch (Mähr.-Kopendorf) gibt, bzw. gab es Harnbeschauer ferner in Braunseifen, Kautenberg, Freudenthal, Schmeiß und in der Odrauer Gegend.

285. In Milišau bei Mies ist das G e s u n d b e t e n namentlich als Sichtsverbeten üblich. Dabei wird zuerst das Kreuzzeichen gemacht, hierauf folgt das Verbeten und endlich erhält der Kranke ein Zettelchen, das er um den Hals hängen muß. Außerdem hat er eine bestimmte Anzahl von Gebeten zu sagen. (M. Gückhorn).

287. Nach Erzählung eines Mannes sollen früher die Leute beim N i e s e n oft umgefallen und gestorben sein. Daher habe man das „Helf Gott!“ eingeführt. (M. Gückhorn). Dreimaliges Niesen gilt als Befräftigung des eben Gesagten. Man sagt dazu „Helf Gott, daß es wahr ist!“ (Doktor F. Englisch).

301. Zum Stoff vom O r t o h n e S p a ß e n macht O. Zerlik auf die Schwankerzählung „Die Späßen von Spatbuß“ (Frühbuß im Erzgebirge?) von R. Schopf im Jahrgang 1933 des Kalenders des Bundes der Deutschen aufmerksam.

302. Wenn man den ersten Donner im Frühjahr hört, muß man etwas Schweres aufheben. Dann hat man im ganzen Jahr keine Rückenschmerzen. (D. Zerlit, Littwa.)

306. Das Gerstenkorn darf man nicht mit diesem Namen benennen, denn es heilt dann nicht. Sagt man aber Drechkorn, so heilt es. (D. Zerlit.)

308. Zum Sensenschärfen gibt man Essig in den Weksteinbehälter oder man harnt hinein. Zum Spaß wird manchem Mäher Seife oder Schmiere in den Behälter gegeben. Dann packt der Wekstein nicht an und der Mann muß immerfort wehen. Oder man nimmt dem Mäher heimlich den Wekstein aus dem Behälter und gibt dafür ein Salzstangel hinein. (D. Zerlit.)

309. Die Nachgeburt wird bei Kühen in die Jauchengrube geworfen. Bei Ziegen läßt man sie jedoch drei Tage lang in einem Blechgefäß im Stalle stehen. Man glaubt, daß dann die Nahrung bei dem betreffenden Tiere eine bessere ist. (D. Zerlit.)

311. In dem tschechischen Orte Stiepanau (Bz. Mähr.-Neustadt) hatten die Bergleute und Hüttenarbeiter bis zum Jahre 1870 den deutschen Gruß „Glück auf!“ Darnach wurde er durch „Zdař Bůh“ ersetzt. (M. Kasparek, Ivanovce.)

314. „Viel Schwammer, viel Jammer“, erklärt man auch ganz allgemein als Vorzeichen großer Not und schwerer Schicksale. So brachte man den Schwämmereichtum des Jahres 1914 mit dem Kriegsausbruch in Zusammenhang. (D. Zerlit.) In Brünn sagt man auch: Viel Schnee, viel Schwämme. (M. Kasparek.)

317. Wer an Friedhofslümen riecht, verliert den Geruch. Wenn man sie pflückt, so kommt der Tote, um sie wieder zu holen. (M. Kasparek für Brünn.)

325. Hochzeitstag ist in der Regel der Dienstag und — jetzt häufiger — der Samstag. (M. Glückhorn.) Hier ist es der Dienstag, Donnerstag und Samstag, der Freitag ist ganz ausgeschlossen, ebenso der 7. und 13. des Monats. Geheiratet wird ferner nicht bei abnehmendem Mond und im Zeichen des Krebses, endlich auch nicht, wenn ein Grab offensteht. Denn dann folgt von den jungen Eheleuten bald eines dem Verstorbenen. Zwei Hochzeiten an einem Tage sollen nicht sein, weil sonst eine Braut der anderen das Glück wegnimmt. (D. Zerlit.)

329. Der beliebteste Wallfahrtsort ist St. Anna bei Plan; in neuerer Zeit wird auch der hl. Berg bei Pzibram gern besucht. (M. Glückhorn.) In Nordmähren und Schlesien sind zu nennen Mariahilf bei Zuckmantel, der Burgberg bei Jägerndorf, der Annaberg bei Engelsberg, dann — seltener besucht — Altwasser, der Muttergottesberg bei Grulich und der hl. Berg bei Olmütz. Zum Röhlerberg bei Freudenthal, wo in einem Seitenaltar der Kirche die Reliquien des hl. Liberatus aufbewahrt werden, gehen die Mädchen um einen Mann bitten. (Dr. S. Englisch.) Die Brünnner wallfahren nach Branau, Sloup, Kiritain, Turas, Grulich, Maria Zell und zum hl. Berg bei Olmütz. (M. Kasparek.)

330. Der *Z a n k e r*, ein leichter Rock aus einer Art Flanell, wird vom eigentlichen Rock unterschieden. Der Name ist erst seit kurzem üblich. (M. Südkhorn.)

335. Auch in Neutitschein konnte die Verwendung von *P a r f ü m - f p r i ß e n* bei solchen Bräuchen beobachtet werden. (M. Kasparek.)

336. Am *O s t e r s o n n t a g* wird hier vor Sonnenaufgang geschossen, damit das Korn gedeihe. (M. Südkhorn.) Der Brauch wurde erst nach dem Kriege eingeführt. Von gesammeltem Geld kaufen die Burschen Pulver u. a. Wenn am Karfreitag bei der Auferstehungsfeier der Segen erteilt wird, krachen auf ein Fahnenzeichen vom Turm die Böller. Die Nacht auf den Ostersonntag verbringen die Burschen im Freien. Sobald die Sonne aufgeht, gehen auf den Bergen ringsum die Böller los. Am Nachmittag spielt irgendwo im Walde oder in einem Steinbruch die Musikkapelle, wobei man gegen ein kleines Entgelt für Schnaps selbst einen Böller entzünden kann. (Dr. G. Englisch.)

337. Die angeführte Art der *Z u k u n f t s e r f o r s c h u n g* war vereinzelt auch in Brünn üblich. Nur nahm man noch Erde dazu, die den Tod bedeutete. (M. Kasparek.)

338. In Bergreifeuistein wurden die ausgegrabenen *T o t e n s c h ä d e l* früher gereinigt und zuweilen in Glaskästchen, auf denen der Name des Toten stand, aufbewahrt. Ein solches Kästchen wurde im August d. J. aus der Beinkammer der Nikolaus-Friedhofkirche in das Städtische Museum übertragen. (Schriftleitung der Zeitschrift.) In Nordwestmähren werden die Knochen der Ausgegrabenen wieder beigelegt. Gewöhnlich werden sie in weißes Leinen gehüllt oder in kleine Holzfärge gegeben, die dann auf den Sarg des im gleichen Grabe Neu beerdigten gestellt werden. (Franz J. Vanger, Klein-Mohrau i. M.)

343. Auch hier bedeutet der doppelte Wirbel im Kopshaar, daß der Betreffende *z w e i m a l h e i r a t e n* wird. (F. J. Vanger, Klein-Mohrau in Mähren.) Von einem Mann, der zweimal verheiratet war, heißt es, daß ihm Petrus die Himmelstür schneller öffnet, weil er schon auf Erden zweimal durch das Fegefeuer gegangen ist. (Ernest A. Potuczek, Brünn.)

344. Wenn sich die *K a ß e* pußt, kommt *B e s u c h*. Man fragt sie:

Kimmt a Männ, schauts mi an!

Kimmt a Wei(b), bleibst dabei!

Aus dem Verhalten der *Kaße* entnimmt man die Antwort. (F. Gd. Grabe, Winterberg.) In welcher Richtung die *Kaße* schaut, wenn sie sich gepußt hat, aus der kommt der Besuch. (M. Südkhorn.) Pußt sich die *Kaße*, so ist noch am selben Tage ein Besuch zu erwarten. (M. Baumann, Chodau.) Pußt sie sich mit dem Gesicht gegen die Tür, so kommt Besuch; pußt sie sich aber mit dem Gesicht gegen das Fenster, so wird einer der Anwesenden auf Besuch gehen. (F. J. Vanger.)

347. Bei Wallfahrten wird der *R o s e n k r a n z* in der Weise gebetet, daß bei den ersten zehn Gebeten das „Gegrüßt seist Du“ der Vorbeter spricht, während das „Heilige Maria“ die Teilnehmer beten. Bei den zweiten zehn Gebeten, die im Volksmunde „Gesätze“ heißen, ist es dann um-

gelehrt. Nach dem Rosenkranz werden Lieder gesungen. Der Vorbeter spricht oder singt ein bis zwei Verszeilen und die Wallfahrer wiederholen es. (F. J. Langer.)

Umfragen

351. Im südlichen Böhmerwald läßt man die Zähne setzen und nicht plombieren. Ist dieser deutsche Ausdruck an Stelle des häßlichen Fremdwortes auch sonst gebräuchlich? Ließe sich dementsprechend für das komische Wort Zahntechniker nicht ein deutsches „Zahnseker“ einführen?

352. In Königswertth a. d. Eger (Mittheilung von A. Horner) und weithin ist der Glaube verbreitet, daß man eine Schere nicht mit den Spitzen nach abwärts an die Wand hängen darf, weil sie so das Unglück auffängt. Gibt es im Volke auch andere Begründungen?

353. Wenn ein Stern nahe beim Mond steht, kommt schlechtes Wetter. (Dr. G. Englisch für Mähr.-Rosen-dorf.) Wenn die Venus in der Nähe des Mondes steht, bricht Feuer aus. (M. Kasparek für Buchelsdorf bei Freivaldau.) Was schließt man sonst noch aus der Annäherung von Sternen an den Mond?

354. Man hat Glück, wenn man als erster den ersten Heuwagen sieht, der im Orte eingefahren wird. (D. Zerlik für Uittwa.) Wo findet sich derselbe Glaube?

355. Wenn Mädchen pfeifen, weint die Himmelsmutter. (Ernest A. Potuczel, Brünn.) Wie begründet sonst das Volk die Ansicht, daß Pfeifen der Mädchen unstatthaft oder unnatürlich — wie das Krähen einer Henne (vgl. Handwörterbuch Aberglaube VI. 1580 f.) — und daher sündhaft ist?

356. Eine Blase auf der Zunge bekommt man, wenn die Leute schlecht von einem reden. Eine Blase auf der Lippe soll davon herrühren, daß eine Spinne nachts darauf geharnt hat. (D. Zerlik für Uittwa.) Was wird sonst über die Entstehung von Blasen auf der Zunge oder Lippe überliefert?

357. Nach einer Mittheilung von M. Kasparek (Jvanovce) ist bei den Tschechen des Schwarzatalles der Glaube verbreitet, daß ein Mensch nicht sterben kann, wenn er auf einem Polster mit Hühnerfedern liegt. Gleiches glaubt man auch in Prälep bei Strifek i. M. und gibt dort dem Sterbenden, um die Wirkung der Hühnerfedern zu brechen, das Brauthemd, das zugleich Totenhemd ist, unter das Kopfpolster. Wo ist der gleiche Glaube und Brauch auf deutschem Boden zu finden?

358. In Königswertth a. d. Eger fand man heuer in einer Scheune des Hofes Nr. 2, auf dem das Geschlecht Woldert schon seit vor 1600 sitzt, bei einem Umbau in einem Trägerbalken der hölzernen Tenne ganz säuberlich eingelassen eine gebrauchte, aber blitzblaue handgeschmiedete Sense, von der man annimmt, daß sie als Spenderin guten Erntesegens dorthin gebracht wurde. In seiner heutigen Form steht der Hof rund hundert Jahre. (A. Horner.) Wo ist Ähnliches — eingebaute Waffen und waffenartige

Werkzeuge, z. B. Hacken, Sensen u. a. sollen meist Böses vom Hause abwehren — bezeugt?

359. Welches Glockengeläute judetendeutscher Kirchen gilt als besonders schön? Wurden solche Glocken im Weltkrieg geschont? Wo gibt es auf judetendeutschem Boden Glockenspiele?

360. Wer kann Angaben über Alter und Verbreitung dieser Darstellung der Dreifaltigkeit machen? Das Bild (Größe 60×80 cm) gehört einem Landwirt in Dittersshof bei Freinwaldau. Was bedeuten die Buchstaben DD. EN. KT. DH. DF. DK. (D = Dominus?) unter dem Bilde?*)



Schrifttum

Adolf Spamer, Die deutsche Volkskunde. Bibliographisches Institut N.-G., Leipzig und H. Stubenrauch Verlagsbuchhandlung N.-G., Berlin. I. Band 1934. 632 S. II. Band (Bilderatlas der Deutschen Volkskunde mit 510 und 85 S. Schrifttumsverzeichnis, 730 Abbildungen, 8 Farbtafeln und 4 zum Teil farbigen Originalbeilagen) 1935. Preis der beiden Bände in Ganzleinen 35 Mark.

Im Vorwort zu dem Textband des Prachtwerkes, der 32 Beiträge über die verschiedenen volkstündlichen Stoffgebiete enthält, schreibt der Herausgeber A. Spamer: „Die Volkskunde, lange verkannt und mißverstanden als Sammeltrieb feltamer oder reizvoller Kestererscheinungen aus vergangenen Zeiten wie geistig überwundener Entwicklungszustände, tritt in den Mittelpunkt geisteswissenschaftlichen Forschungsstrebens. Mit dem Abstreifen ihrer literarisch-philologischen Bindungen, der Lösung aus stofflichen Fesseln, der entschlossenen Hinwendung zur Erscheinungsfülle des gegenwärtigen Lebens, der Ausweitung ihres Blickes auf das Volksganze wird sie zur allumfassenden Volkspsychologie. In solcher zielsicheren Erkenntnis ruht ebenso die Stärke ihrer wissenschaftlichen Methode wie der überwissenschaftlichen Auswertungsmöglichkeiten für ihren Untersuchungsstoff, das Volk selbst.“ In dieser „Zeitwende geistesgeschichtlicher Betrachtungsweise“, in der man „um die Erkenntnis des deutschen Wesens leidenschaftlicher ringt, als es je zuvor

*) Diese Umfrage stellt Prof. D. Bernerth in Sternberg.

eine Periode unserer Geschichte tat". stellte sich diese Gesamtschau über die bisherigen wissenschaftlichen Ergebnisse als eine Notwendigkeit heraus. Und mit Genugtuung kann festgestellt werden, daß sie auch gelungen ist. Insbesondere wird die Zweiteilung in einen Textband und in einen mit eingehenden textlichen Erläuterungen versehenen Bilderband der Eigenart des volkstündlichen Stoffes in vollem Maße gerecht. Das reichhaltige Verzeichnis des volkstündlichen Schrifttums erfordert hier und da Richtigerstellungen und Ergänzungen. So wären z. B. von deutschen Sagen-sammlungen in der Tschechoslowakei noch zu nennen die von Benjowitsch, A. Czerny, R. Hübner, G. Janosch, F. J. Jirasek, V. Kavell, J. Kern, J. Kollibabe, A. Peter, J. Philipp, J. Ulrich u. a., während Nr. 1443 (Auswahl aus A. Peter) und Nr. 1444 (Bearbeitungen und zum Teil Erfindungen) hätten wegleiben können. Bei den Volksliedsammlungen wird Walthar Hensel bloß als Herausgeber der Finkensteiner Blätter angeführt, Nr. 1830 (Gottscheer Volkslieder) gehört nicht in den Abschnitt Tschechoslowakei, sondern Jugoslawien. Im Abschnitt „Volkslied“ fehlt die schöne Sammlung „Deutsche Volkslänze aus dem Böhmerwald“ von L. Goidn (Leipzig 1930).

Johannes R ü n z i g, Deutsche Volkslieder aus dem rumänischen Banat mit Bildern und Weisen. 28. Heft der Landschaftlichen Volkslieder, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde hg. vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. Verlag Walter, de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935. 88 S. Preis 1 Mark.

Diese von Rünzig im Sommer 1930 und 1933 gesammelten Lieder sind für die sudetendeutsche Volksliedsforschung deswegen besonders wichtig, weil ein großer Teil der Lieder aus Ortschaften stammt, deren Bevölkerung ganz, wie z. B. in Wolfsberg, oder zum Teil, wie z. B. in Hagfeld, Viebling, Moritzfeld u. a., aus Nachkommen von Auswanderern aus dem Böhmerwalde besteht, die vornehmlich aus der Gegend von Neuern in den Jahren 1827 und 1828 ausgewandert waren. Ihr Schicksal schildert P. Graf in seiner „Geschichte der deutsch-böhmischen Ansiedlungen im Banat“ (V. Band, 2. Heft der Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde, Prag 1904). Wie ein Vergleich mit den „Volksliedern aus dem Böhmerwalde“ von G. Jungbauer beweist, sind von den 34 Liedern der Sammlung nahezu alle noch gegenwärtig im Böhmerwald verbreitet. Kein schwäbischer Art sind nur ganz wenige Lieder.

Alfred v o n R e m e n t, Das Wirtshaus an der Lahn. Das Lied und seine Legende. Reichenberg 1935. Auslieferung durch die Verlagsbuchhandlung S. Stubenrauch, Berlin und Leipzig. 54 S.

Unser Mitarbeiter legt hier einen in jahrelangem Fleiß gesammelten Stoff vor, den er mit einer erstaunlichen Belesenheit im gesamten Volksliedschrifttum entwicklungs-geschichtlich und vergleichend behandelt. Ein sorgfältiger Quellennachweis unterrichtet über alle Veröffentlichungen des Liedes mit Einschluß der Singweisen. Besonders zu loben ist die Art, wie der Verfasser den heißen Stoff abwechselnd und fesselnd darstellt, ohne über die schicklichen Grenzen hinauszugehen.

Josef M a d l e r, Das stammhafte Gefüge des deutschen Volkes. 2. Auflage. Verlag Kösel & Pustet, München 1934. 206 S. und eine zweifarbige Karte. Preis kart. 3 Mark 80, in Leinen 4 Mark 80.

Diese eigenartige Stammesgeschichte und Stammeskennzeichnung, geschrieben von unserem deutschböhmischem Landsmann, dem das deutsche Volk die erste Literaturgeschichte nach stammheitlichen und landschaftlichen Gesichtspunkten verdankt, drängt eine Fülle voll Stoff zusammen, so daß jeder Satz wichtig und jede Seite reich an Erkenntnissen ist. In einer naturgegebenen Gliederung werden behandelt das hochdeutsche und niederdeutsche Muttervolk (Franken, Alamannen, Baiern, — Sachsen und Friesen), dann die Thüringer, die im „deutschen Herzkraut“ siedeln, ferner die Neustämme, die mittel-, nieder- und hochdeutschen Tochtervölker, und endlich noch das „deutsche Weltvolk“, die Masse der außerhalb des unmittelbaren deutschen Lebensraumes Wohnenden. Im Abschnitt „Mitteldeutsches Tochtervolk“ sind auch den Sudetendeutschen drei Seiten gewidmet, und zwar vornehmlich der

judetendeutschen Dichtung, deren schöpferisches Schwergewicht aber, wie betont wird, im bairischen, also oberdeutschen Süden liegt.

Elisabeth Grabowski, Die Volkstrachten in Oberschlesien. Aus dem Nachlaß hg. von Hedwig Grabowski. Mit 8 mehrfarbigen und 74 einfarbigen Abbildungen. Verlag Priebatsch's Buchhandlung, Breslau 1935. 104 S. Preis geb. 6 Mark 50.

Leider konnte die Heimatdichterin und Volkskundlerin, die auch „Sagen und Märchen aus Oberschlesien“ herausgegeben hat, das Erscheinen ihres Trachtenbuches, zu dem der Stoff mit viel Sorgfalt und Liebe gesammelt wurde, nicht mehr erleben. Dies hat nun ihre Schwester besorgt. Die eingehende Darstellung, die prächtigen Bilder und die hübsche Ausstattung des Buches verdienen volles Lob.

Märchen aus dem Bündnerland. Nach dem Rätoromanischen erzählt von Gian Bundi. Mit Bildern von Alois Carigiet. Hg. von der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. Vertrieb durch die Verlagbuchhandlung Helbing & Lichtenhahn, Basel 1935. 183 S.

Das Buch macht mit dem Märchenschatz der rätoromanischen Bevölkerung in der Schweiz bekannt. Es enthält 45 Stücke aus dem Bündner Oberland, entnommen der Rätoromanischen Chrestomathie des C. Decurtins, und 6 Märchen aus dem Engadin, die nach der Erzählung von Frauen aufgeschrieben wurden und sich durch eine besonders ausdrucksvolle und lebendige Sprache auszeichnen. Küßlich sind die zum Teil farbigen Bilder des Züricher Graphikers Carigiet.

Gisela Piaschewski, Der Wechselbalg. Ein Beitrag zum Aberglauben der nordeuropäischen Völker. 5. Band der Deutschkundlichen Arbeiten, N. Allgemeine Reihe. Verlag Maruschke & Berendt, Breslau 1935. 200 S.

Eine durch die Fülle des fleißig gesammelten Stoffes wertvolle Arbeit, bei der allerdings die zu Beginn der Abhandlung versuchte räumliche Abgrenzung des Wechselbalggläubens durch den Anhang (Der Wechselbalg in außereuropäischen Gebieten) selbst widerlegt wird. Es braucht wohl keines Nachweises, daß dieser Glaube bei fast allen Völkern zu finden ist.

Heinrich Marzell, Volksbotanik. Die Pflanze im deutschen Brauchtum. Verlag Endehaus G. m. b. H., bzw. Deutsche Arbeitsfront, Berlin 1935. 196 S.

Das mit zahlreichen gelungenen Lichtbildern ausgestattete Buch gibt eingehende Auskunft über Namen, Geschichte, Verwendung usw. unserer wichtigsten Heilpflanzen.

Walter Nieferken, Das Feld und seine Bestellung im Niederdeutschen. 5. Band von Sprache und Volkstum (Arbeiten zur niederdeutschen Sprachgeschichte und Volkskunde). Verlag Karl Wachholtz, Neumünster 1935. XXXII und 365 S. Preis geh. 12 Mark.

Das Buch enthält alle auf das Feld und seine Bestellung bezüglichen mundartlichen Ausdrücke, wie sie in 7 Ortshaften des Kreises Harburg (Reg.-Bez. Lüneburg) üblich sind. Es ist staunenswert, welcher Reichtum von Ausdrücken für den Bauernhof und seine Gebäude, für Straßen und Wege, Haustiere und ihre Fütterung, für Wagen, Pflüge, Eggen u. a., für das Düngen, Säen, Pflanzen, Dreschen usw. auf einem so engen Raume vorhanden ist. Ein Anhang bietet 103 Zeichnungen der angeführten Geräte, Werkzeuge usw.

Eugen Fehrlé, P. C. Tacitus. Germania. Mit 47 Abbildungen auf 16 Tafeln. Zweite, verbesserte Auflage. F. Lehmanns Verlag, München 1935. Preis geh. 3 Mark 60, geb. 4 Mark 80.

Die Notwendigkeit einer zweiten Auflage beweist, daß wir es hier, wo der lateinische und deutsche Text gegenübergestellt ist und eingehende Erläuterungen gegeben werden, mit der brauchbarsten Ausgabe der Germania zu tun haben.

Adolf Helbok, Grundlagen der Volksgeschichte Deutschlands und Frankreichs. 2. Lieferung. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935. Bogen 5—12 (S. 65—192). Preis 5 Mark.

In dieser Lieferung wird das 1. Kapitel (Die Urlandschaften und die vormittelalterlichen Lebensräume beider Völker) abgeschlossen und mit dem 2. Kapitel (Die Kultur- und Völkerbewegungen der Vor- und Römerzeit) begonnen, wobei wieder alle vorhandenen Quellen ausgiebig benützt und alle einschlägigen Fragen eingehend behandelt werden.

Rudolf Hartmann, Die Schwäbische Türkei im 18. Jahrhundert. II. Band der Schriftenreihe der Neuen Heimatblätter, geleitet von Franz Basch. Budapest 1935. 64 S.

In dem vorzüglichen Werke wird zunächst die Entstehung dieser größten deutschen Sprachinsel des heutigen Ungarns dargestellt und hierauf die in Wirtschaft und Kultur geleistete Aufbauarbeit der 200.000 „Schwaben“, unter welchen nicht wenige Nachfahren von Franken und Baiern sind, geschildert. Bemerkenswert ist, daß sich unter den Pfarrern der Sprachinsel auch Sudetendeutsche finden, z. B. A. Hartmann aus Eger (geb. 1749), A. A. Marfer aus Nordmähren (kam 1737 nach Szatád), S. Milbner aus Venisch (Schlesien), C. Pfrogner aus Böhmen (geb. 1741), M. Teschauer aus Eger (geb. 1752).

Josef Pfizner, Sudetendeutsche Geschichte. 13. Heft von „Sudetendeutsches Volk und Land“. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 66 S. Preis geb. 9 K.

Das vorliegende Heft vereinigt drei bereits an anderer Stelle veröffentlichte Aufsätze: Das geschichtliche Schicksal der Sudeten Deutschen und Tschechen; Die Geschichte der Sudeten Deutschen; Die geschichtliche Stellung der Prager deutschen Hochschulen. Die wissenschaftlich voll begründeten und klug durchdachten Ausführungen haben auch ein praktisches Ziel: sie wollen „dem Radikalismus der nationalen Veröhnung und des nationalen Ausgleiches dienen“.

G. Jungbauer, Quellen und Anmerkungen zu den Deutschen Sagen aus der OSR. Staatliche Verlagsanstalt in Prag, 1935. Preis 6 K. 76 S.

Dieser Anhang zu dem zweiteiligen Sagenband ist als Beiheft zur „Deutschen Jugendbücherei“ für die Hand des Lehrers, geleitet von Dr. R. Schroubek und Dr. F. Longin, erschienen.

Josef Ullrich, Volksagen aus dem Gesente. Verlag der Buch- und Kunstdruckerei Albert Koch, Odrau 1935. 462 S. Preis geb. mit Postzusendung 40 K.

Der als Bürgerschuldirektor i. R. in Wigtadt lebende Verfasser, dem die Sammlung und Herausgabe der Sagen des Ruhländchens zu verdanken ist, legt in diesem stattlichen Band, der 488 Sagen bzw. sagenhafte Überlieferungen darbietet, die Frucht langjähriger Sammelfleißes vor, der sich auf die Gegend um Bodenstadt, Bärn und Sternberg in Nordmähren und Freudenthal, Jägerndorf und Troppau in Schlesien erstreckt hat. Neben den aus früheren Werken genommenen Sagen — die aus der Sammlung von Emma Griner hätten, weil sie keine Volksagen sind, wegleiben können — sind nicht wenige, die der Herausgeber selbst oder seine Mitarbeiter aus dem Volksmund aufgezeichnet haben. Eine ausführliche Einleitung unterrichtet über die Art, Herkunft und Verbreitung der Sagenstoffe, wobei sich ergibt, daß in diesem Gebiete religiöse Sagen zahlenmäßig sehr schwach vertreten sind. Den meisten Sagen sind erklärende Anmerkungen beigegeben, ein Anhang bringt 16 Sagedichtungen, so von G. Heine, Maria Etana, Bruno Hans Wittel u. a. Dem Buche ist weiteste Verbreitung zu wünschen.

G. Jungbauer, Das lustige Buch. Deutsche Schwänke und Schmunren. Adam Kraft Verlag, Karlsbad-Drachowitz 1935. 126 S. Preis 8 K. 50, in Leinen geb. 17 K.

Das Buch bietet eine auch für die Schule und Jugend berechnete Auswahl der schönsten sudetendeutschen Schwänke. Es ist als der 1. Band einer Sammlung „Sudetendeutsche Bicherei für Schule und Haus, Volkstümliche Reihe“ erschienen.

Karl Hübl, Das Schönhengster Bauernjahr. Mundartgedichte. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 46 S. Preis 8 K.

Die Gedichte, die das Leben und die Arbeit des Bauern im Jahreslauf vorführen, erfrischen durch Einfachheit und Natürlichkeit. Da der Verfasser selbst Landwirt ist, so fehlt seiner Mundartsprache alles Falsche und Gefünstelte, das sonst manche Mundartdichtungen ungenießbar macht.

Bruno Barthel-Uttenwalde, Im de Bastei rim. Geschichten und Schilderungen aus dem Gipsandsteingebirge, in sächsischer Mundart erzählt. Verlag Julius Belk, Langensalza 1935. 112 S. Preis geh. 54 Pf., geb. 90 Pf.

Was der einfache Fabrikarbeiter und Steinbrecher Barthel, der in Uttenwalde lebt, erzählt, ist erlebt und daher klar und anschaulich. Seine Sprache ist echt und unverfälscht. Mit Recht betont A. Zirkler, der das Buch als 1. Band der Sammlung „Mundartdichtungen aus dem Grenzland Sachsen“ herausgibt, daß Barthel im Kampf gegen die verlogene sächsische Blümchendichtung mit in der vordersten Linie steht.

E. Lehmann und J. Streit, Der Jeschken-Fser-Gau, Männer und Werke. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 118 S. Preis geh. 8 K., geb. 11 K.

Das Büchlein, das zugleich den 11. Jahrgang der „Wünschelrute“ (Jahrbüchlein der „Heimatbildung“) darstellt, enthält Beiträge von 36 Mitarbeitern, die aus dem Jeschken-Fser-Gau stammen oder dort leben, über Stoffe ihres engeren Fach- und Wirkungsbereiches. Volkstümlich sind die Beiträge von J. Schrovatka (Sagen vom Wildschützen Junker) und J. Bemesch (Volkshumor im Wittigtal).

Freudenthaler Ländchen. Beilage zur „Freudenthaler Zeitung“, geleitet von E. Weiser. 14. Jahrgang (1934). Verlag W. Krommer, Freudenthal.

Der Verlag hat wiederum die 12 Hefte dieser Heimatbeilage in einem geschmackvollen Einband vereinigt. Von den Aufsätzen des Jahrgangs ist besonders der über Südnkreuze im Freudenthaler Ländchen bemerkenswert.

Max Hein, Geschichte des Handels und Gewerbes von Olmütz im Mittelalter. Illustriert nach alten Quellen und Bilderhandschriften von Rudolf Matther. Mit 4 Bildtafeln nach alten Originalen und Handwerkstücken. Verlag der Buchdruckerei Laurenz Kullik, Olmütz 1935. 111 S.

Das hübsch ausgestattete Buch enthält eine Fülle von kulturgeschichtlich und auch volkstümlich wichtigen Angaben. Handel und Gewerbe der Stadt waren von Anfang an deutsch, auch die „Golaczer“ (Kuchenbäcker), die ihre eigene Zehle hatten und sich 1379 mit den gewöhnlichen Bäckern zu einer Zehle vereinigten, waren Deutsche. Erst die Schneiderordnung vom Jahre 1450 bringt die erste tschechische Eintragung in das Stadtbuch, soweit das Gewerbe in Betracht kommt.

A. Vernt, R. Essl, E. Lehmann, G. Preißler und R. Wepß, Von deutscher Art und Kunst. Deutsches Lesebuch für deutsche Mittelschulen. Sechster Band. Für die sechste Klasse der Gymnasien, Real- und Reformrealgymnasien. Verlag von Gebrüder Stiepel G. m. b. H., Reichenberg 1934. Preis 33 K. 50.

Dem Lehrplan entsprechend bringt dieser Band sorgfältig ausgewählten Lese-stoff aus der Hörtischen Dichtung, aus Volkslied und Volksbuch, aus dem Volksschauspiel und aus dem Schrottum des 16., 17. und zum Teil (Klopstock, Wieland, Lessing) 18. Jahrhundert und in den Abschnitten „Im Spiegel der neueren Dich-

„Im Lichte der Wissenschaft“ zu jenem Lesestoff passende Gedichte und Prosaanfätze, darunter „Das Prager Stadtbild unter Karl IV.“ von W. Wostny und „Prager Barock“ von D. Schürer. Das Beiheft enthält das mhd. Wörterbuch und einen Auszug aus der mhd. Sprachlehre.

Dr. Viktor Karel, Deutsche Dichter in Karlsbad. Verlag Walther Feinisch, Karlsbad 1935. 52 S.

Die Schrift gibt genauen Aufschluß über den Aufenthalt der Dichter Goethe, Schiller, Körner, Laube, Geibel und A. Stifter in Karlsbad.

E. Lehmann, Zehn Jahre „Gesellschaft für deutsche Volksbildung in der Tschechoslow. Republik.“ Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 32 S. Preis 4 Kč.

Das Heft (Mitgeber für Volksbildner Nr. 11) enthält den Festvortrag E. Lehmanns, einen kurzen Bericht über die Zehnjahrsfeier und das Mitgliederverzeichnis der Gesellschaft nach dem Stande vom 1. Juli d. J.

Die Sudetenbühne. Hg. von W. Heidrich, Buchgestaltung von R. Karasek. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 30 S. Preis 4 Kč.

Die seit einhalb Jahren bestehende Sudetenbühne beweist mit diesem Heft 13 der Schriftenreihe „Mitgeber für Volksbildner“ erschienenen Tätigkeitsbericht, daß sie bereits viel mehr als erwartet geleistet hat und in Zukunft noch mehr zu leisten verspricht.

Hauskalender für Stadt und Land für das Schaltjahr 1936. 53. Jahrgang. Verlag Ambr. Dpiž, Warnsdorf. Preis geh. 6 Kč, geb. 8 Kč.

Aus dem Inhalt: G. Stumpf, Aus der Geschichte der St. Joachimsthaler Bergknappenschaft; R. Ledermayer, Das Wirken des Deutschen Ordens in Nordmähren-Schlesien; Sudetendeutsche Stifte (Braunau, Hohenfurt).

J. Klein und Otto J. Bähler, Kvitka ze zahrad německé lyriky jihomoravské. Privatdruck in 300 nummerierten Stücken bei A. Kučik in Břeclav (Lundenburg), 1935. 78 S.

Das Buch bringt gelungene Übertragungen von Liedern der folgenden deutschen Dichter Südmährens: H. Vorm, F. Kirsch, E. Grunzsta, R. Vallazza, L. Greiner, R. v. Schawal, R. H. Strobl, E. Spann-Mheinisch, R. Kreisler, W. Szegeda, J. Keif, R. R. Mraček, J. Ringler-Keller, E. R. Willmann, deren Leben und Schaffen in einem Nachwort geschildert wird.

R. Mofjónski, Atlas kultury ludowej w Polsce. 2. Heft. Verlag der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Krakau 1935.

Auch die 12 Kartenblätter dieses 2. Heftes haben vorwiegend volkskundlichen Inhalt. Jedes Kartenblatt enthält genaue Erläuterungen und Hinweise auf das einschlägige Schrifttum.

Garry M. Hyatt, Folk-Lore from Adams County Illinois. Verlag: Alma Egan Hyatt Foundation, New York 1935. 723 S. Preis geb. 6 Schilling.

Der Titel des umfangreichen Bandes ist irreführend, da keine Gesamtvölkerkunde der Adams Grafschaft im Westen von Illinois vorliegt, sondern nur eine allerdings umfassende Stoffsammlung des Aberglaubens mit Einfluß der Volksmedizin. Die Überschrift sollte daher zutreffender so lauten wie bei dem 1915 in Philadelphia erschienenen Buch „Beliefs and superstitions of the Pennsylvania Germans“ von E. M. Fogel, das allem Anschein nach als Muster für die Gliederung des Stoffes gedient hat. Hier sind in 10.949 Nummern abergläubische Meinungen und Überlieferungen verzeichnet, von den Wetterregeln bis zu den Geister- und Gespenstergeschichten, wozu noch allerlei Volksreime und Rätsel angeschlossen werden. Inwieweit deutsches Volksgut — die Deutschen stehen als Väter der Landschaft zahlenmäßig nach den aus Großbritannien stammenden Einwanderern

an zweiter Stelle — vorliegt, müßte erst durch eine genaue vergleichende Untersuchung des riesigen Stoffes festgestellt werden.

* * *

Wiener Zeitschrift für Volkskunde. — Aus dem 3. Heft 1935: R. Wolfram, Die Böhmerwälder „Faschingsbursch“; R. Kriß, Die bäuerliche Hinterglasmalerei zu Sandl als Volkskunst der Gegenwart.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Aus dem 6. Heft 1935: J. Koepf, Kein schöner Land in dieser Zeit (Nachweis, daß das Lied von Zucalmaglio verfaßt wurde, der die Singweise einem Volksliede entlehnte). — Im 7. Heft (September) beginnt eine Aufsatzreihe von Anna Boschdorfer über die Volkslieder der deutschen Siedlung Beszprémfajsz im südlichen Bakonyerwalde in Ungarn, von deren Bevölkerung man annimmt, daß sie aus Südostböhmen (Neubistritzer Ländchen) und dem angrenzenden Südwestmähren stammt, wo auch die mittelbairische ui-Mundart gesprochen wird.

Germanoslavica (Prag). — Im 3./4. Heft des 3. Jahrgangs ist der von uns bereits oben (S. 78) angezeigte Vortrag E. Rippl über „Die deutsche Soldatensprache in der tschechoslowakischen Armee“ auf S. 401—414 abgedruckt.

Neue Heimatblätter (Budapest). — Unter dieser Überschrift erscheint die Fortsetzung der früheren Deutsch-Ungarischen Heimatblätter. Das 1. Heft des 1. Jahrgangs (1935) enthält u. a. „Grundrissliches zur Volksliedforschung in den deutschen Sprachinseln Ungarns“ von Anna Boschdorfer, „Deutscher Volksglauben in Ungarn“ von J. Basch.

Karpatenland (Reichenberg). — Aus dem 2. Heft 1935: A. Dams, Volkslagen aus Rumeschau bei Kremnitz; R. Zeisel, Die „Zech“ und die Zecherleut im Reigenpiel des Jahres.

Sudetendeutsche Monatshefte (Teplic-Schönau). — Aus dem Oktoberheft 1935: G. Wido, Die Fahrt nach dem Ruß. Ein Erlebnis A. Stiflers. — R. Beher, Alois John zum Gedächtnis.

Volksdienst (Prag). — Die 2. Fortsetzung des wichtigen Beitrages „Die bevölkerungspolitische Lage der sudetendeutschen Landschaften“ befaßt sich mit dem Böhmerwald, der vom ganzen sudetendeutschen Gebiet die stärksten Geburtenzahlen aufweist und die oft aufgestellte Behauptung widerlegt, daß der Geburtenrückgang eine Folge wirtschaftlicher Not ist. Allerdings kann der targe Boden des Böhmerwaldes seinen Geburtenüberschuß nicht ernähren, was seit Jahrzehnten eine starke Abwanderung — früher nach Wien oder ins Reich, jetzt nach Prag und Nordböhmen — zur Folge hat.

♦

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Tyllova nám. 28.
Druck von Geint. Merck Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die
Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1806/VII/1928
Ausgabepostamt: Prag 25.

Gudetendutsche Zeitschrift für Volkstunde

Herausgeber u. Leiter: Dr. G. Jungbauer, Prag XII, Tylovo nám. 28.

8. Jahrgang 1935

5./6. Heft

Die Herkunft der Wallerer

Von Dr. Rudolf Rubitschek

Das vor einigen Jahren erschienene Buch¹⁾ über den Böhmerwaldort Wallern, der sich durch manche Eigentümlichkeiten von der Umgebung abhebt, ist mit Zustimmung aufgenommen worden, hat aber, wohl weil es als Volksbuch und vor allem für die lieben Wallerer geschrieben war, keine wissenschaftliche Nachwirkung hervorgerufen. So ist die Lösung der oft aufgeworfenen Heimatfrage der Wallerer seither kaum einen Schritt weiter gekommen; nur Ernst Schwarz schenkte unserem Orte einige Beachtung; von Einheimischen sind die Schulmänner Wenzel Draxler und Hans Schreiber zu nennen, denen auch die folgenden Zeilen mancherlei verdanken.

Es sollen daher noch einmal für weitere wissenschaftliche Kreise kurz die Anfänge des Ortes erörtert, in der Hauptsache alle Wallerer Besonderheiten zusammengetragen und aus diesen die Herkunftsfrage der Wallerer — wenn von einer solchen überhaupt gesprochen werden kann — zu beantworten versucht werden.

Geschichtliches.

Der allgemeinen Ansicht²⁾, daß der Straßenort Wallern eine Säumeriedlung, also keine ausgesprochene bäuerliche Dorfgründung, am alten Goldenen Steige aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts sei, wurde nur von Anton Mahér widersprochen³⁾; nach ihm wäre der Ort um mehr als ein halbes Jahrtausend älter. Doch spricht alles dafür, daß der Ort nicht uralt ist⁴⁾.

¹⁾ Rudolf Rubitschek und Valentin Schmidt, Wallern und die Wallerer, 1921; das Buch enthält im Anhange das ältere Schrifttum zu unserem Gegenstande; die vielen abwegigen Fabeln von der Herkunft der Wallerer, die immer wieder auftauchen, wurden von mir in der Budweiser Zeitung vom 5. Jänner 1921 in einem Aufsätze zurückgewiesen.

²⁾ Rubitschek-Schmidt, a. a. O. S. 16; Festschrift zur Gewerbechau und landwirtschaftlichen Ausstellung 1932 in Wallern, verfaßt von Wenzel Draxler, S. 4 und 17; August Sedláček, Děje Prachenského kraje, 1926, S. 42; Ernst Schwarz in den weiter unten angeführten Büchern und Aufsätzen.

³⁾ Anton Mahér, Die Besiedlung des Böhmerwaldes, 1932, S. 74 f.

⁴⁾ Gegen die Annahme einer altdeutschen Siedlung aus dem 8. Jahrhundert lassen sich mancherlei Gründe anführen: die heutige starke Waldbedeckung, die verhältnismäßige Unbedeutendheit des Ortes in früheren Zeiten, die Lage in einem rauhen Talbecken, in dem neben der meist im Winter betriebenen Säumerei nur

Der Goldene Steig freilich mag älter sein, älter als alle Siedlungen der Gegend, von Alt-Prachatitz vielleicht abgesehen; über seine Entstehung gibt es bisher nur Vermutungen⁶⁾. Nicht unmöglich aber wäre eine ältere Tränke oder Herberge da, wo später Wallern entstand, da ja von der Prachatitzer Zollstätte bis zur passauischen Maut in Färholz der Weg einen und einen halben Tag ausmachte.

Die nächstliegende, aber durchaus nicht sichere Deutung des seit 1359, beziehungsweise 1373 belegten Namens Wallern von Wald: Walder, Waldern, mit Mitlautangleichung Waller, Wallern — heute Wullw und Wullwn — (s. auch Zustimmung⁶⁾) bis auf Mayer, der etliche andere Ableitungen gibt, die zu seinem altdeutschen Wallern passen⁷⁾. Wenn man bedenkt, daß die ganze Gegend weit und breit „Wald“ hieß und die Herbergsiedlung mitten in diesem Walde lag — in der Nähe kommen die Namen pons in silva im 13. Jahrhundert, Waldkirchen, Wollaberg, Wollatschlag vor — so leuchtet die Deutung gewiß ein. Das sprechende Wallerer Wappen — Waldbäume, — bekannt seit dem Anfange des 17. Jahrhunderts, scheint die Deutung zu erhärten⁸⁾. Da es sich um ein allmähliches Anwachsen der Säumeriedlung handelt, ist die Mitnahme eines festen Namens Wallern aus der Heimat, die Schwarz annimmt, wenig wahrscheinlich, wenn sie auch immerhin möglich wäre. Die vielen Namen Wallern, die in fast allen Landschaften vorkommen, müssen nicht immer zu unserem Namen gestellt werden, sondern können natürlich auf verschiedene Weise erklärt werden. Im tschechischen Namen Wolary, seit 1421 Walarh, Wallary⁹⁾, 1444 Wolari, steckt ganz deutlich der deutsche Name.

Was die nächste Umgebung endlich anbelangt, so sind die Nachbardörfer gegen die Grenze zu jüngere Siedlungen aus dem 18. und 19. Jahrhundert, die Bauerndörfer auf den anderen Seiten dagegen stammen aus dem 13. und 14. Jahrhundert.

Wiesenbau und Viehzucht Erwerb boten, die Zugehörigkeit zur Oberhaidler Kirche in den ältesten Zeiten, das vollständige Fehlen von Bodenfunden; wäre ferner der Ort uralt, dann hätte die Urkunde von 1263, die die Grenzen des Goldenkroner Gutes angibt, ihn gewiß genannt; endlich kennen wir aus der Ortsgeschichte die Ursachen der Gründung.

⁶⁾ Leonhard Franz nennt in seinen Beiträgen zur Vor- und Frühgeschichte Böhmens, 1935, S. 46 unter den Auslandswegen aus vorgeschichtlicher Zeit den Steig nicht, gibt auch sonst in seinem Buche keine vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsspuren in unserer Gegend an; vgl. ferner Kubitschek, Zur ältesten Geschichte von Prachatitz, Waldheimat, Oktober 1933; Mayer a. a. D. S. 21 hält den Steig für sehr alt und läßt ihn zumindest in frühgeschichtliche Zeit reichen.

⁷⁾ Kubitschek-Schmidt, a. a. D. S. 22; Ernst Schwarz, Grundrissliches zur Verwertung der Sprachforschung für die Siedlungsgeschichte, M. d. Prager Geschichtsvereines, 69., S. 41 ff; ferner derselbe, Die Ortsnamen der Sudetenländer als Geschichtsquelle, 1931, S. 79. Meiner Meinung nach ist die ungewöhnliche Angleichung des W zu U aus älteren Verbindungen entstanden wie Walder Herberge, Walder Leute, Walder Dorf mit dem Tone auf dem zweiten Worte; vgl. dazu dialektisch Wollaberg, Wollatschlag.

⁸⁾ a. a. D., S. 74 f.

⁹⁾ J. Mareš und J. Sedláček, Der politische Bezirk Prachatitz, 1914, S. 339.

¹⁰⁾ Blažena Hynesová, Listář a listinář Oldřicha z Rožmberka 1418 až 1462, 1932, I. B.

Soviel von den Anfängen des Ortes, und nun zu den sogenannten Wallerer Besonderheiten, durch die sich der Ort von der Umgebung unterscheidet.

Mundart.

Die folgenden lautlichen Erscheinungen kommen nur in Wallern und in der Umgebung, auf der ehemaligen Wallerer Herrschaft und in den alten Orten der Winterberger Herrschaft vor, also in den Siedlungen an den beiden Goldenen Steigen nach Prachatitz und Winterberg: dem mhd. *a* entspricht in einsilbigen Wörtern *o*, in zweisilbigen einmal *ou*, das andere Mal *o*, ohne daß sich eine Regel aufstellen ließe, aber auch ohne daß ein Schwanken herrscht, z. B.: *w o u s s o*, Wasser, und *f o d o*, Vater; ebenso bei mhd. *ā*: *š l o u f f o*, schlafen, und *o d o*, Ader.

Der Ausgleich muß schon vor langer Zeit stattgefunden haben; wahrscheinlich hat hier mitgebrachter Zwielaute und angetroffenes *o* der Umgebung — die Wallerer Mundart vermittelt auch sonst den Übergang zwischen den südlichen und den nördlichen Mundarten — eine Mischung von Wort zu Wort eingegangen¹⁰). Diese Erscheinung scheint mir deshalb von Wallern auf die Umgebung übergegriffen zu haben, weil die Wallerer Mundart am meisten bodenständig ist und das Gemeinsame der recht verschiedenen Nachbarmundarten, die viele Mischungen aufweisen, von Wallern herrührt; auch weil die Wallerer Bevölkerung nicht so stark gewechselt hat wie die der übrigen Siedlungen.

Dieselben Zwielaute kommen in unserer Nachbarschaft — dazwischen liegen heute jüngere Verkehrsmundarten — südlich von Passau im bayerischen Unterrottale vor¹¹).

Nur in Wallern treten ferner folgende lautliche Erscheinungen auf: *f s a u g*, Gesang, *b e a c h g*, Berg, *š w o v c h t š*, schwarz, *b o i r v š*, bayerisch, gegenüber *f s a u n g*, *b e o g*, *š w o v t š*, *b o i r i š* in der Nachbarschaft.

Anderer Wallerer Eigentümlichkeiten in der Aussprache lehren endlich in einigen ans Bayerische grenzenden Dörfern wieder: *w i v d*, Wirt, *g r i d n*, geritten, *d n e d*, Knecht, und *a u w o*, heraus, gegenüber sonstigem *w i v t*, *g r i n*, *g n e d* oder *g n e c h d* und *a u f f o*¹²).

Wortschatz.

Wallerer Sonderheiten sind die folgenden Wörter:

f a l b e v n, saure Milch; bekannt noch in einigen ans Bayerische angrenzenden Dörfern, doch hier wie auch in Wallern im Zurückweichen begriffen; sehr gebräuchlich im angrenzenden Bayern und in einigen anderen

¹⁰) Rudolf Rubitschek, Die Mundarten des Böhmerwaldes, 1926, S. 27 ff.; das Gebiet der Zwielaute wird durch die Linien *e* und *f* der beigegebenen Dialektkarte begrenzt; zahlreiche Beispiele aus Wallern auf den S. 36 ff.

¹¹) Ebenda S. 38 nach F. A. Schmeller, Die Mundarten Bayerns, 1821, S. 33 und J. N. Schmäbl, Die altbayerische Mundart, 1903, S. 11; ferner Ernst Schwa r z, Südetendeutsche Sprachräume, 1935, S. 43.

¹²) Vgl. Rudolf Rubitschek, Die Mundarten des Böhmerwaldes, S. 44 ff.

bayerisch-österreichischen Landschaften, z. B. in Niederbayern und im ober-österreichischen Mühlkreis¹³⁾.

d a u n r, Daun, Hohlzahn (Galeopsis); in vielen deutschen Landschaften bekannt als **d a u n**, die Form **d a u r** nur in der Schweiz vorkommend¹⁴⁾; im übrigen Böhmerwald und in einigen anderen Landschaften dafür **l u v g v**; im angrenzenden Bayern heißt die Pflanze **l i v g l**; das Wort Daun kommt also in Wallern ganz abgefordert vor.

w o u s s v p e r l, Wasserperl, Maiglöckchen; auch in der Prachatißer und Winterberger Gegend sehr gebräuchlich; bezeugt nur noch in der Umgebung von Bozen, sonst ganz unbekannt¹⁵⁾.

Außer diesen zwei Pflanzennamen zeichnete Hans Schreiber in Wallern über 300 Volksnamen von Pflanzen auf, die alle auch anderwärts gebräuchlich sind.

b u i n d, Beund, Wechselwiese; sonst **e d v n**, verstümmelt aus älterem **e g e r d e**, oder **b r o c h**, Brache.

r o u b, Rabe, in der Bedeutung von Krähe, sonst überall **g r a u n**; in einigen aus Bayerische grenzenden Dörfern und im angrenzenden Bayern ebenfalls nur **r o b**, welches Wort in sehr vielen bayerischen Gegenden für Krähe gang und gäbe ist.

d r i s i w l, allgemeinbayerische Bezeichnung der Türschwelle, Drischbel, in der ganzen Umgebung mit einer Umstellung **d r i w i s l**.

i d' l o u d g a i n, in die „Lade“ gehen, Besuche machen; in der Umgebung verschiedene andere Wendungen.

Hausbau.

Das **W a l l e r e r H a u s**¹⁶⁾ ist meist ein Einbau mit einem flachen, durch Beggindeln gedeckten, steinbeschwertem Pfettendach, mit einem Mittelsturz, der zwischen Stube und Stübel, Kammer und Stall nach dem überdeckten Hausflur und von da in die Scheune mit der Quertenne führt; nach Bruno Schier¹⁷⁾ ist ein solcher Einbau bei uns ein **F r e m d k ö r p e r**, der von dem bayerischen Mittertennbau seinen Ausgang genommen hat.

Diese Bauart ist gang und gäbe in den Alpen und in den bayerischen und österreichischen Alpenvorlanden¹⁸⁾. Karl Beer¹⁹⁾ findet eine besondere Übereinstimmung mit den Häusern in Oberbayern, im salzburgischen

¹³⁾ Mitteilung der Wiener Kanzlei des bayerisch-österreichischen Wörterbuches.

¹⁴⁾ Mitteilung von Dr. Marzell, Gunzenhausen (Mittelfranken), der die größte Sammlung mundartlicher Pflanzennamen besitzt; das **r** ist unorganisch, die Deutung des Wortes steht nicht fest.

¹⁵⁾ Mitteilung von Hans Schreiber; die Wiener Wörterbuchkanzlei kennt das Wort nicht, ebenso nicht Dr. Marzell; nach Mitteilung der Wörterbuchkommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sind Zusammenhänge mit Wasser in den Gegenden um Viechtach, Regen und Grafenau gebräuchlich.

¹⁶⁾ Kubitschek-Schmidt, Wallern und die Wallerer, S. 89 ff.

¹⁷⁾ Bruno Schier, Hauslandschaften und Kulturbewegungen im östlichen Mitteleuropa, 1932, S. 188.

¹⁸⁾ Vgl. die Karte 2 bei Schier; Wallern ist hier als Insel eingezeichnet.

¹⁹⁾ Karl Beer, Der Böhmerwald und Böhrische Wald, 1925, S. 88.

Flachgau und im südlichen Innoiertel. Wir brauchen aber nicht so weit zu gehen, denn das bayerische Einhaus mit dem Pflattendache ist im angrenzenden Bayern sehr häufig — der Straßenort Fuchholz beispielsweise, die alte Maut jenseits des Waldes, unterschied sich vor der Erneuerung der meisten Häuser kaum von Wallern — und reicht bis an die böhmische Grenze; bei uns finden sich solche Häuser außerhalb von Wallern vereinzelt an den zwei alten Goldenen Steigen noch und etwas häufiger an der bayerischen Grenze²⁰⁾.

Die H ö f e um Wallern herum sind zumeist unterländische Vierkant-höfe.

Eine weitere Eigenart der Wallerer bilden die H e u s c h e u e r n a u f d e n W i e s e n, Stadeln genannt, mehr als 600, die das Wallerer Gebiet gegen alle Nachbarn abgrenzen. Diese Stadeln kommen häufig dort vor, wo die Wiesen weit von den Gehöften entfernt liegen, also meist in den Alpengegenden. In Wallern scheinen sie sich vielleicht mehr wegen der Feuergefährdung eingebürgert zu haben. Heute machen manche Nachbarn den Wallerern die Stadeln nach; im südlichen Böhmen finden sie sich nur auf der „Rassen Wiese“ bei Wittingau, wo sie seit alten Zeiten sind, sicher seit 1603, wo Peter Wolf von Rosenberg diese Wiese den Wittingauer Bürgern schenkte; auf einem Bilde von 1699 sind sie bereits verzeichnet²¹⁾.

In den Heustadeln finden sich die merkwürdigen K l a p p t i s c h e; diese waren früher auch in den oft durch Webstühle beengten Wohnungen gebräuchlich. Zum Einführen des Heues werden zweiräderige „Goudan“ verwendet.

Tracht.

In der Tracht unterscheiden sich die Wallerer nur etwas von der Umgebung, besonders dem Unterlande und den Bauerndörfern, aber fast gar nicht von der altbayerischen Tracht.

Eigentümlich sind vielleicht nur die schwarzen K o p f t ü c h e r, die nach bayerischer Art mit dem Zipf zusammengebunden werden²²⁾, was heute schon selten geschieht. Im angrenzenden Bayern sieht man noch häufig solche Kopftücher; diese Sitte kann oder konnte man ab und zu in den Dörfern an der Grenze bei alten Leuten bemerken.

Eine Wallerer Besonderheit ist das H e u g e r t u c h; die Heugerinnen bauen sich aus einem rot-weiß gekreuztstreifigen, steifen Leinentuch einen dachförmigen Sonnenschuß, der ganz südländisch aussieht.

Wesen und Brauchtum.

Wenn man Eigenheiten im Wesen der Wallerer finden will, so ist das schließlich nichts Ungewöhnliches, da ja die Menschen eines jeden Ortes, zumal wenn er etwas abgeschlossen ist, ihre Eigenheiten haben; abgeschlos-

²⁰⁾ Deshalb ist die „scharfe Scheide“, die die Grenze bilden soll, bei S c h i e r a. a. O. S. 8 doch nicht ganz richtig.

²¹⁾ Mitteilungen von Dr. Anton Markus, Wittingau.

²²⁾ Rubitschek-Schmidt, Wallern und die Wallerer, S. 82.

sen waren die Wallerer durch ihre bevorrechtete Stellung nur von der bäuerlichen Umgebung, aber nicht von der übrigen Welt²²⁾.

Daß Wallern im Brauchtum aus der Nachbarschaft herausfällt, was immer wieder behauptet wird, ist falsch; es gab und gibt keine Bräuche, die nicht auch in anderen Orten des Böhmerwaldes daheim wären.

Geschlechternamen.

Die Wallerer vermischten sich nur wenig mit ihren Nachbarn, so daß man mit Recht von eigenen Geschlechtern sprechen kann; manche Namen kommen im Ort duzendmal und noch öfter vor. Der Kern der Bevölkerung scheinen alte Säumerfamilien zu sein; sehr viele Wallerer Namen, besonders hier schon ausgestorbene, tauchen nämlich im angrenzenden Bayern in den Orten an den Steigen nach Böhmen auf; sehr schön kann die Übereinstimmung in den alten Säumerorten Fürholz, Böhmenzwiesel, Schiefweg und Waldfkirchen beobachtet werden; es handelt sich da wohl um Sippen, in denen sich das Säumergeschäft vom Vater auf den Sohn vererbte; in Passau kamen diese Familien immer wieder miteinander zusammen.

Wenn auch im Laufe der Jahrhunderte manche Wallerer Familien ausstarben, so sind doch noch viele — mehr als sonstwo²³⁾ — seit dem 16. Jahrhundert im Orte ansässig; über das 16. Jahrhundert hinaus können wir die Familiengeschichte nicht verfolgen. Von Namen des 16. Jahrhunderts sind noch die folgenden heute in Wallern zum Teil verbreitet, meist sehr stark, zum Teil leben sie noch in Hausnamen weiter: Böh m, D e n k, H e i d l²⁴⁾, H o i s, K n a u d e r, K r i n e r, R e d e r e r, M a g e r, M e i n d l, M u s t o, P i n k e r, P i r n e r, P r a g e r (nach dem bayerischen Orte Prag bei Rührnbach am Goldenen Steig), P r a z l, P r o g e r (daselbe wie Prager), P u m m e r l, R a s, R i p p l, S a l z e r, S c h i l h a n s l, S c h i f t l, S c h o b e r, S c h r a m l, S c h r e i b e r, S i p p l, S i t t e r, S t e r n e r, S t ö g e r, S t ö g b a u e r, Z e l l e r.

Auf entferntere Landschaften weisen nur wenig weitverbreitete Namen hin: Praxl, die Südländer zu sein scheinen, und Hois, welcher Name im Salzburgischen und im Innviertel verbreitet ist; beide Namen kommen in den benachbarten bayerischen Gegenden nicht vor²⁵⁾.

Ergebnisse.

Wie wir aus diesen sogenannten Wallerer Besonderheiten Schlüsse ziehen, wollen wir noch einmal daran erinnern, daß der Goldene Steig zwischen Passau und Prachatitz bis in die neuere Zeit herauf die Lebens-

²²⁾ Nach Theodor Mayer, Zwei Passauer Mauthbücher aus den Jahren 1400 bis 1401 und 1401 bis 1402 in den Verhandlungen des Historischen Vereines für Niederbayern, 45. B., S. 130 war der Goldene Steig von Passau nach Prachatitz der verkehrsrreichste Saumweg im ganzen südlichen Deutschland.

²³⁾ In Prachatitz und Winterberg beispielsweise kommen heute nur je zwei Namen des 16. Jahrhunderts noch vor.

²⁴⁾ Später S a u h e i t l, vgl. Rudolf Rubitschek, Der Wallerer Name Sauheitl, in der Sudetendeutschen Zeitschrift für Volkskunde, 1930, 1. Heft.

²⁵⁾ Ausführliches über die Wallerer Familiennamen bei Rubitschek-Schmidt, Wallern und die Wallerer, S. 93 bis 111.

ader von Wallern gewesen ist; nur auf diesem Wege können die ersten Ansiedler ins Land gekommen sein; wohl zunächst nicht so sehr aus den nächsten bayerischen Säumerorten, sondern aus den südlicher gelegenen altbestehenden Gegenden; spätere Nachschübe kamen sicher immer wieder aus den bayerischen Säumerorten. Die oft behauptete Einwanderung aus Alpengegenden unter den Rosenbergern im 16. Jahrhundert muß wohl auf einige wenige Familien eingeschränkt werden. Schließlich sind auch in Wallern wie überall zu allen Zeiten Familien aus aller Herren Ländern eingewandert, so daß auch das Wallerer Volkstum wie jedes Volkstum eine bunte Mischung darstellt.

Die wichtigsten mundartlichen Erscheinungen kommen in den Gegenden südlich von Passau — genauer im unteren Rottal um Höhenstadt und Rarpfham — vor; daher wurde von mir öfter auf diese Gegend als mögliche Heimat hingewiesen; mit Sicherheit läßt sich dies jedoch kaum behaupten²⁷⁾. Ein hervorragender Kenner der bayerischen Mundarten, Bruno Schwaiger²⁸⁾, meint, daß die Wallerer Sprache sehr viel aus der Gegend Passau-Rottal zu haben scheine; doch könnte man mit dem gleichen Rechte auch werter entlegene Gegenden heranziehen, da es sich durchwegs um Atertümlichkeiten handle, Reste einstiger Sprachmoden, die sich in abgelegenen oder kulturell gehobenen und dadurch isolierten Bezirken erhalten hätten und in allen Gegenden des bayerischen Stammesgebietes vorkommen könnten.

Da die Passauer Gegenden uns aber am nächsten liegen und die Verbindung durch den Goldenen Steig gegeben ist, werden wir sie eher als mutmaßliche Heimat ansehen denn entferntere Gegenden mit denselben Erscheinungen, wenn wir auch nicht am unteren Rottale festhalten wollen²⁹⁾; bei der Zersplitterung der altbayerischen Mundarten dürften kaum sichere Ergebnisse erwartet werden.

Aus diesen Gegenden könnte auch das Wallerer Haus stammen, wenn wir auch wissen, daß es bis an die Grenze und darüber zu uns reicht.

Was auf weitere Gegenden weist, dürften einzelne Einwanderer nach Wallern mitgebracht haben, wie es ja überall vorkommt.

²⁷⁾ Ernst Schwara spricht in seinen Sudetendeutschen Sprachräumen S. 43 wie früher öfter, meine Ansicht wiedergebend, vom Altrottale als mutmaßliche Heimat, in dem Aufsätze: Die Heimatfrage der Sudetendeutschen im Lichte ihrer Mundarten, in den Forschungen und Fortschritten vom 20. Feber 1935 dagegen ganz bestimmt, ohne einen Beweis: Um Wallern sind mundartlich aus dem Altrottale südlich von Passau stammende über den Goldenen Steig eingewanderte Bayern erkennbar.

²⁸⁾ Mitteilung durch das Institut zur Erforschung des deutschen Volkstums im Süden und Südosten bei der Universität München.

²⁹⁾ Vgl. Reinz, Ergänzungen zum bayerischen Wörterbuche in den Sitzungsberichten der philos.-philolog. u. hist. Klasse der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München, 1887, 2. B., S. 405 f.: Im weitesten Sinne kann man als ein einheitliches Gebiet einer Mundart, von welchem Passau das nördliche Ende bildet, das Land zu beiden Seiten des unteren Laufes des Innß vom Einflusse der Salzach an zusammenschaffen, welches auf bayerischer Seite nach dem daselbe durchziehenden Nebenflusse des Innß das Rottal heißt, bis zur Wasserscheide der Wils, und das auf österreicher Seite durch den Hausruck und die Wasserscheide der Traun begrenzt wird, also der alte Rottachgau und zum Teil noch der alte Mattichgau.

Die meisten übrigen Besonderheiten aber, einschließlich des Wallerer Hauses, kommen in der angrenzenden bayerischen Landschaft, also am alten Goldenen Steige, vor. Wenn auch vielleicht die Heimat der ersten Wallerer südlich von Passau liegen mag, so ist doch für das Wallerer Volkstum die bayerische Nachbarschaft ausschlaggebend, mit der die meisten Übereinstimmungen bestehen. Die Herkunftsfrage ist von geringerer Bedeutung gegenüber der Tatsache des Zusammenlebens mit den bayerischen Nachbarn, das stärker gewesen sein muß als mit den bauerlichen Nachbarn unserer Heimat; seit der Goldene Steig nicht mehr besteht, hat dieser Zusammenhang natürlich aufgehört, die Gemeinsamkeiten jedoch sind geblieben.

Mit der bayerischen Nachbarschaft haben die Wallerer jahrhundertelang über die stundenweiten Grenzwälder weg zusammengelebt, von hier kamen immer wieder Nachschübe und von Passau, dem Mittelpunkt des angrenzenden Bayern, wirkte der stärkste Einfluß zu allen Zeiten herüber³⁰⁾, vergleichbar dem Einflusse, den in den letzten Zeiten Wien und Österreich auf unser Südböhmen ausübten³¹⁾.

Die übrigen Böhmerwälder, die ja auch aus den angrenzenden bayerischen und österreichischen Gegenden eingewandert waren, haben den Zusammenhang schon in der Kolonisationszeit verloren. Das Wallerer Volkstum aber hing durch den Goldenen Steig jahrhundertlang wie kein anderer Ort unserer Heimat über die jüngeren böhmischen und bayerischen Grenzbezirke hinweg mit dem bayerischen Volkstum der Passauer Gegenden zusammen: Wallern ist ein vorgeschobener Posten des Altbayerntums, der sich seine Eigenart bewahrt hat und deswegen von der Umgebung durch sogenannte Merkwürdigkeiten absticht.

Ein deutsch-lateinischer Scholarenspruch

Von Dr. Gerhard Eis, Pilsen

Eine besondere Gattung der volkstümlichen Gelegenheitsdichtung des Mittelalters ist das Priamel. In deutschen Landen wird es durch Spervogel beliebt und erlebt seine Blüte in der Zeit Rosenplüts. Manches Priamel geht namenlos wie das Sprichwort oder das Volkslied. Zur Zeit des Humanismus wuchert es in den Episteln der Gelehrten und geht halb deutsch halb lateinisch, ja auch halb lateinisch halb griechisch von Mund zu Mund. Weit wandert es über die Bande, wird gefürzt, erweitert, gesprochen.

Ein deutsch-lateinisches Priamel, das in zahlreichen verschiedenen Fassungen erhalten ist, soll hier genauer betrachtet werden. Bei den Sudeten-

³⁰⁾ Seit der Besiedlung der Grenzwälder zeigt sich im Kleinen derselbe Einfluß an einigen offenen Grenzstellen, z. B. in der Gegend von Ruzšwarda.

³¹⁾ Auch auf bayerischer Seite fühlte man diese Zusammenhänge, ja man hielt Wallern sogar für einen bayerischen Ort, wie eine oft nachgezeichnete Karte der Salztrassen nach Südböhmen, abgedruckt in der Monatschrift für die ostbayerischen Grenzmarken, 1921, S. 197, zeigt, auf der Wallern im Passauischen, jenseits des Grenzwaldes eingezeichnet ist.

deutschen ist sowohl die älteste Form, der kurze Vierzeiler, wie auch die erweiterte der Reformationszeit belegt. Es behandelt das schon bei Walther in Spruchform vorkommende Thema:

*Untrüwe ist in der sätze,
gewalt vert uf der sträze:
fride unt reht sint sere wunt.*

Aber die spätem Fassungen des Spruches hat R. Köhler (Kleinere Schriften zur erzählenden Dichtung des Mittelalters, herausgegeben von J. Bolte, Berlin 1900, Bd. II, 73—79 „Ein Gedicht von der Gerechtigkeit“) gehandelt, wobei er besonders auch Sprüche und Inschriften aus jüngster Zeit anführt. Ich wiederhole das von ihm 1873 mitgeteilte Material hier nicht, Berücksichtige es aber, soweit es der Zeit vor 1600 angehört und mit dem zu betrachtenden Priamel zu vergleichen ist. Auf das von ihm angezogene Reimgespräch, das Lübecker Fastnachtspiel „Van der rechtferdicheit“ sowie Hans Sachsens Spruchgedicht und Fastnachtsspiele und die anderen Ständesatiren sei lediglich verwiesen.

Die kürzeste Fassung liefert eine Hf. aus dem Jahre 1500 (Mones Anzeiger 1833, 230):

*Die Warheit ist gestorben todt,
Die Gerechtigkeit leit große Not.*

Ursprünglich aber war der Spruch vierzeilig. Der folgenden Untersuchung lege ich elf verschiedene Fassungen zugrunde, von denen ich vier erstmals aus Handschriften heranziehe.

Bü. — Der aus dem Jahre 1448 stammende Cod. D 30 in 4° der Stadtbibliothek in Lüneburg enthält auf Bl. 193r eine vierzeilige niederdeutsche Fassung des Scholarenspruches, die von C. Borchling, Mittelniederdeutsche Handschriften (Göttinger Nachrichten, Geschäftliche Mitteilungen 1898) I, Reisebericht I, 175 veröffentlicht wurde. Ich verdanke den Text, den ich aus der Proger Univ.-Bibl. nicht erhalten konnte, Herrn Dr. Hartmann, Bair. Staatsbibl. in München, der mir auch die Texte B. und C. freundlichst vermittelte.

Ph. — Cod. Phill. 16.376. Papierhf. 15. Jh., 321 Blätter. Die Bücherei des Bibliophilen Sir Thomas Phillipps († 1872) in Cheltenham in England, die für die reichste Privatbibliothek der Welt gilt, wurde von ihrem Begründer durch Massenankäufe von alten Büchern auf dem europäischen Festlande geschaffen. Nicht bei allen Bänden ist feststellbar, woher sie Sir Phillipps bezog. Die deutschen Hff. der Phill. sind von Robert Priebisch in dem zweibändigen Werke „Deutsche Handschriften in England“ Bd. I, 1896 verzeichnet und beschrieben worden. Dasselbst ist der Scholarenspruch nach Bl. 162a abgedruckt, dem ein anderer Schreibervers vorangeht. An der Sprache ist zu erkennen, daß diese Fassung aus Oberdeutschland stammt: mh. ei erscheint als ai (laitt) und h ist zu p verschoben (geporen).

Br. I. — Cod. II, 144 der königlichen Bibliothek zu Brüssel. Papierhf. 16. Jh. (wohl 2. Hälfte, mit Nachträgen aus dem 17. Jh.). Beschrieben von R. Priebisch in „Aus deutschen Handschriften der königlichen Bibliothek zu Brüssel“, 3 Bd Ph. 38 (1906), 301—333, 436—467. Der Cod. wurde auf einem

niederländischen Gebiete geschrieben, „das sowohl hoch- wie niederdeutschem sprachlichen Einflusse offen lag.“ Priebisch denkt S. 302 an Gelderland als Heimat der Hf. Bl. 1b steht unser Scholarenpruch, von dem Priebisch S. 304 nur den ersten Vers mitteilt. Der Direktor der königl. Bibliothek, Herr Victor Lournour, hatte die Freundlichkeit, mir den Text vollständig mitzuteilen, der hier erstmals gedruckt wird.

P. — Cod. XI. F. 7 (2069) der Prager Univ.-Bibl. Der Band wurde im Jahre 1569 im Kloster Goldenkron geschrieben (vgl. Truhák: Bl. 127b); Wasserzeichen Ochsenkopf, Strich, siebenblättrige Kreuzblume; Mundart mitteldeutsch. Von Priebisch im Katalog beschrieben. Der Band enthält folgende deutschen Texte: Bl. 5a—6a Beichtvorschrift, Bl. 7a—25a Aufzählung der Sünden, Bl. 25a—29a Beichtermahnung (Bruchstück), Bl. 138b—139b Die zehn Gebote, Bl. 144b eine Fassung des Scholarenpruches, die Bl. 145b wiederholt wird. Priebisch hat den ersten und letzten Vers mitgeteilt. Ich gebe ihn hier vollständig nach Bl. 144b, das ich im Lichtbild besitze. Er bildet den Abschluß für einen lateinischen Spruch (*Distortum voltum sequitur distortio morum* . . .)

B. — Cod. 32. 4. Aug. 4^o (3365) der Herzogl. Bibliothek in Braunschweig enthält eine vierzeilige Fassung auf Bl. 20, die von v. Heinemann, Wolfenbüttler Handschriften II, 366 gedruckt wurde. Von dort übernahm sie Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt, 1905, S. 358, der dazu bemerkt, daß dieser Vierzeiler am Gregoriustage gesungen wurde.

Br. — Im Brüsseler Cod. II, 144 befindet sich Bl. 59r noch eine zweite, von Br. I verschiedene Fassung, die von Priebisch aad. S. 445 mitgeteilt wurde.

Br. I. — Cod. 3771 der königl. Bibliothek zu Brüssel. Diese Hf. des 16. Jh. stammt aus dem Besitze des Minderbrüderconventes Antwerpen. Auf Blatt 312v (und nicht 311v) enthält sie eine vlämische Fassung des Scholarenpruches, die hier erstmals im Druck erscheint. Priebisch hat auf sie im Katalog der Prager Univ.-Bibl. S. 41 hingewiesen und B. Lournour sandte mir freundlichst eine genaue Abschrift.

Gr. — Der Cod. 25. E 71 der Kirchenbibliothek S. Nikolai in Greifswald enthält auf Bl. 293r eine Fassung von 6 Versen. Sie wurde von Th. Pyl, Die Handschriften und Urkunden in der Bibliothek in der Nicolai-Kirche zu Greifswald (Baltische Studien 21. Jg.), Stettin 1866, gedruckt und Borchling hat auf sie aad. Reisebericht II, 196 verwiesen.

Fr. — In dem 1541 erschienenen Werke „Sprichwörter, schöne, weise, herrliche Clugreden und Hoffspruch“, 2. Bde., des Geschichtsschreibers und Theologen Sebastian Frand (1499—1543) findet sich eine längere Fassung Bl. 90b. Ich beziehe sie aus W. Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung. Mit Beiträgen zur Geschichte der deutschen Universitäten im Mittelalter. 1897, S. 319. Denselben Spruch teilt Köhler II, 76 aus den Königsberger Akten von 1586 (Altpreuß. Mtschr. 9, 517) mit, ohne zu wissen, daß es sich um Frands Fassung handelt. Unterschiede dieses Textes gegenüber Uhl's sind: V. 10 Tyrannis sitzt jetzt oben an (Fr.: Tyrannis besitzet ietz den thron), V. 14 Bosheit und Meuterei darin geblieben (Fr.: Bosheit vnd vntrew drinn bliben).

Vu. — Als einen Spruch Buthers findet man eine sechszeitige Fassung in den Tischreden. Ich entnehme sie *Mh* S. 314, wo sie aus J. Auriabers Ausgabe der Tischreden, Eisleben 1566, Bl. 623b bezogen ist (Auf ein ander zeit hat D. M. Buther diese reim gesaget). Mit anderer Schreibung hat ihn auch Köhler.

Au. — Cod. Sign. 252 (früher 342) der Auffiger Decanalbibliothek. Der mit braunem Leder überzogene, mit Schließen versehene Band enthält P. Terentii Afri Comoediae sex. ad vetusta exemplaria diligentissime emendatae. Cum castigatione duplici Joannis Rüij et Georgii Fabricij usq. Argentorati apud Wendelinum Rihelium. Anno MDXLVIII. Auf der Innenseite des Vorderdeckels liest man Jordanus Eilenburg' Est possessor huius libri. quis rapit est . . . und andere lateinische Dinge. Ein Vorsatzblatt ist mit grammatischen Bemerkungen lateinisch beschrieben. Auf dem Titelblatt steht links handschriftlich der Büchereivermerk: Ex libris Decanatus Austensis ad Abim Boem. Catalogo inscriptus 10. Junij 1675. Rechts und unten andere lateinische Eintragungen. Im Innern des Buches sind viele Stellen unterstrichen, an den Rändern und interlinear stehen Deutsche Übersetzungen und Bemerkungen. Am Schlusse ist nach dem Index die Verlagsbezeichnung wiederholt; die Rückseite dieses Blattes ist lateinisch beschrieben. Ein nächstes Blatt fehlt, das nächste ist auf der Rückseite lateinisch beschrieben und die Zeichnung des Titelblattes wiederholt. Auf der Rückseite des letzten Blattes steht der Scholarenspruch, von der Hand des Besitzers 1589 geschrieben, wie aus der Unterschrift Jordanus Eilenburgi Ad 89 hervorgeht. Er wird hier zum ersten Male veröffentlicht. Die Innenwand des Rückdeckels ist lateinisch und griechisch mit einem Merkwürdigen beschrieben, der beginnt:

πρόσθεσις apponit capiti, qu'od
 αφαιρεσις auffert
 συγκοπη de medio tollit quo
 επιευθεσις auget usq.

Die Letzte.

Vu: Justicia is ghe slaghe dot.
 Veritas lidet grote not.
 ffallacia is ghe boren
 ffides heft den stryht verloren.

Mh: Ka'tas laitt in grosser not
 Justitia ist geschlagen ze tot
 Fallacia ist geporen
 Vides hat den streijt verloren.

B I: Heu plebs conqueritur,
 qua nulla fides reperitur.
 Lex juris moritur,
 laus vivit, honor sepelitur.

Idem justitia ist geslagen doit,
Veritas ligt in groter noit,
fallacia ist geboren,
fides heeft den strijt verloren.

¶: Veritas ist gestorben tot
Justitia leyd grose not
ffalsheit ist hochgeporen
ffides hott den strejtt verloren.

¶: Caritas liet nu in grosser noit
Justicia ist gestorben doit,
Tristicia ist usserforn,
Fides hat gancz den globen verlorn.

¶ II: Dye waerheit is geslagen doit,
rechtferdicheit licht in groter noht,
valscheit dye is geboren,
trowe heft den strjt verloren.
lydsamheit is geworden cout,
Gaet ende nht syn mennichhout,
dye mynne is neder geslagen,
onkuschheit regniert in allen dagen.

¶ III: Veritas is geslagen doed
Justicia es in groter noed
Falsitas es nu geboren
Fides heft den strijt verloren.
Paciencia is worden cout
Castitas is neder geslagen
Luxuria regnert ende es verheben
Humilitas leht onder dye voet
Superbia dye drachet den hoet.

Gr: Justitia is geslagghen doth,
Veritas licht in groter noth,
Fallacia is ghebarun,
Fides heft den strith verlarun.
Ghewalt, ghest un gūnst
brefet breve, recht und Rūnst.

Fr: Fides ist geschlagen ztod.
Justitia ligt in grosser not.
Pietas die ligt im stro /
Humilitas schreht: mordio.
Superbia ist auß erforn /
Patientia hat den streit verlorn.
Veritas ist zhimel gflagen
Trew vnd ehr über meer gezogen.
Frommkeht last man beklen gon /
Tyrannis besijt iez den thron.

Invidia ist worden loß /
 Charitas erkolt vnd bloß.
 Tugend ist des lands vertrieben /
 Bosheit vnd vntrew drinn bliben.

Bu: Virtus ist geschlagen tot,
 Justitia leidt grofze not,
 Temperentia ist gebunden,
 Veritas beißen die hunde,
 Fides gehet auf stelzen,
 Nequitia ist nicht feltzam.

Au: Veritas ist geschlagen todt,
 Justitia leidet grofse noht,
 Probitas ist gelauffen auß dem landte,
 Penitentia leidet grofse schande.
 Fides geht auf stelzzen,
 Nequitia ist niht feltzen.
 Falsitas ist auffser torenn,
 Superbia ist hoch geborenn.
 Jucundia will vor gehn,
 Luxuria muß ihr ein messer leihen.
 Plenitudo ist ehr wehlt,
 Auarus hath niemer kein gelt.

Die älteste Form des Spruches spiegeln die vierzeiligen Texte, Lü, Ph, B I und P wider. Aus ihnen läßt sich die Urform zurückgewinnen.

Gemeinsam ist diesen Texten die vierte Zeile. Im dritten Vers bieten Lü, Ph und B I fallacia, der in P falsheit entspricht, das deswegen und wegen „hochgeporen“ statt „geporen“ als abgeleitete Form anzusehen ist. In Ph ist die ursprüngliche Abfolge der zweiten Vershälfte der tot: not-Verse (so in Lü, B I, P, B III, Fr, Lu, Au) umgestellt zu not: tot, in Lü, B I und Gr eigenmächtig Justitia von der zweiten Stelle an die erste gerückt worden. Nach P ist als zweiter Vers Justitia . . . not zu gewinnen. Als erste Zeile ist für den Urtyp Veritas . . . tot anzusehen: nur in Ph und B ist Veritas durch Caritas vertreten. Fr hat dafür Fides, Lu Virtus, Veritas ist bekräftigt durch B II (übersetzt waerheit), B III, Au. Auch der Wortlaut im Versinnern läßt sich sichern. Nur P und B haben „ist gestorben tot“, nur Ph und Fr „ze tot“, alle andern Texte lesen „ist geslagen tot“. Im zweiten Vers lesen leit (= liget) in großer not Ph, B I, B, B II, B III, Gr und Fr, hingegen leit (= leidet) große not Lü, P, Lu, Au. Da Au von Lu abzuleiten ist, stehen eigentlich nur drei Texte gegen „leit in großer not“, das mithin für das Ursprüngliche gelten kann. Die dritte Zeile wird durch Lü, Ph, B I und Gr überliefert. P übersetzt und erweitert, B II übersetzt und fügt ein dhe hinzu, B III sagt Falsitas statt Fallacia und schiebt ein nu ein. Fr ändert bis ins Reimwort, Au sagt Superbia statt Fallacia, B hat Tristicia, bei Lu fehlt das Reimpaar überhaupt. Die durch Lü, Ph, B I und P gegebene vierte Zeile siegt auch in B II (übersetzt trowe), B III und Gr

vor; Fr sagt *Patientia* statt *Fides*, Au spricht nun von *Falsitas*, die hier wie bei Fr die *Superbia* „aufferloren“ ist. Somit ist die Urform mit folgendem Wortlaut zu erschließen:

*Veritas ist geslagen töt,
Justitia leit in grözer nôt,
Fallacia ist geborn,
Fides hât den strit verlorn.*

Die Heimat dieses Vierzeilers ist nicht zu bestimmen; es ist möglich, daß er aus einer niederdeutschen Landschaft seinen Ausgang nahm. Sein Alter kann recht hoch sein. Sü wurde 1448 aufgezeichnet und schon in einem Gedicht auf die Ermordung des Herzogs Friedrich von Braunschweig im Jahre 1400 treten Gerechtigkeit, Frau Schande, Frau Ehre und andere Allegorien auf (Köhler II, 76 nach Biliencron, *Histor. Volksl. d. Deutschen* I, 207). Zu größerer Beliebtheit gelangte dieses Priamel aber erst im 16. Jahrhundert, besonders in der zweiten Hälfte in protestantischen Kreisen. In katholischer Umwelt ist es im 16. Jahrhundert nur durch B in Goldenkron bezeugt.¹⁾

Schon der alte Vierzeiler erfuhr Umformungen. Eine solche stellt B dar. Hier ist *Veritas* durch *Caritas* und *Fallacia* durch *Tristicia* ersetzt. Geistreich ist in dieser Fassung durch ein Wortspiel die letzte Zeile zugespitzt:

Fides hat ganz den globen verlorn.

Der Vierzeiler wird alsbald verlängert. Durch ein Reimpaar erweitert ist G. Sieht man von dem Stellentausch *Veritas* und *Justitia* ab, den auch Sü und B I durchgeführt haben, so sind die ersten Verse ein getreues Abbild der Urform. Der plattdeutsche Erweiterer verschmäht es in seinem kraftvollen Zusatz, die Verseingänge lateinisch fortzuführen. Seine Fassung scheint keinen Einfluß auf Spätere geübt zu haben.

Eine andere Art der Erweiterung zeigen B II und B III, die eng mit einander verwandt sind. Die vier Verse der Urform sind fast unverändert übernommen. Dazu hat ein blämischer oder niederländischer Scholar einige weitere Zeilen hinzugegedichtet. B II ist in der Hauptsache eine Überarbeitung des Textes B III, wobei die lateinischen Wörter in die Volkssprache überetzt werden. B II 7/8 entsprechen B III 6/7, doch ist der Reim geslagen: verheben gebessert zu geslagen: dagen. B II 5 entspricht B III 5: statt B III 8/9 hat B II recht selbständig den Vers 6 „Haß und Reid sind mannigfalt“ gemacht, augenscheinlich um in mennichfont einen Reim zu cout (= kalt) zu gewinnen, das in B III (bei verderbter Überlieferung im Cod. 3771?) weder zu „verloren“ noch zu „geslagen“ gebunden erscheint. Diese westniederdeutsche Erweiterung des Spruches mag zu Beginn des 16. Jahrhunderts anzusehen sein.

Der Spruch des Sebastian Franck weist Zutaten auf, die deutlich als späte Erweiterungen zu erkennen sind. Die Erfindungskraft ist lahm, die Vorstellungen wiederholen sich. Die *Pietas* des 3. Verses lehrt im 9. als Frommheit wieder, so wie im V. 8 *Treu* und *ehr* über Meer ziehen, wird 13 die Tugend des Banns vertrieben. Aus dem Urthp sind wenig geändert die

¹⁾ Dazu kommt noch eine stark zerbrochene vierzeilige Form auf einem Prachtlicher Bestuhl aus dem Jahre 1546 (Klingendes Volkstum S. 49).

ersten zwei Verse übernommen, 5 und 6 bewahren die Erinnerung an den Reim des zweiten Verspaares der alten Form. Humilitas und Superbia 4/5 treten auch in B III 8/9 auf; originell aber ist „ligt im stro“ (B III leht onder dhye voet) und „schreht mordio“. Wie B III Paciencia und B II Iydsamkeit „kalt“ geworden sind, ist bei Fr 12 Caritas „erkalt vnd bloß“. Seiner „Bosheit vnd vntrew“ 14 entspricht B II Gaet ende nht. Fr hat also gewiß nicht ohne sonstige Anlehnung den Urthyp weitergebildet, sondern bestimmt eine längere Fassung gekannt, die B II und B III ähnlich war. Man ist versucht zu meinen, der Flame oder Holländer sei Frand verpflichtet, zumal ich im Cod. II, 144 der Brüsseler Bibliothek auch noch einige andere Sprüche feststellte, die mit solchen in Frands „Sprichwörtern“ Ähnlichkeit haben; allein es ist wahrscheinlicher, daß umgekehrt Frand der Entlehner ist. Denn er sammelte angelegentlich die „Clugreden“ aus diesen Landen und ließ seinem Hauptwerke alsbald einen „Vnnder theyl der Sprichwörter“ folgen, „Darinnen Niderlendische, Hollendische, Brabendische vnd Westphälische Sprichwörter begriffen“.

Vier Verse aus Fr sind in dem von Köhler (II, 78) nach Draheim, Deutsche Reime, 1883, Nr. 177 (Ostfriesland 1580) mitgeteilten Hauspruch enthalten, der leider in moderner Schreibung wiedergegeben ist. Zwei in diesem Hauspruch hinzugedichtete Zeilen:

Die Liebe ist erfroren,
Die Barmherzigkeit hat sich verloren

finden sich in einer Hausinschrift in Irmesch (Köhler II, 78) wieder. Der von Köhler III, 642 aus Herbergers Epistolischer Herzkpostilla (Leipzig 1697) 1,200a mitgeteilte Vierzeiler („Vor Zeiten sungen die Schüler am Sankt Gregorii Tage“) ist weiter nichts als ein Ausschnitt aus Frands Priamel: er gibt wenig verändert Frands Verse 7, 8, 13, 14.

Wohl zeitlich nach Fr hat Luther „diese reim gesaget“. Jedenfalls sind die gedruckten Ausgaben von Luthers Tischreden (Eisleben 1566 und Frankfurt 1568, beide von J. Aurifaber besorgt), in denen Luther die sechszeilige Fassung Lu zugeschrieben wird, ein Vierteljahrhundert jünger als das Spruchbuch des zum Luthertum übergetretenen und später wieder abgefallenen Frand. Lu zeigt nur im ersten Reimpaar Abhängigkeit von der Urform; die beiden anderen Reimpaare sind eine eigenartige, vielleicht von Luther ersonnene Zutat.

Von besonderem Interesse ist die Fassung des Jordan Eilenburg in der Auffiger Dekanalbibliothek. Aus der Urform sind ziemlich rein die ersten zwei Verse übernommen, vom zweiten Reimpaar ist wie bei Fr nur mehr eine unscharfe Reminiscenz vorhanden. Es scheint, daß Fr oder eine ähnliche Version dem Auffiger zu seinen Versen 7/8 und B verhalf:

Frand 5/6, 13	Eilenburg 7/8, 9
Superbia ist auß erforn	Falsitas ist auffser lorenn
Patientia hat den streit verlorn	Superbia ist hoch geborenn
Zugent ist des lands vertrieben	Probitas ist gelauffen auß dem lande.

„hochgeboren“ statt „geboren“ hat mit Lu nur B. Bestimmt hat Eilenburg den Spruch Luthers gekannt, denn er schreibt ihm das Verspaar stelen:

selzam nach. Auffig war bis zum 30jährigen Kriege vorwiegend evangelisch und Eilenburg war wohl zweifellos Lutheraner. Die Delanabibliothek die seinen eigenhändig geschriebenen Spruch bewahrt, besitzt auch ein Exemplar der Tischreden Luthers. Aurifabers Eislebener Ausgabe von 1566 ist nicht vorhanden, wohl aber die Frankfurter von 1568. Herr Direktor F. R. Kreibich in Auffig hatte die Freundlichkeit, auf meine Bitte in diesem Bande (Sign. 282) den Spruch aufzuschlagen und buchstabengetreu abzuschreiben. Er steht auf S. 446 im 80. Hauptstücke („Vom Hoffleben“). Durch einige Buchstaben unterscheidet sich der Text der Frankfurter Ausgabe von der Eislebener. Er lautet in ersterer:

Virtus ist geschlagen todt /
 Justicia leidet grosse not.
 Temperentia ist gebunden /
 Veritas beissen die Hunde.
 Fides gehet auf Steltzen /
 Nequitia ist nicht seltzam.

Es ist anzunehmen, daß Eilenburg nach dem in Auffig vorhandenen Bande der Tischreden arbeitete und tatsächlich läßt sich erkennen, daß er, wo sich die Eislebener Ausgabe von der Frankfurter unterscheidet, der letzteren folgt. Die Belegstellen sind:

Eislebener Text	Frankfurter Text und Eilenburg
1 todt	todt
2 leidet grosse not	leidet grosse
5 Stelzen	Steltzen bzw. steltzen

Von den 12 Versen der Auffiger Fassung dürften 5 Eigentum Eilenburgs sein, nämlich 4 und 9 bis 12; Penitentia, Jucundia, Luxuria, Plentudo und der Avarus treten sonst in keiner bekannten Fassung des Spruches auf.

Der 30jährige Krieg hat die Erinnerung an diesen jahrhundertlang in allen Ländern deutscher Zunge umlaufenden Gelehrtenpruch über die Schlechtigkeit der Welt nicht ausgetilgt. Er lebt bis ins 19. Jahrhundert im Volkslied und als Hausinschrift in Tirol, Siebenbürgen, Ostpreußen usw. fort.

Namengebung in vorhussitischer Zeit

(Ein Beispiel aus Westböhmen)

Von **Adolf Südlhorn**

Die Reihe der in unserer Zeitschrift erschienenen Beiträge zur Namensforschung (Jg. 1932/4., 1934/2.—3.) fortsetzend, soll im folgenden über die Namengebung in der Zeit, in die wir die Entstehung unserer Familiennamen zu verlegen haben, berichtet werden.

Im Archiv des Pilsner Museums sind einige alte Mieser *B o s u n g s b ü c h e r* (Vosung-Steuer) aufbewahrt. Sie enthalten mehrere Verzeichnisse steuerpflichtiger Bewohner der Stadt Mies und der ihr untertänigen

Dörfer, jedes rund 400 Namen umfassend. Diese Bücher besitzen gleich hohen Wert für die Erforschung der Ortsgegenden wie für die Kulturgeschichtsforschung. Dem Namensforscher insbesondere bedeuten sie eine wahre Fundgrube, umso mehr, als das älteste der Bücher, das für die Zeit von 1380—1392 in Verwendung stand, in Böhmen nicht seinesgleichen haben dürfte, wenigstens nicht, soweit es sich um Quellen, die für die Namensforschung in dem Maße in Betracht kämen, handelt. Bekanntlich ist ja in den Hussitenkriegen ungemein vieles verloren gegangen oder vernichtet worden.

Zur Lösung wurden alle Bürger der Stadt, besser alle Familienoberhäupter herangezogen, ob arm oder reich, Richter oder Hirte. Wir finden deshalb in den Listen Namen aus allen Schichten und Kreisen verzeichnet. Lediglich die Namen der Frauen und Kinder fehlen, ausgenommen freilich jene, die etwa nach dem Tode des Familienoberhauptes den Besitz übernahmen oder überhaupt an seine Stelle traten, wodurch sie Lösungspflichtig wurden. Das Fehlen dieser Namen wird aber dem Wert der Namenslisten für unsere Betrachtung keinen gewichtigen Abbruch tun können. Herangezogen wurden drei Verzeichnisse aus den Jahren 1380—1392.

Die *Namengebung* war im 14. Jahrhunderte noch nicht abgeschlossen. Im Gegenteile, vielerorten begegnen wir, besonders was die Entstehung unserer Familiennamen betrifft, den allerersten Anfängen. Es läßt sich um diese Zeit geradezu ein Suchen nach neuen, besseren und daher verlässlicheren Bezeichnungsmöglichkeiten feststellen. Die Gründe sind un schwer zu finden. Mit der Zunahme der Bevölkerung, namentlich in den Städten, reichte der Rufname allein zur genauen Bezeichnung einer bestimmten Person in den meisten Fällen eben nicht mehr hin, schon gar nicht dort, wo etwa mehrere Träger eines Namens auftraten. Auch gewisse andere Umstände, wie beispielsweise das Aufblühen des Handels und des Gewerbes, das stete Wachsen des Verkehrs u. ä. waren hiebei mitbestimmend¹⁾.

Nach den Lösungslisten gab es der Möglichkeiten, eine Stadtperson namentlich so zu umschreiben, daß jeder Gefahr der Verwechslung begegnet war, nun mehrere. Nur noch in wenigen Fällen genügte es, den *Rufnamen* allein anzuführen.

Franco, Johanco, Joha, Leonhard, Pesoldus, Riboldus, Radislaus, Sehorz, Sdenko, Jexsso, Anka u. a.

¹⁾ Die ersten Familiennamen sind für Mies allerdings schon um die Wende des 13. Jahrhunderts festzustellen. Aber noch reichlich später — 1512 z. B. — finden wir unfertige Namen: Paulus, pileator, Burianus, Wenceslaus pannifex, Paulus pernikář, Clemens rotifex, Jacobus doleator, Daniel (Ratserneuerung 1512, 15. 9.; Abschrift aus einem Mieser Stadtbuche, Prager Musealarchiv, fol. 93). Auch für Chotieschau sind die ersten Familiennamen schon um 14. Jahrhunderte erwiesen: Katharina Pinal, Thuoma, Jan Hubarz, Mikess Obuwers... (Zinsbuch 1369), für die Wessertzer Gegend um 1400 (vgl. Lenz, Geschichte des Wessertzer Ländchens, Brünn 1931, 65f.), ebenso für das Gebiet des Klosters Chotieschau (Staab, Stanlau imbegriffen. Emler Decem registra censuum Bohemica, Prag 1881, 23ff.; Urbar des Klosters Chotieschau v. J. 1367).

Man fügte etwa noch die **Herkunftsbezeichnung** hinzu:

Albertus de Plana, Leo de Tepla, Fridrich de Egra, Pesco de Luticz, Bohuslav de Sweissing, Nicol de Dubraw, Heinlin de Tachovia, Laurenz de Merica...

oder auch die **Berufsbezeichnung**:

Jacob gladiator, Heinlin faber, Michael judex, Busco vector, Jaxo renovator, Mixseo calcariator, Jesco sartor, Frana rasor, Leo pistor, Johlin rector...

In der Weise also konnten schon viele Stadtpersonen namentlich unterschieden werden. Besonders den Namen der eben Zugewanderten wird man gerne die Herkunftsbezeichnung angeschlossen haben. Nun war etwa ein Leo vom anderen leichter zu unterscheiden, weil man den einen Leo von Tepl (Leo de Tepla), den anderen vielleicht Leo den Bäcker (Leo pistor) nannte. Aber man kam damit noch keineswegs aus. Es konnte ja zum Beispiel einen zweiten Bäcker namens Leo geben. Daher wurde in Fällen des **Vaters Name in genetivischer Form** dem Rufnamen beigefügt:

Mirolav Przibonis, Beneda Simonis, oder es genügte: Stibonis...

Ein andermal setzte man die **Verwandtschaftsbezeichnung** in dieser Form hinzu:

Andreas filius Hanuskonis, Wenceslaus frater Barthusonis, Martin servus Jacobi oder: Cunlin frater judicis oder auch so: Nicol filius Jesconis pistor und endlich: Wanyko de Zachlum cum filia.

Auch jetzt fand man noch nicht das Auslangen. Wohl waren nicht zu verwechseln Jacob de Losa, Jacob gladiator und Jacob frater Pesconis, aber es gab mehrere Träger des Namens Jacob oder anderer Namen und die Gleichheit des Rufnamens und der Herkunft, des Berufes oder der Verwandtschaft bei zwei oder mehreren Personen war durchaus möglich. Man ging also noch weiter und nahm entweder die Berufs- und Herkunftsbezeichnung zu Hilfe:

Cuncel faber de Plana, Nicola de Zachlum braseator, Jira carnifex de Novofora...

oder statt der letzteren die **Verwandtschaftsbezeichnung**:

Jacob laniweber frater Pesconis, Nicol filius Jesconis pistor...

Seltener verwendete man die Berufsbezeichnung allein: pastor, pileator. Deutlicher war es schon so: Candelator de Egra.

Körpermerkmale blieben nicht unbeachtet:

Benessi claudus, Busco longus...

Schließlich erscheint der fertige Name, wie wir ihn heute kennen, bestehend aus Ruf- und **Familienamen**:

Andreas Schram, Fricz Vagner, Jaclin Kugelhaup, Gezl Morgenpesser, Johannes Smaczenpir, Fridlin Ceysler, Mach Cziska. Frana Smolik...

oder auch der **Familienname** allein:

Sterenberger, Gonsaugl, Richman, Schüttelhelm, Gaisler, Prucker, Paumberg, Symaczek...

Seltamerweise finden sich, abgesehen von Formen wie Andreas gener Gaisleri, Martin servus Rosenprecher und Jaclin Spetlini oder Mach Giska de Dubraw auch solche: Jesco Smantra sutor, Rablin sutor, Schönel renovator, Ozernik fistulator.

Alle die Möglichkeiten der namentlichen Unterscheidung der Bewohner beweisen also, daß der Rufname allein nicht mehr genügt. Seine Unzulänglichkeit ist ferner auch damit bewiesen, daß man höchstens noch seltenere Rufnamen oder zumindest seltenere Formen (was vielleicht auch bezüglich der Herkunft gewisse Schlüsse zuläßt) verwendete. Die oben angeführten erscheinen tatsächlich in drei verschiedenen Verzeichnissen je einmal, Jesco wohl ein zweites Mal, doch war der eine Träger des Namens in der Vorstadt ansässig und somit — da die Bürger der eigentlichen Stadt und der Vorstadt in getrennten Verzeichnissen geführt wurden — vom anderen genugsam unterschieden. Von ähnlichen Beweggründen wie bei den Rufnamen wird man sich auch dort haben lassen, wo man den Beruf des Bewohners allein verzeichnete. Pastor und pileator z. B. sind durchaus nicht häufige Berufe in einer Stadt wie Mies, das im 14. Jahrhunderte mit den Bewohnern der Klöster etwa 1700 Einwohner besaß²⁾.

Ansonsten aber dürften wohl die verschiedenen Namensformen häufiger im schriftlichen als im mündlichen Verkehre der Stadtbewohner in Gebrauch gewesen sein.

Daß nun aus Herkunfts- und Berufsbezeichnungen im Laufe der Zeit und insolge öfterer Verwendung sich Familiennamen entwickelt haben, unterliegt keinem Zweifel. Besonders wenn man wiederholt die Deutschen Entsprechungen (Heinlin faber — Heinlin, der Schmied) heranzog, was die deutschen Bewohner — und Mies war in jener Zeit eine vorwiegend deutsche Stadt³⁾ — sicherlich in der Regel zu tun pflegten, zumindest außerhalb der Amtsstuben. Die tschechischen Bewohner wiederum werden in ihrer Art gehandelt haben.

Fridrich de Egra = Friedrich von Eger. Man konnte ihn aber auch Friedrich den Egerer nennen, den Egerer überhaupt, und kam so zu einem Friedrich Egerer. So wurde dann aus (Leo) de Honaw ein Honauer (Hanauer, Hanawski), aus (Heinlin) de Tachovia ein Tachauer, aus (Wolfhard) de Bruk ein Brucker, ferner aus (Funnifex) Bavarus ein Baiere (Bayer, Beier ...) usw. Familiennamen dieser Art nennen uns die Losungslisten mehrere: Nicolo Branawer, Nicola Tachauer, Prucker, Jacob Planski, Heynlin Kadansky, Nemezc sartor ...

Heinlin faber = Heinlin, der Schmied. Wie aus der Herkunftsbezeichnung konnte hier aus der Berufsbezeichnung der Familienname entstehen: faber — Schmied (Schmid, Schmidt, Schmitt ...), ebenso aus doleator Böttcher, aus ortulanus Gärtner, aus murator Maurer, aus sellator Satt-

²⁾ Vgl. Dr. Karl Beer, *Ulmischer Kulturbild, Festschrift des Staatsgymnasiums*, 1870—1920, Mies 1920.

³⁾ Vgl. zum Beispiel die Liste der Stadtrichter jener Zeit, die ja dem Bürgerstande entstammten: Nikolaus, Henricus, Erlinus, Cringo, Johlinus, Snopko, Michael, Johlinus Gerblini, Leo (Nach dem Gerichtsbuche 1362—86, Pilsner Musealarchiv).

ler, aus textor Weber usw. Auch diese Art von Namen finden wir in den Losungslisten: Fricz Vagner, Jeclin Hopfner, Pesco Czollner, Blasius Pekarzik, Jan Hudek . . .

Ferner verzeichnen die Listen auch Namen, die auf **K u f n a m e n** zurückgehen (Jaclin Lencz, Welislaus Vech). Deren Bildung wäre in Fällen übrigens auch auf dem Wege über die Verwandtschaftsbezeichnung möglich gewesen: Beneda Simonis = Beneda, der Sohn Simons — Beneda Simon.

Weiters konnten auch aus Bezeichnungen **körperlicher oder geistiger Eigenschaften** Familiennamen entstehen: (Busco) longus = (Busko), der Lange, Familienname Lang. In den Losungslisten begegnen wir diesen und auch solchen Namen, die auf mancherlei anderes der Namen-träger, wie **Kennzeichen und Merkmale** u. dgl., zurückgehen: Mathias Kurz, Czernik fistulator, Paulus Safran, Martin Homolka, Jesco Knütel, Jaclin Kugelhaup, Richman, Stiesty, Gonsaugl (Genseugl), Nicol Smetrer, Heuleiter, und uns schon zu den sogenannten **Übernamen** (Spitznamen) hinführen: Cuncz Rab, Johlin Motil, Nicola Kosel, Freczlin Pürstl (Parstl), Martin Kabat, Fridlin Ceysler, Rabl, Cunczlin Rötli, Cuncz Suzzel, Petrus Styri, Prehunt, Nicola Rosenprecher, Andreas Gerbentrag, Conrad Seumaistl, Petrus Rubendunst u. v. a. Beachtenswert sind hier auch die **S a p n a m e n** wie Heinlin Scheibenslegel (Scheib ein' Schlegel!), Gezl Morgenpesser (Morgen besser), Johannes Smaczepir (Schmaß ein Bier!), Cuncz Hoenessel (Hönessel; Hab ein' Esel), Ulric Pesizzenessel (Pestß ein' Esel).

Prozentuelle Anteile (annähernd):

%	—	1—5	5—10	10—15	15—20	20—25	25—30	30—35	35—40	40—45
Der Rufname allein										
Des Vaters Name in gen. Form										
Die Verwandtschaftsbez.										
Körpermerkmale										
Die Herkunftsbzeichnung										
Die Berufsbezeichnung										
(Die Berufsbezeichnung allein)										
Die Berufs- und Herk.(Verm.-)bez.										
Der fertige Name										

Wie die obige Darstellung ersichtlich macht, waren in Mieß um 1400 noch an die 60 v. H. unfertiger Namen. Dr. Karl Beer spricht aber in der Festschrift zur 800-Jahrfeier der Bergstadt Mieß (1931, Mieß) auf Grund der Feststellung, daß z. B. Walter der Bergmann in den Losungslisten als Waltherus montanus eingetragen ist, obwohl er nachweislich (nach dem

gleichzeitigen Mieser Gerichtsbuche. (Siehe Anm. 3!) schon im Besitze des Familiennamens Skleba war, die Vermutung aus, daß die Schreiber der Listen in anderen Fällen ähnlich vorgegangen sein können und daß die Zahl der fertigen Familiennamen vielleicht größer war, als es nach der Liste scheint.

Auffallend ist die Häufigkeit der Berufsbezeichnungen. Das beweist einerseits, daß das Handwerk nicht nur in Blüte, sondern auch in hoher Gunst stand, andererseits auch, daß diese Bezeichnungen einen überragend wichtigen und gern gewählten Behelf bei der Namengebung bildeten. Andere Bezeichnungen scheinen aus irgendwelchem Grunde für weniger verläßlich befunden worden zu sein.

Überhaupt muß uns die reiche Mannigfaltigkeit der Umschreibungs-möglichkeiten, wie wir sie oben kennenlernten, wie ein wahres Durchein-ander vorkommen. Bei genauerem Zusehen aber und mit etwas Überblick vermögen wir immerhin schon einen Weg zu verfolgen, der uns beiläufig die Entwicklung unserer Familiennamen deutlich macht. Er beginnt beim Rufnamen, geht weiter über die verschiedenen dem Rufnamen beigelegten Bezeichnungen der Herkunft, Verwandtschaft, des Berufes, der Eigenschaften usw. bis zum vollendeten Namen, wie er heute gebräuchlich ist.

Sinnsföchtig der nationalen Zugehörigkeit betrachtet, aber nicht ihrer Herkunft, sondern bloß dem Gewande nach, können wir unzweifelhaft feststellen, daß ein hoher Hundertsatz der Namen deutsch war. Ob die Träger darum Deutsche waren, darf man gewiß in den weitaus meisten Fällen — nicht in allen! — bejahen. Denn im 14. Jahrhunderte erfolgten Vermischungen, Verschiebungen und Umschichtungen innerhalb der Bevölkerung des Landes noch viel seltener als später, besonders nach den Hussitenkriegen. Freilich muß man, was die Rufnamen betrifft, sehr vorsichtig sein. Aber sollten gewisse Erscheinungen bloß Zufall sein? Wenn nicht, dann müßte sich der ohnehin hohe Hundertsatz noch beträchtlich erhöhen. Wir finden zum Beispiel neben Jan Pizdowez, Jan Hudek, Jan Drkolna diese: Johannes Smaczenpir, Heynlin Scheibenslegel, neben Frana Smolik einen Frenzlin Pürstl. Sollte da nicht mit einigem Recht eine Schlußfolgerung gestattet sein? Dann wäre sie auch in anderen Fällen möglich und wir müßten scheiden: Frana rasor, Jan de Branaw — Heinlin faber, Frenzlin pellifex. Wollen wir überhaupt einmal all die verschiedenen Formen der Rufnamen betrachten!:

Jakob, Jesco, Jaxso, Jakobus, Jesce, Johlin, Jexseo, Joelin, Jaclin (Jaklin), Jeclin;

Johannes, Jan, Hans, Hanso, Johanco, Henslin;

Konrad, Cunoz, Conso, Cunlinus, Cunczlin, Cunczel, Cunczlinus. Cunso, Cunlin;

Heinrich, Heinczlin, Heinczlinus, Henrich, Hincso, Heinlin (Hainlin, Heynlin), Hainlico, Heynlinus . . .;

Friedrich, Fricz, Fridel, Fridlin, Fridlinus, Friczco, Friczek;

Franko, Frenzlin, Frana;

Matthias, Mach, Mathey, Machko, Macha, Maczl, Mattheus, Macho;
 Nikolaus, Nicol, Nicolo, Mixso, Mixo, Milko, Mixscho, Milke;
 Petrus, Pesco, Pesold, Pesoldus, Pecha, Pesslin, Peter, Petr;
 Wenceslaus, Wach, Wacha, Baczlaw, Vaczlaw;
 Ulrich, Ulric, Ullin, Ulla, Ultricus;
 Swatislauß, Swatos, Swassek, Swach, Swatko;
 Laurenz, Lencz, Laurencius;

ferner: Prokop, Proch; Martin, Mertlin; Leonhard, Leo; Bohuslaus.
 Bohuslav, Busko; Beneda, Benda, Benessi; Thomas, Thomlin; Otto, Otico;
 Albert, Voytech u. a. (Beachte die schwankende Schreibung!)

Man müßte nun gegenüberstellen: Henslin — Hanso, Cuncz — Conso,
 Jaklin — Jesco, Heinczlin — Hincso, Frenczlin — Frana, Maczl — Macha,
 Albert — Voytech usw. Die deutschen Formen lassen sich unschwer er-
 kennen: Joclin, Jaklin, Henslin, Heinlin, Cuncz, Heinczlin, Fricz, Fridel,
 Pesold, Mertlin, Lencz u. a. m., ebenso die tschechischen: Joha, Jan, Hanso,
 Hincso, Friczko, Frana, Mach, Mathey, Milko, Petr, Vaczlav, Proch, Svatko
 u. a., um nur einige herauszugreifen. Damit will angedeutet sein, daß auch
 die Rufnamen mancherlei verraten könnten, wenn man auch sicherlich nicht
 verallgemeinern darf, schon gar nicht dort, wo es sich um einen Vornamen
 in seiner ursprünglichen Form handelt, wie etwa bei Petrus, Jakobus,
 Wenceslaus, Matthäus, Nicolaus u. a. Leichtere lassen sich Feststellungen bei
 den fertigen Namen machen. So sind als untrüglich deutsche Namen ohne
 weiteres die folgenden anzusehen: Andreas Gerbentrag, Conrad Seumaifl,
 Cuncz Hoeneßl, Cuncz Rab, Freczlin Bürßl, Fricz Wagner, Fridlin Geiser,
 Gezl Morgenpesser, Herlin Kubner, Heintlin Scheibenflegl, Hahlin Wischl,
 Jaklin Benz, Leo Schachtner, Nikola Rosenprecher, Petrus Bucher, Cuncz
 Suzzel Dagegen sind tschechische: Jan Mochl, Bibimir Czezijl, Mila
 Krzepeczin, Mathey Przeszejeßh, Mach Czizla, Machko Kostka, Wenceslaus
 Bramburßh Im allgemeinen läßt sich feststellen, daß die Deutschen
 zu den tschechischen Familiennamen, wenn man nur sie berücksichtigt, etwa
 im *B e r ä h l t n i s s* : 5 stehen. Aber auch wenn man den fertigen deutschen
 die fertigen tschechischen Namen gegenüberstellt, ändert sich das Verhältnis
 bloß um eine Kleinigkeit zugunsten der deutschen. Anders freilich wäre es,
 wie schon oben angedeutet, wenn man auch die Rufnamen in Betracht zöge.

Interessant ist nun, daß die Deutschen mehr die Namen Johann,
 Petrus, Jakob und Konrad, die Tschechen dagegen eher Wenzel, Nikolaus
 und Matthias zu bevorzugen schienen. Überhaupt erfreuten sich gewisse Ruf-
 namen besonderer Beliebtheit. Eine Übersicht soll das aufzeigen:

Jakob — über 15 v. H. aller Vornamen (80 Träger),

Petrus — über 7 v. H. aller Vornamen (40 Träger),

Nikolaus — fast 7 v. B. aller Vornamen (35 Träger),

bis 30 Träger hat: Wenzel (über 6 v. H.); bis 25: Johann (fast 5 v. H.); bis
 20 (in der Reihenfolge der Häufigkeit): Konrad, Matthias, Martin; bis 15:
 Ulrich, Welislaus, Laurenz, Heinrich; bis 10: Swatoslaus, Andreas,
 Barthus, Leo (Leonhard, Leopold), Paulus, Friedrich, Bohuslaus, Thomas,
 Blasius, Beneda, Blahuslaus; 2 bis 5: Michael, Georg, Radislaus, Przi-

bislaus, Albert, Stanislaus, Otto, Veit, Simon, Damian, Sezima, Bibimir, Grom u. a. Schließlich folgt die lange Reihe von Rufnamen, die je einmal erscheinen und hier weggelassen werden.

Daß gewisse Kreise, Stände oder Berufe bestimmte Vornamen vorgezogen hätten, läßt sich nirgends feststellen.

Veränderungen im südwestmährischen Brauchtum

Von Rudolf Hruschka, Piesling a. d. Thaya

Bis zum Ausbruch des Weltkrieges bestand in Alt-Sart und den meisten Orten des Plabinger Ländchens der Brauch, das neue Jahr am Silvesterabend mit Schüssen aus Böllern oder Gewehren zu begrüßen.

Alte Leute erzählen hier, daß bis ungefähr zum Jahre 1870 der damalige Schullehrer Andreas Bastl (1800—1872) am Tage vor dem Dreikönigstag die einzelnen Bauernhäuser besuchte und an die Türen mit geweihter Kreide das $R + M + B$ in Lateinschrift und die betreffende Jahreszahl malte, wofür er von den Bäuerinnen Brot, seltenere Eier erhielt; derselbe Schullehrer schrieb auch zur Osterzeit in einem Verzeichnis alle Beichtpflichtigen des Pfarrsprengels zusammen, die dann im Beichtstuhl einen mit dem Pfarriegel versehenen Zettel erhielten, in dessen Ecken die 4 Ziffern der Jahreszahl eingeschrieben waren¹⁾. Für diese Mühevaltung erhielt er in jedem Haus am Gründonnerstag einige Eier. Ebenso schrieb er vor jedem Gottesdienst in der Sakristei die „Bitten“ auf, wofür er sich als Entlohnung für jede Bitte einen Kreuzer rechnen durfte, während der Pfarrer drei Kreuzer bekam. Am „letzten Herbstsonntag“ sammelte er im Pfarrgebiet mit Schulkindern das „Läutforn“ ein.

Im Fasching war es früher, als der Gemeindestier alljährlich um ein Haus weiterging, Brauch, daß zwei Mitglieder der Gemeindevertretung die „Stierchau“ vornahmen, um sich die Überzeugung zu verschaffen, daß der Stier auch gut betreut und gehalten werde; denn der Bauer, in dessen Stall das Tier gerade stand, bekam außer dem Heu einer Gemeinewiese und $\frac{1}{2}$ Meßen Hafer für jede belegte Kuh keine weitere Entschädigung; dieser „Stierhafer“ wurde immer am Faschingsdienstag eingesammelt. Heute wird die Stierhaltung freihändig vergeben und Sprunggeld eingehoben.

In früherer Zeit schleppten am Palmsonntag Burschen und Mädchen „Palmbesen“ von besonderer Länge zur kirchlichen Weihe, die nachher zur Austragung von Meinungsverschiedenheiten mißbraucht wurden. Heute sind die der Salweide entnommenen „Palmruten“ kurz und der geschilderte

¹⁾ Der Text dieser Beichtzettel lautete:

„Zeugnis
der
abgelegten heiligen Osterbeicht.
„Geh hin und sündige nicht mehr“. Joh. 8. 11.“
oder

„Testimonium peractae S. Confessionis & Communionis Paschalis in ecclesia parochiali.“

Unfug unterbleibt. In Urwoiz und Chwałkowiz band man ehemals die Palm-
besen mit einem Peitschenriemen; dies sollte das „Biefen“ der auf die Weide
getriebenen Rinder verhindern.

Am Gründonnerstag wurden ehemals hier die Erbsen gebaut, damit
die „Schoad“ (Schoten) recht voll werden. Am Karfreitag hielten früher die
Bauern ihre Ställe streng verschlossen und ließen auch die Hühner nicht auf
den Hof, damit sie in der Erde nicht scharren; an diesem Tage durfte keine
Milch verkauft, wie überhaupt nichts hergegeben oder verlichen werden.

Der Brauch, zum 1. Mai einen mit farbigen Bändern (vor dem Krieg
deutsche Fähnchen) geschmückten „Maibaum“ aufzustellen, flaut in Alt-Hart
allmählich ab, weil es an den erforderlichen Bäumen fehlt, die vor der Ver-
staatlichung der Wälder alljährlich von der Herrschaft für diesen Zweck
geschenkt wurden.

Zur Zeit, als im Zlabinger Raum noch viel Flachs gebaut wurde,
war in den Dörfern das Spinnen in den Wintermonaten eine tägliche
Beschäftigung der Frauen und Mädchen. Sie versammelten sich — außer
Samstag — abends in der Stube eines gewissen Bauernhauses und span-
nen ihren eigenen Flachs auf mitgebrachten Spinnrädern. Diese „Kouda-
stum“ (Kochenstube) dauerte oft vom Dezember bis Feber und wurde am
letzten Sonntag vor dem Fasching mit der „Schoadlnocht“ (Scheidenacht)
beschlossen, zu der die Spinnerinnen weißes Brot oder Gugelhupf mitbrach-
ten und die Burschen, die sich einfanden, den Schnaps und die Musik auf
einer Ziehharmonika besorgten. Damals war es auch Brauch, daß die
Braut vor ihrer Hochzeit mit der Kranzjungfer in die einzelnen Bauern-
häuser „Hoa betteln“ (Flachs sammeln) ging; darüber, wie über den Brauch
des „Hendlbetteln“ und „Hahntreibens“ siehe meinen Beitrag „Eine
Bauernhochzeit in Südwestmähren“ in dieser Zeitschrift, 3. Jahrgang!

Als die einzelnen Dörfer noch eigene Gemeindegirten hielten, gingen
diese am Heiligen Abend, mit ihrer eigentümlichen Peitsche, bestehend aus
kurzem Stiel mit langem, aus 6—8 Teilen geflochtenem Riemen, dessen Ende
den „Schmiß“ aus Schwanzhaaren trug, schalzend und begleitet von der
Dorfsjugend, die mit Schellen behängt war und das Blöken der Schafe und
Muhlen der Rinder nachahmte, durch das Dorf und sammelten Gaben ein,
die dem Hirten gehörten.

Zur Zeit, als hier noch die Häuser mit Stroh gedeckt waren, war am
Heil. Abend das „Schabldreschen“ ein beliebter Brauch der heiratslustigen
Mädchen; sie zogen aus dem Dach der Scheuer einen Schaub Stroh (Stroh-
bund) und droschen denselben im Zimmer mit einem Stück Holz. Welcher
es gelang, hiebei Körner auszdreschen, die heiratete im kommenden Jahre
einen Bauer. Es soll, so erzählt man in Alt-Hart, vorgekommen sein, daß
manchmal alle vier Fruchtgattungen ausgedroschen wurden!

Die Hauptspeise am Heiligen Abend war früher Schwammesuppe und
„Sterzstriezerln“ mit Wahn und Sirup; heute wird Tee mit Kuchen, Apfel-
strudel, Zwetschen, Klößen u. a. gegessen.

Die Mette war früher um Mitternacht; heute wird sie am Christtag
um 5 Uhr früh gehalten.

Der Brauch, am Heiligen Abend Krippen aufzustellen, wird jetzt nicht mehr geübt.

Den Christbaum kennt man erst seit den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts; vorher wurden in der heil. Nacht von Kindern Schuhe auf Fenster gestellt, in die Nüsse, Äpfel, Alöhen u. a. gegeben wurden.

Früher wurde am Tage des heil. Johannes (27. Dez.) nach dem Gottesdienst vom Priester den Gläubigen beim Speisegitter der „Johanniswein“ mit den Worten verabreicht: „Vertkostet die Liebe des heil. Johannes!“ Mit Kriegsbeginn kam dieser Brauch ab.

Beim Aufstoßen („Schnaderl“), das hier früher „Hejglstoßn“ hieß, sagte man folgenden Spruch in einem Atemzug und nahm 1 Stück Zucker:

„Hejgl, Hejgl, mach mi(ch) frei!
Entada (drüber der) Thah(a)
sitzt a olt's Wei;
hupf auffi auf sei (sie),
stoß s' eini in d' Thah(a)!“

Die Obergrunder Weihnachtspielgruppe

Von Leopold Schmidt, Wien

Neben der Vorarbeit der analytischen Einzelspielbetrachtung kommt die überschauende Feststellung von Zusammengehörigkeitsverhältnissen der Einzelspiele nach ihrer Lagerung in Gruppen und Schichtungen besonders in Betracht. Die Tatsache, daß kein Volkskunstwerk dem anderen gleicht und doch so viele einander ähneln, verlockt in hohem Maße dazu, dem Wechselfspiel dieser beiden Erscheinungen nachzugehen. Auf dem Volksschauspielgebiet scheint es angezeigt, zunächst die bereits bekannten Gruppen schärfer ins Auge zu fassen und ihr Verhältnis zueinander zu ergründen und dann erst das Augenmerk auf allgemeinere Schichtungsercheinungen zu lenken. Zu diesen kleinen Gruppen gehören vor allem die 4 bedeutendsten Weihnachtspielgruppen, deren Entstehung vermutlich in die Renaissancezeit reicht und die deshalb auch als Renaissanceispiele zu bezeichnen wären, im Gegensatz zu den Spielen des Spätmittelalters wie auch zu denen der Barockzeit, also den beiden anderen wichtigen Spielepochen. Diese vier Gruppen sind — nach den Hauptverbreitungslandschaften benannt — folgende: Oberuferer Gruppe, Böhmerwaldspiel, Schlesiſche und Steirisch-Kärntnerische Gruppe.

Für die Untersuchung der kleinen Obergrunder Gruppe, die nicht wie die vier Hauptgruppen eine selbständige, sondern eine Mischgruppe darstellt, kommen von den Renaissancegruppen fast nur die Oberuferer und die Schlesiſche in Betracht. Was an sonstigen Elementen noch vorhanden ist, gehört dagegen bereits dem Bereich der Barockspiele an, welche sich jedoch bisher nicht in derartige Gruppen gliedern lassen. Das Hauptproblem der Obergrunder Gruppe aber ist eben jene Mischung, welche ganz eigenartige, strukturell uneinheitliche Gebilde entstehen ließ, die in ihrer

Uneinheitlichkeit einen ähnlichen Charakter wie die Barzdorfer Moralität¹⁾ oder wie die altösterreichischen Krippenspiele²⁾ tragen. Ihr Hauptproblem besteht in ihrer Zweifachigkeit, welche auf einer älteren Renaissancepielgrundlage jüngere, barocke Elemente lagernd zeigt. Dabei aber ist schon die ältere Grundlage selbst wieder nicht einheitlich, sondern enthält, wie schon erwähnt, Elemente von zwei Renaissancepielgruppen. Während aber dies die Eigenproblematik der Kleinen Obergrunder Gruppe ist, ergibt sich eben aus dem Vorhandensein des Oberuferer Elementes, daß hier ein noch wichtigeres Problem vorliegt, nämlich das der Verbreitungsfeststellung dieser Oberuferer Gruppe. Diese gestaltet sich nämlich heute anders als zur Zeit Bogts angenommen wurde, der wohl, angeregt durch das viel zu wenig bekannte Buch Wilhelm Köppens³⁾, die Spuren der Oberuferer Gruppe im Obergrunder Spiel feststellte, doch keine weiteren Folgerungen daran knüpfte. Um die Stellung dieses Verhältnisses im richtigen Licht erscheinen zu lassen, sei kurz das eine Ergebnis der nachfolgenden Untersuchungen vorweggenommen und die heute bekannte Verbreitung der Oberuferer Gruppe dargestellt⁴⁾.

Wir sehen deutlich, daß die Beziehungen der Spiele untereinander derart verflochten sind, daß sich eine historische Abfolge kaum wird klarlegen lassen. Dagegen besteht die Möglichkeit, geographisch zu arbeiten und aus der Verbreitung der verwandten Fassungen eines Spieles weitere Schlüsse zu ziehen. Im Fall der Oberuferer Gruppe wissen wir nur, daß das Spiel seiner Form nach sicher ins 16. Jahrhundert zurückgeht und daß eine seiner Formen, wohl aber kaum seine Urfassung in einem Druck des 17. Jahrhunderts vorliegt: Die Comedia von 1693. Es ist wohl stets angezeigt, neugefundene Fassungen zunächst nicht — oder gar nur ausschließlich — mit der Oberuferer, sondern mit der Comediafassung zu vergleichen, da gerade der Oberuferer Text nicht der beste scheint und die zahlreichen ihm verwandten Heidebodenfassungen unverböffentlicht in den Sammlungen Karl Horak und Remigius Sztachovics ruhen.

Die Verbreitung sämtlicher Fassungen der Oberuferer Gruppe gestaltet sich folgendermaßen: Im Osten Österreichs, dicht an der niederösterreichischen Grenze beginnt das Hauptverbreitungsgebiet, aus dem die Oberufer-Preßburgfassung vorliegt und eine Anzahl von ungedruckten Texten vom Heideboden, sowohl auf burgenländischem wie auf ungarischem Boden. In den Alpenländern findet sich die barock überschichtete Eisenerzer Fassung, in Bayern weist das Rosenheimer Spiel Elemente der Gruppe auf. Zu dieser Schichte, die also aus wenigen Punkten im Westen und einer ganzen Gruppe im Osten besteht, treten nun die Reste im Norden, in der Mischzone des sudetendeutschen und schlesischen Spielbereiches, nämlich Barzdorf und die Obergrunder Gruppe.

¹⁾ Vgl. Sudetendeutsche ZfBl., Bd. 6, S. 184.

²⁾ Untersuchungen zum St. Pöltner Krippenspiel: Unsere Heimat, Bd. 6, S. 319 ff. und Bd. 7, S. 343 ff.

³⁾ Beiträge zur Geschichte der deutschen Weihnachtsspiele (Paderborn, 1893).

⁴⁾ Vgl. Sudetendeutsche ZfBl. Bd. 7, S. 145 ff.

Für diese selbst gewinnen wir aus diesen Schlüssen wenig. Der ältere Bestand ist hier jedenfalls überlagert: Ob es sich aber nicht um einen Zweig der Überlieferung aus jener Zeit handelt, da das Spiel vielleicht auch in Binnendeutschland noch bekannt war, das läßt sich nicht feststellen. Die Vermutung würde nicht ganz fern liegen, da schließlich auch Barzdorf darauf hinweist und andererseits immerhin eine *Engelsberger* Stelle nicht mit der *Comedia*, wohl aber mit Oberufer übereinstimmt.

Die Obergrunder Gruppe, so benannt nach dem Fundort der ersten Fassung, umfaßt die Spiele von Engelsberg (Bez. Freudenthal) und Obergrund (Bez. Zudmantel) und muß auch auf das Otmüher Spiel von Einfluß gewesen sein. Die gemeinsamen Elemente und die Lage berechtigen trotz gewisser Verschiedenheiten, diese drei Spiele als eine Gruppe zusammenzufassen. Schon dadurch, daß sie mit den übrigen Spielen der Gegend wenig zu tun haben, fallen sie in ihrer Eigenheit auf. Es handelt sich freilich denn auch um keine eigentlich bäuerlichen Spiele, wie es die Umzugsspiele der Gegend sind, sondern um mehr kleinstädtische Gebilde, auf diese Weise eine gewisse Verwandtschaft mit den Kripperspielen zeigend, welche ja auch im sudetendeutschen Bereich vertreten waren. In Engelsberg, wo sich auch eine reiche Krippe befand, sollte wenigstens versucht werden nachzuforschen, ob nicht Zusammenhänge zwischen Spiel und Krippe vorhanden waren.

Engelsberg.

Das verhältnismäßig sehr lange Spiel⁶⁾, das bis 1910 gespielt wurde, in einer Handschrift („Krippelbuch“) überliefert, fällt schon durch die äußere Form der Akteinteilung auf. Die 1592 Verse beginnen mit einem „Anfang Corus“, nach dem ein „Vorgeher“ spricht; der 1. Akt bringt das Paradeis-spiel, von der Schöpfung bis zur Aussendung des Verkündigungsgengels. Mit dem 2. Akt beginnt das eigentliche Weihnachtsspiel: Verkündigung. 3. Akt: Herbergsuche. 4. Akt: Hirtenjenen (Auf dem Feld, Weg nach Bethlehern, Anbetung). 5. Akt: „Todt und Teufel.“ 6. Akt: „Die Vorstellung der Könige.“ 7. Akt: Herodeszene. 8. Akt: Die Könige bei der Krippe. 9. Akt: Traum der Könige. 10. Akt: Kindermord. 11. Akt: Herodes' Tod.

Eine kurze Analyse soll zunächst die erkennbaren Zusammenhänge mit anderen Spielen aufzeigen. Das *Engelslied* „Wir kommen daher ohne allen Spott“ gehört zu dem geläufigen Formelprolog⁷⁾, der vorläufig an keine bestimmte Spielgruppe gebunden scheint, der Schlesi-schen und der Oberuferer jedoch besonders häufig zueignet. Der Prolog (4—37), ist offenbar selbständig unter Verwendung geläufigen Formelgutes; er bringt eine ziemlich eingehende Inhaltsangabe. Das *Paradeis-spiel* ist trotz seiner schlichten Form offenbar von den weitverbreiteten anderen Gruppen ganz unabhängig. Das Anfangslied „Als Gott die Welt erschaffen“, hängt mit dem bekannteren „Als der liebe Gott die Welt erschaffen“⁷⁾ nicht zu-

⁶⁾ E. W. Braun, Das Engelsberger Christkindelspiel: Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesiens, Bd. 8, 1913, S. 124.

⁷⁾ Vgl. On allen spot — Am Abend spat: Das deutsche Volkslied, Bd. 32, S. 128.

⁷⁾ E. R. Blüml, Schottkhs Volksliedernachlaß, S. 77 (Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde, Bd. VII).

fammen. Die Schöpfungsszene ist sehr knapp gefaßt. In einem Monolog Gottvaters wird die Erschaffung der Welt, Adams und Evens mitgeteilt und vollzogen. Nach Adams Dant und Gottes Gebot kommt schon (84) der Teufel, versucht Eva und überredet sie nach kurzem Widerspruch. Auch Adams Fall und Erkenntnis sind ganz kurz. Hier finden sich kurze Stellen, welche gewisse Übereinstimmungen mit Spielen von der steirisch-kärntischen Grenze zeigen:

Engelsberg

109
Ach! Ach! Was haben wir getan
Die Schlang hat uns gereizet an.

ferner

116
Ach Herr! ich hör wohl deine Stimm
Wer mein klägliches Wort vernimm
Denn ganz nackt und bloß ich bin.

St. Georgen bei Murau⁹⁾

337
Ach weh! Ach Gott! Was hab ich getan!
Du, Eva, hast mich gereizet an.

368
O Herr, ich hör wohl Deine Stimm
Über ich schäm mich, weil ich nackt bin.

Viel Beweiskraft wird man diesen Stellen kaum zuerkennen können. Immerhin ist die Ähnlichkeit nicht zu leugnen; zu der Oberuferer Gruppe ergeben sich nicht einmal solche Beziehungen. Es erfolgt dann (128) die Anklage des schuldigen Paares durch den Teufel. Der Gedankengang ist der Anklage im St. Georgner Spiel ganz ähnlich; auch der weitere Gang der Handlung entspricht diesem, nur daß diese steirisch-kärntische Gruppe stets mehrere Teufel kennt und eine Teufelsberatung, welche hier gänzlich fehlt. Dagegen finden sich auch im St. Georgner Spiel nur zwei göttliche Schwestern, nämlich wieder Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Der Gedankengang der Reden dieser verteidigenden und anklagenden Gestalten ist nun zwar in den beiden Spielen sehr ähnlich, doch liegt hier die deutliche Abhängigkeit vom Cochemschen Text¹⁰⁾ vor. Gemeinsam ist dem Engelsberger Text und dem steirisch-kärntischen nur, daß gerade diese beiden Gruppen die Prosa Cochems in Verse umgegossen zeigen, was sonst nicht der Fall ist. Nicht einmal Obergrund tut dies. Engelsberg ist übrigens lange nicht so ausführlich wie St. Georgen. Ohne Einführung von Gottsohn findet das Paradeisspiel mit der Entsendung Gabriels seinen Abschluß (250). Das steht nun wieder nicht so bei Cochem, ist aber überhaupt altes Gedankengut, das sich bereits in den Spielen des Spätmittelalters, nämlich im Rünzelsauer Fronleichnamspiel¹¹⁾ und im Sterzinger Weihnachtspiel von 1511¹²⁾ äußert. Der Gedanke ist durch Cochem wieder aufgenommen worden, lebte aber auch noch im Altvöiener Krippenspiel¹²⁾ weiter.

⁹⁾ J. R. Bünker, Volksschauspiele aus Obersteiermark, S. 101 (Ergänzungsbd. 11 zur Zfösterlzt.).

¹⁰⁾ J. Ammann, Das Leben Jesu des P. M. v. Cochem (3Zt., Berlin, III, S. 211).

¹¹⁾ Das Rünzelsauer Fronleichnamspiel von 1479, hg. von A. Schumann, S. 52.

¹²⁾ R. Jordan, Das heffische Weihnachtspiel und das Sterzinger Weihnachtspiel von 1511 (29. Jahresbericht des Oberghymnasiums Krumau, 1902), S. 14.

¹²⁾ Nagl-Zeidler-Castle, Deutschösterreichische Literaturgeschichte, I. 732.

Die **V e r k ü n d i g u n g**, welche den 2. Akt füllt (251—276) besteht nur aus dem Dialoglied „Gegrüßet seist du Maria, Jungfräuliche Zier“, das häufig so verwendet wird.¹³⁾ Der 3. Akt wird durch einen Chor „Erfreut euch ihr Bürger von Bethlehem“ eingeleitet, den ich sonst nicht kenne. Die Worte der Herbergsszene selbst (282—338) scheinen der Obergrunder Gruppe eigentümlich zu sein; in Engelsberg sind sie offenbar am besten erhalten. Reden und Gegenreden sind durchwegs in Versen gehalten, es fehlt der Prosaanhang von Obergrund, und dennoch ist die Fassung etwa doppelt so lang wie in Olmütz, wo noch ein nicht ursprüngliches Kindelwiegen verlängern hinzutritt. Diese Stelle gehört zu den Belegen, daß Engelsberg vermutlich den besten, wahrscheinlich ältesten Zustand des Gruppentextes verkörpert.

Der 4. Akt bringt die ungemein breit ausgeführten **H i r t e n s z e n e n**. In diesen Versen (339—891) werden alle hirtentümlichen Weihnachtsszenen erschöpft. Während bisher das Schriftdeutsche herrschte, treten wir mit den Hirtenszenen in eine Mischzone, in der Teile in schlesischer Mundart mit schriftdeutschen Stücken wechseln. Zunächst treten die Hirten Gordon und Damon auf, dann (390) tritt auch Holton dazu. Gordon ist selbstverständlich der literaturbekannte Vergilsche Schäfername;¹⁴⁾ die beiden anderen sind unten zu besprechen. Das erste Gespräch, bald (343) von dem bekannten Hirtenslied „Treiß umma“ unterbrochen, gleicht nicht den gewöhnlichen schlesischen Hirtengesprächen, wenn auch die Motive ähnliche sind. Nachdem schon 362 die wunderbaren Lichterscheinungen erwähnt und im folgenden besprochen werden, erzählt der etwas als komische Figur aufgefaßte Holton bei seinem Kommen ebenfalls davon und bereitet so auf den unmittelbar (404) anschließenden Engelgesang „Ihr Hirten, ihr Hirten erschrecket nicht, Und seid voller Freuden und fürchtet euch nicht“ vor. Das Lied hat wenige Berührungspunkte mit dem „Auf, auf Ihr Hirten, erschrecket nicht“, in Obergrund. Auf dem Weg nach Bethlehem singen die Hirten „Wir machen uns auf Bethlehem auf Und eilen in den Stall“. Dabei schiebt sich nun der Besenkungsgedanke ein, welcher ein zehnstrophiges Dreigespräch (455 bis 532) zur Folge hat, das Damon mit den Worten „Wohl meine Gab a Bomb soll sein, So weiß als wärs geblacht“ einleitet.

Trotz der mundartlichen Färbung des Gespräches, dessen Strophen fast durchwegs achtzeilig sind, erkennt man aus dem Inhalt, daß es sich hier um eine Übernahme aus der Kunstdichtung handeln muß. Zu der Entdeckung der ursprünglichen Quelle nun haben die Namen Damon und Holton den Weg gewiesen: Sie kommen in dieser Zusammenstellung nämlich nur in den Weihnachtssklogen von Friedrich von Spee vor (Truhsnachtigall, 1634). Zu der 36. „Ecloga oder Hirtengesang, darin zween Hirten, Damon und Holton ihre Gaben erzählen, so sie dem Christkindelein schenken wollen“¹⁵⁾ hat unser Dreigespräch tatsächlich die engsten Beziehungen. Schon die Form (achtzeilige Strophen in a—b—a—b-Reimung) ist dieselbe.

¹³⁾ W. Pailler, Weihnachtslieder und Krippenspiele Nr. 371, 372.

¹⁴⁾ Vergil, Bucolica 2, 1. 56. 65. 5. 86. 7, 2. 20. 40.

¹⁵⁾ E. Wolff, Das deutsche Kirchenlied des 16. und 17. Jahrhunderts (Kirchenschrifters Deutsche Nationalliteratur, Bd. 31).

Gleichwohl handelt es sich nicht um das Spee'sche Gedicht, sondern um eine, allerdings gewiß auch noch kunstmäßige Umarbeitung, eine Zwischenfassung, die bis jetzt nicht greifbar ist. Die engen Beziehungen zu Spee soll eine Motivgegenüberstellung zeigen. Von den 19 Strophen Spees entsprechen nach den angekündigten Geschenken:

Spee	Engelsberg
1 (Lamm)	= 1 (Lamm)
3 (Ritzlein samt Geiß)	= 2 (Zegla)
5 (Safenküniglein)	= 3 (Hoselein)
13 (Hühnerhahn)	= 4 (Hinerhon)
11 (Läubelein)	= 6 (Haustäubelein)

Eine Strophe sei zum Vergleich zur Gänze abgedruckt:

19. Und ich will ihm noch schenken
 Viel schöner Sachen mehr
 Zu schenken und noch schenken
 Je mehr und je noch mehr.
 Auch Döpfel, Rüb und Bieren,
 Milch, Hönig, Butter, Käz,
 Und was noch mehr mögt zieren,
 Die Tafel mir gemäh.

8. A Rörbla Äpel, Berna und Ref,
 A Lünla fresches Schmolz,
 Gedörta Kerschen, Honig süß,
 A Hond voll weißes Solz,
 Ech noch gan a weißes Mähl
 Met Honig und von gun Dehl
 Dos Josef lonn dan Rindla
 A Brehla ton ein zühren.

Neben den unleugbaren Ähnlichkeiten steht, wie der Vergleich beweist, die starke Verschiedenheit in der Gesamtformung, welche wohl zu der Annahme zwingt, daß hier eine Umdichtung als Zwischenglied anzunehmen ist, das Spee'sche Gedicht aber doch letzten Endes zugrundeliegt. Das Problem ist von großer Wichtigkeit für die zeitliche Ansetzung des Spieles; die angenommene Umdichtung dürfte doch mindestens ein halbes Jahrhundert nach Spee fallen. Die eigenartigen Geschenke, welche noch über die Vielfalt bei Spee hinausgehen, wenngleich auf engerem Raum aufgezählt, nämlich in zehn Strophen im Gegensatz zu den 19 bei Spee, weisen zugleich auf die geringe Volksmäßigkeit hin, wie auch auf barocke Gedankengänge. Wenn in Strophe 9

A Trommel wohl ungesponnt
 Mit zwa Schlägelein
 Die soll on dan Rind gor schön gemohlt sein,

geschenkt werden soll, so finden wir so etwas in keiner volksmäßigen Darstellung. Dagegen ist auf einem Gemälde von Paul Troger¹⁰⁾, dem österreichischen Barockmeister (1698—1762), deutlich eine Trommel zu sehen, die offenbar der alte vor dem Kinde kniende Hirt als Geschenk mitgebracht hat.

An dieses problemreiche Dreigespräch schließt sich das weit verbreitete Lied „Lauf, lauf, ihr Hirten alle zugleich, Nehmet Schallmeien und Pfeifen mit euch“ an (5 Str.). Mit dem nächsten Vers (555) befinden wir uns plötzlich auf einem ganz anderen Gebiet der Überlieferung als bisher, denn Verse wie

555 E, dos holt die Nocht so finster es,
 Dos mer nie was wo mer racht oder fahl zur Stadt naus geht,
 Ihr lieben Gejpon wo weiter naus,

¹⁰⁾ H. Jacobs, Paul Troger, S. 110 (Veröffentlichungen der Österreichischen Gesellschaft für christliche Kunst, Bd. I).

sind lediglich schlesische Umformungen von

285 Die Nacht zu finster; nicht kan ersehen,
Ob wir fehl oder recht zur Stadt gehen.
Wo müssen wir gesamt num weiters aus?

wie es in der Comedia von der Geburt Christi, 1693¹⁷⁾ heißt. Damit halten wir mitten in einem alten Text der Oberuferer Gruppe. Um es gleich vorweg zu nehmen, sei hier gesagt, daß im folgenden nicht weniger als 140 Verse des Engelsberger Spieles gleich oder sehr ähnlich Versen des Oberuferer Kreises sind. Es dürfte nicht nötig sein, diese verschiedenartigen Übereinstimmungen im einzelnen nachzuweisen; nur wie sie sich in das Spielganze eingliedern, sei jedesmal hervorgehoben. Es läßt sich auch nicht recht feststellen, welcher Fassung diese Teile eigentlich entstammen. Meist ist die Verwandtschaft mit dem Comediadrucl ziemlich weitgehend, doch finden sich auch Stellen, die eher mit Oberufer selbst übereinstimmen, so

Engelsberg, 573: Altvoter, lieber Altvoter mein, wir suchen Gotteskindelein,

Oberufer, 472: Altvater, wir suchen Gotteskindelein,
dagegen

1693, 299: Ach Vatter, wir suchen Gotteskindelein.

Die Anbetungsszene selbst stammt zum Großteil nicht aus dem Oberuferer Kreis. So ist die Vortrittsfrage („Der Oberschaffer muß voran“ ufw., 596) hier nicht geläufig. Die einzelnen Anbetungsmonologe sind nicht einmal der Herkunft nach einheitlich; so ist der große Monolog Gordons (604 bis 607) aus Comedia 305 bis 308, dann 608 bis 613 aus Comedia 313 bis 319, weiter der Rest (614 bis 629) anderer, vermutlich teilweise schlesischer Herkunft; einige Verse stimmen zu dem Anbetungslied in Obergrund.

Die folgenden Gebete der Hirten sind echte Barockschöpfungen, welche wieder durch ein Stück Oberuferer Text (660 ff. = 1693: 449/40, 335—338) beschlossen werden. Nun kommen offenbar zwei weitere, bisher ungenannte Hirten zu Wort, nämlich Jsaak und Jakob, biblische Namen, die sonst fast nie verwendet werden. Ihr Text (673—704) ist in bestem Schriftdeutsch gehalten und kirchenfromm, was wohl auf verhältnismäßig späte Entstehung schließen läßt. Die anschließende, für die ganze Gruppe kennzeichnende Szene zwischen den Hirten und einem Jäger wird durch ein gleichfalls junges Jagdlied, nämlich „Im Wald und auf der Heide“ eingeleitet (1816, Bornemann)¹⁸⁾. Die Gestalt des Jägers so wie seine Frage nach dem Kind bleibt übrigens dem Leser heute genau so unverständlich wie den Hirten, welche ihn, nachdem er Gordons Flötenspiel zuerst verlangt und dann als „wildeß getön“ abgelehnt hat, zunächst für einen „Warber“, also einen militärischen Werber, und dann für einen Semdling des Herodes halten. Nach dieser lebendigen Szene verfallen die drei Hirten in längere Gespräche über die Kindschaft Gottes, über die Gründe seiner armen Geburt, welche

¹⁷⁾ Drei männliche Weihnachtsspiele, hg. J. Bolte (Berlinerische Forschungen I. 1926). S. 177 ff.

¹⁸⁾ G. Jungbauer, Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen, Nr. 1762.

zum Teil in der Form von Rätselfragen von einem Hirten dem anderen gestellt werden. Die theologisch gefärbten Antworten lassen auch hier wieder oberflächlichen Einfluß vermuten, zumal die Szene von unorganischer Länge ist. Ein Beispiel von Frage und Antwort:

789 Warum loms Kind bei der Nocht und nie bei Tog,
Holton sog wos dos bedeit...

799 Dos Kind es lumma bei der Nocht
Got uns a neues Licht gebrocht
Und an neuen Tog.
Holton du mir wos bessers soh.

808 Weht ihr nie doß dieses Kind
Ein lautes Feuer sei...

Es ist nicht erstaunlich, daß diese Antworten die Hirten selbst wundern; eine wohl ganz ungewollte Komik liegt nämlich in den Schlußversen dieses Gesprächs:

828 Ich glaub, ihr seid gewiß vor Tog
Ein Wirtshaus ein gelehrt...

832 Weil ihr mir so kluge Antwort gebt...

Die Überflüssigkeit des ganzen Gespräches aber sieht man erst, wenn in dem nun folgenden Teil, der „Vesper der Hirten“ überschrieben ist, ganz ähnliche Themen noch einmal aufgenommen werden. Nur handelt es sich hier um die Weiterführung eines Textbestandteiles, der schon oben begegnete, nämlich einem Oberuferer Teil. Bis auf geringe Einsprengsel ist das ganze Gespräch aus einem Text des Oberuferer Kreises genommen. Der Schluß des Hirtengesprächs (872 bis 891) schließt scheinbar gar nirgendes an; die Gespräche über verschiedene leibliche Genüsse sind wohl lokal und zwar nach den Speisenamen (Kimmelquort, Schepfersns Bretla, Rälbern Reil, Knoblichkucha, Hirschakucha usw.) schlesisch entstanden zu denken. Der Schluß über die verschiedenen zu gewärtigenden Trünke ist gewiß humoristisch pointiert.

Eine Eigentümlichkeit der Obergrunder Gruppe ist das den fünften Akt füllende Streitgespräch zwischen Tod, Teufel und Engeln. In kürzerer Form findet es sich in Obergrund selbst wieder. Der Tod erzählt dem Teufel zunächst von der Geburt Christi, und gibt dem Teufel auf dessen Verlangen den Rat, Herodes zum Kindermord zu überreden. Engel kommen jedoch und vertreiben den Teufel

968 Mit diesen Ketten ich Dich hint
Bis Tausend Jahr vorüber sind,

singen ein dreistrophiges Lied

970 Jauchzet frohloket mit freudigen Schall
Der Herr ist so herrlich und groß gemacht,

was vielleicht zu „Jauchzet froh mit frohem Schalle!“ aus dem Katholischen Gesangsbuch, München 1810¹⁹⁾, gehört. Der Schlußgesang der Engel auf des Teufels Murren hin

997 Nun schnurr und purr in deinem Sinn
Dein gewaltiges Reich würgen ist schon hin“

¹⁹⁾ W. Bäumer, Das katholische deutsche Kirchenlied, Bd. I, S. 551.

erinnert dagegen in manchen Wendungen an ältere Lieder (999 „Freu dich du werthe Christenheit“, 1005 „Drum singt und springt und jubeliert“). — Der 6. Akt beginnt mit dem allgemein, aber auch im sudetendeutschen Gebiet stark verbreiteten Lied „Drei Könige aus Morgenland kamen gezogen“. Mit 1012 beginnt hier der Oberuferer Text, der ständig von kleineren Einschüben unterbrochen wird; auch hier stimmt der Text gut mit der Comediafassung überein. Nach 1092 tritt eine Pause im Oberuferer Text ein; Engelsberg schiebt hier eine Befragungs- und Schriftgelehrtenzene ein, die mit lomischem Judenspott ausgestattet ist und mit Obergrund und Olmütz übereinstimmt. Alle drei Spiele nennen hier den Juden Mausehel (jiddische Nebenform für Moses), was vielleicht auf einen Zusammenhang mit älterem schlesischen Spielgut deuten könnte, da gerade der Breslauer Herodes²⁰⁾ aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen „Mauschl“ kennt; der Spottnamen, der ja wohl viel weiter bekannt war, ist sonst meines Wissens nur in dem weit entlegenen Groharter Herodes²¹⁾ wieder zur Schriftgelehrtenbenennung verwendet.

Die Dreikönigshandlung wird im 8. Akt weitergeführt (1159). Die Könige treffen nun auf das Kind: die Engel singen ein vierstrophiges Lied „Sei schön von mir begrüßt, Göttlicher Bräutigam“ offenbar neuerer Entstehung. Die Könige führen nun ein langes Anbetungsdreigespräch, das sich durch große Regelmäßigkeit im Aufbau auszeichnet; es scheint ursprünglich 12 Strophen gehabt zu haben, so daß jeder König viermal sprach; heute fehlt eine Strophe (offenbar die siebente), so daß die Ordnung etwas gestört erscheint. Zusammenhänge textlicher Art sind nicht ersichtlich. 1266 dankt Josef mit Worten von Oberufer (1043—46), welche die Comedia nicht beinhaltet. Auch Raspar's Antwort stammt aus dem Oberuferer Kreis, findet sich aber wieder in der Comedia (1270 — 73 = 685 — 88). —

Der 9. Akt enthält nur den **W a r n u n g s t r a u m** der **K ö n i g e**, mit schlesischen Anklängen. — Der 10. Akt beginnt fast sogleich mit der Rede des **H e r o d e s**, die sich in den Comedia findet (1294 — 1303 = 725 — 734 und 1295 — 96 = 740 — 42), nicht aber in Oberufer. Im folgenden jedoch zeigt sich eine typisch barocke Schwellungserscheinung: Der Hofstaat des Herodes wird vorgeführt, bestehend aus „Sekritär“, „Hofmagistrat“ und „Landstand“. Vom Sekretär geht der Tötungsplan aus; vom „Landbot“ wird die falsche Meldung verkündet, daß der König die Kinder beschenken wolle, was einen Judenmonolog in Prosa zur Folge hat (zwischen 1383/84), der von ähnlichem Judenspott wie die Schriftgelehrtenzene erfüllt ist. Nach strengen Befehlen an die Soldaten ziehen diese unter Befehl des Trabanten aus, wobei im Text „Die Schlacht“ steht und vermutlich an eine Stegreiffzene zu denken ist. Der Schlachtbericht des Trabanten (1419—1441) nähert sich wohl ähnlichen in Oberufer und Schlesien, schließt aber nicht direkt an. Er endet mit Vorführung eines Juden, der sein Kind versteckt hatte und im folgenden abgeurteilt wird. 1470 bleiben Herodes und der Trabant allein; Herodes übergibt ihm seinen Siegelring als Herrschaftszeichen.

²⁰⁾ Fr. Vogt, Die Schlesischen Weihnachtsspiele, S. 363.

²¹⁾ R. Urian, Das Groharter Herodespiel (Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde, LXVI, 1926) S. 84.

Der 11. Akt beginnt mit dem Engellied „Gedenk o Mensch, daß du wirst sterben“, ein Begräbnislied, das ausgezeichnet paßt. Darauf spricht ein Engel zu Herodes eine Fassung des im Schlesiſchen Spielkreis ungemein geläufigen Todesdrohungsliedes²³⁾. Herodes hält die Erscheinung, ganz ähnlich wie im St. Pöltner Krippenspiel, für einen Geist: „Pistolen heraus, die Geister zu gewähren“, worauf ihm der Teufel seine Macht und jetzige Machtlosigkeit vorhält, wobei Wendungen wie „Gelt Vogel, du bist mir eben recht“ (1534) hier ebenso wenig verständlich sind wie ihre Entsprechung im Olmüzer Spiel „Buchvogel, jetzt hab ich dich geschossen“ (494). Herodes verlangt — nach dem bekannten apokryphen Selbstmordversuch — nach Apfel und Messer, die ihm der Tod bringen will, der ihn in längerer Rede mit verschiedenen, aus anderen Todesmonologen bekannten Formeln traktiert und nach seinem „Gelt Vogel ich habe dich getroffen“ dem Teufel den Abschluß überläßt. 1573—1592 folgt die Dankrede, welche zum Abschluß auf Spiel und Spielweise Bezug nimmt.

Die nun angeschlossene „Vorstellung der Altväter“ kann kaum nach dem Gesamtspiel aufgeführt worden sein. Vermutlich wurde sie manchmal eingeschoben. Sie zeigt die versammelten Patriarchen in der Vorhölle, in dem Augenblick der Ankunft des Geistes Simons, der ihnen die Hoffnung auf Erlösung erweckt. Die ganze Szene ist in Prosa gehalten und kaum sehr alt.

Ein abschließendes Urteil über dieses mächtige Spiel ist erst nach der Betrachtung der beiden anderen Glieder der Obergrunder Gruppe tunlich und von Wert.

O b e r g r u n d.

Anton Peter²⁴⁾ hat dieses schon mehrfach beachtete Spiel aus einer Handschrift abgedruckt, ohne deren Alter anzugeben. Er dürfte sich allerdings solche Angaben für den nie erschienenen dritten Band seines Werkes zurückgestellt haben²⁵⁾. So sind uns nur die Aufführungsdaten 1824, 1829 und 1834 bekannt, welche zeigen, daß das Spiel in der im Druck vorliegenden Fassung schon im Vormärz bestanden hat.

Wie die meisten Veröffentlichungen der älteren Periode unserer Forschung, hat auch das Obergrunder Spiel schon einige Beachtung gefunden, was eine genauere Analyse hier überflüssig macht, da wichtige Teile ihrer Herkunft nach schon erkannt wurden. So wurde die Oberuferer Textschichte hintereinander von August Hartmann²⁶⁾, Wilhelm Roeffen²⁷⁾ und Friedrich Vogt²⁷⁾ behandelt. Am eingehendsten hat Roeffen sich mit der Stellung des Textes im Rahmen der übrigen ihm bekannten beschäftigt und die Beziehungen zum Hans Sachs-Text eingehend verfolgt. Es handelt sich um dieselben Stücke wie in Engelsberg. Die Zusammenhangskonstruktionen Vogts sind noch weniger wichtig als die Roeffens; die schlesiſchen Spiele.

²³⁾ Vgl. Anmerkung 2, S. 326 ff.

²⁴⁾ A. Peter, Volkstümliches aus Österreichisch-Schlesien (1865) I., S. 359.

²⁵⁾ Peter, I., S. XI f.

²⁶⁾ A. Hartmann, Weihnachtsspiel und Lied in Oberbayern (1875).

²⁷⁾ Vgl. Anmerkung 3, S. 78 ff.

²⁷⁾ Vogt, Die Schlesiſchen Weihnachtsspiele, S. 186 ff., 190.

insbesonders die der von Vogt hauptsächlich herangezogenen Heuschreuer Gruppe gehören wohl einer anderen Schichte an; man muß fast jede Zeile erst als überarbeitet ansehen, um nachträglich die Verwandtschaft zu entdecken. Die Beziehungen zum steirisch-kärntischen Spielkreis, die Vogt gesehen hat, sind dagegen viel deutlicher. Was aber die Endergebnisse der Frage der Abhängigkeit Obergrunds von Hans Sachs betrifft, so ist in keiner der Abhandlungen das letzte Wort gesprochen worden. Koeppen hat jedenfalls eine weitgehende Beeinflussung angenommen. Ich sehe von dieser Frage ganz ab und stelle nur die augenfälligen Übereinstimmungen mit Versgut des Oberuferer Kreises fest.

Ein zweites Element des Obergrunder Textes hat J. J. Ammann²⁰⁾ entdeckt. Es handelt sich um die Herkunft der Prosastellen; Ammann konnte sie von Martin von Cochem ableiten und hat damit einen hochwichtigen Faktor in der Textgestaltung wie auch ein Mittel zur Terminierung gefunden, auf das wir hier nicht mehr einzugehen brauchen. Analytisch betrachtet, läßt sich dem Spielschema die Einteilung in „Auftritte“ zugrundelegen, welche der Engelsberger Akteinteilung entspricht. Nach Engelspruch und Prologus erfolgt im 1. Auftritt die Schöpfung der Welt, Adams und Evens, (Prosa). Der 2. Auftritt bringt zunächst einen Monolog des Teufels, der seinen Sturz beklagt. In der Versuchungsszene wechselt ständig Vers und Prosa. Der 3. Auftritt, der Paradiesesprozesse, stammt samt den Gestalten der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit aus Cochem. Die Vertreibung aus dem Paradies begleitet der Engel mit der Aria „Herbor, herbor, verschämtes Paar! Was habt ihr euch versteckt sogar?“ Ein Zwiegespräch zwischen Gottvater und Gottsohn beendet die Szene. In der nächsten findet sich die merkwürdige Legende vom zweiten Betrug des Teufels, dem Bußversuch der Stammeltern, nach Cochem behandelt. Der kurze 4. Auftritt lenkt nun zum Weihnachtspiel hinüber; er bringt die Entsendung Gabriels, in einem Prosa-Dialog. Die Verkündigung im 5. Auftritt geht in Reimpaaren vor sich. Der 6. Auftritt bringt ausführlich den Zweifel Josephs und dessen Traumbotschaft, seine Abbitte, Mariens Verzeihung und das Gebot des Landpflegers, alles bis auf die Engeltworte in Prosa. Auch der 7. Auftritt, die Reise nach Bethlehem ist noch in Prosafassung; erst der Beginn des 8. Auftritts zeigt die Verstücker wie in Engelsberg, den geizigen Wirt und die Herbergsbitte. Die Weiterführung lenkt aber wieder in Prosa ein, und zwar in die merkwürdige legendenhafte Herbergsuche bei Bürger, Bauer und Gastwirt. Diese Version ist mir nur aus dem St. Georgener Spiel sonst bekannt²¹⁾. Auf Cochem geht jedoch das Ganze nicht zurück, so daß die gemeinsame Quelle für die beiden räumlich so weit auseinander liegenden Spiele noch erkundet werden muß.

Mit dem 9. Auftritt wechselt plötzlich der Charakter des Spieles, und zwar in so scharfer Weise, daß wir hier deutlich den Unterschied in der geistigen Schichtung erkennen. Es sind die Hirtenszenen zwischen Paul, Staffen und Maß, im reinsten Schlesiſch, welche im einzelnen wieder unein-

²⁰⁾ Vgl. Anmerkung 9.

²¹⁾ Wünter, a. a. O., 111 f.

heitlicher Herkunft sein dürften. Mit den Engelsberger Hirtenjenen hängen sie erst in späteren Stücken zusammen. Zunächst hören wir die räsonnierenden Löne schlesischer Hirtenspiele. Da sich aber der Vers

Do wiil ich blooß'n wii a tapfr'r Jädderschmann
Wimul ichs gar iib'l geletnet haa,

findet, so befinden wir uns damit zweifellos in einem Textstück, das der Böhmerwaldgruppe zuerkannt wird. Gerade diese beiden Verse sind ihre Leitverse, die sich schon im Berliner Anonymus von 1589⁹⁰) finden. Im folgenden, wo die Hirten von ihren Weibern sprechen, sind wir wieder in schlesischem Textgebiet. Auch die Gleichgültigkeit, die der ersten Messiaserwähnung zuteil wird („Znu, looß wiirn kumma, ich deecht, wän wr uns teeta a wing schlossa lään“) und die sozialen Erwägungen deuten darauf hin. Nach dem Gloria-Gesang folgt denn auch richtig der typische schlesische Wiß „Engel singen — Schaffschallen klingen“. Das Engellied ist „Auf auf ihr Hirten, erschrecket nicht“. Von da ab sprechen die Hirten schriftdeutsch. Es handelt sich im wesentlichen um die ziemlich schlecht verstandenen Strophen der Engelsberger Fassung 432 ff. Auch von dem Speeschen Lied (in der erörterten Umformung) finden sich drei Strophen. Daß dieses Textelement gar nicht mehr verstanden wurde, zeigt die Tatsache, daß Maß seinen Mit-
hirten Staffen als Korydon anspricht:

Wool omf'r Mään, o Kärtiaän!
was in Engelsberg lautet:

484 Wohl uns ermahnt uns, o ! Kordon.

In der Anbetungsszene sind längere Profastellen eingelegt, auf die das Hirtenlied „Grüß dich Gott, du kleines Kind!“ folgt. Nachher setzen wieder Teile von schlesischer Herkunft ein. Die Unterredung der Hirten über die arme Geburt des Gottkinds schließt sich frei an die Oberuferer Stelle (Engelsberg 835 ff.) an. Der 10. Auftritt zeigt in langen Versperioden das Zusammentreffen der d r e i K ö n i g e, ohne daß Textzusammenhänge erkenntlich wären. Der 11. Auftritt beginnt zwar mit einem Oberuferer Textstück, das fast wörtlich schon bei Hans Sachs steht, entfernt sich aber schon in dem Namen des Dieners (so wie in dem seines später genannten Genossen Raimund) Bartholomäus ganz von dieser Schicht und steht mit dieser Namenswahl völlig vereinzelt da. Es folgt nach der Begrüßung des Königs die Schriftgelehrtenzene, welche Engelsberg, Obergrund und Olmütz gemeinsam ist.

Der 12. Auftritt bringt die O p f e r u n g d e r K ö n i g e, textlich unbekannter Herkunft. Der Engel warnt die Könige und nach der Arie „Wie bist du auf die schnöde Welt geboren“ auch Joseph. Es folgt nun ein „A n t e r s p i e l“, das eine gekürzte Fassung der Szene zwischen Tod, Teufel und Engel in Engelsberg ist. Wichtig erscheint, daß hier die Namen Mors und Diabolus verwendet werden. Der Schluß ist bedeutend kürzer als in Engelsberg. Im 13. Auftritt ist der K i n d e r m o r d vom Beschluß bis zur Tat, die durch die beiden Diener ausgeführt wird, und der Tod des Herodes ent-

⁹⁰) Bolte, Drei märkische Weihnachtsspiele, S. 144, v. 35.

halten. Auch hier findet sich das Engellied („Herodes, du gottloser Mann“) verwendet. Herodes äußert seinen Wunsch nach Apfel und Messer, der ihm vom Tod mit dem Todeschuß beantwortet wird.

D I m ü ß.

Ostwald Fladerer²¹⁾ hat 1925 ein Spiel aus Neugasse bei Olmütz veröffentlicht, das den Gedanken, daß hier eine eigene Spielschichte vorliegen müsse, wirkungsvoll unterstützte und als jüngste von den drei Aufzeichnungen einen großen sachlichen Wert besitzt. Es zählt nur etwa ein Drittel der Engelsberger Verse, nämlich 509. Eine kurze Analyse wird auch hier die Zusammenhänge am ehesten klarlegen können. Nach einem kurzen Engellied beginnt mit dem 1. Teil die Herbergsuche, bestehend aus Josephs Zweifel, der vom Engel gestillt wird; — hier finden sich deutliche Anklänge an Stücke des steirisch-kärntischen Kreises. Man vergleiche:

Olmütz		Sitzendorf ²²⁾
12		61
Jch bin betrübet all so sehr		Jch bin betrübt wohl also sehr
Mich dünkt als ob sie schwanger wär.		Mich dünkt als ob Maria schwanger wär.
18		65
Jch will jetzt gehn ein andre Straßen		Jetzt hab ich sie im Willen zu verlassen
Und Mariam alleine lassen.		Und mich begeben in ein andre Straßen.

Die folgende Wirtszene dagegen lenkt bereits in das Versgut von Engelsberg ein. Nur ist die Szene verkürzt und andererseits hier ein sonst in dieser Gruppe ganz fehlendes Rindelwiegenbruchstück eingeschoben, das vermutlich aus dem Umzugspieltextgut stammt.

Der 2. Teil bringt die Hirtenszenen. Sie sind in Mundart gehalten, von gröblichen schlesischen Elementen durchsetzt, und haben streckenweise Beziehungen zu Engelsberg, so 73/74 = 352/53, 75/76 = 367/68, 105/106 = 350/351. Nach 110 folgt das zweistrophige Lied „Des Morgens mit dem ersten Strahle, Treib ich die Schäflein aus dem Stalle“. Zum schlesischen Element gehört es, daß nach dem Gloria-Gesang der „Engel singen — Schaffschallen klingen“-Wiß kommt. Ein merkwürdiges Einschubsel ist das Zusammentreffen der Hirten mit einem „Wächter“ auf dem Gang nach Bethlehem; sie fragen diesen um Auskunft, die ihnen mit einigen rätselhaften Umschreibungen geboten wird. Die Anbetungsworte der Hirten entsprechen denen der Heuscheuergruppe, sind also wieder auf schlesisches Gut zu beziehen. Nach dem Dank Mariens singen die Hirten „Kleines Rindele, schlaf nur ein, Die Engel vom Himmel wern bei dir sein“. Die Szene schließt mit einem Tanz der Hirten, die dazu singen „Baberle nimmts Rörbelein“.

Der dritte Teil beginnt mit einem Gespräch zwischen Herodes und einem Hofmann, der merkwürdigerweise Horatius heißt. Herodes erzählt seinen Traum von den drei Sonnen (eine sei Gottes Auge, für die zweite hält er sich selbst, die dritte möchte er erforschen). Die Schriftgelehrten wer-

²¹⁾ Das Olmüßer Weihnachtsspiel, aufgezeichnet von Oskar Fladerer (S. 11. aus der „Deutschen Zeitung“, Olmütz, 1925) 33.

²²⁾ A. Schlosfar, Deutsche Volksschauspiele. In Steiermark gesammelt. I. 75.

den gerufen, womit wir uns in der allen drei Spielen der Gruppe gemeinsamen Mausehl-Szene befinden. Gleich darauf kommen die *d r e i K ö n i g e*. Sie singen wie in Engelsberg „Drei Könige aus Orient kommen gezogen“. Ihre Eintrittsverse entsprechen nicht dem Stubenspiel, sondern scheinen aus dem Verärgert der Sternfingerumzüge genommen. Die Anbetungsszene ist offenbar junger Entstehung. Die Warnung des Engels an die Könige und Josef beschließt den Teil.

Der 4. Teil beginnt mit den Sorgen des Herodes. Horatius, um Rat befragt über seine Meinung zur Ermordung aller Kinder, zeigt, daß auch der Sohn des Herodes dabei getötet würde, was Herodes denn auch befiehlt. Merkwürdigerweise folgt jetzt noch eine Hirtenzene, und zwar die aus Engelsberg bekannte, sonst ganz vereinsamt stehende zwischen den Hirten und dem Jäger. Auch hier zweifelt man, ob der Mann ein Werber oder ein Sendling des Herodes sei. 424 singen die Hirten das vierstrophige „Meine allergrößte Freude hab ich hier auf grüner Heide“. Darauf kehrt Horatius zurück und meldet den vollzogenen Kindermord. Herodes äußert in schwächlicher Stimmung den Wunsch nach dem Apfel; der Engel singt sein Todeslied, das etwas von den altartigeren anderen Fassungen abweicht. Der Teufel freut sich über den Jang, der Tod erschießt Herodes nach äußerst respektlosen Bemerkungen wie etwa

482 Der Angstschweiß läuft ihm von der Stirn
Und nehet ihm das Halbsgehirn.

Das merkwürdige in der ganzen Gruppe verbreitete

494 Buchvogel, jetzt hab ich dich geschossen

leitet zur Ansprache des Todes an Horatius über, wodurch der überraschende Schluß vermittelt wird: Horatius, vom Tod bedroht, er werde jedes Rauberjittern hören, wird von einem Engel getröstet, daß sein Martertod unschuldig sei, worauf Horatius den unerklärlichen Ausspruch tut:

508 Also will ich mein Schwert stecken ein
Und will auch nicht mehr Horatius sein.

Z u s a m m e n f a s s u n g.

Die Überschau hat wohl sowohl die Zusammengehörigkeit der drei Spiele wie ihr Verhältnis zueinander gezeigt. Auch die Berechtigung ihrer Anordnung hier mag bereits klar geworden sein. Ein Text wie Engelsberg in seiner schönen Geschlossenheit trotz der unzweifelhaften Mehrschichtigkeit verdient wohl, daß man ihn voranstelle, auch wenn die Gruppe nach einem anderen Text benannt werden soll, da dieser zuerst gefunden wurde. Die Einzellemente sind in den Analysen so ziemlich zutage getreten. Überblicken wir die Schichtung im allgemeinen, so finden wir eine gemeinsame Unterschicht von Oberuferer Gut. Es handelt sich damit um ein nun klar liegendes Nordgebiet dieses Kreises, das durch die Nachbarschaft von Barzdorf noch an Bedeutung gewinnt, falls man Barzdorf nicht überhaupt mit der Obergrunder Gruppe in Verbindung bringen will. Freilich zeigt es nicht die gemeinsame charakteristische Wirtszene und die vermutlich auch früher allen dreien gemeinsame Tod-Teufel-Engelszene sowie das Intermezzo zwischen Jäger und Hirten, das sich auch sonst nirgends findet.

Neben der Oberuferer Schicht treten verschiedene Barockschichten deutlich hervor. Am deutlichsten das eingeschobene Dreigespräch nach Spee. Die barocken Hirtennamen — auch Korydon war ja in Obergrund nachzuweisen — weisen auf jene barocke Spielschicht hin, welche Nordböhmen offenbar mit Sachsen, vielleicht auch mit der Oberpfalz verbindet. Korydon selbst fand sich in den Spielen von Wellnitz, Girschberg²²⁾ und Lindenau²³⁾ in Nordböhmen, Lauterhofen²⁴⁾ in der Oberpfalz und Dobschau²⁵⁾ in der Zips. Als eigene Schichte sind sämtliche rein schlesische Elemente zusammenzufassen; sie lassen sich zeitlich wohl nicht bestimmen, sind aber im 18. Jahrhundert fast durchwegs schon nachzuweisen. Der Zeitpunkt der Aufnahme Cochemscher Prosastellen läßt sich natürlich nicht angeben, und bedeutet eben ein barockes Element. In den Liedern zeigen sich die jüngsten Einflüsse, wobei wir bis in das erste Viertel des 19. Jahrhunderts kommen.

Mit diesen Hauptschichten haben wir das deutliche Bild in zeitlicher Reihenfolge vor uns. Was die Ueberlagerung zweier Spielkreise dabei betrifft, so müssen wir gestehen, daß dies ein Problem ist, das sich offenbar aus dem gegebenen Material heraus nicht lösen läßt. Der schlesische und der Oberuferer Kreis sind mehrfach ineinander übergegangen. Wie dies gerade an dieser Stelle vor sich ging, läßt sich schwer sagen. Bei der Verbreitung nach Westungarn konnten Auswanderer die Träger sein. Wo aber waren hier die Vermittler? Oder haben wir eine Mischschicht vor uns, die sich einst viel weiter erstreckte und hier nur durch die barocke Überdeckung durchleuchtet? Vielleicht läßt sich dieses eigenartige kulturgeographische Problem durch Proben an der übrigen Volkskultur der Landschaft einmal lösen.

Auf d' Wulda

über die schnelle Verbreitung eines Heimatliedes
 Von Gustav Jungbauer

Ein einfaches, mit einem Vervielfältigungsgerät hergestelltes „Liederblatt des Böhmerwaldturngaues“, verbreitet durch die Kreisverbandsleitung „Böhmerwald-Süd“ des Bundes der deutschen Landjugend, enthält auf seinen zwei Seiten sieben zumeist von Jugendwanderern aus dem Volksmund aufgezeichnete Lieder, und zwar: Der Stoanhauer (Krumau), 's Wuldalied (Oberplan-Saltau), A lustige Stund (Neuern), Wer ist denn draußt? (Roschowitz, Stritschitz), Der Hollaria (Tirol), Ißern Boch, untern Boch (Oberplan, Stuben, Neustift), Hinter mein Bodan sein Stodl (Neuofen). Dieses Liederblatt kam mir im Juli d. J. in Oberplan in die Hände,

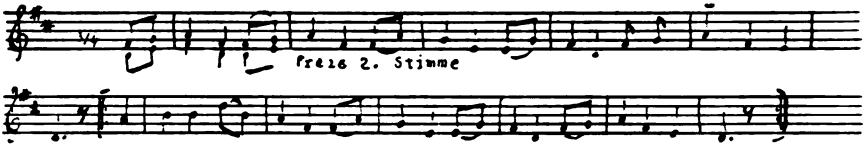
²²⁾ A. König, Volkschauspiele aus Nordböhmen (Wächterbücherei, I.), S. 19.

²³⁾ J. Münzberger, Ein Hirtenpiel aus Lindenau (Mitteilungen des Nordböhmisches Vereins für Heimatforschung und Wanderpflege, 39. Bd.), S. 132.

²⁴⁾ A. Hartmann, Volkschauspiele in Bayern und Osterreich-Ungarn gesammelt. S. 453.

²⁵⁾ J. Ernhey — G. Kurzweil, Deutsche Volkschauspiele aus den oberungarischen Bergstädten, I., S. 431.

wobei mich vor allem das Wuldalied fesselte, das mir bisher unbekannt war. Wort und Weise des Liederblattes lauten:



1. Auf d' Wulda, auf d' Wulda scheint d' Sunn a so gulda, geh i hin über d' Bruck. Fort schwimmen die Scheida, tolaus ullwal weida und toans findt mehr zrud.

2. Muaß auffi a schwimma, oba draußt bleib i nimma, mei Hoamat is 's Best. Vom Böhmerwald kriang will i Brautbett und Wiagn und a Truchä af d' Leht.

Da mir von Anfang an klar war, daß als Verfasser dieses Liedes, das unmittelbar aus dem innersten Erleben eines heimatfernen Menschen erwachsen sein mußte, kein „einfacher Mann aus dem Volke“ in Betracht kommen konnte, begann ich nach der Herkunft des Liedes zu fragen. Nirgends konnte ich Sicheres erfahren. Endlich wurde mir mitgeteilt, daß die Frau des Lehrers Brandtner, der früher in Pernel bei Oberplan angestellt war und jetzt an der Schule in Wettern bei Arumau wirkt, nähere Auskunft über das Lied geben könnte. Auf eine Anfrage schrieb mir Frau Eugenie Brandtner am 10. August d. J.: „Das erwähnte Lied habe ich allerdings in Prachatitz, bzm. Margarethenbad gelernt, aber in der Bauernschule, und die haben es, so viel ich weiß, von Winkler. Dieser sagte mir, ein Turner, der auf der Suche nach Volksliedern ist, hätte es aus Salnau. Den Namen des Turners dürfte Winkler wissen. Sicher ist das Lied etwa so alt wie der Schmemmtanal. Wenn mein Gefühl richtig ist, so ist es wirklich im Volke entstanden und sein Urheber wird vielleicht nicht mehr zu ermitteln sein.“

Da der angeführte Winkler, früher Führer beim Bund der Landjugend im Bezirke Oberplan, zu einer Waffenübung eingerückt war, stellte ich in Prachatitz selbst Nachforschungen an und erfuhr von dem dortigen Tischlermeister Michl und seinen Gehilfen, die mit ihrem Meister in der Jugendbewegung sehr tätig sind, daß das Lied von einem aus Budweis stammenden Hochschüler namens Alois Milz ausgezeichnet worden sei.

In Prag begab ich mich sofort mit Beginn der Vorlesungen zu Ende Oktober auf die Suche nach diesem Hochschüler und mußte zu meiner Überraschung feststellen, daß es sich um einen meiner eigenen Hörer handelte, der mir schon durch zwei Semester als ein sehr aufmerksamer Zuhörer aufgefallen war. Milz, der mittlerweile eine Reihe schöner Volkslieder mit Singweisen vorgelegt hat, teilte mir zunächst mit, daß der Text des Liedes in einem Jahrgang des „Wäldlerkalenders“ stehe.

Wirklich fand ich in dem von Hans Schreiber geleiteten „Wäldlerkalender“, IV. Jahrgang (1926), unter Mundartgedichten, als deren Ver-

fasser ein „Dionys Leichmüller“ angegeben war, auf S. 110 dasselbe Lied in folgender Schreibung:

As d' Wulda, af d' Wulda
Scheint d' Sunn a so gulda,
Sehn i hin über d' Brud.
Furt rinnant d' Scheider,
Tälans, ullweil weider
Und koans findt mehr zrud.
Mwaß aufi aa schwimma
Über daußt bleib i nimma,
Mein, d' Hoomat is 's Best.
Van Böhmentwald kriagn
Will i Brautbett und Wiagn
Und a Truhar af d' Sekt.

Eine von Prof. R. Wagner in Prag besorgte Nachfrage bei dem seinerzeitigen Leiter des „Wäldlerkalenders“ ergab die überraschende Tatsache, daß der aus der Draglmühle in Pichlern bei Oberplan stammende Doktor Anton Wallner, ehemaliger Professor an der Bundesrealschule in Graz und dort im Ruhestand lebend, unter dem Decknamen „Dionys Leichmüller“ Mitarbeiter gewesen war. Von ihm, der als namhafter Forscher auf dem Gebiete der älteren deutschen Sprache und Literatur bekannt ist, sind auch im Wäldlerkalender für 1925 Mundartgedichte veröffentlicht worden.

Nun war das Rätsel gelöst. Der Ortskundige weiß, daß der Dichter aus der Draglmühle, die im „Draglleich“ ihren Wasserspeicher hat, weshalb er sich mit Recht einen „Leichmüller“ nennen konnte, das Bild der Scheiter-schwemme auf der Moldau vor Augen hatte, die unterhalb Pichlern das berühmte gewordene Herz formt. Hier führt eine von den Bauern Pichlerns gebaute und instandgehaltene, daher „Pichlerner Brücke“ genannte Holzbrücke über den Fluß. Der eine Stunde weit entfernte Fürst Schwarzenbergische Schwemmanal kommt daher nicht in Betracht. Der Dichter hat mit wenigen Strichen das wunderbare Landschaftsbild gezeichnet und sich selbst und sein Schicksal dazu in Beziehung gesetzt. Er geht über die Brücke, sieht auf das im Sonnenlicht goldglänzende Wasser der Moldau und auf die dahinschwimmenden Scheiter. Wie diese mußte auch er aus der Heimat hinausziehen. Aber die Scheiter kehren niemals wieder zurück, während er in die Heimat, in der er als Kind in der Wiege lag und in der er seine Hochzeit gefeiert hat, zurückkommen will, um dort auch die letzte Ruhe zu finden. So schließt sich von der Wiege bis zur Totenruhe der Kreislauf eines Mannes, der seine Heimat über alles liebt.

Nach einer freundlichen Mitteilung des Verfassers der Gemeindefronik von Oberplan, des Bürgerschuldirektors i. R. Franz Fischer, wurde Anton Wallner am 28. Jänner 1867 in Oberplan Nr. 96 (sein Geburtshaus, die „Draglmühle“ in Pichlern, gehört mit der benachbarten „Schwarzsmühle“ zur Gemeinde Oberplan) geboren. Er verheiratete sich am 30. Oktober 1905 mit Anna Kröttschmer, deren Vater lange Jahre in Oberplan und später

in Krummau als Lehrer gewirkt hat. Nach Erlangung des philosophischen Doktorgrades und Ablegung der Lehramtsprüfung für Deutsch und Französisch war Wallner als Mittelschullehrer in Saibach, Prag und Graz tätig. Er hat sich nicht bloß als Altgermanist bedeutende Verdienste erworben, sondern auch verschiedene volks- und heimatkundliche Arbeiten veröffentlicht. Für sein Elternhaus verfaßte er eine umfangreiche und mustergültige Hausgeschichte.

Auf meine Anfrage hin schrieb er mir am 26. November, daß ihm meine Mitteilung eine „großmächtige Überraschung“ gebracht habe, weil ihm von der ganzen Angelegenheit nichts bekannt war. Er hatte die im Wäldlerkalender 1925 und 1926 erschienenen Mundartgedichte im Frühjahr 1924 verfaßt. „Ich glaube sie längst verschollen und hatte sie selber fast vergessen. Daß ein und der andere meiner Vierzeiler irgendwo haften geblieben wär' und einmal aus dem Volksmund wieder zum Vorschein käme, das hielt ich ja für möglich, aber einen Glücksfall wie den Erfolg des Wuldaliedes hätt' ich mir nie träumen lassen. Wie freut es mich, daß ich zu der großzügigen und erfolgreichen Arbeit, die Ihr für das Volkstum unserer lieben Heimat leistet, auch mein kleines Scherflein beitragen konnte!“ Zu dem Decknamen „Dionys Leichmüller“ bemerkte Wallner in diesem Briefe, daß er den Vornamen nach seinem Ahnen Dionys Stifter gewählt habe, der im Jahre 1674 die Draxlmühle erworben hatte.

Wer war es nun, der das Mundartgedicht Wallners aus dem Wäldlerkalender herausnahm, mit einer Singweise verfaß und in das Volk brachte?

Da war es sicher die größte Überraschung, als mein Hörer Alois Milz, der in seiner übergroßen Bescheidenheit zuerst nur zögernd unbestimmte Angaben über die Aufzeichnung des Liedes gemacht hatte, am 1. Dezember zu mir kam und eine Art Generalbeichte ablegte, indem er sich selbst als Verfasser der Singweise bekannte und folgende Mitteilungen über ihre Entstehung und den Entwicklungsgang des Liedes machte.

Milz hatte 1926 das Gedicht im Wäldlerkalender gelesen und es hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Im Sommer des Jahres 1931 kam er auf einer Fußwanderung von Wallern nach Salnau über die Holzbrücke, die beim Bahnhof Salnau über die Moldau führt. Hier wurde die Erinnerung an jenes Gedicht in ihm so lebendig, daß er sich auch in den folgenden Wochen im Geiste damit befaßte. Und als er im Herbst desselben Jahres von Budweis zu einem halbjährigen Studienaufenthalt nach Münster in Westfalen fuhr und auf der Bahnstrecke hinter Frauenberg, wo der Zug zum letztenmal durch Hochwald fährt, Abschied von der Waldheimat nahm, formte sich mitten im lärmenden Gleichklang des fahrenden Zuges die neue Singweise, die Milz gleich niederschrieb. Diese Niederschrift lag lange vergessen daheim. Im Oktober 1934 kam Milz in seiner Stellung als Gau-
singwart des Böhmerwaldturingaus nach Wallern, um dort eine Singstunde abzuhalten. Bei dieser Gelegenheit nahm er seine Aufzeichnung mit und übte das Lied an einem Singabend der Turner ein. Es gefiel allgemein. Das Lied wurde dann mit anderen Liedern auf Veranlassung des

Gaudietwartz Josef Sewera in Wallern in dem oben angeführten Niederblatt vervielfältigt und so der großen Öffentlichkeit vorgelegt. Im Feber 1935 sang man das Lied bei der Bauernhochschule in Prachatitz, wo es Mitz an einem von ihm geleiteten Singabend einführte.

Der Lieddichter Alois Mitz wurde am 15. Maj 1908 in Wien geboren. Als er zwei Jahre alt war, übersiedelten seine Eltern nach Budweis. Hier legte er im Jahre 1929 die Reifeprüfung am Deutschen Staatsrealgymnasium ab und bezog dann die Prager deutsche Universität, um sich dem Studium der Geographie und Geschichte zu widmen. Dieses Studium unterbrach er ein Jahr lang, das er im Priesterseminar in Budweis verbrachte. Auf der Hochschule war er innerhalb der Jugendwanderbewegung eifrig tätig und er hat selbst, in den letzten Jahren als Führer, an vielen Wanderungen teilgenommen und dabei namentlich gute Kenntnisse der deutschen Sprachinseln in den Karpathenländern erworben. Bei allen Wanderungen schenkte er den volkskundlichen Erscheinungen besonderes Augenmerk und zeichnete oft Volkslieder auf. Seit Beginn 1935 ist er Schriftleiter der Zeitschrift der deutschen Jungenschaften „Wachfeuer“, die von der Jungenschaft des Bundes sudetendeutscher Wandervögel in Prag herausgegeben wird. Als Sammler, Sänger und Leiter von Singabenden ist er mit dem deutschen Volkslied aufs innigste vertraut. Und so gelang ihm auch der große Wurf, zu jenem volksechten Gedicht die volksmäßige Weise zu schaffen.

Das Lied, das vornehmlich in Abschriften verbreitet war, wurde dem Volksliedsänger Prof. Dr. Franz Longin von seinem Kriegskameraden Fachlehrer Karl Feil in Oberplan am 16. August d. J. mitgeteilt. Schon einen Tag später, am 17. August, sang es Longin mit seiner Frau in einem selbst verfassten zweistimmigen Satz anlässlich der Jahreshauptversammlung des Deutschen Böhmerwaldbundes in Hohenfurth beim Begrüßungsabend. Die Sänger mußten das Lied mehrmals wiederholen. Einen Monat früher hatte der Deutsche Landes-Lehrerverein in Böhmen in Oberplan eine Landschulwoche veranstaltet, bei der den Teilnehmern das Lied von Oberplaner Turnern beim Abendsingen am 6. Juli vorgesungen wurde. Einer der Teilnehmer veröffentlichte das Lied im Septemberheft der Zeitschrift „Jungschaf“ und ein anderer im Liederheft Nr. 1. „Sing mit“ des „Sängerbundes der Sudetendeutschen“, das Ende Oktober d. J. erschienen ist. So wurde das Lied den über 1000 Vereinen mit mehr als 35.000 Sängern und 45.000 unterstützenden Mitgliedern, die im Sängerbund der Sudetendeutschen zusammengeschlossen sind, zugänglich gemacht und das aus einer Augenblicksstimmung geschaffene Lied eines heimatfernen Böhmerwäldlers ist auf dem Wege, ein von allen Sudetendeutschen gesungenes Lied zu werden.

Einlauf für das Archiv

(Abgeschlossen am 30. November)

Nr. 223. Dr. Franz X. Böhm, Falkenau a. d. E.: Jägerlied von Dotterwies mit Singweise, verfaßt um 1887 von dem Röstldorfer Musikanten Felix Will. Abschrift aus der Chronik von Dotterwies von R. Günther, Postmeister i. R.

Nr. 224. Oskar Bernerth, Sternberg: 10 Lichtbildaufnahmen vom „Häferbraute“ genannten Erntefest in Adelsdorf, Bez. Freiwaldau.

Nr. 225. Hans Kollibabe, Bergreichenstein: Eine Fassung des Liedes vom Rebhenzl (Schickt mi mei(n) Mutter in Wald hinaus) aus Wunderbach.

Nr. 226. Dr. Leonhard Franz, Prag: 3 Lichtbilder (Sebtuchenformen) und 2 Lichtbildplatten (Zunft und Stickerie), beide aus dem Museum in Znaim.

Nr. 227. Mexius Moszurak, Wagendrúffel (Slowakei): Abschrift eines Himmelsbriefes.

Nr. 228. Johann Blaschka, Wostitz: Eine Sage und ein Schwank.

Nr. 229. Johann Thöndel, Bergstadt bei Römerstadt: Zum Weihnachtsbrauch. Antworten auf einzelne Umfragen.

Nr. 230. Richard Zeisel, Beche bei Deutsch-Proben (Slowakei): Abschrift eines Gebetes zu der hl. Kimmernis.

Nr. 231. Alfred von Klement, Reichenberg: Zwei Zeitungsausschnitte zum Aberglauben.

Nr. 232. Franz Maza, Lobendau: Geschichte der Wallfahrtskapelle St. Anna mit Bild.

Nr. 233. Georg Tilscher, Kornitz: Das Laurenziuslied mit Singweise aus Wachtl. Antworten auf einzelne Umfragen.

Nr. 234. Augustin Galfe, Grazen: Spruch beim Todeustragen aus der Gegend von Luditz.

Nr. 235. Raimund Zoder, Wien: Spottlied auf die Mondscheinfänger von Dürngrün, aufgezeichnet von Jng. Richard Pecher (Wien) in Bittitz i. B.

Nr. 236. Franz Göß, Pöschlau: 25 Volkslieder mit Singweisen, 24 Volkstänze, Spottlieder, Neck- und Auszählreime. Bild der Sängerin, von der die meisten Lieder stammen. Osterreime, Karfreitaggebet und Schmedostersprüche. Verschiedene Beiträge zum Volksglauben und Brauchtum.

Nr. 237. Anton Schön, Frankstadt: 14 Andachtsbilder und ein alter gedruckter Glückwunschbrief zur goldenen Hochzeit.

Nr. 238. Johann Schreiber, Grosse: Beiträge zum Volksglauben und Brauchtum, Sprüche und Reime.

Nr. 239. Otto Zerlitz, Wittwa: Lieder, Sprüche, Sagen, Gebete, Spiele und Beiträge zum Volksglauben und Brauchtum.

Nr. 240. Herbert Horntrich, Nikolsburg: 14 Volkslieder mit Singweisen aus Südmähren.

Nr. 241. Richard Söll, Röwersdorf (Wien): Mundartdichtungen (Gedichtlan aus Käbersdorf, Geschichtlan vom Schmiedeseff), Schwank „Das Kostümfest“, Folge 1—5 (1926—1930) der Faschingszeitung „Der Jgel“ und zwei Zeitungsausschnitte mit heimatkundlichen Beiträgen.

Nr. 242. Hans Brazda und G. Jungbauer, Oberplan (Prag): 7 Lieder mit Singweisen und 2 Jodler, aufgezeichnet im August d. J. in Langhaid bei Salnau.

Nr. 243. Albert B r o s c h, Eger: 36 Volkslieder aus Eger, 12 aus Zettitz, 3 aus Oberplan und 2 aus Eisenstein, alle mit Singweisen, ferner 15 Schnaderhüpfel mit Singweisen aus Eger, 9 Kinderreigen und 2 Kinderlieder mit Singweisen und zahlreiche Kinderreime und Kindersprüche.

Nr. 244. Adolf H o r n e r, Königsberth: 5 Regimentslieder. (siehe die Antwort auf Umfrage Nr. 342).

Nr. 245. Mojs M i l j, Budweis (Prag): 23 Volkslieder mit Singweisen und ein Jodler aus dem Böhmerwald.

Kleine Mitteilungen

Der Wassermann und das Schatzreitern (Sage)

In einem Dorfe bei Oberplan lebte vor vielen Jahren ein Bauersmann, der sehr gern in der Moldau fischte. Eines Tages war seine Ausbeute sehr gering, die Sonne neigte sich schon zum Untergange, sein Hof stand vom Flusse ziemlich weit weg und da er sich nachts vor allerlei bösen Geistern fürchtete, beschloß er, den Heimweg anzutreten.

Sein wehmüthvoller Blick ruhte nochmals zum Abschiede auf dem Wasser, das ihm heute so wenig gab, und da fiel ihm der „Bejglmo“ (Bejglmann = Wassermann) ein, von dem ihm der Ahnl erzählte, daß der, der ihn um Fische bitte, solche auch von ihm bekomme; nur dürfe dies nicht zu häufig geschehen.

Da rief er zitternd: „Bejglmo, Bejglmo, gib mir a Fisch!“ Gleich darauf hörte er im Flusse einen schreckhaften Knall, das Wasser teilte sich und der Wassermann trat vor ihn hin, in der Hand einen mit zappelnden Fischen gefüllten Korb tragend, den er dem Bauern reichte.

Dankend nahm ihn dieser und tat die Fische in seinen Behälter. Während dieser Arbeit verlangte der Wassermann von dem Bauersmann, er möge ihm erlauben, auf seinem Hausherde Fische zu braten. Dies hätte er früher immer in einer Mühle bei Oberplan besorgt, aber da ihm dort einmal eine große Raße das Gesicht arg zerkratzt habe, gehe er nicht mehr hin.

Der Bauer willigte mit Freuden ein. Der Wassermann hielt Wort, kam, wenn der Bauer allein daheim war, und sott die mitgebrachten Fische, die er allein aufaß. Zum Dank verriet er ihm das Vorhandensein eines großen Schatzes im Erdreich unter der Scheuer. Nur müsse er das Schatzreitern verstehen und als der Bauer erklärte, keine Kenntnis davon zu haben, so erzählte er ihm den ganzen Vorgang: „Am Mitternacht, wenn alles schläft und keine Sterne scheinen, trage in deine Kammer einen niedern Schemel, lege darauf ein Krucifix, zu beiden Seiten stelle je eine große geweihte Wachskerze, nimm deine Lämmersehene und gib sie in die Reiter (Sieb), schließe deine Augen, drehe das Sieb schnell, halte nach einer geraumen Weile still und sage den Spruch: ‚Echer, zeig mir den Schatz!‘ Wenn die Schere siebenmal nach der Scheuer zeigt, dann wirst du den Schatz vor dem ersten Hahenschrei sicher finden.“

Der Bauer befolgte den Rat, aber die Schere zeigte nach jedem Stillhalten nur dreimal in der Richtung der Scheuer, da krächte der Hahn und

der schweißende Bandmann mußte seine Arbeit einstellen. Da besam er sich, daß er bei jedem Stillhalten den Zauberspruch vergessen hatte.

In der nächsten Nacht wiederholte er dies Tun, aber diesmal mit dem Spruch, und nach kurzer Zeit konnte er den Weg zur Scheuer antreten.

Dort wartete seiner schon der Wassermann und zeigte ihm die Schatzstelle; der Bauer grub eine Elle tief und da stand der mit Silbermünzen gefüllte Geldtopf. Der Bauer bedankte sich, der Wassermann verschwand.

Der Schatzreiter war nun reich, verpraßte aber die schönen Silbertaler. Als sie weg waren, probierte er nochmals die Zauberei, doch kam ihm keine Erfüllung und auch seinen Nachkommen nicht, denen er dies erzählte¹).

Oberplan.

Franz Fischer.

Der Handwerksbursche

Eine Sage aus Rhaa bei Schönlinde

Es Handwerksbursche kom amol d' Tholschlechte ruf ond do kom er o dr Bratmühle on Rasedeiche vorbei, do wuldr abn um en Zehrpfeng oschpräch'n, a blieb obr schtien, demn do handert'nse grode e poor Mannen met er neun Mühlwalle (Welle, süddeutsch Grindel) rem ond die mucht'nse wou ei die Rodschtube nei wäsch'n. Wie nu dar Handwerksbursche su mäsch of of die Orbeit dar Scherbauer druf sag, do für dan Voit'n 's Maul o a beß'l weit uf üb'r dan mäsch doschiend'n Handwerksbursch'n. Na, dos won wul Wäter, die'n sehr ei do Jade gosor'n won ond a winkte met'n Wandrschtobe ond fote: „Schr wat no o mich gedänt'n!“ ond ging fanner Wäche, ohne enne Gobe zo drbatteln.

Wie nu die Scherbauer die Walle no gewärdht hott'n, do nom dr Meister no emol Moß met dan Schtängl, wu er'sch schurd amol gemaß'n hotte; vor lauter Schrock kund'r bald ne 's Maul usmach'n ond nu sot'r doch: „D' es zo totsch!“ Olls vornort'n ond dr Meller mente: „O dos wäre ene schiene Geschichte, wu nam'mer ets ene andre Walle har?“ Ets worde hie und har borot'schlocht, wos es ets zo tun. „Golt!“ fote e Scherbauer, „selde ons ne dar Handwerksbursche wos ogeton hon?“ Nu ets wod escht übr sei Wint'n mit'n Steck'n ond seine Rede nogedocht. Ets fote dr Meller: „Doft of glei enner anoch, a wed no ne gor weit sein, ond butn of sehr battln, a so of ser Gald ond gute Worte wiedr zorecke komm.“ Nu macht'ch dr jüngste Scherbauer glei of dr Sochn, met hal'n Gleich'n vantt'r drvo. Wie er zon Rhoobreck (Rhaabrücke) kom, do soß dr Handwerksbursche an Rande ond grummelte met'n Schteln an Träke rem. „Na 's es og gut, dos ich eich no drwusch't ho“, fote dr Scherbauer, „er sellte of fu gut sein ond met mer wieder ei d' Mühle zorecke gieh'n, 's es wos Korjosches boffert.“ Dr Handwerksbursche lachte ond fote: „Ne, dos sellt mer ne ei, er sellt o wess'n, dos met en Handwerksburschen tene siche Durderei getrieb'n wadn

¹) Die Sage wurde mir vor Jahren von Johann Wallner (1838—1922), dem Besitzer der Draxlmühle in Pichlern bei Oberplan, erzählt. Das „Schatzreitern“ kommt auch heute noch hie und da vor. Im Jahre 1933 wurde dabei ein Bauer des Dorfes Pernet beobachtet.

derf“, ond a grummite of met'n Schteln fu fot. Nu hieß obr Weebrut ufleh'n. Ets dot'n dr Scherbauer obr himmlsche gute Redn gahn, dr Meller welde gut bezohln ond a kende vorlangn, wos er welde. Na do ließ'er'ch doch bewäch'n ond a schtont uf ond ging mette. Wie se nu zo dar Walle komm', do schtont dr Meller ond dr Scherbauer botächtlich bei dr Walle. Dr Meller schbuch zon Handwersborschn: „Wenn ha ons dan Schpuck ogedon hot ond ehr kennt dos wiedr zorecke machn, do fricht'er 'n bor Tholer Gald ond affn kennt'er, so viel os dr of hozwingt.“ „Nu, wenn dos fu klingt, do wicks eich zo Gofoln dun, obr er mist machn, wos ich made ogan.“ Na, dos vorsprochn de Scherbauer ond o dr Meller. Ets fote dr Handwersborsche: „Meller hult mer of zwe schtorte Retn ond zwe Schtrete har.“ Dos geschah fufot. Ets schlong dr Handwersborsche o jedn Ort dr Walle ene Kete ond knopte o zugleiche en sich'n Schtriel of do Häfste met nei. Nu sotr übr die Scherbauer, 's wonn'er nämlich vere: „Ets namt'er'ch jeder en Schtriel übr die Axl, und wenn'ch made hie hie breln, do zieht'er zugleiche o.“ Dr Handwersborsche hote do Beitsche vor en Bauer sah'n ei er Ede lahn, die dr-grieff'r geschwind, brelte hie hie ond wegste ei die ver Scherbauer gohabe nei, die zugn nu, dos die Walle hätte zoreißen könn'. Nu ruft'r: „Halt of amol oh!“ Dr Meller dat'ch of die Kometsche ogesah'n hotte, mußte ets die Walle massen. Alle wonn vuller Freude, wie er fote: „Ets esse wiedr lang genug.“ Die Scherbauer schpontn'ch nu wiedr aus. Dr Meller nohm 'n Handwersborschn met ei do Schtube ond gob'n zo affn ond zo trinkt ond o e bor Tholer Gald. Do dot'er sich bodankn ond ging sanner Wache. Obr dan Scherbauern hott er a beßl grob of's Lad'r gelangt. Die Schwieln, die won usgeschprung. Obr die wadn ei ehrn Sabn kenn Handwersborschn nu fu bodikln.¹⁾

Warnsdorf.

Dr. Artur Herr.

Zur sudetendeutschen Auswanderung ins Banat

Auch aus Landek im politischen Bezirk Tepl sind seinerzeit Leute in das Banat ausgewandert. In den Matrizen fehlen Angaben über das Jahr und den Tag der Auswanderung. Es ist nur kurz vermerkt: „Ausgewandert ins Banat.“ Den Eintragungen nach dürfte diese jedoch um 1810 vor sich gegangen sein. So finden wir als Auswandererfamilien verzeichnet: Michael Hierath aus Nr. 6, geb. 1771, getraut mit Kth. Saiz aus Nr. 39 im Jahre 1793. Sieben Kinder hatte dieses Ehepaar. Vier trug man im zeitlichen Kinderalter hier zu Grabe, die anderen drei dürften, da sie in den Matrizen nicht mehr vorkommen, den Weg in die neue Heimat mitangetreten haben. — Michael Hanika, geb. 1769 aus Nr. 20, getraut

¹⁾ Aufgezeichnet von Eduard Kotke, Gastwirt in Rhaa. Urschrift in der Rothe-Mappe des Stadtmuseums in Warnsdorf.

Derselbe Sagenstoff wird von Martin Pumphut, dem wandernden Müllerburschen und Zauberer der Lausitz erzählt. Vgl. R. Kühnau, Schlesische Sagen, III. Band (Leipzig und Berlin 1913), S. 161. Er findet sich aber nicht bei A. Hofauf, Heimatskunde des politischen Bezirkes Rumburg (Rumburg 1885), der einzelne Sagen von Pumphut abbildet, weil dieser bei seinen Wanderungen auch nach Rhaa gekommen sein soll.

im Jahre 1798 mit Theresia Saij (Schwester der obigen). Fünf Kinder gebar sie. Zwei starben hier, während die drei lebenden mitgezogen sein dürften. Das jüngste Kind wurde 1808 hier geboren. — Josef Spizhüttl aus Nr. 23, geb. 1757, getraut mit Franziska Schmidt. Acht Kinder entsprossen dieser Familie. Zwei vertrauten sie kleinerweise dem hiesigen Gottesacker an und die anderen zogen wahrscheinlich mit ins Banat. — Adam Saij aus Nr. 39, der Schwiegervater der zwei erstgenannten Familien. Er stammte aus Rankowitz und heiratete die Eva Rosina Bayer als Erbin der Wirtschaft Nr. 39. Außer den benannten zwei verheirateten Töchtern dürfte auch der 1784 hier geborene Sohn Johann Josef mitgezogen sein. Ein viertes Kind dieser Familie wurde hier zur Ruhe bestattet. — Andreas Gader aus Nr. 81, geb. 1757, getraut im Jahre 1788 mit Anna Schneider aus Nr. 38. Von den fünf hier geborenen Kindern sind in den hiesigen Matrizen keine weiteren Aufzeichnungen zu finden, so daß wahrscheinlich auch diese Familie mit Kind und Regel auswanderte. Jede der benannten Familien hatte Besiz. Merkwürdig ist, daß sich auf diesen Besizungen kein Vererbungswille mehr bemerkbar macht. Während die übrigen Bauerngehöfte durch viele Generationen (oftmals 10—13 Generationen) im Besitze einer Familie geblieben sind, finden wir auf diesen Gehöften fast mit jeder Generation einen anderen Besizer.

Uittwa.

Otto Zerlit.

Wie sich zwei Landsleute fanden

Unweit Auscha liegt das Dorf Hubina. Ein steiler Bergabhang bei diesem Dorfe heißt „Hubiner Leite“. Im weiteren Umkreis pflegt man von weiblichen Personen, die flachbusig sind, zu sagen, sie seien „wie die Hubiner Leite“.

Als nach dem Weltkrieg zahllose österreichische Kriegsgefangene aus Sibirien und Ostasien auf dem Seewege heimbefördert wurden, befand sich einmal auf einem Schiffe ein Mann aus Auscha, der während der ganzen langen Fahrt immer wieder vergebens nach engeren Landsleuten unter den weit über tausend Insassen des Schiffes nachfragte. Als man durch das Rote Meer fuhr, waren die meisten Heimkehrer auf dem Verdeck. Da gingen aber auch einige weibliche Personen auf und ab. Und plötzlich hörte unser Mann aus der Menge den Ruf „Wie die Hubiner Leite“. Er ging gleich auf den Kufer zu und konnte zu seiner Freude einen engeren Landsmann begrüßen.

Auscha.

Karl Weinberger.

Die Egerländer und Böhmerwälder in Polen

Über die heutigen Verhältnisse in den seinerzeit von Auswanderern aus dem Egerland und Böhmerwald begründeten Siedlungen in Polen (Galizien) schreibt W. Ruhn in seinem inhaltsreichen Aufsatz „Die Berufsgliederung der Deutschen in Polen nach der Zählung von 1921“ in den „Deutschen Monatsheften in Polen“, 1. (11.) Jahrgang, Mai-Juni 1935, S. 459:

„Die 7000 katholischen Deutschböhmen, Egerländer und Böhmerwälder, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als private Siedler ins Land kamen, entsprechen zum geringeren Teile (Machliniecer Gruppe und Angelówka) wirtschaftlich den Pfälzern. Es sind Bauern mit mittelgroßen Wirtschaften und streng gehandhabtem Anerbenrecht. Die Mehrzahl dagegen, heute etwa 4000 Menschen (vor allem die Gruppen Felizienthal, Ludwikówka und Mariahilf), wurde von Anfang an in Zwergebauern- und Waldarbeiteriedlungen angelegt. Gerade diese Dörfer, im südöstlichen, zivilisatorisch rückständigsten Teile Galiziens gelegen, haben sich in der Folgezeit durch Landzukauf von den Ukrainern stark ausgebreitet. Doch ist der durchschnittliche Landbesitz infolge der herrschenden Realteilung nicht gewachsen. Die Wirtschaft vermag nur einen Teil des Lebensunterhaltes zu liefern, das übrige muß dazuverdient werden, meistens durch Waldarbeit. Außerdem werden im Nebenberuf allerhand Holzverarbeitende Hausindustrien betrieben. Einen eigenen, von der Landwirtschaft streng gesonderten Handwerkerstand gibt es nicht. Dagegen betätigen sich die Deutschböhmen als Arbeiter in der Naphthaindustrie von Boryslau. Die geistigen Berufe sind bei ihnen ebensowenig vertreten wie beim Deutschtum Wolhyniens, mit dem sie auch sonst in der Reiseentwicklung übereinstimmen.“

Zur Karpathendeutschen Volkskunde. Den Mitteilungen Nr. 6 des Bezirksverbandes Karpathenrußland des Deutschen Kulturverbandes in Munkatsch ist eine hübsche Schilderung der Zipserei bei Raxov von Erich Rabrtil, Lehrer in Königsfeld, beigegeben. Die Deutschen dieser Siedlung sind vor etwa 140 Jahren aus Gniesen, Högarten und Pudlein in der Zips nach Karpathenrußland ausgewandert. Nr. 7 der Mitteilungen bringt einen Aufsatz über Deutsch-Rutschowa von dem im gleichen Ort wirkenden Schulleiter Toni Kohl. Der Ort wurde vor mehr als 100 Jahren von Leuten aus dem Böhmerwald und aus dem Schwarzwald begründet, die von der Herrschaftsbesitzerin, der Gräfin Sophie Schönborn, zur Rodung der Wälder nach dieser Gegend berufen worden waren. Heute sind diese ehemaligen Waldarbeiter zumeist Acker- und Obstbauern.

Nachträge. Zu dem Beitrag „Nachbarliches Gut in Schlesien“ (Jahrgang 1934, S. 157) schreibt D. Zerlit (Wittva), daß in seiner Heimat die Prophezeiung lautet: „Es wird ein Tag kommen, da wird Brüg versinken, Auffig überschwemmt werden und ein Fuhrmann wird landeinwärts fahren, mit seiner Peitsche nach einem Schutthausen hinzeigen und sagen: Da ist das schöne Prag gestanden!“

Zu den „Südwestmärchen Sagen“ (ebd. S. 164ff.) bemerkt D. Zerlit, daß die gleiche Sage wie vom Teufelsstein bei Böhmen-Rudoleß in Rantowitz bei Tepl erzählt wird.

Zu dem Beitrag „Der Gedanke an den Tod im bäuerlichen Leben“ (ebd. S. 168ff.) teilt D. Zerlit mit: „In der Familie muß jemand sterben, wenn der Hausherr eine „Unterfaat“ gemacht hat. Damit

wird ein Stück inmitten des Feldes bezeichnet, das nicht besät wurde. Bei der Handsaat war dies nicht so bemerkbar wie bei der Maschinensaat. In einem solchen Falle hatte nach der Volksmeinung der Hausherr eine Furche für jemanden aus dem Hause freigelassen. Einen nahen Todesfall zeigt ferner der Erbschmied an. Klopft er auf Klingendem Erz, dann ist es ein Nihvertwandler; Klopft er auf Holz (Dumppf), dann ist es jemand aus der weiteren Familie. Dieser Glaube ist besonders in Wandel zu Hause. Ein Vorzeichen liefert endlich der zerschnittene Weihnachtsapfel. Hier zerschneidet der Vater einen Apfel. Zerschneidet er keinen Kern, so stirbt auch niemand aus der Familie. Wenn man im Laufe des Jahres einmal irrt, so soll man an den Apfel denken; dann findet man wieder auf den rechten Weg.

Zu dem verbreiteten Schwank von dem sich blind stellenden Ehe Mann (Jahrgang 1935, S. 19) übermittelt J. Maschel (Goleischen) das folgende Seitenstück, das ihm seine Mutter erzählt hat: „Eine junge Frau wollte ihren Mann loswerden und gab ihm daher recht schlechtes Essen, hauptsächlich Sauerkraut. Den Mann verdroß dies sehr, er ließ es sich jedoch nicht anmerken, sondern sagte vielmehr jedesmal beim Krautessen:

Sauerkraut füllt die Haut,
Über Butterbrot, das ist mein Tod.

Butterbrot, das er sehr selten sah, aß er aber sehr gern. Die Frau wollte nun früher zu ihrem Ziel kommen und gab dem Mann recht viel Butterbrot. Diesem behagte das sehr wohl und er gedieh zusehends.“

Zum Feuersegen (ebd. S. 107ff.) macht Dr. H. Marzell (Gunzenhausen) aufmerksam, daß H. Harmjanz in seinem Buche „Die deutschen Feuersegen und ihre Varianten in Nord- und Osteuropa“ (FF Communications Nr. 103. Helsinki 1932) keine Segen aus dem Slavischen anführt und zu folgenden Schlüssen kommt: 1. Nur eine ganz geringe Anzahl selbständiger Feuersegen (Motiv und Bildung) sind vorhanden. 2. Die Feuersegen sind in der großen Überzahl Entlehnungen. 3. Sie sind eine anscheinend germanische Eigenart. 4. Rein Feuersegen zeigt einen nichtchristlichen Hintergrund.

Wörterbuch der deutschen Pflanzennamen. An diesem arbeitet im Auftrage der Preussischen Akademie der Wissenschaften Dr. H. Marzell in Gunzenhausen (Bayern). Um den Stoff möglichst erschöpfend zustande zu bringen, werden alle sudetendeutschen Sammler von Pflanzennamen er sucht, ihre Aufzeichnungen Dr. Marzell zur Verfügung zu stellen.

Alcis Johannes Sippl, über dessen Stück „Die Pfingstorgel“ unser Mitarbeiter Dr. R. Kubitschek im letzten Heft berichtet hat, hat auch ein Schauspiel „Der Passauer Wolf“ geschrieben, das zu Anfang November in den Münchner Kammerspielen zum erstenmal aufgeführt wurde. Die Hauptgestalt dieses Stückes, der strenge Bischof von Passau, ist weiten Kreisen bereits bekannt durch den Roman G. Wapliks „Der Teufel wildert.“

Antworten

(Einlauf bis 30. November)

227. Auch hier gab und gibt es „Kurierer“ (Wunderärzte). Der bekannteste war wohl der 1888 verstorbene pensionierte Grenadier Andreas Ruffmann in Schmiedshau. Derzeit genießt das größte Vertrauen die Hebamme von Deutsch-Bitta bei Kremnitz, zu der täglich zahlreiche Kranke kommen oder gebracht werden. Auch Gajdel hat seinen Wunderarzt in dem jugendlichen J. Bernesch. Ich selber habe das Amt meiner gottseligen Großmutter übernommen, die hochgeschätzt war als Helferin in allen leichteren Übeln, z. B. bei Halskrankheiten. (Katechet Toni Wesslerle, Deutsch-Proben, Slowakei.)

287. Das dreimalige Niesen vor dem Frühstück bedeutet Glück. (Schriftleiter Anton Schacherl, Budweis, für Plattetschlag im Bez. Krummau.)

299. Ist ein Feuer ausgebrochen, so soll man einen Laib Brot dreimal um das brennende Haus herumrollen und dabei ein bestimmtes Gebet (Segen) sprechen. Dann verlischt das Feuer sofort. Vor Feuer beschützen auch Lindenweige, die man am Fronleichnamstage vormittags hinter Heiligenbilder steckt. Nach Ansicht der Leute sitzt der heilige Geist darauf und beschützt das Haus. (Oberlehrer Franz Göb, Pöschkau bei Bodenstadt.)

300. Vorkehrungen, um Späzen am Befahren der Ristkästchen für Stare zu verhindern, sind hier unbekannt. Aus Mohnfeldern vertreibt man sie in der Weise, daß Schnüre kreuz und quer über das ganze Feld an den Mohnhäupteln angemacht und mit Schießpulver eingerieben werden. Die Späzen vertragen diesen Geruch nicht und meiden das Feld. (F. Göb.)

307. In Liebenthal bei Bodenstadt hat eine nach dem Weltkriege gestorbene Ausgedingerin namens Leiter, die in dem Hause Nr. 30 wohnte, beim Ausbuttern stets ein Stück Topfenkäse in den Weihessel und einen Haartamm unter das Butterfaß gelegt, um viel und gute Butter zu bekommen. (F. Göb.)

308. Zum Senfenscharfen geben die Mäher auch einige Tropfen Vitriol in das Weßkumpfwasser. Doch muß man dann achtgeben, daß man sich beim Weken nicht schneidet; denn die Wunde würde schwer heilen. (A. Schacherl.)

309. Bei Kühen wird die Nachgeburt im Mist vergraben. (A. Schacherl.) Bei Pferden hängt man sie auf einen Baum, meist im Garten. Je höher sie hängt, desto größer wird das Fohlen. (Landwirt Josef Maschel, Holsischen bei Staab.)

314. Hier besteht die Meinung, daß viel Schwämme und viel Tannen- oder Fichtenzapfen einen kalten Winter bringen. (F. Göb.)

315. Wenn eine stillende Mutter ihr Kind absetzt, so legt sie auf ihre Brüste Zwetschenmus (Powidel) auf, damit sich die Muttermilch verliert. Auch wird ein heißer „Stougl“ (Stahl des Bügeleisens) darübergehalten, damit die Brust durch die Hitze austrocknet. (F. Göb.)

320. In der Kalvarienbergkirche zu Eisenstadt in Ungarn, in der J. Gahdn seine letzte Ruhestätte gefunden hat, befindet sich eine von dem Franziskaner Felix Mering um 1710 geschmückte Gruppe „Jesus vor seinen Richtern“. Die Namen der Richter sind deutlich zu lesen. (L. Wesselerle, der zugleich eine Abbildung dieser Gruppe überfandte.)

325. Der gewöhnliche Hochzeitstag ist der Dienstag, nur arme Leute bevorzugen den Montag. (A. Schacherl.) Vor der Hochzeit soll das Brautpaar nicht auf den Friedhof gehen, eine Braut soll bei keinem offenen Grabe vorbeifahren, zwei Bräute sollen sich nicht begegnen, eine Wöchnerin soll keiner Braut nachsehen, sonst hat die Braut Unglück. (J. Mascher, der nach Angaben seiner Frau für die Gegend um Komotau noch anführt, daß ein Liebespaar auf keinem Begräbnis Arm in Arm gehen soll, weil es dann nicht zusammentrifft, und daß zwei Geschwister nicht in einem Jahre heiraten sollen, weil dann das eine Paar Unglück in der Ehe hat.)

329. Ein beliebter Wallfahrtsort ist in unserer Gegend Altwasser bei Stadt Liebau. Leider macht nationale Gehässigkeit und Unduldsamkeit auch bei Wallfahrten sich bemerkbar. Im Jahre 1912 wanderte ich über Bystřiz a. S. auf den hl. Hoštejn. Auf dem Wege schloß ich mich einer zufällig vorbeiziehenden deutschen Prozession an. Als wir in die Stadt Bystřeky kamen, rief uns ein Kaufmann zu: „Jděte do Německa, tam mázete německy zpívat!“ (Geht nach Deutschland, dort könnt ihr deutsch singen!) Und erst vor kurzem ereignete sich der folgende Vorfall. Aus Binau bei Bodenstadt ging eine Wallfahrt auf den hl. Hoštejn. Als sich die in ihrer deutschen Muttersprache singenden Leute der Kirche näherten, trat ein Geistlicher an sie heran und verbot ihnen, deutsch zu singen und zu beten. (F. Gök.)

336. Noch vor dem Kriege gingen viele Bodenstädter am Ostersonntag vor Sonnenaufgang auf den Sophienberg, um dort den Sonnenaufgang mit Musik zu erwarten. Frau Anna Schwarz aus Poschkau erzählte mir in den letzten Tagen, daß sie jedes Jahr am Ostersonntag vor Sonnenaufgang auf den Berg beim Aussichtsturm geht und stets deutlich sieht, wie die Sonne vor Freude über die Auferstehung unseres Herrn hoppt und zappelt. Eine andere Frau erzählte mir, daß die Sonne jedesmal drei Sprünge mache. (F. Gök.)

341. Hier wäscht man sich am Karfreitag vormittags, wenn die „Glocken wieder auferstanden“ sind und zum erstenmal wieder läuten, mit fließendem Wasser, weil man dadurch Schönheit erlangt. Seltener findet diese Wäscher am Ostersonntag früh bei Sonnenaufgang statt. Dabei wird aber nur ein Vaterunser gebetet. (Marfischer Adolf Horner, Königsberth bei Falkenau a. d. E.)

342. Einige Lieder, die man als Regimentslieder bezeichnen kann, sandte A. Horner ein, und zwar: 1. Das erste Bataillon J.-R. 74 (In unserem schönen Reichenberg); ein Seitenstück zu dem in unserer Zeitschrift, im 5./6. Heft 1931 abgedruckten Komotauer 92er Lied. 2. Mein Regiment J.-R. Nr. 74 (Rote Aufschläge, weiße Knöpfe). 3. Das Lied der Kaiserjäger (So hört denn den wackren Sang). 4. Der Kaiserschütze (Ich bin ein Kaiser-

schätze). 5. Die Helden vom 10. Jägerbataillon (Bei Santa Lucia an der Kirchhofsmauer).

343. **Zweimal heiratet**, wer einen doppelten Haarwirbel hat oder dessen Hand eine sehr starke, sich in zwei Äste teilende Lebenslinie zeigt. (A. Horner.) Männer mit doppeltem Haarwirbel heiraten zweimal. Von zwei- oder mehrmals verheirateten jänkischen Frauen sagt man, daß sie nach ihrem Tode mit den bereits verstorbenen Ehemännern auf einem Wagen in die Hölle fahren. Wittwen, die zwei- oder mehrmals verheiratet waren, lassen sich neben dem ersten Ehemann begraben. (L. Wesselerle.)

344. Wenn sich die **Raße** an ihrer Rückseite pußt und dabei einen Hinterfuß aufstellt, kommt Besuch. Schaut sie nach dem Pußen zuerst auf einen Mann, so kommt ein Mann zu Besuch; schaut sie auf eine Frau, so wird der Besucher eine Frau sein. (A. Schacherl.) Hier ist dieselbe Volksmeinung mit dem gleichen Spruch wie in Holesischen (siehe oben S. 87) bekannt. (A. Horner.) Auch hier ist der Glaube allgemein verbreitet, daß Besuch kommt, wenn sich die Raße wäscht. Schaut eine sich pußende Raße ein Kind an, so bekommt dieses noch am gleichen Tage von irgendjemandem Schläge. Besuch kommt auch dann bald, wenn jemand vor dem Frühstück dreimal schluckt. (F. Göß.) Pußt sich die Raße, kommt sicher Besuch. Wenn sich die Raße pußt und dabei ein Kind ansieht, sagt man diesem, daß es noch am selben Tage Schläge bekommen wird. (L. Wesselerle.)

346. Aus der Sonntagskleidung der Mädchen kann man in unserer Gegend auf die Höhe der **Mitgift** oder den Reichtum schwer schließen, weil die ärmeren Mädchen oft besser und schöner angezogen gehen als die reichen. (F. Göß.)

347. In einem Hause in Benetschlag wurde der Rosenkranz früher auf verschiedene Art gebetet. Es gab einen knieenden, wobei alle Beter knieten, einen stehenden, sitzenden und einen gehenden Rosenkranz, bei dem alle Beter um den in die Mitte der Stube gestellten Tisch herumgingen. Jede dieser Arten sollte an einen Vorgang bei der Kreuzigung erinnern. (A. Schacherl.) Hier ist nur üblich, daß sich alle Hausinsassen in der Fastenzeit und während des Advents im Zimmer versammeln, um gemeinsam den Rosenkranz zu beten. (F. Göß.) Hier beten die Wallfahrer, wenn sie bergab gehen, den Trabrosenkranz mit dem Rehrreim „Jesus mein Gott, Maria meine liebe Mutter, Josef mein Nährvater, Anna meine Hoffnung, Joachim meine Zuversicht im Leben und im Tode“. (L. Wesselerle.)

351. Hier gebraucht man den Ausdruck „**Zähne einsetzen**“ nur dann, wenn man sich künstliche Zähne einsetzen läßt. (Franz J. Sanger, Prag, für Klein-Mohrau i. M.). Hier läßt man sich die Zähne „machen“. (L. Wesselerle.)

352. Eine **Schere** oder ein Messer soll nie mit der Spitze oder Schneide nach oben liegen. Denn dann schneidet sie einem der Hausleute den Lebensfaden ab, den die guten Geister jedem Menschen weben, und der Betreffende muß sterben. (L. Wesselerle.)

353. Wenn ein **Stern** nahe beim **Monde** steht, wird im Orte bald ein uneheliches Kind geboren werden. (A. Schacherl.)

354. In Eger ist dieser Glaube unbekannt. Glück hat man aber, wenn man als Erster den ersten Ackersmann sieht. Dann kann man auch sein Ungeziefer loswerden, wenn man sagt:

Siahr i mein äiaschtn Ackasmoa(n),

Dean häng i mei(n) Säus u mei(n) Fölich ällzam oa(n).

(Uhrmacher Albert Brosch, Eger.) Glück hat man, wenn man den ersten Heu- oder Kornwagen sieht. (X. Wesseler.)

355. Ein Mädchen, das pfeift, wird eine Hure. (A. Schacherl.) Wenn Mädchen pfeifen, lacht der Teufel. (J. Maschel.) Wenn Kinder pfeifen, wird es meist von den Erwachsenen unangenehm empfunden und man sagt ihnen, sie sollen damit aufhören, weil sonst die Himmelsmutter weint. Dabei ist man bei Jungen nachsichtiger, aber einem Mädchen, das pfeift, sagt man, daß es ärger als zehn böse Jungen sei. (F. J. Vanger.) Von einer tschechischen Frau auf dem Hl. Berge bei Olmütz hörte ich die Bemerkung, daß die Engel traurig sind, wenn Mädchen pfeifen. (Schriftsteller O. F. Babler, Heiliger Berg bei Olmütz.) Wenn Mädchen pfeifen, weint die Mutter Gottes. Man schilt solche Mädchen auch „Bubenmädel“. Mädchen sollen nicht rücklings gehen, denn dann treten sie Maria das schöne lange Haar. (X. Wesseler.) Die bisherigen Auskünfte decken sich im allgemeinen mit dem im Handwörterbuch Aberglaube, VI. Band (1935), S. 1580f. Angeführten. Erwähnenswert ist noch der von R. Baumann (Chodau) mitgeteilte, verbreitete Spruch:

Döi Mäidla, woß pfeism, döi Häina, woß krahn,
deanan söllt ma doch glei an Kuapf immadrahn.

356. Eine Blase auf der Zunge bekommt man, wenn die Leute schlecht über einen reden. Wenn man dann in einem Atem dreimal in das Ofenfeuer spuckt, so vergeht die Blase und es bekommt sie der, der geschimpft hat. (A. Schacherl.) Blasen auf der Zunge bedeuten, daß über den Betreffenden Ungünstiges gesprochen wurde. Junge Leute, die Blasen auf den Lippen bekommen, neckt man, daß sie zuviel geküßt haben. Kindern, die Blasen auf den Lippen oder den meist „Patschwenfo“ genannten Grind bekommen, sagt man, daß sie dem Pfarrer in die Griesen gezogen sind und daß ihnen beim Essen der gestohlenen Griesen etwas zur Strafe an den Lippen hängen geblieben ist. (F. J. Vanger.) Wenn die Leute Schlechtes über einen reden, bekommt man eine Blase auf der Zunge. Blasen auf den Lippen rühren vom Harnen des Herzwurmes her. (X. Wesseler.)

357. Daß der auf einem Polster mit Hünerfederu Siegende nicht sterben kann, glaubt man auch hier. Kann jemand schwer sterben, so stellt man das Bett so um, daß das Fußende an das frühere Kopfende zu stehen kommt. In Zimmern mit Balkendecken stellt man das Bett in die Balkenlänge. (X. Wesseler.)

358. Ein in das Scheunentor oder in die Stalltür geschlagener Sargnagel bannt alles Unheil. Ein solcher Nagel bewahrt auch die nassen Töpfe der Töpfermeister vor dem Zerspringen. (X. Wesseler.)

359. In Mähr.-Altstadt wurde eine Glocke während des Krieges abgenommen, trotzdem sie einen schönen, weichen Klang hatte, angeblich weil

sie viel Silber enthielt. In Klein-Mohrau schonte man die größte Glocke, weil sie aus dem Jahre 1592 stammt und wohl die älteste in der Gegend sein dürfte. Sonst blieben nur kleine und unbedeutende Glocken vom Kriege verschont. (F. J. Vanger.) Berühmt und historisch ist das Geläute von Klosterbruck bei Znaim. Es stammt aus der Zeit des Abtes Kolbeck (1729 bis 1745), Altord in D-Moll. Durch die Bemühungen des Direktors Vrška und des damaligen Pfarrers Tretera wurde es im Kriege vor der Ablieferung verschont. (Distriktsarzt Dr. L. Wieder, Alt-Schallersdorf bei Znaim.)

360. Die Darstellung der Dreifaltigkeit dürfte ein Bildenbild sein. Die Buchstaben deuten die Tauf- und Familiennamen der Zunftgenossen an. Ich besitze ein ähnliches Bild (Hinterglasmalerei) aus dem Jahre 1786. (L. Wesserle.)

Umfragen

361. In der Nähe der Försterei in Donitz bei Karlsbad gibt es einen Felsen, der den Namen *K r i s e n f e l s e n* erhielt, weil sich dort Arbeitslose zu treffen pflegen, um sich mit Gespräch und Spiel die Zeit zu vertreiben. Wo finden sich ähnliche sprachliche Neubildungen?

362. In der schönen Dichtung beginnt sich immer mehr der Ausdruck *R r a f t ö l* für Benzin einzubürgern. Ist er auch schon in der Volksmasse zu finden?

363. In den südböhmischen Mundarten wird ausdrücklich zwischen *K l e i d*, von dem man nur bei weiblichen Personen spricht, und *G e w a n d*, das meist nur von der Männerkleidung gebraucht wird, unterschieden. Dr. R. Kubitschek hat durch Kundfragen dasselbe für den oberen Böhmerwald und das südliche Egerland festgestellt. Wo sind die gleichen Verhältnisse?

364. Nach Mitteilung von A. Brosch (Eger) pflegen Personen, denen ein *B a i b B r o t* auf den Boden fällt, zu sagen: „Lauf tägliches Brot, daß dich des Donnerwetters Käse nicht erwischt!“ Was bedeutet diese Redensart?

365. Wie J. Maschek (Holeischen) mitteilt, wird dem Bauer der *A n f a n g* des neuen Jahres verleidet: 1. durch das Moos abdingen, 2. durch die Osterbeicht' und 3. durch das Steuerzahlen. Gibt es ähnliche Zusammenfassungen für das, was den Angehörigen bestimmter Berufe zu Jahresbeginn unangenehm ist?

366. Gibt es ein mit der *T o d e s a n z e i g e* (Parte) verknüpftes bestimmtes Brauchtum? Wie F. J. Vanger (Klein-Mohrau i. M.) mitteilt, pflegte sein Großvater die Todesanzeigen nach einem gewissen Zeitraum stets zu einem Bündel zusammenzuschüüren und auf dem Dachboden hinter einem Dachsparren zu verwahren. Nach seiner Angabe habe man dasselbe schon in seinem Elternhause getan.

367. Ein *S i e b* zur Ausforschung von Dieben wird nach Mitteilung von L. Wesserle (Deutsch-Proben) noch heute in folgender Weise gehandhabt. Man nimmt ein Mehlsieb und zwei Scheren. In die hölzerne Siebwand steckt man oben und unten je eine Schere mit der Spitze hinein und dreht dann das Sieb, indem man die Allerheiligenlitanei betet. Das

Sieb bleibt bei jenem Heiligennamen stehen, der gleich ist dem Namen des Diebes. Wo ist dieser abergläubische Brauch, der auch zum Schatzheben dient (vgl. oben die Kleinen Mitteilungen), noch gegenwärtig zu finden?

368. Wem sind Sagen von zauberkräftigen Handwerksburschen, besonders von wandernden Mählburschen (vgl. oben die Kleinen Mitteilungen) bekannt?

369. Sind neben dem verbreiteten Reim „Dieses Büchlein ist mir lieb; wer es stiehlt, der ist ein Dieb!“ noch weitere Bucheignerprüche üblich?

370. Die Olmüßer Kunstuhr spielt zur Mittagsstunde auch das Lied „Moravo, Moravo, Moravěnko milá.“ Hierzu gibt es auch einen deutschen Wortlaut, der beginnt „Mährerland, Mährerland, Mährerland mein liebes“. Wer kann den ganzen Text mitteilen und in welchen Gegenden wird er gesungen?*)

Schrifttum

Das Buch vom deutschen Volkstum. Wesen, Lebensraum, Schicksal. Herausgegeben von P. Gauß. Mit 136 bunten Karten, 1065 Abbildungen und 17 Übersichten. Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig 1935. 426 S. Preis in Ganzleinen 20 Mark.

Das prächtig ausgestattete Werk erfüllt seine Aufgabe, eine Übersicht in Wort und Bild über das 95-Millionen-Volk der Deutschen zu geben, in ausgezeichnete Weise. Im 1. Teil wird das Deutsche Volk als Ganzes behandelt, wobei auch die Volkstunde (Mundart, Dorf, Stadt usw.) stark berücksichtigt wird. Im 2. Teil werden die einzelnen binnendeutschen Landschaften und außendeutschen Volksgruppen dargestellt, wobei H. Hassinger den Abschnitt über das Deutschtum in der Tschechoslowakei beigezeichnet hat. Der 3. Teil enthält die Vorgeschichte und Geschichte des deutschen Volkes. Die durchweg sorgfältig ausgewählten Bilder bieten einen reichen Anschauungsstoff für alle Zweige der Volkskunde. Der Abschnitt über die Tschechoslowakei bringt neben zwei Karten je neun Ansichten aus Böhmen, Mähren-Schlesien und aus der Slowakei und Karpathenrußland. Über auch in anderen Abschnitten des Buches sind Bilder aus unserem Gebiet zu finden, so etwa das bereits in unserer Zeitschrift (Jahrgang 1930, S. 146) gebrachte Bild, das den Richter (Vorsteher) R. Weigert der Böhmenwäldersiedlung Sinjal beim Holzschuhmachen zeigt u. a.

Handbuch der deutschen Volkskunde. Herausgegeben von W. Pöfeler. Mit über 800 Textbildern in bestem Kunstdruck, Bilderbeilagen sowie zahlreichen Einschalttafeln in feinstem Vierfarbendruck. Umfang über 1200 großformatige 4^o-Seiten. Verlag der Akademischen Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Potsdam. Preis des Gesamtwerkes nach den neuen Auslandspreisen 52.95 Mark.

Das großzügige Werk wird drei Bände umfassen. Es erscheint in Lieferungen, die sich auf die drei Bände verteilen. Bisher liegen vier Lieferungen vor: 1. (III. Band, 1. Heft) mit Abhandlungen von W. Mißka über „Volkskundliche Verkehrsmittel“ und O. A. Grich über „Volkskunst und Volksindustrie“. — 2. (III. Band, 2. Heft) mit dem Abschluß der Arbeit von O. A. Grich und dem Beginn des Beitrages „Laternierung“ von H. Bellmann. — 3. (I. Band, 1. Heft) mit den Beiträgen „Der Volkskunde Wert und Wesen, Wirkung und Weite“ von W. Pöfeler, „Geschichte der deutschen Volkskunde“ von W. Schmitz, „Methoden in der deutschen Volks-

*) Frage Nr. 369 und 370 stellt Otto F. Babler, Heiliger Berg bei Olmütz.

kunde" von W. Pfeiler, der im besonderen über die geographische Methode berichtet, während M. Bringemeier über die soziologische Methode unterrichtet, und dem Anfang des Aufsatzes „Der deutsche Boden als Grundlage deutschen Volkstums" von W. Behrmann. — 4. (II. Band, 1. Heft) mit dem Beitrag „Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft" von W. Seedorf. (Hier ist auf S. 16 ein Bild „Garbenauffstellung zu Warthausen, Böhmen". Einen Ort dieses Namens gibt es in Böhmen nicht.) Schon diese wenigen Lieferungen lassen darauf schließen, daß die deutsche Volkstunde nach Vorliegen des ganzen Wertes ein brauchbares Handbuch besitzen wird, das über alle Stoffgebiete unterrichtet.

Das Buch des deutschen Bauern. Bearbeitet von F. W. Runge. 279 S. mit 28 Bildtafeln und 35 Karten und Bildern im Text. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1935. Preis 5 Mark 50.

Das Buch faßt in einer ansprechenden Gliederung Beiträge von 16 Mitarbeitern zusammen, die zumeist Angestellte im Stabsamt des Reichsbauernführers R. Walther Darré sind. Daher stehen naturgemäß sozialpolitische Fragen im Vordergrund, aber auch die Volkstunde kommt nicht zu kurz. Ihr ist der ganze 3. Teil des Buches „Das deutsche Bauerntum und seine Kultur" gewidmet, in dem das Brauchtum, das Bauerndorf, Bauernhaus, die deutsche Bäuerin, das Lied des Bauern und der Bauer in der deutschen Dichtung in volkstümlicher Weise behandelt werden.

E. Th. Bruger, Bauerntum. Charakter, Geschichte und politische Aufgabe, 92 S. mit vielen, zum Teil farbigen Bildern. Deutscher Verlag für Politik und Wirtschaft, Berlin 1935. Preis 30 Pfennig.

Wort und Bild vereinigen sich in diesem Hefte, um über die Bedeutung des Bauerntums für Volk und Staat aufzuklären und zu zeigen, daß Siedlung und Neubildung deutschen Bauerntums eine Lebens- und Schicksalsfrage des deutschen Volkes ist.

Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien. Herausgegeben vom Deutschen Volksliedarchiv. I. Band: Balladen. Unter Mithilfe von H. Schöne und E. Seemann gemeinsam mit W. Heiske und F. Quellmalz herausgegeben von John Meier. 1. Teil, 2. Halbband, S. 197—321 des ganzen Teiles und XLIV S. Vorwort. Verlag Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1935. Preis 7 Mark 50.

Nun liegt der in unserer Zeitschrift bereits oben auf S. 87f. angezeigte ganze 1. Teil der Balladen vor. Der neue Band enthält die Balladen Nr. 20—31 (Die Königskinder, Herr von Falkenstein, Erlösung vom Galgen, Herr von Braunschweig, Schloß in Österreich, Alter Mann und Schüler, Peter Unverdorben, Haumenkattel, Der gerächte Bruder, Degner und Suffervine, Frau von Weissenburg, Steutlinger). Bei einzelnen Stücken sieht man, wie stark der Anteil der südentdeutschen Gebiete schon seit alter Zeit am gemeinsamen deutschen Volksliedertum ist. Auch mit dem tschechischen Lied der älteren Zeit ergeben sich Zusammenhänge, so beim Lied von den Königskindern. Das Vorwort läßt erkennen, wie diese gründliche wissenschaftliche Arbeit unter größten Schwierigkeiten durchgeführt werden mußte. Beigegeben sind noch das Inhaltsverzeichnis und das Verzeichnis der Abfäzungen.

W. Rohschmidt, Das Deutsche Soldatenlied. Nach seinen Hauptmotiven und ihrer Entwicklung. 16. Band der literarhistorischen Bibliothek, hg. von G. Friede. 160 S. Verlag Junker und Dünhaupt, Berlin 1935. Preis 4 Mark 80.

Die treffliche Auswahl gliedert die Lieder in folgende Gruppen: 1. Das Lied des Landknechts und freien Söldners in der Zeit des ausgehenden Mittelalters und der Religionskriege. 2. Das Lied des landesherrlichen Soldaten vom Westfälischen Frieden bis zu den Napoleonischen Kriegen. 3. Das Lied des deutschen Soldaten von den Anfängen der allgemeinen Wehrpflicht bis zum Ende des Weltkrieges. Vielfach mischen sich historische Lieder unter die eigentlichen Soldatenlieder,

Singweisen konnten aus äußeren Gründen nicht beigegeben werden. Bei einer Neuauflage des Buches wäre zu wünschen, daß auch das sudetendeutsche Soldatenlied berücksichtigt wird. Wie meine „Bibliographie des deutschen Volksliedes in Böhmen“ beweist, blüht auch hier das Soldatenlied. Und dasselbe gilt für Mähren-Schlesien und die deutschen Siedlungen in der Slowakei und in Karpatenrußland. Ferner könnte doch beachtet werden, daß zur Zeit der Freiheitskriege das in der Auswahl fehlende Lied „Golde Nacht, dein dunkler Schleiter decket“ mehr als alle anderen Lieder gesungen wurde (vgl. meine „Geschichte der deutschen Volkskunde“, S. 102f.).

J. Müller und Fr. v. d. Lehnen, Lesebuch des deutschen Volksmärchens. 11. Band der Literaturhistorischen Bibliothek, hg. von G. Friede. 192 S. Verlag Junfer und Dünnhaupt, Berlin 1934. Preis 5 Mark 50.

Dieser Band will, wie in dem Nachwort geschrieben wird, an einer Reihe von Beispielen die Bedeutung des deutschen Märchens für die Erkenntnis des deutschen Volkes aufdecken. Er gliedert daher den Stoff in drei Abschnitte: Entwicklung des deutschen Volksmärchens, Deutsche Märchen und deutsche Landschaft und Kunst der Märchenerzählung. Vorichtig muß man bei der Zuweisung von Märchen in bestimmte Landschaften sein. So kann man bei Nr. 26 (Die schmale Brücke) keineswegs von einer „typisch schwäbischen Art eines Märchens“ sprechen, denn dieses Neckmärchen ist schon seit langem weit verbreitet, wie aus Volke-Polovka II. S. 209 ersichtlich ist. Die sonst gut ausgewählten Stücke und die reichen Anmerkungen machen das Buch zu einem brauchbaren Hilfsmittel in der Schule und bei Seminarübungen. Märchen aus dem deutschen Gebiet der Tschechoslowakei sind leider nicht berücksichtigt worden.

R. Winkler, Oberpfälzische Sagen, Legenden, Märchen und Schwänke. Aus dem Nachlaß F. X. von Schönmerth's. 459 S. Oberpfalzverlag M. Vafleben, Rallmünz 1935. Preis in Leinen gebunden 6 Mark.

Es ist ein großes Verdienst des Verlages und Herausgebers, daß sie den lange Jahrzehnte im Archiv des Historischen Vereins der Oberpfalz und von Regensburg schlummernden handschriftlichen Schatz von Volksüberlieferungen, die Schönmerth (1809—1866) in seinem dreibändigen Werk „Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen“ (1857—1859) nicht unterbringen konnte, endlich wenigstens zum Teil der Öffentlichkeit zugänglich gemacht haben. Für uns Sudetendeutsche ist dies besonders wichtig, weil die benachbarte Oberpfalz viel mit unserem Volksgut gemeinsam hat. So bemerkt Winkler in seiner „Einführung“ selbst zu dem Märchen „Die goldene Brammische“, daß es vielleicht aus Böhmen stammt. Zu den Hirschauer Schwänken, die man in der Oberpfalz auf das dortige Hirschau, bei uns im Böhmerwald auf Hirschau bei Neuern bezieht, gibt Winkler folgende Erklärung auf S. 11: „Trotz seines deutschen Namens war der Ort einst die am weitesten nach Westen vorgetriebene slowische Siedlung der mittleren Oberpfalz. Den rings um den Ort sich niederlassenden deutschen Neusiedlern erschien manches im Tun und Lassen ihrer fremdstämmigen Nachbarn absonderlich. Sie übten also daran ihren Witz. So wurden schließlich auch viele Narrenstreiche, die man den Schildbürgern nachsagt, den Hirschauern zugeschrieben.“

D. Ludwig, Richter und Gericht im deutschen Märchen. 12. Heft der Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, hg. von E. Fehrle. Verlag Konfordia A.-G., Bühl (Baden) 1935. 95 S.

Diese Doktorarbeit behandelt den mit großem Fleiß zusammengetragenen Stoff in übersichtlicher Form. Die deutschen Märchen der Tschechoslowakei sind leider wenig berücksichtigt worden.

E. Alermann und H. Breuer, Der Deutsche in Böhmen. (Erster Teil: Die Westhälfte.) 10. Heft von „Der Deutsche im Auslande“, hg. vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht. 99 S. Verlag von Julius Belz, Langensalza. Preis geh. 1 Mark 60.

Das mit mehreren Bildern geschmückte Heft vereinigt eine Reihe von Schilderungen, Erzählungen und Gedichten, die durchweg von Sudetendeutschen (E. Lehmann, H. Waplik, J. Blau, G. Schreiber, J. Peter, A. Horner, W. Meyer, E. Moller, K. Lindenbaum u. a.) stammen und das Deutschtum im Böhmerwald und in Nordwestböhmen kennzeichnen sollen. Der beschränkte Raum hat wohl verhindert, daß die Volksdichtung (Volkslied, Volksschauspiel, Sage usw.) nur spärlich oder gar nicht vertreten ist. Und wenn sie erwähnt wird, so stimmt es nicht immer. So wird z. B. vom Böhmerwald auf S. 25 gesagt: „Auch das Volkslied lebt noch frisch fort, vor allem in den kurzen Gefäßen, die zu verschiedenen Bräuchen gesungen werden: Hirtenlieder, Osterreime, Fenster- und Hochzeitsprüche.“ Seit wann werden denn Osterreime, womit doch wohl nur die auf den Ostereiern stehenden Sprüche gemeint sind, oder gar Fenster- und Hochzeitsprüche „gesungen“?

A. Schmidtmayer, Geschichte der Sudetendeutschen. Ein Volksbuch. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drachowitz und Leipzig. 302 S. Preis in Leinen gebunden 35 Ks 60.

Ein Buch, das der Sudetendeutsche schon längst braucht und dem man von Herzen wünscht, daß es zu einem wirklichen Haus- und Volksbuch wird. Die Vorbedingungen dazu sind gegeben, indem der riesige Stoff durch Herausarbeitung des Wesentlichen und Wichtigen geschickt gemästert und überdies in einer klaren und volkstümlichen Sprache dargeboten wird. Der aus Budweis stammende und im Staatsarchiv von Bremen wirkende Verfasser hat sich, wie er im Novemberheft der Monatschrift „Der Ademann aus Böhmen“ schreibt, selbst das Ziel gesteckt, ein „einmal wirklich für das Volk“ bestimmtes Buch zu liefern.

Dr. R. Schreiber, Der Elbogener Kreis und seine Enklaven nach dem Dreißigjährigen Kriege. 1. Band der Untersuchungen zu den Bevölkerungsverhältnissen Böhmens in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Mit 4 Karten. Verlag der Deutschen Gesellschaft der Wissenschaften und Künste für die Tschechoslowakische Republik. Vertrieb: Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus in Reichenberg. 1935. XIV und 306 S.

Erst wenige Monate sind vergangen seit Erscheinen des 1. Bandes der von W. Bofsch geleiteten Schriftenreihe „Sudetendeutsches Historisches Archiv“, in dem R. Schreiber das Elbogener Urtat der Grafen Schlick von 1525 behandelt hatte, und schon liegt der 2. Band derselben Reihe mit einer ebenso gründlichen und gewissenhaften wissenschaftlichen Arbeit desselben Verfassers vor. Er behandelt zunächst seine Quellen (Untertanenverzeichnisse, Steuerrollen) und ihre methodische Auswertung, schildert dann die Landschaft in ihrer natürlichen Gegebenheit und ihrer geschichtlichen Entwicklung, ferner die Bevölkerungsverhältnisse nach 1650 — hier faßt er auf S. 125ff. die Ergebnisse seiner Untersuchung „Vornamen als Quellen volkstümlicher Forschung“ in unserer Zeitschrift (Jahrgang 1932, S. 142ff.) zusammen — und bespricht endlich die Wirtschaft nach 1650. Diesem darstellenden Teil sind im Anhang 18 genau nach der Urchrift abgedruckte Urkunden, ferner 22 Tabellen, 4 Karten und Namen- und Sachverzeichnisse beigegeben.

F. Blöchl, Von alten Steinkreuzen und Kreuzsteinen. Pilsen 1935. 20 S.

Das im Selbstverlag des Verfassers erschienene Heft vereinigt einen zum Teil schon in der Zeitschrift „Der Pilsner Kreis“ und ihren Nachfolgerinnen in Einzelbeiträgen veröffentlichten Stoff.

Dr. J. Graefe, Zur Trachtenkunde der Donauschwaben in Ungarn und den Nachfolgestaaten. Eine vergleichende Studie. 9. Band der Studien zur Völkertunde, hg. von D. Reche und G. Plischke. Verlag der Werkgemeinschaft Leipzig, 1935. 88 S.

Nach einer erdkundlichen und geschichtlichen Einführung wird die Tracht der Deutschen von der Ansiedlungszeit bis zur Gegenwart verfolgt, überdies aber auch die Tracht der Magyaren, Serben, Rumänen und kleineren Völkern behandelt. Es wird gezeigt, wie die deutsche Männertracht sich aus klimatischen, politi-

schen und modern zivilisatorischen Gründen der magyarischen Kleidung angepaßt hat, während die Frauen bis heute ihre eigene Tracht bewahrt haben. Der Arbeit sind 5 Bilder und eine Karte beigegeben.

E. Schneeweis, Grundriß des Volksglaubens und Volksbrauchs der Serbokroaten. Illi (Hermagor-Verlag) 1935. 267 S. mit 15 Abb. Preis geb. 124 Dinar. Für die Tschechoslowakei im Selbstverlag des Verfassers, Prag I. Dvorný trh 7.

In diesem Buch gibt der erfahrene Kenner der serbischen Volksbräuche, der bereits Arbeiten über die Weihnachts-, Hochzeits- und Totenbräuche der Serben veröffentlicht hat, eine gute Zusammenfassung des ganzen Stoffes.

Sing mit! Liederheft Nr. 1 des Sängerbundes der Sudetendeutschen. Ein- und mehrstimmige Scharlieder für offene Singstunden und Volksliederabende. 1935. Selbstverlag des Vereines, Ruffig, Leptízer Straße 12.

Das von Dr. R. Paul (Karlsbad) besorgte Heft bietet unter 32 Liedern etwa 12 schöne Volkslieder aus dem deutschen Gebiet der Tschechoslowakei. Das Lied Nr. 27 (Mein Häußl) ist 1822 von J. F. Castelli verfaßt worden. Bei den mundartlichen Liedern könnte in den weiteren Heften die deutsche Übertragung in Lateindruck wohl unterbleiben, zumal hierbei leicht Fehler vorkommen können. Bei dem Liede „Aj d' Wurda“, über dessen Verfasser im vorliegenden Heft unserer Zeitschrift berichtet wird, muß die Übertragung lauten „Auf die Moldau“ und im letzten Vers muß es heißen „eine“ (nicht „die“) Truhe.

H. Waplik, Erdmut. Eine wunderbare Kindheit. Verlag G. Schaffstein, Köln 1935. 144 S. Preis in Halbleinen 2 Mark 80.

Das mit trefflich gelungenen 28 Federzeichnungen und einem herrlichen Einbandbild von Prof. Fritz Voehr geschmückte Buch ist eine seltene und einzigartige Gabe für die Freunde des Böhmerwalddichters. Waplik hat hier die Jugenderinnerungen seiner in Muggau (im Buche Schwarzengried) bei Hörtz aufgewachsenen Frau in das Reich der Dichtung erhoben. Und so ist ein Kinderbuch von edler Wahrheit, keuscher Reinheit und märchenhafter Schönheit erwachsen, das kaum feinegleichen hat. Es ist das schönste Denkmal, das je ein deutscher Dichter seiner Frau errichtet hat.

E. Lehmann, Der Lehmann des Herrn. Ein Band Gedichte. Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus, Reichenberg 1935. 80 S. Preis kartoniert 15 Ks.

Die hier vereinigten, zum Teil schon früher veröffentlichten Gedichte zeigen einerseits eine bunte Mannigfaltigkeit, vor allem darin, daß sich der Einfluß des einfachen Volksliedes ebenso stark äußert wie etwa Hölderlins, andererseits aber bilden sie eine feste Einheit durch die geistig-seelische Haltung und treudeutsche Gesinnung des Dichters.

R. Slawitschel, Von Zwergen und Zauberern, Prinzessinnen, Hexen und klugen Tieren. Verlagsanstalt J. Steinbrenner, Winterberg 1935. 87 S.

Das von E. Kauer mit lustigen farbigen Bildern ausgestattete Buch bietet zehn Märchen, die dem kindlichen Auffassungsvermögen sachlich und sprachlich gut angepaßt sind und der sudetendeutschen Kinderwelt deshalb besonders nahe liegen, weil bei den meisten die sudetendeutsche Landschaft (Böhmerwald, Egerland, Elbetal, Riesengebirge) den Hintergrund bildet.

R. Hohbaum, Die Flucht in den Krieg. Volksdeutsche Reihe Nr. 2. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drachowitz 1935. 63 S. Preis geb. 8 Ks 50.

Die meisterhaft geschriebene Erzählung führt uns in das bunte und gefährliche Treiben der Wiener Kongreßzeit. Im Mittelpunkt steht der preussische Leutnant von Rochlitz. Neben ihm aber stehen die scharf gezeichneten Gestalten Wilhelm von Humboldts, Metternichs, Talleyrands u. a., besonders aber des Freiherrn von Stein und Beethovens.

J. Ponten, Auszug nach Wiefenbellmann. Volksdeutsche Reihe Nr. 3. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1935. 62 S. Preis geb. 8 Ks 50.

Ponten hat 1925 die Wolgadeutschen besucht und seine Eindrücke in der Romanreihe „Volk auf dem Wege“ verarbeitet, von der bereits zwei Bände (Im Wolgaland und Die Väter zogen aus) erschienen sind. Ponten ist ein feiner Beobachter, der gern seine landschaftlichen und naturwissenschaftlichen Kenntnisse in der Dichtung verwendet. Und so gelingt ihm auch die in dem Ausschnitt „Auszug nach Wiefenbellmann“ versuchte Darstellung eines mörderischen Schneesturmes in vollendeter Weise.

R. S. Ball, Die Jomsburgwifinger. Der Geschichte und den alten Sagen nach erzählt. Volksdeutsche Reihe Nr. 4. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1936. 62 S. Preis geb. 8 Ks 50.

Die zuweilen in einen allzu prosaischen Bericht verfallende Geschichte erzählt von dem Leben und dem Ende der kampflustigen Wifinger, die sich auf Jomsburg an der Odermündung zu einem Männerbund zusammengeschlossen hatten und bei dem Versuch, Norwegen zu erobern, unterlagen.

Deutsches Leben 1936. Ein Jahrbuch, zusammengestellt von E. Frank. Adam Kraft-Verlag, Karlsbad-Drahowitz 1935. 120 S. Preis geb. 9 Ks 50.

Das geschmackvoll ausgestattete Jahrbuch bringt eine Reihe hübscher Beiträge, darunter auch eine wertvolle Lebensbeschreibung „Bruno Brehm über sich selbst“.

Der Große Duden. I. Rechtschreibung. II. Stilwörterbuch. III. Grammatik. IV. Bildwörterbuch. Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig 1934—1935. 670, 694, 420 und 796 S. Preis eines jeden Bandes in Ganzleinen 4 Mark.

Diese vier von Dr. Otto Basler bearbeiteten und herausgegebenen Bände gehören auf jeden Schreibtisch. Sie sind unschätzbare Nachschlagewerke, weil sie auf jede Frage sprachlicher und stilistischer Art die richtige und genaue Antwort geben. Die Preise sind erstaunlich niedrig, was besonders beim IV. Band auffällt, der 342 Tafeln in Strichätzung und 6 Farbentafeln enthält. Dieses Bildwörterbuch ist namentlich Nichtdeutschen zu empfehlen, die sich eine gründliche Kenntnis der deutschen Sprache und ihres Wortschatzes aneignen wollen.

Mitteilungen des Heimatmuseums Rukus a. G., 2. Folge 1934/35. Geleitet von A. Slaboch, Verlag des Museums. Rukus 1935. 48 S.

Das Heft enthält unter anderem die Beiträge: R. Rudisch, 50 Jahre Volkszählung in den deutschen Gemeinden des politischen Bezirkes Königinhof a. G.; F. Raiper, Dörfer mit deutsch-tschechischen Doppelnamen im politischen Bezirk Königinhof; E. Widenisch, Die „Pesthäule“ bei Stadlitz und Ländliches Bauen in Vergangenheit und Gegenwart, Dr. Glaberer, Eine Verwünschung (ein Fall von Schandzauber, der sich im November 1934 zutrug).

Anselm Schott, Das vollständige Römische Messbuch. 4. Auflage. 16^o, XVIII und 1486 S. Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br. 1934. Preis in Seinen 5 Mark 40.

Wer Volkskunde wissenschaftlich betreibt, darf an dem Römischen Missale nicht achtlos vorbeigehen. Das beweist allein schon ein Blick in die trefflichen Einführungen und Erklärungen, mit denen Mönche der Erzabtei Beuron diese Ausgabe des Schott'schen Messbuches versehen haben. Auch rein buchtechnisch betrachtet, haben wir ein Kunstwerk vor uns. Hoher (Prag).

Józef Gajek, Rogut u wierzniach ludowich. Verlag des Towarzystwa naukowe, Lemberg 1934, 172 S. Preis 6 Zl

Eine sehr gründliche Studie über den Hahn im Brauchtum der morgen- und abendländischen Völker in Vergangenheit und Gegenwart. Gajel hat das Material mit erbaulichem Fleiße zusammengetragen und gut verarbeitet. Auf S. 97 ist auch die Sudetendeutsche Zeitschrift für Volkskunde angeführt. (Jg. IV, Meyer, Der Hahn als Sinnbild). D. F. B. (Claritz.)

* * *

Zeitschrift für Volkskunde (Berlin). — In dem im November d. J. ausgegebenen 1. Heft des 44. (N. F. 6.) Bandes (1934) veröffentlicht A. Wesselsfr eine Untersuchung über „Humanismus und Volksstum“. Das zu gleicher Zeit erschienene 2. Heft desselben Jahrgangs ist dem verdienten Volksforscher Dr. D. Schumann in Altona zum 70. Geburtstag gewidmet.

Das deutsche Volkslied (Wien). — Das Oktoberheft bringt eine Abhandlung von R. Diebltner über das Lied „Andreas Hofers Abschied vom Leben“ und eine Reihe altertümlicher Volkslieder aus der deutschen Siedlung Bejzprém-kassa im südlichen Batonyerwalde in Ungarn.

Musik und Volk (Berlin). — Im 6. Heft des 2. Jahrgangs (August/September) und 1. Heft des 3. Jahrgangs (Oktober/November) gibt der Schriftleiter der Zeitschrift Guido Waldmann eine gelungene Übersicht über das Volkslied der Auslandsdeutschen, das er treffend zu kennzeichnen versteht.

Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde (Leipzig). — Mit Freude ist eine Einführung zu begrüßen, die unser Landsmann Bruno Schier im Dezemberheft 1935 anzeigt und begründet. Die Zeitschrift wird von nun an „Böhmische Studien“ veröffentlichen, „welche die volkstündlichen Gemeinsamkeiten beider Länder erforschen und sich bemühen werden, die binnendeutsche Problemfülle mit grenzdeutschem Anschauungsreichtum zu durchtränken und so der volkstündlichen Arbeit jene Weite und Tiefe zu verleihen, die ihres großen Gegenstandes würdig ist.“ Das gleiche Heft enthält eine eingehende Untersuchung von Schier über die Sage vom Schrädel und Wasserbären, die die Engiebigkeit der geographischen Methode anschaulich erkennen läßt. Zu dem Sagenstoff, der auch im Böhmerwald verbreitet ist, bringen meine „Deutschen Sagen aus der OSK.“ und die „Volksagen aus dem Gesenke“ von J. Illrich weitere Belege.

Deutsche Volkskunde

mit besonderer Berücksichtigung der Sudetendeutschen

Von Dr. Gustav Jungbauer

Dieses Buch erscheint in der Sammlung der Handbücher für die deutschen Schulen in der Tschechoslowakei als 1. Band der III. Abteilung (Wissenschaftliche Handbücher für den Lehrer) zu Beginn 1936.

+

Zur Beachtung!

Erlagscheine liegen jenen Heften bei, deren Empfänger für das laufende Jahr — zum Teil auch für frühere Jahre — keine Bezugsgebühr entrichtet haben.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Gustav Jungbauer, Prag XII., Džbovo nám. 28.
Druck von Heinr. Merx Sohn in Prag. — Zeitungsmarken bewilligt durch die Post- und Telegraphendirektion in Prag, Erlaß Nr. 1808/VII/1928
Aufgabepostamt: Prag 25.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO
LIBRARY

FLM



3 0000 096 193 804

PERIODICAL

THIS BOOK DOES NOT
CIRCULATE

